AUTHOR:

FRUCHT, FRAU ELSE

TITLE:

GOETHES VERMACHTNIS

PLACE:

MUNCHEN UND LEIPZIG

DATE:

[c1913]-1914

Master Negative #

92-80656-7

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

Frucht, Frau Else, 1862-

Goethes vermächtnis, von Else Frucht ...
München und Leipzig, Delphinverlag [c1913]-1914.

2 v. illus., plates. 20½cm. M. 4

1. Goethe, Johann Wolfgang von, 1749-1832. Faust. I. Title.

Library of Congress PT1928.F7 13-19026

Copyright A—Foreign 8069

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

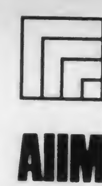
FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 10X

IMAGE PLACEMENT: IA IIA IB IIB

DATE FILMED: 8-26-93 INITIALS CG

FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

VOLUME 1

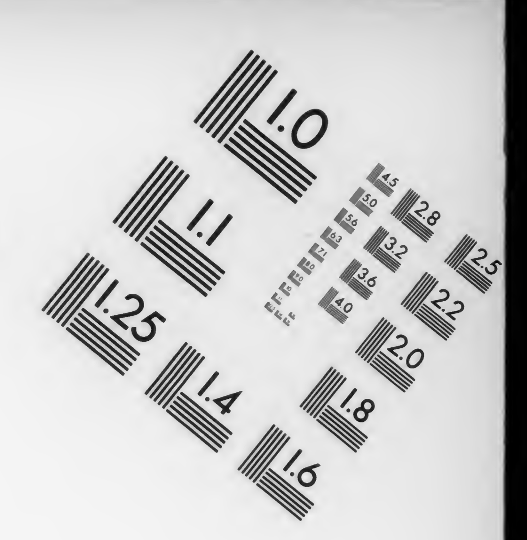


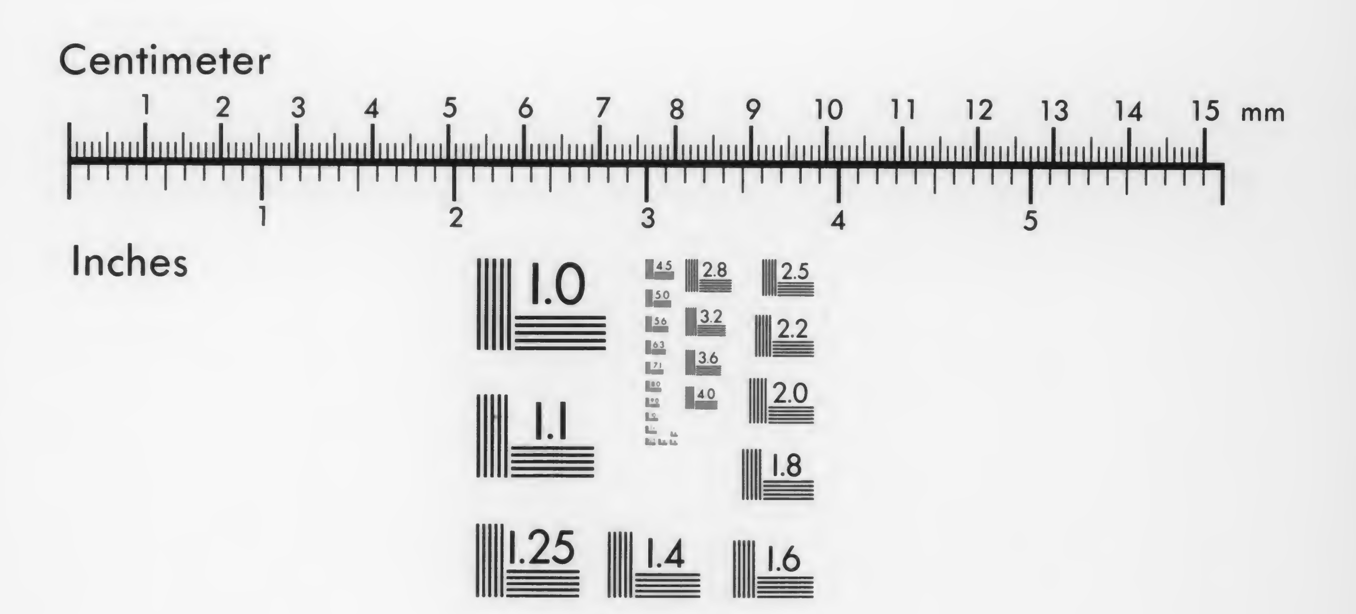
AIIM

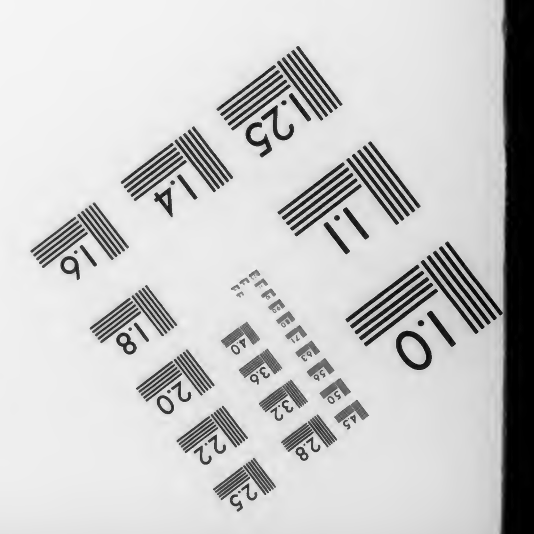
Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

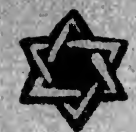
301/587-8202



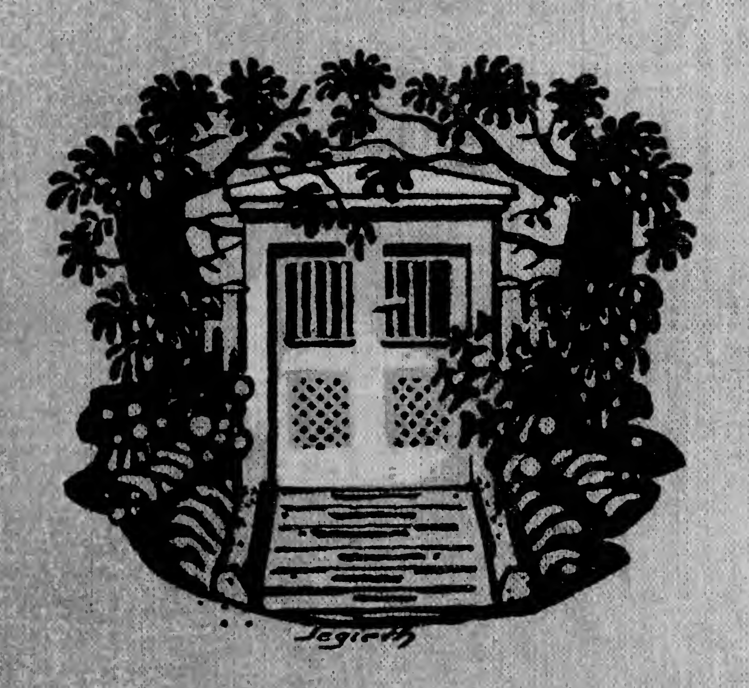


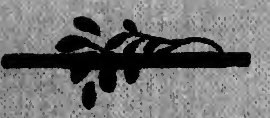


MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.



GOETHES VERMÄCHTNIS

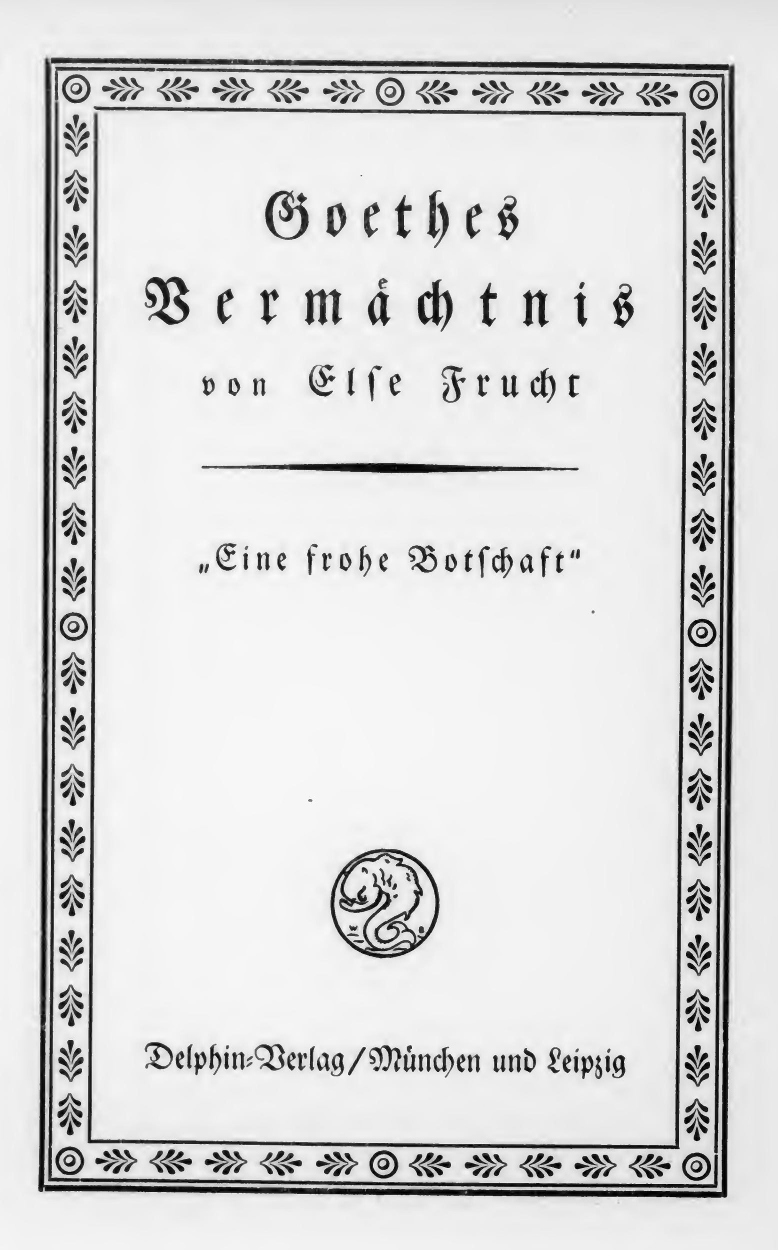




Goethes Vermächtnis



„Euch, o Grazien, legt die wenigen Blätter ein Dichter
Auf den reinen Altar, Knospen der Rose dazu.
Und er thut es getrost. Der Künstler freut sich seiner Werkstatt, wenn sie um ihn immer ein Pantheon scheint.“



Goethes Vermächtnis

von Else Frucht

„Eine frohe Botschaft“

Delphin-Verlag / München und Leipzig

Des Werkes erster Teil

Den Umschlag zeichnete Paul Segieth in München

Gedichte sind gemahlte Fensterscheiben!
„Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
Da ist alles dunkel und düster,
Und so sieht's auch der Herr Philister.
Der mag denn wohl verdrießlich sein
Und lebenslang verdrießlich bleiben.
Kommt aber nur einmal herein!
Begrüßt die heilige Capelle!
Da ist's auf einmal farbig helle:
Geschicht' und Zierrath glänzt in Schnelle,
Bedeutend wirkt ein edler Schein.
Dies wird euch Kindern Gottes taugen,
Erbaut euch und ergetzt die Augen!"

Vorwort

Angesichts der schon so umfangreichen Goethe-Literatur mag es gewagt erscheinen, wenn auch eine Frau das viel beackerte Feld betritt, noch dazu mit einem Werke, das einen so stolzen und vielverheißenden Titel führt. Und doch konnte ich keinen anderen wählen; und wie auch der einzelne ihn auffassen mag, er wird gerechtfertigt erscheinen. Schon an dieser Stelle ein mehreres darüber verlauten zu lassen, verbietet mir indes der lebhafte Wunsch, den Leser von vornherein alles, was ich erlebte, auch erleben zu lassen und zwar an der Hand des Dichters. So verweise ich auf die „Einführung", als auf einen Versuch, durch eine gedrängte Zusammenstellung Goethescher Äußerungen über seinen „Faust" zu bewirken, was den einzelnen nicht glückte.

Goethe sagte einmal zu Eckermann, als sie über die „Kabiren" sprachen, er habe immer gefunden, „daß es gut sei, etwas zu wissen". Den Schein eines so umfassenden Wissens, wie der „Faust" es erfordert, muß ich von vornherein ablehnen, doch möchte ich an das Gedicht aus dem „Divan" erinnern:

„Märkte reizten dich zum Kauf;
Doch das Wissen blähet auf.
Wer im Stillen um sich schaut,
Lernet, wie die Lieb' erbaut.
Bist du Tag und Nacht beflissen,
Viel zu hören, viel zu wissen;
Horch' an einer andern Thüre,
Wie zu wissen sich gebühre."

Und zwei von des Meisters mit so außerordentlicher Liebe gezeichnete Frauengestalten sind es, die diesen nicht miß-

zuverstehenden Wink wiederholen. Iphigenie sagt: „Ich untersuche nicht, ich fühle nur," und wie ein Vorwurf klingt es aus dem Munde der Prinzessin im „Tasso" uns entgegen: „Ach, daß wir doch dem reinen, stillen Wink des Herzens nachzugehn so sehr verlernen!" „Die größte Tiefe des Denkens hat auch die größte Entwicklung des Gefühls neben sich."

Verrät sich in diesen Worten das Genie, das sich tief innerlich als ganzer Mensch empfindet, da die Natur in ihm glücklich vereint, was meist nur getrennt zur Erscheinung kommt, so hat der „Dichter" sich noch deutlicher ausgesprochen: „Denn was den Dichter ausmacht, ist eben das von einer Empfindung überströmende Herz." Ist es da nicht eine psychologische Notwendigkeit, daß an der Erforschung des Fausträtsels auch wir Frauen uns beteiligen, die wir mit dem tieferen Gefühl begnadigt wurden und damit die schönste Ergänzung empfingen zu des Mannes stärkerem Verstand? Der gelehrte Wagner, der von sich selber sagt: „Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen," erfährt aus Dichtermund die Abfertigung: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen." Dem Wink des Herzens nachzugehen verstattet die Welt aber heute ebensowenig, wie zu des Meisters Tagen, so habe auch ich mit dem von Goethe so gehaßten Skeptizismus zu rechnen. Doch an Beweisen ist kein Mangel, im Gegenteil, die überreiche Fülle derselben, die der Dichter, den Kampf voraussehend, hinterließ, bringt mich fast in Verlegenheit, und ich glaube mich für ein eventuelles Zuviel nicht besser entschuldigen zu können, als mit den Worten aus dem „Divan":

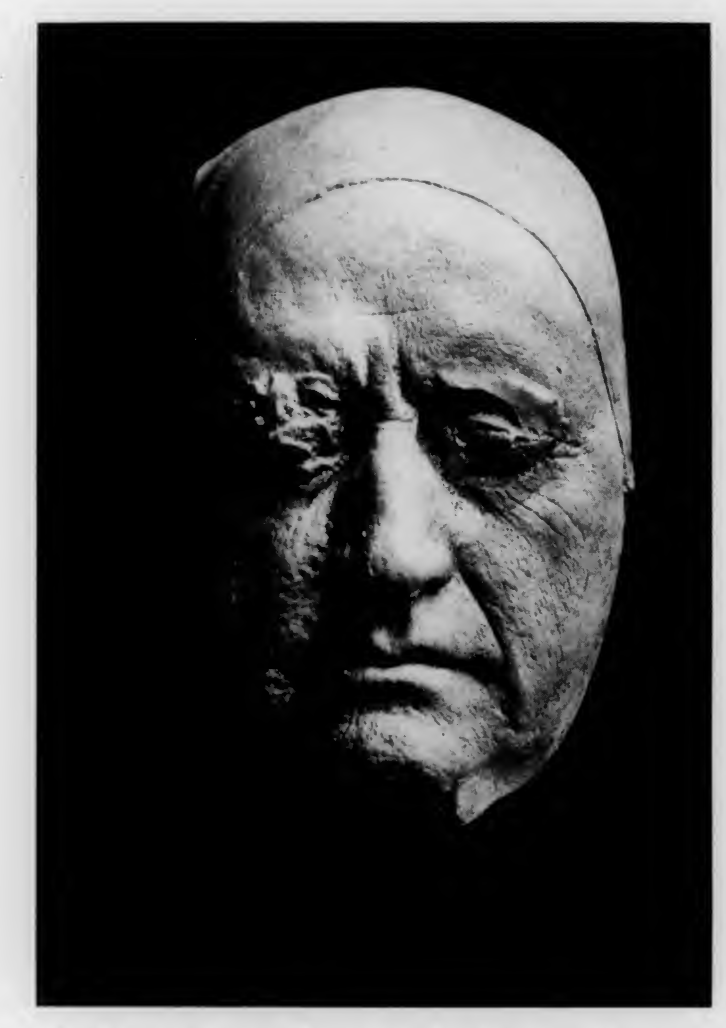
„Wolltet ihr ihm dieß beneiden,
Oder etwa gar verleiden;
Wisset nur, daß Dichterworte
Um des Paradieses Pforte

Immer leise klopfend schweben,
Sich erbittend ew'ges Leben."

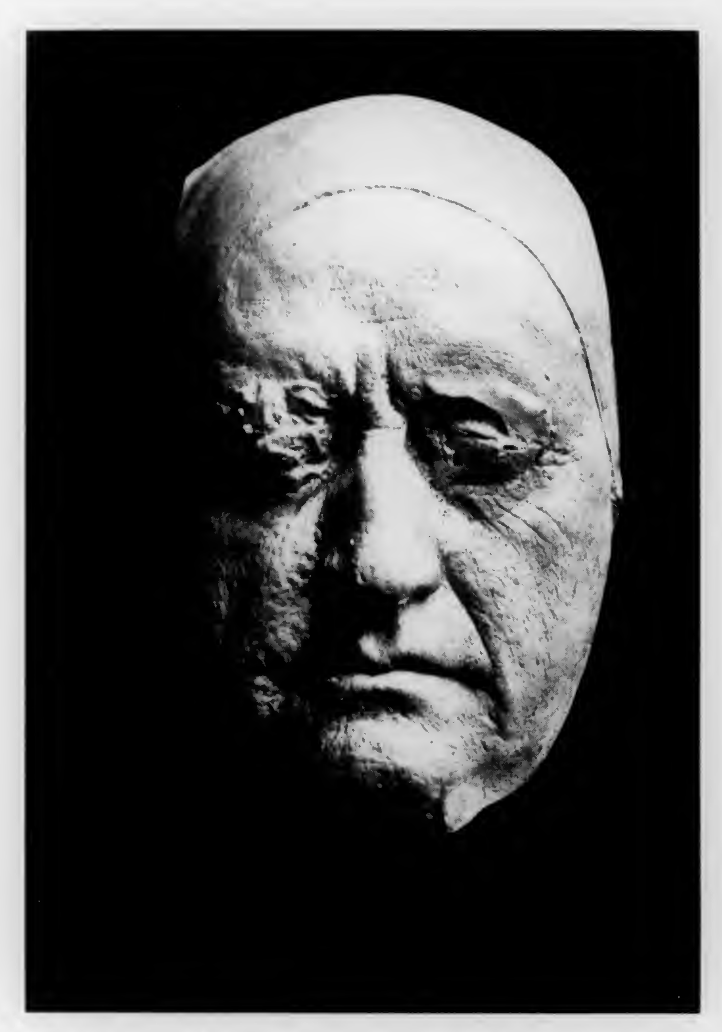
Dankbar gedenke ich in dieser Stunde, die die Erfüllung jahrelanger Hoffnungen verheißt, all derer, die durch reiche Forschungsarbeit mir den Weg bereits geebnet, sowie vielen Ungenannten, deren fördernde und ermunternde Teilnahme mich beglückte. Mein besonderer Dank sei hiermit der Hamburger Stadtbibliothek ausgesprochen, daß sie mit immer gleicher Bereitwilligkeit mich unterstützte. Ein Literaturverzeichnis konnte ich nicht geben. Es wäre unvollständig geworden, da ich anfangs arbeitete, ohne dabei an die Öffentlichkeit zu denken und also keine Notizen machte.

Wenn Goethe an Schiller schrieb: „Ich werde sorgen, daß die Theile anmuthig und unterhaltend sind und etwas denken lassen," so konnte er sich offenbar dem unerschöpflichen Stoff gegenüber nicht anders helfen. Rhapsodischen Charakter mußte ich daher auch meinem Werke geben, und wenn ich ein Bruchteil von dem, was ich nach Frauenart erlauscht „an einer andern Thüre", mit diesem Buche dem deutschen Volke überreiche, versprechend, mehr folgen zu lassen, sowie es die Hände danach ausstreckt, so tue ich es „mit Gruß getrost: Glück auf! Glück auf!" denn ich meine, es ist „an der Zeit".

Ahrensburg, Ostern 1913 — Else Frucht



Gesichtsmaske von Goethe von Joh. Gottfr. Schadow
aufgenommen am 10. Februar 1816



Gesichtsmaske von Goethe von Joh. Gottfr. Schadow
aufgenommen am 10. Februar 1816

Einführung

Auffallende und geheimnisvolle Äußerungen Goethes über seinen „Faust“ aus seinen Briefen, Tagebüchern und Gesprächen

„Wir quälen uns immerfort
In des Irrthums Banden,
Wie manches verständliche Wort
Habt ihr mißverstanden.“

Für die folgende Zusammenstellung gelegentlicher Äußerungen Goethes über seinen „Faust“ sind mir schon vor dem Druck einige Leser dankbar gewesen, da ihnen dadurch manches Unbekannte zu Gesicht kam; ich aber konnte zugleich den Wunsch, der mich dabei geleitet, sich erfüllen sehen, indem durch des Meisters eigne Worte im Leser wirklich eine Ahnung lebendig wurde von dem Zweck und Ziel meiner Forschung. Ich schicke diese wichtigen Stellen, die ich dem vierten Band von Hans Gerhard Gräfs Werk „Goethe über seine eigenen Dichtungen“ entnehme, meinen Betrachtungen voraus, um hin und wieder darauf zurückgreifen zu können, ohne immer das ganze Zitat dem Text einzufügen. Da sich aus früheren Jahren nur wenig Äußerungen Goethes über seinen „Faust“ nachweisen lassen, beginne ich mit dem Aufenthalt des Dichters in Rom.

Italienische Reise. An Karl August: Rom, 8. Dezember 1787:

„An ‚Faust‘ gehe ich ganz zuletzt, wenn ich alles Andre hinter mir habe. Um das Stück zu vollenden, werde ich mich sonderbar zusammen nehmen müssen. Ich muß einen magischen Kreis um mich ziehen, wozu mir das günstige Glück eine eigene Stätte bereiten möge.“

Italienische Reise: Rom, 1. März 1788:

„— — Zuerst ward der Plan zu „Faust“ gemacht, und ich hoffe, diese Operation soll mir geglückt sein. Natürlich ist es ein ander Ding, das Stück jetzt oder vor funfzehn Jahren ausschreiben; ich denke, es soll nichts dabei verlieren, besonders da ich jetzt glaube, den Faden wieder gefunden zu haben. Auch was den Ton des Ganzen betrifft, bin ich getröstet;

ich habe schon eine neue Scene ausgeführt, und wenn ich das Papier räuchere, so dächt' ich, sollte sie mir Niemand aus den alten herausfinden."

An Karl August: Weimar, 5. November 1789.

„Ich bin wohl und fleißig gewesen. ‚Faust' ist fragmentirt, das heißt, in seiner Art für diesmal abgethan. Mittelsdorf (Registrator) schreibt ihn ab. Ein wunderlicher Concept ist ihm wohl nie vorgelegt worden. Es ist recht eigen, alle diese Tollheiten von eben der Hand zu sehen, welche uns sonst nur: ‚Veste, liebe getreue' vorzulegen gewohnt ist. —"

An Schiller: 2. Dezember 1794.

„Von ‚Faust' kann ich jetzt nichts mittheilen, ich wage nicht, das Packet aufzuschnüren, das ihn gefangen hält. Ich könnte nicht abschreiben ohne auszuarbeiten, und dazu fühle ich mir keinen Muth. Kann mich künftig etwas dazu vermögen, so ist es gewiß Ihre Theilnahme."

An Schiller: 17. August 1795.

„Mit diesem letzten (Faust) geht mir's, wie mit einem Pulver, das sich aus seiner Auflösung nun einmal niedergesetzt hat; so lange Sie dran rütteln, scheint es sich wieder zu vereinigen, sobald ich wieder für mich bin, setzt es sich nach und nach zu Boden."

An Schiller: 22. Juni 1797.

„Da es höchst nöthig ist, daß ich mir, in meinem jetzigen unruhigen Zustande etwas zu thun gebe, so habe ich mich entschlossen, an meinen „Faust" zu gehen und ihn, wo nicht zu vollenden, doch wenigstens um ein gutes Theil weiter zu bringen, indem ich das, was gedruckt ist, wieder auflöse und mit dem, was schon fertig oder erfunden ist, in große Massen disponire, und so die Ausführung des Plans, der eigentlich nur eine Idee ist, näher vorbereite. Nun habe ich eben diese Idee und deren Darstellung wieder vorgenommen und bin mit mir selbst ziemlich einig. Nun wünschte ich aber,

daß Sie die Güte hätten, die Sache einmal in schlafloser Nacht durchzudenken, mir die Forderungen, die Sie an das Ganze machen würden, vorzulegen und so mir meine eigenen Träume, als ein wahrer Prophet, zu erzählen und zu deuten. Da die verschiedenen Theile dieses Gedichts, in Absicht auf die Stimmung verschieden behandelt werden können, wenn sie sich nur dem Geist und Ton des Ganzen subordiniren, da übrigens die ganze Arbeit subjektiv ist, so kann ich in einzelnen Momenten daran arbeiten, und so bin ich auch jetzt etwas zu leisten im Stande. Unser Balladenstudium hat mich wieder auf diesen Dunst- und Nebelweg gebracht, und die Umstände rathen mir, in mehr als in Einem Sinne, eine Zeit lang darauf herum zu irren. —"

Schillers Antwort: 23. Juni 1797.

„Ihre Aufforderung an mich, Ihnen meine Erwartungen und Desideria mitzutheilen, ist nicht leicht zu erfüllen; aber soviel ich kann, will ich Ihren Faden aufzufinden suchen, und wenn auch das nicht geht, so will ich mir einbilden, als ob ich die Fragmente von ‚Faust' zufällig fände und solche auszuführen hätte. So viel bemerke ich hier nur, daß der ‚Faust', das Stück nämlich, bei aller seiner dichterischen Individualität die Foderung an eine symbolische Bedeutsamkeit nicht ganz von sich weisen kann, wie auch wahrscheinlich Ihre eigene Idee ist. Die Duplicität der menschlichen Natur und das verunglückte Bestreben, das Göttliche und Physische im Menschen zu vereinigen, verliert man nicht aus den Augen, und weil die Fabel ins Grelle und Formlose geht und gehen muß, so will man nicht bei dem Gegenstand stille stehen, sondern von ihm zu Ideen geleitet werden. Kurz, die Anfoderungen an den ‚Faust' sind zugleich philosophisch und poetisch, und Sie mögen sich wenden, wie Sie wollen, so wird Ihnen die Natur des Gegenstandes eine philosophische Behandlung auflegen, und die Ein-

bildungskraft wird sich zum Dienst einer Vernunftidee bequemen müssen. Aber ich sage Ihnen damit schwerlich etwas Neues, denn Sie haben diese Foderung in dem, was bereits da ist, schon in hohem Grade zu befriedigen angefangen."

Tagebuch: 23. Juni 1797.

„Ausführlicheres Schema zum Faust."

Dies ist bis jetzt nicht bekannt. Ebenso ist leider ein Brief Schillers an Humboldt vom 6. Juli 1795, in dem er diesem von Goethes Plan zum „Faust" erzählt, verloren gegangen. Humboldts Antwort vom 17. Juli: „Für die ausführliche Nachricht von Goethens ‚Faust' meinen herzlichen Dank. Der Plan ist ungeheuer, schade nur, daß er ebendarum wohl nur Plan bleiben wird."

An Schiller: 24. Juni 1797.

„Wir werden wohl in der Ansicht dieses Werkes (Faust) nicht variiren, doch giebt's gleich einen ganz andern Muth zur Arbeit, wenn man seine Gedanken und Vorsätze auch von außen bezeichnet sieht, und Ihre Theilnahme ist in mehr als Einem Sinne fruchtbar. Daß ich jetzt dieses Werk angegriffen habe, ist eigentlich eine Klugheitssache, denn da ich bei Meyers Gesundheitsumständen noch immer erwarten muß einen nordischen Winter zuzubringen, so mag ich, durch Unmuth über fehlgeschlagene Hoffnung, weder mir noch meinen Freunden lästig sein und bereite mir einen Rückzug in diese Symbol-, Ideen- und Nebelwelt mit Lust und Liebe vor." —

Schillers Antwort: 26. Juni 1797.

„Den ‚Faust' habe ich nun wieder gelesen und mir schwindelt ordentlich vor der Auflösung. Dieses ist indeß sehr natürlich, denn die Sache beruht auf einer Anschauung, und so lang man die nicht hat, muß ein selbst nicht so reicher Stoff den Verstand in Verlegenheit setzen. Was mich daran ängstigt, ist, daß mir der ‚Faust' seiner Anlage nach auch eine Totalität der Materie nach zu erfordern scheint,

wenn am Ende die Idee ausgeführt erscheinen soll, und für eine so hoch aufquellende Masse finde ich keinen poetischen Reif, der sie zusammenhält. Nun, Sie werden sich schon zu helfen wissen. — — — In Rücksicht auf die Behandlung finde ich die große Schwierigkeit, zwischen dem Spaß und dem Ernst glücklich durchzukommen; Verstand und Vernunft scheinen mir in diesem Stoff auf Tod und Leben miteinander zu ringen. Bei der jetzigen fragmentarischen Gestalt des ‚Faust' fühlt man dieses sehr, aber man verweist die Erwartung auf das entwickelte Ganze. Der Teufel behält durch seinen Realism vor dem Verstand, und der Faust vor dem Herzen Recht. Zuweilen aber scheinen sie ihre Rollen zu tauschen, und der Teufel nimmt die Vernunft gegen den Faust in Schutz. Eine Schwierigkeit finde ich auch darin, daß der Teufel durch seinen Charakter, der realistisch ist, seine Existenz, die idealistisch ist, aufhebt. Die Vernunft nur kann ihn glauben, und der Verstand nur kann ihn so, wie er da ist, gelten lassen und begreifen. Ich bin überhaupt sehr erwartend, wie die Volksfabel sich dem philosophischen Theil des Ganzen anschmiegen wird."

An Schiller: 27. Juni 1797.

„Ihre Bemerkungen zu ‚Faust' waren mir sehr erfreulich. Sie treffen, wie es natürlich war, mit meinen Vorsätzen und Plänen recht gut zusammen, nur daß ich mir's bei dieser barbarischen Composition bequemer mache und die höchsten Forderungen mehr zu berühren als zu erfüllen denke. So werden wohl Verstand und Vernunft, wie zwei Klopffechter sich grimmig herumschlagen, um Abends zusammen freundschaftlich auszuruhen. Ich werde sorgen, daß die Theile anmutig und unterhaltend sind und etwas denken lassen, bei dem Ganzen, das immer ein Fragment bleiben wird, mag mir die neue Theorie des epischen Gedichts zu Statten kommen."

An Karl August: 29. Juni 1797.

„Die Ungewißheit, in der ich gegenwärtig vor meiner Abreise schwebe, ist ein peinlicher Zustand, ich habe manches zu ordnen und einzurichten, dabei ich, um die übrigen Stunden zu nutzen, den wunderlichen Entschluß gefaßt habe, meinen ‚Faust‘ wieder vor zunehmen, eine Arbeit, die sich zu einer verworrenen Stimmung recht gut paßt.“

An Schiller: 1. Juli 1797.

„Meinen ‚Faust‘ habe ich, in Absicht auf Schema und Übersicht, in der Geschwindigkeit recht vorgeschoben, doch hat die deutliche Baukunst die Luftphantome bald wieder verscheucht. Es käme jetzt nur auf einen ruhigen Monat an, so sollte das Werk zu männiglicher Verwunderung und Entsetzen, wie eine große Schwammfamilie aus der Erde wachsen. Sollte aus meiner Reise nichts werden, so habe ich auf diese Possen mein einziges Vertrauen gesetzt. Ich lasse jetzt das Gedruckte wieder abschreiben und zwar in seine Theile getrennt, da dann das Neue desto besser mit dem Alten zusammen wachsen kann.“

An Schiller: 5. Juli 1797.

„‚Faust‘ ist die Zeit zurück gelegt worden, die nordischen Phantome sind durch die südlichen Reminiscenzen auf einige Zeit zurückgedrängt worden, doch habe ich das Ganze als Schema und Übersicht sehr umständlich durchgeführt.“ (Nicht vorhanden!)

An Schiller: 6. Dezember 1797.

— — „ich werde wohl zunächst an meinen ‚Faust‘ gehen, theils um diesen Tragelaphen los zu werden, theils um mich zu einer höheren und reinern Stimmung, vielleicht zum ‚Tell‘ vorzubereiten.“

An Schiller: 20. Dezember 1797.

„‚Oberons goldne Hochzeit‘ haben Sie mit gutem Bedachte weggelassen, sie ist die Zeit über nur um das Doppelte an

Versen gewachsen, und ich sollte meinen, im ‚Faust‘ müßte sie am besten ihren Platz finden.“

An Schiller: 11. April 1798.

„Damit mir die nächsten vier Wochen, die ich doch hier zubringen werde, nicht ungenutzt verstreichen, habe ich gleich den ‚Faust‘ vorgenommen und finde Ihre Bemerkung richtig: daß die Stimmung des Frühlings lyrisch ist, welches mir bei dem rhapsodischen Drama sehr zu Gute kommt.“

An Schillers Frau: 21. April 1798.

„‚Faust‘ hat diese Tage immer zugenommen; so wenig es ist, bleibt es eine gute Vorbereitung und Vorbedeutung. Was mich so lange Jahre abgehalten hat, wieder daran zu gehen, war die Schwierigkeit, den alten geronnenen Stoff wieder ins Schmelzen zu bringen. Ich habe nun auf Cellini'sche Weise ein Schock zinnerne Teller und eine Portion hartes trocknes Holz dran gewendet und hoffe nun, das Werk gehörig im Fluß zu erhalten.“

An Schiller: 28. April 1798.

„Ebenso will ich meinen „Faust“ auch fertig machen, der seiner nordischen Natur nach ein ungeheures nordisches Publikum finden muß. Freund Meyer wird es auch für keinen Raub achten, zu dieser barbarischen Production Zeichnungen zu verfertigen. — —“

An Schiller: 5. Mai 1798.

„Meinen ‚Faust‘ habe ich um ein gutes weiter gebracht. Das alte, noch vorräthige, höchst confuse Manuscript ist abgeschrieben, und die Theile sind in abgesonderten Bogen, nach den Nummern eines ausführlichen Schemas hinter einander gelegt. Nun kann ich jeden Augenblick der Stimmung nutzen, um einzelne Theile weiter auszuführen und das Ganze früher oder später zusammen zu stellen. Ein sehr sonderbarer Fall erscheint dabei: Einige tragische Scenen waren in Prosa geschrieben, sie sind durch ihre Natürlichkeit

und Stärke, im Verhältniß gegen das Andere, ganz unerträglich. Ich suche sie deßwegen gegenwärtig in Reime zu bringen, da denn die Idee wie durch einen Flor durchscheint, die unmittelbare Wirkung des ungeheuern Stoffes aber gedämpft wird."

Schillers Antwort: 8. Mai 1798.

„Ich gratulire Ihnen zu dem fortgerückten ‚Faust'. Sobald Sie bei diesem Stoff nur erst bestimmt wissen, was noch daran zu thun ist, so ist er so gut als gemacht, denn mir schien immer das Unbegränzbare das Schwierigste dabei zu sein."

An Cotta: 2. Januar 1799.

„Mein ‚Faust' ist zwar im vorigen Jahre ziemlich vorgerückt, doch wüßt' ich bei diesem Hexenproducte die Zeit der Reife nicht voraus zu sagen. — —"

An Schiller: 31. Juli 1799.

„Ob die Einsamkeit des Ilmthals zu dem Einzigen, was Noth ist, viel helfen wird, muß die Zeit lehren."

An Schiller: 16. April 1800.

„Der Teufel, den ich beschwöre, gebärdet sich sehr wunderlich."

An Schiller: Jena, 1. August.

„Gestern habe ich einiges Geschäftsähnliche besorgt und heute einen kleinen Knoten im ‚Faust' gelöst."

An Schiller: Jena, 12. September 1800.

„Nach verschiedenen Abenteuern bin ich erst heute früh wieder zu der Jenaischen Ruhe gelangt und habe gleich etwas versucht, aber nichts gethan. Glücklicherweise konnte ich diese acht Tage die Situationen festhalten, von denen Sie wissen, und meine Helena ist wirklich aufgetreten. Nun zieht mich aber das Schöne in der Lage meiner Heldin so sehr an, daß es mich betrübt, wenn ich es zunächst in eine Fratze verwandeln soll. — —"

Schillers Antwort: 13. September 1800.

„Ich wünsche Ihnen Glück zu dem Schritt, den Sie in Ihrem ‚Faust' gethan. Lassen Sie sich aber ja nicht durch den Gedanken stören, wenn die schönen Gestalten und Situationen kommen, daß es schade sei, sie zu verbarbariren. Der Fall könnte Ihnen im zweiten Theil des ‚Faust' noch öfters vorkommen, und es möchte einmal für allemal gut sein, Ihr poetisches Gewissen darüber zum Schweigen zu bringen. Das Barbarische der Behandlung, das Ihnen durch den Geist des Ganzen auferlegt wird, kann den höheren Gehalt nicht zerstören und das Schöne nicht aufheben, nur es anders specificiren und für ein anderes Seelenvermögen zubereiten. Eben das Höhere und Vornehmere in den Motiven wird dem Werk einen eigenen Reiz geben, und Helema ist in diesem Stück ein Symbol für alle die schönen Gestalten, die sich hinein verirren werden. Es ist ein sehr bedeutender Vortheil, von dem Reinen mit Bewußtsein ins Unreinere zu gehen, als von dem Unreinen einen Aufschwung zum Reinen zu suchen, wie bei uns übrigen Barbaren der Fall ist. Sie müssen also in Ihrem ‚Faust' überall Ihr Faustrecht behaupten."

An Schiller: Jena, 16. September 1800.

„Der Trost, den Sie mir in Ihrem Briefe geben, daß durch die Verbindung des Reinen und Abenteuerlichen ein nicht ganz verwerfliches poetisches Ungeheuer entstehen könne, hat sich durch die Erfahrung schon an mir bestätigt, indem aus dieser Amalgamation seltsame Erscheinungen, an denen ich selbst einiges Gefallen habe, hervortreten. — —"

An Schiller: Jena, 23. September 1800.

— — „aber das sehe ich schon, daß von diesem Gipfel aus (es ist von Helena die Rede) sich erst die rechte Aussicht über das Ganze zeigen wird."

Schillers Antwort: 23. September 1800:

— — „Gelingt Ihnen diese Synthese des Edlen mit dem Barbarischen, wie ich nicht zweifle, so wird auch der Schlüssel zu dem übrigen Theil des Ganzen gefunden sein, und es wird Ihnen alsdann nicht schwer sein, gleichsam analytisch von diesem Punkte aus den Sinn und Geist der übrigen Partien zu bestimmen und zu vertheilen. Denn dieser Gipfel, wie Sie ihn selbst nennen, muß von allen Punkten des Ganzen gesehen werden und nach allen hinsehen."

Tagebuch: Jena, 26. September.

„Schönes mit dem Abgeschmackten durchs Erhabene vermittelt."

An Knebel: 3. November 1800.

— — „An ‚Faust' habe ich verschiedentlich gearbeitet, und es scheint immer möglicher, daß ich ihn noch werde vollenden können, so wunderlich und schwer die Aufgabe ist."

Schiller an Goethe: 16. März 1801.

„Viel Glück zu den Fortschritten im ‚Faust', auf den die hiesigen Philosophen ganz unaussprechlich gespannt sind."

Goethe an Schiller: 18. März 1801.

„Keinen eigentlichen Stillstand an ‚Faust' habe ich noch nicht gemacht, aber mitunter nur schwache Fortschritte. Da die Philosophen auf diese Arbeit neugierig sind, habe ich mich freilich zusammen zu nehmen."

An Schiller: 4. April 1801.

„An ‚Faust' ist in der Zeit auch etwas geschehen. Ich hoffe, daß bald in der großen Lücke nur der Disputationsactus fehlen soll, welcher denn freilich als ein eigenes Werk anzusehen ist und aus dem Stegreife nicht entstehen wird."

Schiller an Körner: 27. April 1801.

„Goethe ist wieder ganz hergestellt, und hat indessen vieles an seinem ‚Faust' gethan, der aber noch immer als eine

unerschöpfliche Arbeit vor ihm liegt, denn dem Plan nach ist das, was gedruckt ist, nur höchstens der vierte Theil des Ganzen, und was seitdem fertig geworden, beträgt noch nicht so viel als das Gedruckte."

Gespräch mit Luden: 19. August 1806.

„Und auf dieselbe Weise fasse ich (Luden) die übrigen Personen, wie sie sich eben geben, jedes ihrer Worte in dem einfachen Sinne nehmend, den sie in der Sprache haben."

„Ja; so mögen denn die Orakelsprüche, Sentimentalitäten, Schelmereien, Spitzbübereien und Schweinereien auch ihr Interesse haben. Aber es ist ein kleinliches, ein zerhacktes Interesse. Ein höheres Interesse hat doch der ‚Faust', die Idee, welche den Dichter beseelt hat, und welche das Einzelne des Gedichtes zum Ganzen verknüpft, für das Einzelne Gesetz ist und dem Einzelnen seine Bedeutung gibt." „Darüber könnte freilich der Dichter den besten Aufschluß geben." „Mit diesem Aufschlußgeben wäre die ganze Herrlichkeit des Dichters dahin. Der Dichter soll doch nicht sein eigener Erklärer sein und seine Dichtung in alltägliche Prosa fein zerlegen, damit würde er aufhören, Dichter zu sein. Der Dichter stellt seine Schöpfung in die Welt hinaus; es ist die Sache des Lesers, des Ästhetikers, des Kritikers, zu untersuchen, was er mit seiner Schöpfung gewollt hat." Auf weitere Einwendungen meinte Goethe: „Aber wir erkennen doch im Torso den Herkules" — und dann „Soll ich etwa an Statt des Torso die Löwenklaue nennen?" Und — da Luden es für unmöglich erklärt, eine Idee in dem Fragment aufzufinden: „Und dennoch hat man allgemein einen Mittelpunct gesucht, aus welchem heraus das Einzelne, sich gegenseitig ergänzend, erwachsen sei und ferner erwachsen werde. Und große Gelehrte und geistreiche Männer haben es nicht für zu gering gehalten, sich nach diesem Mittelpunct umzusehen —

es muß also doch ein etwas in dem Büchlein sein und durch das Büchlein hindurch gehen, das auf den Mittelpunct hinweist, auf die Idee, die in Allem und Jedem hervortritt.“ Ferner: „Alles, was Sie da vorbringen, kann nichts gelten. In der Poesie giebt es keine Widersprüche. Diese sind nur in der wirklichen Welt, nicht in der Welt der Poesie. Was der Dichter schafft, das muß genommen werden, wie er es geschaffen hat. So wie er seine Welt gemacht hat, so ist sie. Was der poetische Geist erzeugt, muß von einem poetischen Gemüth empfangen werden. Ein kaltes Analysiren zerstört die Poesie und bringt keine Wirklichkeit hervor. Es bleiben nur Scherben übrig, die zu nichts dienen und nur incommodiren. Der Dichter schafft seine Welt frei, nach seiner eigenen Idee und darum kann er sie vollkommen und vollendet hinstellen.“

An den Grafen Reinhard: Karlsbad, 22. Juni 1808.

„Daß die Stanzen der Zueignung meines ‚Faust‘ vorläufig gut gewirkt, ist mir sehr angenehm, zu hören, doch muß ich zur Steuer der Wahrheit und zu Ehren meines, wenn ich nicht irre, ziemlich verkannten Inneren, versichern, daß diese Strophen schon sehr alt sind und ihre Entstehung keineswegs den Tribulationen der Zeit verdanken, mit denen ich mich auf eine lustigere Weise abzufinden pflege. Soviel habe ich überhaupt bei meinem Lebensgange bemerken können, daß das Publicum nicht immer weiß, wie es mit den Gedichten, sehr selten aber, wie es mit dem Dichter dran ist. Ja, ich läugne nicht, daß, weil ich dieses sehr früh gewahr wurde, es mir von jeher Spaß gemacht hat, Versteckens zu spielen.“

Gespräche mit Falk: 21. Juni 1816.

„Ich will nichts davon hören, weder von dem Publicum, noch von der Nachwelt, noch von der Gerechtigkeit, wie sie es nennen, die sie einst meinem Bestreben widerfahren

lassen. — — Ja, wenn ich es nur je dahin noch bringen könnte, daß ich ein Werk verfaßte — aber ich bin zu alt dazu, daß die Deutschen mich so ein funfzig oder hundert Jahre hinter einander recht gründlich verwünschten und aller Orten und Enden mir nichts als Übles nachsagten, das sollte mich außer Maaßen ergötzen. — —“

An Zelter: 14. November 1816.

„Die Leser und Meiner, die mir Dein letzter Brief vorführt, mögen zu den Gesellen in Auerbachs Hof gehören, von denen Mephistopheles schon vor funfzig Jahren gesagt hat: alles spüren die Kerle, nur nicht den Teufel und wenn er ihnen noch so nahe ist. Auch hier merken sie nicht, daß sie mit dem Regenwurm, der so glatt hinunter zu gehen scheint, einen Angel verschlucken, der ihnen zu schaffen machen wird. Das Büchlein wird sie noch manche Zeit im Bauche grimmen.“

An Zelter (Faustaufführung betreffend): 6. Juni 1820.

„Was soll ich nun aber zu Eurer faustischen Darstellung sagen? Die treue Relation, die ich Dir verdanke, versetzt mich ganz klar in die wunderlichste Region. Die Poesie ist doch wirklich eine Klapperschlange, in deren Rachen man sich mit widerwilligem Willen stürzt. Wenn Ihr freilich wie bisher zusammenhaltet, so muß es das seltsamste Werk sein, werden und bleiben, was die Welt gesehen hat.“

An K. E. Schubarth: Jena, 3. November 1820.

— — „Was Sie von Zueignung und Vorspiel sagen, ist untadelich, rührend aber waren mir Ihre Conjecturen über den zweiten Theil des ‚Faust‘ und über die Auflösung. Daß man sich dem Ideellen nähern, und zuletzt darin sich entfalten werde, haben Sie ganz richtig gefühlt; allein meine Behandlung mußte ihren eigenen Weg nehmen: und es gibt noch manche herrliche, reale und phantastische Irrthümer auf Erden, in welchen der arme Mensch sich edler,

würdiger, höher, als im ersten gemeinen Theile geschieht, verlieren dürfte. Durch diese sollte unser Freund Faust sich auch durchwürgen. In der Einsamkeit der Jugend hätte ichs aus Ahnung geleistet, am hellen Tage der Welt säh es wie ein Pasquill aus. Auch den Ausgang haben Sie richtig gefühlt. Mephistopheles darf seine Wette nur halb gewinnen, und wenn die halbe Schuld auf Faust ruhen bleibt, so tritt das Begnadigungsrecht des alten Herrn sogleich herein, zum heitersten Schluß des Ganzen." — —

Gespräch mit Eckermann und Hutton: 10. Januar 1825.

„— — Freilich," sagte er (Goethe), „würde ich Ihnen zum „Faust" noch nicht gerathen haben. Es ist tolles Zeug und geht über alle gewöhnlichen Empfindungen hinaus." — —

Gespräch mit Eckermann: 6. Mai 1827.

„— — Je incommensurabeler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Production, desto besser." —

An Riemer: 29. Dezember 1827.

„Sie erhalten hierbei, mein Werthester, das fragliche wundersame Werk (Faust) bis gegen das Ende. — — Das Werk ist, seinem Inhalt nach, räthselhaft genug, so möge es denn der Ausführung an Deutlichkeit nicht fehlen."

Gespräch mit K. von Holtei: 9. Februar 1828:

„‚Ew. Excellenz,' sagte ich fest, denn jetzt wollte ich doch etwas Positives mitnehmen, ‚ich soll morgen die zu ‚Faust' gehörige ‚Helena' vorlesen. Ich habe mir zwar alle Mühe damit gegeben, aber Alles verstehe ich doch nicht. Möchten Sie mir nicht z. B. erklären, was eigentlich damit gemeint sei, wenn Faust an Helena's Seite die Land-Gebiete an einzelne Heerführer vertheilt? Ob eine bestimmte Andeutung —' Er ließ mich nicht ausreden, sondern unterbrach mich sehr freundlich: ‚Ja, ja, Ihr guten Kinder, wenn Ihr nur nicht so dumm wäret!' Hierauf ließ er mich stehen." —

Gespräch mit Eckermann: 11. März 1828.

„Jetzt, am zweiten Theil meines ‚Faust' kann ich nur in den frühen Stunden des Tages arbeiten, wo ich mich vom Schlaf erquickt und gestärkt fühle und die Fratzen des täglichen Lebens mich noch nicht verwirrt haben. Und doch, was ist es, das ich ausführe! Im allerglücklichsten Fall eine geschriebene Seite; in der Regel aber nur so viel, als man auf den Raum einer Handbreit schreiben könnte, und oft, bei unproductiver Stimmung, noch weniger."

Mit Fr. Förster: Ende März 1828.

„Die Berichte, welche ich und meine Frau bei unsern öfter wiederholten Besuchen in Weimar dem Dichter persönlich erstatteten, gaben mir erwünschte Veranlassung, über eine und die andere Stelle im ‚Faust' mir Aufschluß und Belehrung zu erbitten, wobei ich gelegentlich auch Näheres über den zweiten Theil und über den Abschluß des Ganzen zu erfahren suchte. Ich erhielt nur ausweichende Antworten; ich erinnere mich nur, daß, als ich die Vermuthung aussprach, — — Goethe kopfschüttelnd sagte: ‚Das wäre ja Aufklärung. Faust endet als Greis, und im Greisenalter werden wir Mystiker.' — —"

„Ich suchte das Gespräch wiederum auf die Bearbeitung des ‚Faust' für die Bühne zu leiten, — — ‚Aber eben die Bearbeitung,' bemerkte Goethe, ‚das ist der schwierige Punct, zumal bei einem Drama wie der „Faust", bei welchem der Dichter von Haus aus garnicht an eine Aufführung auf der Bühne gedacht hat.' — —"

„‚— — Bei alledem,' bemerkte ich zu Goethe, ‚darf es uns Deutschen zu großer Genugthuung gereichen, wenn wir sehen, wie das tiefsinnigste Werk der deutschen Dichtkunst (Faust) wie ein Evangelium durch die ganze Welt seine Völkerwanderung angetreten hat, und wie Dichter und Philosophen der fremden Nationen sich bemühen, in den Geist desselben

einzudringen.' — Mit zustimmendem Kopfnicken äußerte Goethe: ,Nun ja, wir sind so etwas deutscher Sauerteig gewesen, das fängt schon an zu gähren, sie mögen es draußen und drüben mit ihrer Masse durchkneten und sich daraus ein Backwerk nach ihrem Geschmack zurechtmachen. Unterdessen werden wir zu Haus uns nach und nach in diesem wunderlichen Labyrinthe zurecht finden lernen.'" —

Mit Jenny von Pappenheim: 4. Mai 1828.

„Nach Tisch holte er seinen ,Faust', an dessen zweitem Theil er noch arbeitete, und aus dem er Ottilie oft vorlas. Jetzt durfte ich ihm lauschen, ich hätte es ewig thun mögen, nie den Platz zu seinen Füßen zu verlassen brauchen. Es dämmerte, als ich gehen mußte. Die Hand, die er mir reichte, zog ich dankbar und ehrfurchtsvoll an die Lippen. Er sah wohl, welch einen Eindruck ich mit mir nahm und sagte noch, als ich mit Ottilien an der Thür stand: ,Ja, ja, Kind, da habe ich viel hineingeheimnißt.'"

An Zelter: Dornburg, 26. Juli 1828.

„Meine nahe Hoffnung, Euch zu Michael die Fortsetzung von ,Faust' zu geben, wird mir denn auch durch diese Ereignisse vereitelt. Wenn dieß Ding nicht, fortgesetzt, auf einen übermüthigen Zustand hindeutet, wenn es den Leser nicht auch nöthigt, sich über sich selber hinauszumuthen, so ist es nichts werth. Bis jetzt, denk' ich, hat ein guter Kopf und Sinn schon zu thun, wenn er sich will zum Herrn machen von allem dem, was da hineingeheimnisset ist." — —

Mit Fr. von Müller und anderen: November 1828.

„Herr von Müller brachte die Sache (eine beabsichtigte Faustaufführung in Weimar) ruhig vor, wobei er aber, wie erwähnt, unter anderem sich des Ausdrucks bedient zu haben scheint: ,man habe beschlossen' — darüber fuhr Goethe auf, wie von einer Bremse gestochen: ,Glaubt man denn, daß ich, wenn ich gewollt hätte, nicht selbst den „Faust" auf die Bühne bringen konnte? Ist es billig, über meine Werke zu verfügen, ohne zu fragen, was ich selbst damit vorhabe? — Beschlossen hat man? Man hat demnach beschlossen, ohne mich auch nur zu fragen!' Voll Majestät in seinem Zorn ging er bei diesen Worten im Zimmer auf und ab. Die Freunde befanden sich in der peinlichsten Lage."

August 1829.

Riemer und Durand hatten das Faustgedicht in acht Abteilungen gebracht. — Als Goethe auf dem Theaterzettel diese Einteilung gewahrte, rief er aus: „Na, die haben Courage!"

Gespräch mit Eckermann: 10. Januar 1830.

„— Ich hatte das Dargestellte wohl gehört und wohl empfunden, aber es blieb mir so vieles rätselhaft, daß ich mich gedrungen fühlte, Goethe um einigen Aufschluß zu bitten. Er aber, in seiner gewöhnlichen Art, hüllte sich in Geheimnisse, indem er mich mit großen Augen anblickte und mir die Worte wiederholte: ,Die Mütter, Mütter! 's klingt so wunderlich!'"

Mit Fr. von Müller: 28. Juni 1830.

„Voltaire, einer der größten Geister, hatte im hohen Alter die Schwachheit, noch ein neues Trauerspiel von sich aufführen zu lassen; ich dagegen spüre immer mehr Neigung, das Beste, was ich gemacht habe und noch machen kann, zu sekretiren."

An Zelter: 4. Januar 1831.

„Ich möchte diesen zweiten Theil des „Faust" von Anfang bis zum Bacchanal wohl einmal der Reihe nach weglesen. Vor dergleichen pflege ich mich aber zu hüten; in der Folge mögen es andere thun, die mit frischen Organen dazu kommen, und sie werden etwas aufzurathen finden."

Gespräch mit Eckermann: 13. Februar 1831.

„Auch kommt es bei einer solchen Composition bloß darauf an, daß die einzelnen Massen bedeutend und klar seien,

während es als Ganzes immer incommensurabel bleibt, aber eben deswegen, gleich einem unaufgelösten Problem, die Menschen zu wiederholter Betrachtung immer wieder anlockt."

Gespräch mit Eckermann: 2. Mai 1831.

„— gelungen, den bisher fehlenden Anfang des fünften Aktes von Faust so gut wie fertig zu machen. ‚Die Intention auch dieser Scenen,' sagte Goethe, ‚ist über dreißig Jahre alt, sie war von solcher Bedeutung, daß ich daran das Interesse nicht verloren, allein so schwer auszuführen, daß ich mich davor fürchtete. Ich bin nun durch manche Künste wieder in Zug gekommen.'" —

An Zelter: Mitte Mai 1831.

„— indeß ich ganz ins innere Klostergartenleben beschränkt bin, um, damit ich es nur mit wenig Worten ausspreche, den zweiten Theil meines ‚Faust' zu vollenden. Es ist keine Kleinigkeit, das, was man im zwanzigsten Jahre concipirt hat, im zweiundachtzigsten außer sich darzustellen, und ein solches inneres, lebendiges Knochengeripp mit Sehnen, Fleisch und Oberhaut zu bekleiden, auch wohl dem fertig Hingestellten noch einige Mantelfalten umzuschlagen, damit alles zusammen ein offenbares Räthsel bleibe, die Menschen fort und fort ergötze und ihnen zu schaffen mache."

An H. Meyer: 20. Juli 1831.

„— — Ich wußte schon lange her, was, ja sogar wie ich's wollte, und trug es als ein inneres Märchen seit so vielen Jahren mit mir herum, führte aber nur die einzelnen Stellen aus, die mich von Zeit zu Zeit näher anmutheten. Nun sollte und konnte dieser zweite Theil (Faust) nicht so fragmentarisch sein, als der erste. Der Verstand hat mehr Recht daran, wie man auch wohl schon an dem davon gedruckten Theil ersehen haben wird. Freilich bedurfte es zuletzt einen recht kräftigen Entschluß, das Ganze zusammenzuarbeiten, daß es vor einem gebildeten Geiste bestehen könne. Ich bestimmte daher fest in mir, daß es noch vor meinem Geburtstage vollendet sein müsse. Und so wird es auch; das Ganze liegt vor mir, und ich habe nur noch Kleinigkeiten zu berichtigen; so siegle ich's ein, und dann mag es das specifische Gewicht meiner folgenden Bände, wie es auch damit werden mag, vermehren. Wenn es noch Probleme genug enthält, indem, der Welt- und Menschengeschichte gleich, das zuletzt aufgelöste Problem immer wieder ein neues, aufzulösendes darbietet, so wird es doch gewiß denjenigen erfreuen, der sich auf Miene, Wink und leise Hindeutung versteht. Er wird sogar mehr finden, als ich geben konnte."

An Zelter: 4. September 1831.

„Wenn Du aber nach dem ‚Faust' fragst, so kann ich Dir erwidern: daß der zweite Theil nun auch in sich abgeschlossen ist. Ich habe seit so vielen Jahren recht gewußt, was ich wollte. — — Du hast eine wunderliche Scene oder vielmehr einen wunderlichen Theil des Ganzen gesehen, was Du davon Dir auch magst zugeeignet haben, so wird es im Zusammenhang doch noch lustiger erscheinen."

An K. F. von Reinhard: 7. September 1831.

„— — Aufschluß erwarten Sie nicht; der Welt- und Menschengeschichte gleich, enthüllt das zuletzt aufgelöste Problem immer wieder ein neues, aufzulösendes."

An Boisserée: 8. September 1831.

„— — Da steht es nun, wie es auch gerathen sei. Und, wenn es noch Probleme genug enthält, keineswegs jede Aufklärung darbietet, so wird es doch denjenigen erfreuen, der sich — — Und so wird denn das Manuscript endlich eingesiegelt, daß es verborgen bleibe und dereinst, wenn's glückt, die specifische Schwere der folgenden Bände meiner Werke vermehren möge. Alles, was hiezu gehört, wird sorgfältig redigirt und rein geschrieben, in einem aparten

Kistchen verwahrt. Verzeihen Sie, wenn diese vielen Worte doch am Ende nichts Befriedigendes aussprechen. Möge das Ganze zu guter Stunde künftig zu Gesicht kommen."

An Boisserée: 27. September 1831.

„Ihnen darf ich es bekennen: in widerwärtigen Situationen, anstatt mich abzumüden, nahm ich den Abschluß des ‚Dr. Faustus' vor. Ich durfte nicht hinter mir selbst bleiben und mußte also über mich selbst hinausgehen und mich in einen Zustand versetzen, wo der Tag mit seinen Seiten mir ganz niederträchtig erschien. — — —"

An Boisserée: 24. November 1831.

„— — Als ich meinen abgeschlossenen ‚Faust' einsiegelte, war mir denn doch nicht ganz wohl dabei zu Muthe; denn es mußte mir einfallen, daß meine werthesten, im Allgemeinen mit mir übereinstimmenden Freunde nicht alsobald den Spaß haben sollten, sich an diesen ernst gemeinten Scherzen einige Stunden zu ergötzen, und dabei gewahr zu werden, was sich viele Jahre im Kopf und Sinn herum bewegte, bis es endlich diese Gestalt angenommen. Sogar als Dichter, der sein Licht unter den Scheffel setzen will, mußt ich verzweifeln, indem ich auf die nächste unmittelbare Theilnahme Verzicht that. Mein Trost ist jedoch, daß gerade die, an denen mir gelegen sein muß, alle jünger sind als ich und seiner Zeit das für sie Bereitete und Aufgesparte zu meinem Andenken genießen werden. Nun aber zu vollkommener Ausfüllung des weißen Raums noch ein Geschichtchen:

„Ich reiste durch eine Landschaft in Thüringen und fragte, ob nicht im Vorbeigehen etwas Bedeutendes zu sehen sei. Darauf erhielt ich eine bejahende Antwort und die Nachricht: es sei soeben auf dem Friedhofe ein sehr schönes Monument aufgestellt worden. Auf meine Erkundigung vernahm ich: der Ehrenmann, der sich solches setzen lassen, sei

schon funfzig Jahre gestorben, habe in seinem Testament eine bedeutende Summe ausgesetzt, zu welcher ein halb Jahrhundert die Interessen geschlagen werden sollten. Nach Verlauf dieser Zeit hätten seine Erben von einem vorzüglichen Künstler ihrer Tage ihm ein Monument setzen zu lassen. Dies sei nun geschehen, und jedermann wallfahrte zu dem Grabe des wackern Mannes. Auch ich besuchte es alsobald, fand es dem antiken Geschmack sich nähernd, gar artig gedacht und gelungen, so daß dieser gute Mann, dem es eigentlich nicht um Ruhm, sondern nur um ein heiteres Andenken zu thun war, seinen Zweck wirklich erreicht hatte."

Boisserées Antwort: 15. Dezember 1831.

„Was Sie mir wiederholt von dem Geheimhalten des letzten Theils Ihres ‚Faust' sagen, betrübt mich immer wieder. Es ist zwar sehr edel, ein Vermächtnis zu hinterlassen, und die Parabel, welche Sie in diesem Bezug von dem ehrsamen Thüringer erzählen, ist recht hübsch, aber schöner ist es doch, mit seinen Freunden zu genießen, was die Gunst des Himmels hervorzubringen vergönnt hat. Vor mehreren Monaten, als die Welt noch traurig aussah, war freilich auch noch ein äußerer Grund zum Geheimhalten vorhanden, denn — — nun aber, da sich der Himmel wieder erheitert — —"

(Goethe berührte in den zwei Briefen, die er noch an Boisserée schrieb, diese Bitte nicht wieder.)

An W. von Humboldt: 1. Dezember 1831:

„Von meinem ‚Faust' ist viel und wenig zu sagen; gerade zu einer günstigen Zeit fiel mir das Dictum ein: ‚Gebt ihr euch einmal für Poeten, so commandirt die Poesie.' Und durch eine geheime psychologische Wendung, welche vielleicht studirt zu werden verdient, glaube ich mich zu einer Art von Production erhoben zu haben, welche bei völligem Bewußtsein dasjenige hervorbrachte, was ich jetzt noch selbst billige, ohne vielleicht jemals in diesem

Flusse wieder schwimmen zu können, ja was Aristoteles und andere Prosaisten einer Art von Wahnsinn zuschreiben würden. Die Schwierigkeit des Gelingens bestand darin, daß der zweite Theil des ‚Faust‘, dessen gedruckten Partien Sie vielleicht einige Aufmerksamkeit geschenkt haben, seit funfzig Jahren in seinen Zwecken und Motiven durchgedacht und fragmentarisch, wie mir die eine oder die andere Situation gefiel, durchgearbeitet war, das Ganze aber lückenhaft blieb. Nun hat der Verstand an dem zweiten Theile mehr Forderung als an dem ersten, und in diesem Sinne mußte dem vernünftigen Leser mehr entgegen gearbeitet werden, wenn ihm auch an Übergängen zu suppliren genug übrig blieb. Das Ausfüllen gewisser Lücken war sowohl für historische als ästhetische Stetigkeit nöthig, welches ich so lange fortsetzte, bis ich endlich für räthlich hielt, auszurufen: ‚Schließet den Wäss'rungskanal, genugsam tranken die Wiesen.‘ Und nun mußte ich mir ein Herz nehmen, das geheftete Exemplar, worin Gedrucktes und Ungedrucktes ineinander geschoben sind, zu versiegeln, damit ich nicht etwa hier und da weiter auszuführen in Versuchung käme; wobei ich freilich bedauere, daß ich es — was der Dichter doch so gern thut — meinen werthesten Freunden nicht mittheilen kann.“

Gespräch mit Riemer ohne Datum aus derselben Zeit:

„Tizian, der große Colorist, malte im hohen Alter diejenigen Stoffe, die er früher so concret nachzuahmen gewußt hatte, auch nur in abstracto, zum Beispiel den Sammet nur als Idee davon: eine Anekdote, die Goethe mir mehrmals mit Beziehung auf sich erzählte. So sind denn freilich einzelne, aber nicht gerade sehr wesentliche Partien (des Faust) nur angelegt und aus dem Groben gearbeitet; aber das, worauf es ankam, ‚der Sinn und die Idee des Ganzen wird sich dem vernünftigen Leser entgegenbringen, wenn ihm auch an Übergängen zu suppliren genug übrig bleibt.‘“

Gespräch mit den beiden Grafen S. ohne Datum:

„Aber weil wir einmal im Offenherzigen sind,“ sagte er (Goethe), „so will ich Ihnen nur gestehen, daß ich den Sinn von allem Besprochenen in den Zweiten Theil meines ‚Faust‘ gelegt habe und deshalb gewiß bin, daß dieser Schluß nach meinem Tode von meinen Landsleuten für das langweiligste Product meines Lebens wird erklärt werden.“

An W. von Humboldt: 17. März 1832.

„— — Ganz ohne Frage würde es mir unendliche Freude machen, meinen werthen, durchaus dankbar anerkannten, weitvertheilten Freunden auch bei Lebzeiten diese sehr ernsten Scherze zu widmen, mitzutheilen und ihre Erwiderung zu vernehmen. Der Tag ist aber wirklich so absurd und confus, daß ich mich überzeuge, meine redlichen, lange verfolgten Bemühungen um dieses seltsame Gebäu würden schlecht belohnt und an den Strand getrieben, wie ein Wrack in Trümmern daliegen und von dem Dünenschutt der Stunden zunächst überschüttet werden. Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel waltet über die Welt, und ich habe nichts angelegentlicher zu thun, als dasjenige was an mir ist und geblieben ist, wo möglich zu steigern und meine Eigenthümlichkeiten zu cohobiren, wie Sie es, würdiger Freund, auf Ihrer Burg ja auch bewerkstelligen.“

Der Standpunkt, von dem aus ich alle diese Äußerungen Goethes zusammengestellt habe, wird sich dem Leser bereits enthüllt haben. Es kam mir darauf an, zu beweisen, daß dem „Faust“ noch etwas abzugewinnen, oder vielmehr abzuringen sein muß, was bisher der Welt verborgen blieb.

Schon zu Beginn der Arbeit hören wir den Dichter über Schwierigkeiten klagen, was um so befremdlicher wirkt, als er sich damals im Vollbesitz seiner Kraft und auf der Höhe

geistigen Schaffens befand. Er hatte schon früh „den Faden verloren“. Einer rein poetischen Produktion gegenüber, zu der ihm überdies die Sage von Dr. Faust die Hauptmotive lieferte, konnte das doch einem Goethe nicht passieren. Der Briefwechsel mit Schiller läßt deutlich erkennen, daß dem Ganzen eine „philosophische Idee“ zugrunde liegt, eine Idee, so ungeheuer und unbegrenzbar, daß dem Freund in Jena „vor der Auflösung schwindelt“, eine Idee, der die „Volksfabel sich nur anschmiegen“ soll, die „der poetische Reif“ nur ungenügend zusammenhalten kann. Diese Idee nötigte den Dichter zu einer gewaltsamen Behandlung seiner Gestalten, so daß er selbst das Werk „eine barbarische Production“, „einen Tragelaphen“, „ein Hexenproduct“, ein „nicht ganz verwerfliches, poetisches Ungeheuer“ nennt. Was ist dies für eine Idee? Von den zahllosen Forschern, die sich in dem „wunderlichen Labyrinth“ ergehen, hat keiner den rettenden Faden gefunden. Diesbezügliche Fragen traten schon bei Lebzeiten an Goethe heran, „er aber hüllte sich in Geheimnisse“; gelassen sah der Olympier dem Treiben der Ameisen zu, die sich an dem Riesen versuchten. Dabei kam es ihm, der doch jahrelang der Leiter der Weimarer Bühne war, gar nicht in den Sinn, seinen „Faust“ aufführen zu lassen. Erst im Jahre 1829 gab er dem Drängen der Freunde nach und ließ es widerwillig geschehen. Die von den Unternehmern eigenmächtig veränderte Einteilung veranlaßte ihn zu dem Ausruf: „Na, die haben Courage!“ Er duldete und schwieg, auch bei allen Vorwürfen, die da laut wurden.

„Seit sechzig Jahren seh' ich gröblich irren
Und irre derb mit drein;
Da Labyrinthe nun das Labyrinth verwirren,
Wo soll euch Ariadne sein?“

Seltsamerweise ist auch bis auf die Paralipomena von Plänen und Vorarbeiten nichts auf unsere Tage gekommen,

und da in der umfangreichen Korrespondenz zwischen Schiller und Humboldt gerade der Brief fehlt, in welchem von Goethes ungeheurem Faustplan die Rede war, so scheint absichtlich alles vernichtet zu sein, was den Plan hätte ahnen lassen. So ist, trotz der gewaltigen Literatur, die der „Faust“ hervorgerufen, das, was der Meister in ihn „hineingeheimnißt“ hat, noch immer nicht erkannt. Im Jahre 1831 schrieb Goethe an seinen Freund Zelter, daß er den „Faust“ als ein „offenbares Räthsel hinterlasse, das die Menschen fort und fort ergötze und ihnen zu schaffen mache“. Ein Rätsel und noch dazu ein so gewaltiges mußte aber mancherlei Lösungen oder Deutungen hervorrufen; die Versuche begannen schon zu des Dichters Zeiten und haben bis heute kein befriedigendes Resultat gebracht. Sollte der Meister nicht dafür gesorgt haben, daß „am Ende“ ein großer harmonischer Schlußakkord alle Disharmonie verstummen macht? Wenn daher Faust fragt:

„Was bin ich denn, wenn es nicht möglich ist,
Der Menschheit Krone zu erringen,
Nach der sich alle Sinne dringen —“

und von Mephisto zur Antwort erhält:

„Du bist am Ende — was du bist —“

so scheinen wir doch noch nicht „am Ende“ zu sein, denn in den „Zahmen Xenien“ des Nachlasses heißt es:

„Euer Geflüster und leises Fispeln
Mag ich am Ende nicht mehr ertragen.
Nur, stille nur! wenn alle lispeln,
Wenn Einer es auch am Ende sagen.“

Und: „Wartet nur! alles wird sich schicken,
Was man von mir auch denken mag;
Mein Buch bringt es einmal zu Tag
In Usum Delphini mit Lücken.“

„Was ich nicht weiß,
„Macht mich nicht heiß,
„Und was ich weiß,
„Machte mich heiß,
„Wenn ich nicht wüßte,
„Wie's werden müßte."

Das „Hauptgeschäft"

„Für und wider zu dieser Stunde
Quängelt ihr schon seit vielen Jahren:
Was ich gethan, ihr Lumpenhunde!
Werdet ihr nimmermehr erfahren."

„Es ist gethan, und alle Welt erstaunt."

In den letzten Lebensjahren Goethes treten in seinen Tagebüchern fortlaufend Vermerke auf über eine Arbeit, die sich unter seinen Werken nicht gefunden hat. Da der Dichter seine letzte Kraft darauf verwendete, wird er sie nicht vernichtet haben, aber es scheint, daß er sie absichtlich geheim hielt. Er bezeichnet sie mit dem Ausdruck „Hauptgeschäft", auch wohl „Hauptwerk", seltener „Hauptzweck" und zuweilen „Hauptarbeit", ganz vereinzelt auch nur „Geschäft". So nichtssagend nun auch diese Bezeichnung ist, so erhellt doch daraus mit aller Bestimmtheit, daß dem Greis diese Arbeit das Wichtigste war von allem, was ihm zu erfüllen oblag. Die Notiz darüber taucht zuerst flüchtig auf, am 14. Oktober und am 28. November 1817, dann am 20. Februar 1820 und am 11. Februar 1826. Erst von 1827 an gewährt das Tagebuch Einblick in eine intensive diesbezügliche Tätigkeit; die Arbeit am „Hauptgeschäft" geht Hand in Hand mit dem Schaffen am „Faust" durch die nächsten Jahre und wird, wie dieser, 1831 zum Abschluß gebracht. Es scheint ein geheimnisvolles Tun gewesen zu sein, denn durchweg benutzte der Meister nur die frühen Morgenstunden dazu und mundierte und heftete sogar selbst. Der Ausdruck: „Das Hauptgeschäft angegriffen", ein andermal: „muthig und glücklich angegriffen", läßt auf ganz besondere Schwierigkeiten schließen, und schlaflose Nächte wurden diesem Problem gewidmet. Des öfteren ist zu lesen: „Blieb für mich, das Hauptgeschäft fördernd", ja Goethe machte sogar „Studien zum Hauptgeschäft". Schon vor zwanzig Jahren machte ein genialer Faustforscher darauf aufmerksam, indem er in diesem nicht überlieferten Manuskript einen Schlüssel

zum „Faust" vermutete, doch verhallte sein Ruf bis heute ungehört. Zu ahnen, wo der Meister das „Hauptgeschäft" verborgen haben könnte, war dem geistvollen Manne leider nicht mehr vergönnt. Erst nach seinem Tode gelang es den Weiterforschenden, eine Spur zu entdecken, die in des Dichters Garten zu weisen schien, wo der Greis häufig verweilte, „das Vorseiende bedenkend", als ob der Garten zum „Hauptgeschäft" in irgendwelcher Beziehung stände. Am 12. Mai siedelte der Hochbetagte für einige Wochen zu stiller Arbeit ins Gartenhäuschen über, und am 18. notierte er in sein Tagebuch: „Ich griff das Hauptgeschäft an und brachte es auf den rechten Fleck." Am 12. Juli 1829 ist zu lesen: „Sodann in den untern Garten, wo ich das Vorliegende bedachte und manches vorbereitete." Am folgenden Tage richtete sich Goethe abermals zu längerem Bleiben draußen ein, und die Liebe zu dieser Stätte des Friedens war es nicht allein, die ihn willig die Unbequemlichkeiten der „extemporirten Studentenwirthschaft" ertragen ließ. Es lag ihm etwas Besonderes im Sinn, das Tagebuch meldet vom 20. Juli: „Neu Unternommenes angegriffen — — neue Arbeit fortgesetzt und weiter bedacht." Diese Notiz kehrt an mehreren Tagen wieder, und im Jahre 1831 ist sogar überliefert: „Abends um 6 Uhr in den untern Garten. Einige erwünschte Fortschritte zum Hauptzweck." Die Gelehrten haben sich mit dem „Hauptgeschäft" leicht abgefunden. Die meisten halten es für identisch mit dem „Faust", indes die Meldung eines Tages von der Arbeit an beiden läßt diese Hypothese in sich zusammenfallen. Daß es Goethes Testament gewesen oder die Ausgabe letzter Hand, dagegen spricht die jahrelange Dauer der Arbeit, auch die „Studien" dazu, und die Vollendung seiner Biographie oder der anderen Werke, die noch des Schlusses harrten, erheischte keine so geheimnisvolle Bezeichnung, da doch Goethe sonst sich klar über sein

Tun im Tagebuch zu äußern pflegte. Ein merkwürdiges Dunkel liegt über dieser letzten Arbeit, und doch liegt die Annahme eines Zusammenhangs mit dem „Faust" nahe, da ihr Auftauchen im Tagebuch mit seiner Wiederaufnahme zusammenfällt, da beide jahrelang nebeneinander hergehen und gleichzeitig abgeschlossen werden. Scheint etwas Zwiefaches nicht auch angedeutet in den Versen des „Vorspiels":

„Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren —"

Ein „nicht ganz verwerfliches, poetisches Ungeheuer", von dem Goethe sagte: „Ich werde sorgen, daß die Theile anmuthig und unterhaltend sind und etwas denken lassen", kann unmöglich „das Echte sein", denn

„Weh mir, wenn du nichts Bessers weißt!"

Und:

„Wenn er nichts Bessers hat, so ist der Plan zerrissen."

Das fühlte niemand tiefer, als der Meister selbst, als er den „Unglücksmann" in die Welt hinausschickte. Doch

„Das Beste, was du wissen kannst,
Darfst du den Buben doch nicht sagen —"

sind sie doch „an das Beste nicht gewöhnt". Wie sehr fällt dieses Wort auf zu einer Zeit, da ein Goethe und Schiller, da Herder, Lessing, Wieland und so viele andere in edlem Wettstreit beflissen waren, die Menschheit aufwärts zu führen. Wahrlich, wir dürfen uns auf Großes bereiten. In Goethes Nachlaß haben sich Verse gefunden, die seine Arbeit in „heil'ger Frühe" in seltsamem Licht erscheinen lassen:

„Der Zauber fordert leidenschaftlich wild
Von Höll' und Himmel sich Helenens Bild;
Trät' er zu mir in heitren Morgenstunden,
Das Liebenswürdigste wär' friedlich ihm gefunden."

„Morgenstunde hat Gold im Munde." Goethe war von jeher ein „Morgensänger", auch im Sinne Herders. Aus

dem Munde seiner „Pandora“ gesellt sich noch ein Ton hinzu, der zu denken gibt:

„Tag vor dem Tage! Göttlich werde du verehrt!
Denn aller Fleiß, der männlich schätzenswertheste,
Ist morgendlich.“

So wollen wir den Meister einmal an der Hand seines Tagebuches in „heil'ger Frühe“ belauschen, schaffend an „dem Einzigen, was Noth ist“.

1826

Im Jahre 1825 näherte sich die Arbeit an der „Helena“ ihrem Abschluß. Das, was durch den Tod Schillers, des teilnehmenden, fördernden Freundes, ins Stocken geraten war und seitdem nahezu still gelegen hatte, war nun wieder in Fluß gekommen, und das Schaffen machte Goethe Freude. Das gab ihm Mut, nun auch den „Faust“ weiterzuführen, wobei zugleich das „Hauptgeschäft“ wieder auf dem Arbeitsplan erscheint. Am 11. Februar 1826 meldet das Tagebuch: „Einiges zur Fortführung des Hauptgeschäftes.“ Auch am 12. und 13. scheint er dabei zu verweilen: „In allem Vorhabenden fortgeschritten.“ „Einiges weiter geführte Geschäft ... Später für mich die Beschäftigung wie seit einiger Zeit.“ Dies war also etwas Neubegonnenes, das ihn auch öfter als sonst veranlaßte, nach dem unteren Garten zu wandern. Am 4. März notierte Goethe: „Früh im Garten mit Wolf. Manches durchgedacht und vorgearbeitet. Gärtner Herzog. Verabredung wegen einiger Pflanzungen.“ Diese interessierten den Greis offenbar sehr und gaben ihm zu denken. Am 7. März lesen wir: „In den untern Garten. Nach den Arbeiten gesehen.“ Am 8. März: „Im untern Garten. Gärtner Herzog war vorgerückt mit Bearbeitung der Rabatten.“ Am 9. März: „In den untern Garten. Die Arbeiten betrachtet und das V o r l i e g e n d e d u r c h - d a c h t.“ Die Arbeit am „Faust“ wurde nun regelmäßig

fortgesetzt. Der 14. März berichtet: „Am Faust fortgefahren. — — Ich fuhr fort, die einzelnen Papiere zu Faust gehörig zu redigiren.“ Der Frühling allein scheint doch nicht die Ursache gewesen zu sein, daß Goethe soviel im unteren Garten weilte. Der 8. April bringt als einzigen Tagesbericht nur die Einzeichnung: „Meist im untern Garten.“ Am 9. April heißt es: „Abermals im untern Garten.“ Am 11. April wurde notiert: „D a s B e g o n n e n e f o r t g e l e i t e t. — — In den untern Garten. Daselbst d a s V o r s e y e n d e ü b e r - l e g t und allein gegessen.“ Charakteristisch ist die Bemerkung vom 12. Mai (morgens): „Helena bedacht. — — Fortgefahren in allem B e g o n n e n e n und V o r l i e g e n d e n.“ Die „H e l e n a“ wartete noch der letzten Feilen, „Faust“ war erfolgreich w i e d e r b e g o n n e n, und neben ihm her ging eine dritte Arbeit, „das Vorseyende“, hier „das V o r - l i e g e n d e“, „das Hauptgeschäft“, dem wir von nun an öfter im Tagebuch begegnen.

1827

V o m 12. M a i b i s z u m 8. J u n i 1827 w o h n t e G o e t h e i m G a r t e n h ä u s c h e n.

12. Mai: Ich verfügte mich in den untern Garten und verblieb daselbst.

18. Mai: I c h g r i f f d a s H a u p t g e s c h ä f t a n u n d b r a c h t e e s a u f d e n r e c h t e n F l e c k.

Am 24. Mai schrieb Goethe an seinen Freund Zelter: „Nun aber soll das Bekenntniß im Stillen zu Dir gelangen, daß ich, durch guter Geister fördernde Theilnahme mich wieder an „Faust“ begeben habe, und zwar gerade dahin, wo er, aus der antiken Wolke sich niederlassend, wieder seinem bösen Genius begegnet. Sage das Niemandem; dieß aber vertrau ich Dir, daß ich von diesem Punct an weiter fortzuschreiten und die Lücke auszufüllen gedenke zwischen dem völligen Schluß, der schon längst fertig ist.“ — —

30. Mai: Früh im Garten spazieren. Einiges poetische Bedenken.

Am 17. Juli erhielt Zelter folgenden Brief: „Dein Freund ist aus dem Garten wieder heraufgezogen, indem er allzusehr abhängt von literarisch artistischer Umgebung, die ihm hier oben allezeit zur Hand ist, anstatt daß er sie unten nur theilweise heranfordern kann. Es war wirklich komisch zu sehen, was alles in den vier Wochen des dortigen Aufenthaltes hinabgeschleppt worden. Der größte Gewinn, den ich jedoch von diesem Versuche davongetragen, ist, daß mir jener Garten, der mir fast gänzlich entfremdet war, wieder lieb, ja nothwendig geworden ist. — — Ich fühle mich genöthigt, jeden Tag wenigstens einige Stunden daselbst zuzubringen. Übrigens hab ich manches im Sinne und unter der Hand, was euch Freude machen sollte, wenn es zu Stande käme; ich möchte euch wohl gern noch ein paarmal überraschen und in Verwunderung setzen, wozu wohl die Anlage schon da ist."

25. Juli: Auch das Hauptwerk nicht versäumt.
28. Juli (früh): Einiges am Hauptgeschäft.
29. Juli: Früh behandelte ich das Hauptgeschäft.
30. Juli: — — doch war der Hauptzweck nicht versäumt.
1. August: Früh das Hauptgeschäft vorgeschoben.
4. August (morgens): Sodann das Hauptgeschäft verfolgt.
11. August (morgens): Das Hauptgeschäft gefördert.
26. August (früh): Am Hauptgeschäft gearbeitet.
27. August (morgens): Am Hauptwerk fortgearbeitet. — — (Nachmittags): Bedenken des Hauptwerks.
29. August (früh): Mundirt zum Hauptzwecke.
12. September (früh): Blieb für mich. Einiges am Hauptgeschäft gefördert.
16. September (früh): Zum Hauptzweck gearbeitet.
18. September (früh): Das Hauptgeschäft gefördert.
20. September (früh): Am Hauptgeschäft.

21. September (morgens): Abschrift der gestrigen Arbeiten zum Hauptzweck.
27. September: Nachts und früh beschäftigt, einige Lücken am Hauptwerk auszufüllen.
29. September (morgens): Das Hauptgeschäft gefördert.
5. Oktober (früh): Einiges zum Hauptzwecke.
6. Oktober (früh): Einiges zum Hauptwerke.
11. Oktober (früh): Das Hauptgeschäft bedeutend gefördert.
13. Oktober (früh): Fortgefahren am Hauptgeschäft.
17. Oktober: Blieb für mich. Am Hauptgeschäft fortgefahren.
19. Oktober (früh): Im untern Garten am Hauptgeschäft.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß Goethe im Oktober frühmorgens unten schriftstellerisch tätig war, hier muß etwas anderes vorliegen. (Siehe 18. Mai.)

20. Oktober (früh): Am Gestrigen fortgefahren und solches ins Reine gebracht.
22. Oktober (morgens): Einiges am Hauptgeschäft.
23. Oktober (früh): Einiges am Hauptgeschäft.
14. November (früh): Ich arbeitete am Hauptgeschäft.
21. November: Mannigfache Concepte und Munda auf's Geschäft und besondere Angelegenheiten bezüglich.
30. Dezember (früh): Einiges am Hauptgeschäft.
31. Dezember (früh): Das Hauptgeschäft gefördert.

1828

1. Januar: Fausts dritte Scene abgeschlossen. Übergang zu der vierten. — — Abends — — Später etwas am Hauptgeschäft.

(Demnach kann „Faust" und Hauptgeschäft nicht ein und dasselbe sein.)

10. Januar (früh): Am Hauptzweck fortgearbeitet.

12. Januar (früh): Einiges am Hauptgeschäft.
13. Januar (vormittags): Am Hauptgeschäft einiges gefördert.
15. Februar: Im Hauptgeschäft vorgerückt.
18. April: Ich ging in den untern Garten, bedachte manches und näherte mich der Ausführung.
26. April: Einiges redigirt an dem nächst nöthigen Manuscript.
27. April: Früh 8 Uhr in den untersten Garten gegangen, manches bearbeitet und vorbereitet.

Durch den am 14. Juni erfolgten Tod des Großherzogs war Goethe so erschüttert, daß die Arbeit am „Faust" ins Stocken geriet. Bis Anfang September weilte der Greis in Dornburg, und als er heimkehrte, wandte er sich gleich wieder dem Hauptgeschäft zu.

18. September (morgens): Einiges am Hauptgeschäft arrangirt. In den untern Garten gefahren. Einige Zeit dort verweilt.
19. September (früh): Ingleichen das Geschäft weiter geführt. Im untern Garten eine Zeitlang.
21. September: Ging in den untern Garten. Spazierte im Park.
25. September: Ich verfügte mich bei schönem Wetter in den untern Garten, überlegte verschiedenes, was zunächst anzugreifen. Speiste für mich.
26. September: Um 11 Uhr in den untern Garten. (Vormittag): Manches diktirt in Bezug auf die Hauptarbeit. Für mich gegessen.

Es ist auffallend, daß Goethe, um Mittag vom Garten kommend, sogleich etwas zu diktieren hatte in bezug auf die Hauptarbeit.

28. September: Gegen das Hauptgeschäft gewendet.
29. September (früh): Das Hauptgeschäft angegriffen.
30. September (früh): Einiges am Hauptgeschäft.

2. Oktober (morgens): Das Hauptgeschäft vorgerückt.
9. Oktober (morgens): Einiges am Hauptgeschäft. Concept und Munda (mehrere?).
13. Oktober: Früh am Hauptgeschäft.
16. Oktober (früh): Das Hauptgeschäft fortgesetzt. (Vormittag): In dem Vorliegenden fortgefahren. (Nachmittag): Schemata ins Reine. Die Schemata fortgesetzt betrachtet.

(Diese gehören scheinbar nicht zum „Faust", und Goethe mundierte selbst.)

17. Oktober (früh): Einiges zum Hauptgeschäft.
18. Oktober (früh): Am Hauptgeschäft vorgeschritten.
21. Oktober (früh): Mundum zum Hauptgeschäft (also eigenhändig). Ich fuhr in den untern Garten. Verweilte daselbst.
22. Oktober (früh): Am Hauptgeschäft fortgefahren. Ich fuhr in den untern Garten und ging wieder zurück.
27. Oktober (früh): Studien zum Hauptgeschäft. (Nachmittags): Einiges zum Hauptgeschäft.
10. November (früh): An dem Hauptgeschäft fortgearbeitet.
11. November (früh): Nothwendigste Übersicht des Hauptgeschäftes. Schematisirung deshalb.
12. November (früh): Am Hauptgeschäft fortgefahren.
13. November (früh): Das Hauptgeschäft gefördert.
19. November (früh): Das Hauptgeschäft vorgeschoben.
21. November (früh): Das Hauptgeschäft gefördert.
26. November (nachmittags): Das Hauptgeschäft nicht aus Augen gelassen.
21. Dezember (früh): Zum Hauptzweck manches gearbeitet.
23. Dezember (früh): Am Hauptgeschäft fortgefahren.
24. Dezember (früh): Einiges zum Hauptzwecke.
25. Dezember (nachmittags — Goethe benutzte offenbar am Feiertag erwünschtes Alleinsein): Fortgefahren am Hauptgeschäft.

26. Dezember (früh): Am Hauptgeschäft gearbeitet.
30. Dezember (früh): Am Hauptgeschäft vorgerückt.

1829

1. Januar (morgens): Fortarbeit am Hauptgeschäft.
9. Januar (früh): Am Hauptgeschäft gefördert.
11. Januar (früh): Am Hauptgeschäft fortgeschritten......
(Abends): Vorgedanken für morgen. Auch in der Nacht fortgesetzt.
12. Januar (früh): Einiges am Hauptgeschäft.
13. Januar (früh): Das Hauptgeschäft gefördert.
14. Januar (morgens): Ich rückte an der Hauptarbeit vorwärts.
15. Januar (früh): An dem Hauptgeschäft ernstlich fortgefahren.
16. Januar (früh): Das Hauptgeschäft gefördert.
18. Januar (früh): Mit Schuchardt am Hauptwerke.
29. Januar (früh): Am Hauptgeschäft fortgefahren.
1. Februar (früh): Fortgeschritten am Hauptgeschäft.
2. Februar (früh): Am Hauptgeschäft vorwärts geschritten.
7. Februar: Ich fuhr fort, mich dem Hauptgeschäft zu widmen.
12. Juli: — Sodann in den untern Garten, wo ich das Vorliegende bedachte und einiges vorbereitete. Blieb allein bis gegen Abend. Besuchte einige Stellen des Parkes. —

Das „Vorliegende" ist wohl wieder das, was den Dichter in diesen Jahren dort oft bewegte, das „Hauptgeschäft". Er nahm abermals einen längeren Aufenthalt im Gartenhäuschen, wo er, wie wir aus dem Tagebuch entnehmen, eine neue Arbeit vorhatte, die er nicht näher bezeichnet, scheinbar etwas Geheimnisvolles, das er nur dort vollbringen konnte. Am „Faust" wurde auch geschafft. (siehe Brief an Zelter vom 18. Juli 1829).

13. Juli: In den untern Garten. Daselbst zu verweilen Anstalt gemacht und die nöthigen Einrichtungen getroffen.
20. Juli: Neu Unternommenes angegriffen. — Neue Arbeit fortgesetzt und weiter bedacht.
(Das klingt nicht nach einer Arbeit mit der Feder.)
23. Juli: Die neue Arbeit fortgeführt.
26. Juli: Einiges an der neuen Arbeit.
15. August: Ich fuhr fort, an den Abschluß des Manuscripts zu denken und Einzelheiten nachzuholen.
25. August: In die Stadt zurück.
6. September: Einiges Fernere am Symbolischen.
9. Oktober: Ich fuhr in den untern Garten, einiges anzuordnen.
(Nach schwerer Krankheit) 2. Dezember (früh): Scenen im Faust berichtigt.

Nach dem Aufenthalt im Gartenhäuschen ist noch nicht wieder von Arbeit am „Faust" die Rede gewesen. Da ist diese Berichtigung als erstes nach kaum überstandener Krankheit auffallend und scheint noch mit dem „Neu-Unternommenen" im Garten zusammenzuhängen.

1830

Schon im Dezember des verflossenen Jahres taucht im Tagebuch für Goethes literarische Frühарbeit der Ausdruck „Poetisches" auf, und es berührt seltsam, daß der Dichter diese seine letzte Tätigkeit am „Faust" nicht wie sonst als solche bezeichnet. In rascher Aufeinanderfolge entstanden jetzt bis Ende Juni die 1500 Verse der „Classischen Walpurgisnacht", worauf der Greis sich einige Monate Ruhe gönnte. Dann, nach dem Tode Augusts und eigener schwerer Krankheit überwand er 1831 den immer noch fehlenden vierten Akt, die einleitenden Scenen des fünften und — das

Hauptgeschäft. Es muß also zwischen dem allen ein innerer, noch unbekannter Zusammenhang bestehen. Ich nehme deshalb die betreffenden Stellen mit auf, vom alten Jahr hinüberleitend:

30. Dezember 1829 (früh): Poetisches . . . (Abends): Vorschwebendes Poetische.
31. Dezember: Solches früh zu Stande gebracht. John mundirte sogleich. (Nachmittags): . . . dachte das nächste Poetische durch. (Abends): . . . fuhr in meinem Geschäft fort und endigte so das Jahr.
1. Januar (früh): Poetisches redigirt und mundirt.
3. Januar (früh): Poetisches gefördert. Manches zum Geschäft gehörig.

Das „Geschäft" muß das Hauptgeschäft sein; manches ist doch ein Teil des eben genannten Poetischen, also folgt hieraus ein Zusammenhang des Poetischen mit dem Hauptgeschäft.

4. Januar (früh): Einiges ausgeführt und mundirt. . . . Betrachtung und Bemühung fortgesetzt. . . . (Abends): Vorarbeiten für morgen früh.
5. Januar (früh): Poetisches concipirt und mundirt. . . . fortgesetzte Vorbereitung zu dem allernächst Abzuthuenden.
6. Januar (früh): Poetisches vorgerückt, concipirt, mundirt, eingeschaltet, abgerundet.
7., 8., 9., 10. Januar: Desgleichen.
11. Januar (früh): Übersicht der poetischen Vorsätze und Schematismen.
13. Januar (nachmittags): Einiges Poetische vorbereitet.
16. Januar (morgens): Poetisches aus den Concepten geordnet. . . . (Nachmittags): Ich beschäftigte mit mich einigem Poetischen.
17. und 18. Januar: Desgleichen.

19. Januar (morgens): Einiges Poetische bedacht und berichtigt. Mittag für mich. Poetisches überlegend.
28. Januar (abends): . . . Poetische Blicke.
29. Januar (früh): Fortleitung. . . . (Abends): Ich fuhr fort, an die poetische Aufgabe zu denken.
31. Januar (früh): Poetisches eingeleitet.
1. Februar (morgens): Einiges Poetische.

Vom 2. bis 7. und 9. bis 13. Februar desgleichen täglich.

14. Februar (morgens): Einiges Poetische. . . . Abends für mich. Mancherlei Vorbereitungen.
15. Februar (früh): Poetisches. . . . (Abends): Einiges Poetische vorbereitet.
16. Februar: Einiges disponirt zu nächster Ausführung.
17. Februar (früh): Poetisches disponirt.
21. Februar (früh): Poetisches. Concept und Mundum.
22. Februar (morgens): Poetisches, Concept und Mundum.
23. Februar (früh): Einiges Poetische, Mundum. Verschiedenes geheftet und das Nächste beschaut und überlegt. (Nachmittags): Das nächste Poetische durchgeführt. Abends die weiteren Pläne bedacht.
24. Februar (früh): Munda der Concepte von gestern Abend. Neues partielles Schema.
25. Februar (früh): Poetisches, Concept und Mundum.
26. Februar: Blieb abends allein. Überlegte das nächste Poetische.
27. Februar (morgens): Das nächste Poetische, Concept und Mundum. . . . Einiges Poetische fortgeführt.
1. März (früh): Poetisches, Concept und Mundum.
2. März (morgens): Poetisches, Concept und Mundum. Oberbaudirektor Coudray. Beredung wegen einer Thüre, auch neuen Stufen in den untern Garten (siehe 9. Oktober 1829).
3. März (früh): Poetisches, Concept und Mundum. Das

zweite reinere Mundum gefördert. Manches vorbedacht.

4. März (früh): Das zweite Mundum gefördert, das Ganze noch einmal durchgesehen und durchdacht.

(Nicht vorhanden!)

5. März (morgens): John fuhr an dem Hauptmundum fort....

Dies ist die einzige bis jetzt bekannte Handschrift im Archiv, von Schreiberhand, wo blieb Goethes eigenes Mundum?

6. März (früh): Poetisches, Concept und Mundum.

6. März (später): Ich fuhr am Hauptgeschäft fort.

12. März (abends): Ich überdachte das vielfach Bevorstehende.

14. März (abends): Blieb für mich, einiges durchzusehen und vorzubereiten.

15. März (früh): Einiges Poetische, Concept und Mundum.

18. März (früh): Poetisches revidirt.... Zeigte mir Coudray einen Vorschlag zu einer neuen Thüre in den untern Garten.

21. März (früh): Poetisches, Concept und Mundum.

22. März (früh): Poetisches, Concept und Mundum. In der zweiten Reinschrift vorgerückt. Das noch Übrige zum Ganzen durchgedacht.

23. März (morgens): Im Poetischen vorgerückt.

26. März (früh): Poetisches, Concept und Mundum.

27. März (morgens): Einiges Poetische von gestern Abend ins Mundum. Anderes durchgesehen und durchgedacht.

28. März (früh): Geheftet die nächst durchzuführenden Concepte.

29. April: Ich fuhr mit Riemer in den untern Garten und fand Oberbaudirektor Coudray unten, welcher die neue Thür besorgte.

30. April: Abends in den untern Garten gefahren. Auch war Coudray unten, wegen der neuen Stufen und Thüre.

1. Mai: Nachher in den untern Garten.

2. Mai: In den untern Garten gefahren.

4. Mai: Ich speiste unten.

5. Mai: Vorbereitung, den Tag im untern Garten zuzubringen. Das neue Gartenplätzchen ward eingeleitet... Ließ in der kleinen Anlage fortfahren.

11. Mai: Fuhr in den untern Garten. Verweilte daselbst bis gegen 2 Uhr. Mittag für mich.

12. Mai: Wegebau-Inspektor Götze wegen der Saalkiesel.

Hierzu Bemerkung in den Lesarten der W. A.: „Weiße und schwarze Saalkiesel von mittlerer Größe, die Goetze für ein Mosaik, das vor der neuen Tür zum Gartenhause am Stern gelegt werden sollte, besorgt hatte.“

14. Mai: Gegen Mittag mit Coudray in den untern Garten. Daselbst wegen der Mosaik am Eingang verhandelt. Er speiste daselbst mit mir.

15. Mai: Eingetragen, vorgeschoben und manches bedacht.

18. Mai: Ich fuhr in den untern Garten, speiste daselbst.... Bedachte mir anderes.

23. Juli: Mit Kanzler von Müller in den untern Garten, die Pflasterarbeit zu besehen.

28. Juli: Abends in den Garten mit Walther. Die Pflasterung angesehen.... Einiges nachher zu Hause berichtigt und vorgearbeitet.

(Also noch denselben Abend.)

29. Juli: Abends mit Walther in den untern Garten.

30. Juli: Mit Riemer in den untern Garten.

31. Juli: Coudray. Zusammen nach dem untern Garten gefahren.

Diese letzten Beweise von des hochbetagten Dichters Liebe zu seinem alten Garten haben etwas Rührendes, aber zu-

gleich auch etwas Auffallendes. Die Erneuerung der Pforte konnte eine Notwendigkeit sein, aber der Mosaikschmuck eines seit langen Jahren unbenutzten Eingangs gibt doch zu denken. Und die Nachwelt ging achtlos an ihm vorüber, niemand ward des Greises liebevolle Absichten gewahr; ich war offenbar die erste, die im Jahre 1906 das Pentagramm, den Gruß des Abgeschiedenen, unter grünem Moos entdeckte.

Inzwischen hatte die „Classische Walpurgisnacht" ihren Abschluß erreicht; Goethe berichtet davon schon im Juni dem in Italien weilenden Sohne. Es muß mit ihr wohl eine besondere Bewandtnis haben, denn Homunculus sagt, indem er sich anschickt, den Genesung suchenden Faust mit Mephisto ins klassische Land zu tragen:

„Indessen ich ein Stückchen Welt durchwandre (die „Classische Walpurgisnacht")
Entdeck' ich wohl das Tüpfchen auf das I."

Dies harrt indes noch seiner Auffindung. Nach Augusts Tode und nach einem heftigen Blutsturz im November, der das Schlimmste fürchten ließ, begann der Greis noch auf dem Krankenbett sich wieder seinem „Faust" zu widmen.

30. November (an Eckermann): ... Faust folgt hierauf.
2. Dezember: Nachts an Faust gedacht und einiges gefördert.
4. Dezember (nachts): Nach ein Uhr einige Stunden gewacht. Verschiedenes in Gedanken gefördert. (Früh): Einiges am Faust.
7. Dezember: Nachts wachend alles Vorliegende durchgedacht und manches gefördert.
11. Dezember (früh): Einiges Poetische.
12. Dezember (früh): Einiges zu Faust ... Mittag Dr. Eckermann. Brachte das Manuscript von Faust zurück ... Er nahm die Classische Walpurgisnacht mit.
13. Dezember (früh): Weitere Ergänzung des Faust.

14. Dezember (früh): Das Poetische blieb im Gange.
15. Dezember (früh): An Faust fortgefahren.
16. Dezember (früh): An Faust fortgeschrieben.
17. Dezember (früh): Abschluß von Faust und Mundum desselben ... Mittag Dr. Eckermann ... Ich gab ihm den Abschluß von Faust mit.

Dies war indes kein endgültiger Abschluß, sondern nur die Schlußszene. Der vierte Akt war offiziell noch gar nicht angefangen.

21. Dezember (morgens): Weniges Poetische.

1831

4. Januar: An Zelter: „... in wiefern mir die Götter zum vierten Acte helfen, steht dahin ..."
5. Januar: Mit Kanzler von Müller: „Der vierte Act muß noch gemacht werden, doch im Nothfall könnte man ihn sich selbst construiren, da der Schlußpunkt im fünften Act gegeben ist."

Liegt in diesen beiden Äußerungen nicht ein großer Widerspruch? Ähnlich verhält es sich auch mit den folgenden:

24. Januar 1830: Mit Eckermann: „... Der fünfte Act ist so gut wie fertig, und der vierte wird sich sodann wie von selber machen."
10. Februar 1830: Mit demselben: ... „Ich würde im ‚Faust' bleiben und den vierten Act zu überwinden suchen."
11. Februar 1831: Mit Eckermann: „Heute bei Tisch erzählte mir Goethe, daß er den vierten Act des ‚Faust' angefangen habe."
12. Februar: Anderes Weiterfördernde nach vielen Seiten hin durchdacht. (Nachmittags): Das Hauptwerk muthig und glücklich angegriffen.
6. April: In den untern Garten gefahren. Daselbst

für mich gespeist und das Nothwendigste durchgedacht.

7. April: Hielt mich im Garten auf. Bedachte das Nächste.

9. April: Nach Tische im Garten bis gegen Abend ... Andres Geheime bedenkend. Philemon und Baucis und Verwandtes sehr zusagend.

Die erst jetzt sich gestaltenden Szenen von Philemon und Baucis müssen demnach mit dem Geheimen zusammenhängen.

30. April (morgens): Einiges Poetische.

1. Mai (früh): Einiges Poetische ... In den untern Garten gefahren. Einiges Poetische ... Abends einiges vorgearbeitet und bedacht.

Da Goethe am nächsten Tage Eckermann erzählt, daß ihm der bisher fehlende Anfang des fünften Aktes gelungen, so darf man das Poetische vom 1. Mai darauf beziehen. Seltsam aber, daß es Goethen mitten beim Schaffen zum Garten trieb und er dort zu weiteren Versen Stimmung fand.

2. Mai (früh): Poetisches. Bedeutendes Mundum durch John ... Das Hauptgeschäft durch alles dieses nicht unterbrochen.

(Neuer Beweis, daß das Hauptgeschäft eine selbständige Arbeit war.)

3. Mai (früh): Poetisches fortgesetzt. (Nachmittags): Ich fuhr fort, das bisherige Poetische durchzusehen und zurecht zu rücken.

4. Mai (morgens): Abschluß der fünften Abtheilung. Beginn der vierten.

5. Mai (früh): Einiges an der fünften Abtheilung ajustirt und der Übereinstimmung näher gebracht.

6. Mai (früh): Die fünfte Abtheilung revidirt und manches ausgeglichen. Die vierte beachtet.

7., 11., 12., 14., 17. Mai (früh): Poetisches, respective poetische Vorarbeiten.

24. Juni: Einige Hoffnung zu glücklicher Fortsetzung des Unternommenen.

26. Juni (früh): Fortgeführter Hauptzweck.

28. Juni (morgens): Den Hauptzweck nicht außer Acht gelassen.

29. Juni: ... Das Hauptgeschäft nicht außer Augen lassend.

30. Juni (früh): Zum Zweck fortgearbeitet.

1. Juli (früh): Den Hauptzweck verfolgt. (Nachmittags): Blieb für mich, das Hauptgeschäft fördernd.

2. Juli (morgens): Den Hauptzweck verfolgt. Um 12 Uhr in den untern Garten. Einiger Aufenthalt daselbst. (Nachmittags): Die Früharbeit fortgesetzt.

3. Juli (früh): Das Hauptgeschäft fortgesetzt.

4. Juli (früh): Auf den Hauptzweck losgearbeitet.

5. Juli (früh): Den Hauptzweck nicht außer Augen gelassen. Einiges Mundum deshalb.

6. Juli (früh): Das Hauptgeschäft verfolgt.

7. Juli (früh): Den Hauptzweck verfolgt.

8. Juli (früh): Annäherung zum Hauptzweck.

9. Juli (morgens): An dem Hauptgeschäft fortgefahren.

10. Juli (früh): Das Hauptgeschäft ununterbrochen fortgesetzt.

11. Juli (früh): Den Hauptzweck verfolgt. Abends um 6 Uhr mit Wölfchen in den untern Garten. Einige erwünschte Fortschritte zum Hauptzweck.

(Dies war offenbar nichts Schriftliches.)

12. Juli (früh): Die Verbindung gelang mit der Hauptpartie.

15. Juli: ... Lektüre zu den nächsten Zwecken. —

Am 14. Juli entlieh Goethe aus der Großherzoglichen Bibliothek „Joh. Daniel v. Olenschlager, Neue Erläuterung

der Guldenen Bulle Kaysers Carls IV“ bis zum 22. Juli, an welchem er das „Hauptgeschäft“ abschloß. Die Benutzung obigen Werkes zur Belehnungsszene des vierten Aktes, als dem Letztentstandenen, ist bekannt. Die Notiz vom 12. Juli: „Die Verbindung gelang mit der Hauptpartie“ scheint mir daher bedeutungsvoll.

18. Juli: Am Hauptgeschäft fortgefahren.
19. Juli (früh): Im Hauptgeschäft vorgerückt.
20. Juli (morgens): Am Hauptgeschäft fortgefahren.
21. Juli (früh): Abschluß des Hauptgeschäfts.
22. Juli (früh): Das Hauptgeschäft zu Stande gebracht. Letztes Mundum. Alles rein Geschriebene eingeheftet. (Eigenhändig!)

Es berührt eigentümlich, daß Goethe in seinem Tagebuch nicht mit besonderem Nachdruck den endgültigen Abschluß des „Faust“ dokumentiert, als einer Arbeit, die sich durch sein ganzes Leben erstreckt, und nach deren Vollendung er, wie er selbst sagt, „sein ferneres Leben als ein Geschenk“ ansah. Der Abschluß des „Hauptgeschäftes“ hingegen findet sich verzeichnet; das beweist, daß ihm dieses von beiden das Wichtigere war, und daß es etwas anderes ist, als der „Faust“, an welchem er nach Eckermann noch bis in den August hinein arbeitete. Gewiß waren nur noch „Kleinigkeiten zu berichtigen“, trotzdem ist die Tatsache, daß der Meister den letzten Federzug nicht markiert, nur damit zu erklären, daß es ihm kein Bedürfnis gewesen zu sein scheint, den Abschluß des „Faust“ hervorzuheben, nachdem das „Hauptgeschäft“ sich „in meisterlichen Händen vollendet“. Um zu ahnen, wo Goethe alsdann sein „Bestes“ geborgen, braucht man nur in den nächsten Tagen den Spuren seiner stillen Tätigkeit nachzugehen, und es wird kaum noch überraschen, wenn sie wieder in den „untern Garten“ führen. Wohin er so gern geflüchtet, um zu schaffen „an dem Einzigen,

was Noth ist“, da fand er auch die Stätte für das liebste seiner „Kinder“. Ein wiederholt längerer Aufenthalt in seinem „lieben Thal“ bot, wie ich schon durchblicken ließ, Gelegenheit genug, dort ein entsprechendes Versteck herzurichten, so daß es sich in letzter Stunde nur noch um einen „Schlußstein“ gehandelt haben wird. Am 2. August steht im Tagebuch: Ich bereitete manches vor.

5. August: ... manches bedenkend und vorbereitend.

Der Greis mußte ja nun sein Möglichstes tun, um das kostbare Vermächtnis mit entsprechender Hülle zu versehen, es kräftig zu schützen gegen Einflüsse der Witterung und der Zeit und um es zugleich in vollgültiger Form als sein geistiges Testament auszustatten und darüber zu verfügen.

16. August: Einiges vorgearbeitet und bereitet. In den untern Garten gegangen und bis 2 Uhr daselbst verweilt.

Der seltsame Ausdruck „bereitet“ läßt auf eine Versiegelung, „Verlutirung“ oder dergleichen schließen; auch wird es eines Werkzeugs bedurft haben, um das Geheimnis der „Mutter Erde“ anzuvertrauen. Die Mittagsstunde sicherte ein ungestörtes Schaffen. Welch ein Moment für den Greis, unter den hohen, selbstgepflanzten Bäumen seines Gartens eigenhändig ein Grab zu graben für das krönende Werk seines langen, tätigen Lebens! Nach der Rückkehr von Ilmenau, wo er still seinen letzten Geburtstag begangen, trieb es ihn bald wieder zu der Stätte, die sein Testament umschloß. Vielleicht hatte er auch noch etwas nachzufügen.

7. September: Anderes vorbereitet. Nachher in den untern Garten gefahren. Speiste daselbst allein.
8. September: Nach Tisch mit Wolf in den untern Garten. Die wenigen Erdarbeiten betrachtet.

Achtzig Jahre sind nun seitdem vergangen, und das „Hauptgeschäft“ harrt noch immer des Lichtes. Daß es so lange

währen würde, wird Goethe nicht gedacht haben. Er hat sich oft und gern im Stillen vorgestellt, wie seine Freunde über kurz oder lang seine Winke gewahren und das für sie „Bereitete und Aufgesparte zu seinem Andenken genießen würden". „Zu guter Stunde" hoffte er von ihnen verstanden zu werden und tröstete sich damit, daß sie alle jünger waren als er. Aber er hat sie offenbar überschätzt; sie kannten ihn in mancher Beziehung sicherlich nicht so gut wie wir, die wir das Glück haben, uns aus seinem wohlgeordneten literarischen Nachlaß, aus seinen Briefen und Tagebüchern ein übersichtliches Bild von der einzigartigen Persönlichkeit machen zu können, von der Lavater sagte:

„O, die Künstler vergessen, wie viele Naturen in dir nur
Mischte die Mutter Natur — sie jubelte, da sie dich hinstellt.'"

Wenn es in den „Xenien" heißt:

„Schade daß die Natur nur Einen Menschen aus dir schuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff" —

und

„Alles mischt die Natur so einzig und innig, doch hat sie
Edel- und Schalksinn hier, ach! nur zu innig vermischt" —

so paßt das, wer auch sonst damit getroffen werden sollte, durchaus auf Goethe; doch niemand verstand die „ernst gemeinten Scherze", denn niemand ahnte, welche Heiterkeit der Seele, welch unvergleichlichen Humor der Hochbetagte, mehr und mehr Vereinsamte sich bis zuletzt bewahrt hatte, und daß er sich und sein Lebenswerk meint, wenn er der Welt zuruft:

„Im neuen Jahre Glück und Heil;
Auf Weh und Wunden gute Salbe!
Auf groben Klotz ein grober Keil!
Auf Einen Schelmen anderthalbe!"

So spricht doch nur jemand, der ein großes Schelmenstück vollbracht hat, respektive vollbringen mußte. Schon im Jahre 1775 schrieb Goethe an die Gräfin Auguste von Stolberg: „Liebe, nur daß es Ihnen nicht aus den Händen kommt. Ich mag das nicht drucken lassen; denn ich will, wenn Gott will, künftig meine Frauen und Kinder in ein Eckelgen begraben oder etabliren; ohne es dem Publico auf die Nase zu hängen. Ich bin das Ausgraben und Seciren meines armen Werthers so satt" — — Wer nur je einen Blick getan in das Herzensheiligtum des Dichters, und wer die Schmerzen mitfühlt, die eine verständnislose Kritik ihm zugefügt, der wird begreifen, daß der Meister sein „Bestes" verbergen mußte. Goethe sagt im „Divan":

„Warum ist Wahrheit fern und weit?
Birgt sich hinab in tiefste Gründe?
Niemand versteht zur rechten Zeit!
Wenn man zur rechten Zeit verstünde,
So wäre Wahrheit nah und breit,
Und wäre lieblich und gelinde."

Er hat in seinem Testament den Wunsch geäußert, daß man innerhalb der nächsten dreißig Jahre nach seinem Tode sein Haus und seine Gärten nicht in fremde Hände geben möge. Innerhalb dieser Frist hoffte er demnach, von den ihm Nahestehenden, die zumeist jünger waren, als er, verstanden zu werden, und es ist ebenso ergreifend wie ergötzlich, durch Zusammenstellung der letzten Briefe zu finden, wie er es nicht unterlassen konnte, den einzelnen Freunden besondere Winke zu geben. Sie wurden ihrer scheinbar nicht gewahr, mir jedoch will ein mehrfach wiederkehrender Satz recht auffallend scheinen. An Heinrich Meyer schrieb der Greis am 20. Juli 1831: „Das Ganze (der Faust) liegt vor mir, und ich habe nur noch Kleinigkeiten zu berichtigen; so siegle ich's ein, und dann mag es das specifische Gewicht meiner folgenden Bände,

wie es auch damit werden mag, vermehren." Ebenso heißt es am 4. September an Zelter: „So siegle ich's ein, und dann mag es das specifische Gewicht meiner folgenden Bände, wie es auch damit werden mag, vermehren." Am 7. September wurde dem Grafen Reinhard mitgeteilt: „Nun mag es dereinst die specifische Schwere der folgenden Bände meiner Werke vermehren, wie und wann es damit auch werde." Am meisten aber verrät sich der Dichter in dem Brief an Boisserée vom 8. September: „Und so wird denn das Manuscript endlich eingesiegelt, daß es verborgen bleibe und dereinst, wenn's glückt (!), die spezifische Schwere der folgenden Bände meiner Werke vermehren möge. Alles, was hiezu gehört, wird sorgfältig redigirt und rein geschrieben, in einem aparten Kistchen verwahrt. Verzeihen Sie, wenn diese vielen Worte doch am Ende nichts Befriedigendes aussprechen. Möge das Ganze zu guter Stunde künftig zu Gesicht kommen."

Trotz mancherlei Nachforschungen habe ich nicht erkunden können, ob der zweite Teil „Faust", der heute im Goethe-Schiller-Archiv bewahrt wird, sich seinerzeit in einem „aparten Kistchen" gefunden hat. Es wäre doch wohl erhalten geblieben. Aber ich glaube auch gar nicht, daß Goethe in diesem Augenblicke den „Faust" von Schreiberhand im Sinn hatte. Was wäre dann „alles was hiezu gehört"? Er dachte vielmehr an das, was er geheim zu halten beabsichtigte, ans „Hauptgeschäft", dem er, wie ich später zeigen werde, noch mancherlei hinzufügen mußte, damit es seine Bestimmung erfülle. Der zweite Teil „Faust" fand sich in seinem Schreibtisch und wurde gleich nach seinem Tode geöffnet und alsbald zum Druck befördert. Diesen Verlauf konnte Goethe sich leicht vorstellen, und mit Bezug darauf brauchte ihm nicht dreimal die Äußerung aus der Feder zu fließen: „wie und wann es damit auch werde", noch weniger aber die Bedingung „wenn's glückt".

Dies Schriftstück wartete nur auf des Greises letzten Tag, um in die Öffentlichkeit zu treten. „Möge das Ganze zu guter Stunde künftig zu Gesicht kommen!" Diese einfachen Worte umfassen eben „das Ganze" und enthalten zugleich des Meisters größten und letzten Wunsch. Mit welcher Spannung mögen indes die überlebenden Freunde, besonders infolge der verheißungsvollen Andeutungen, dem Erscheinen des zweiten Teils „Faust" entgegengesehen haben! Doch nicht nur ihnen, sondern der ganzen gebildeten Welt bereitete des Dichters letztes Werk zunächst eine gewaltige Enttäuschung, denn es brachte nicht die erwartete Lösung, gab keine Antwort auf die vielen Fragen, die die Gemüter der Suchenden bewegten. Und heute ist es nicht viel besser. Während der erste Teil Eigentum und Stolz des deutschen Volkes geworden, bleibt ihm der zweite ein Buch mit sieben Siegeln, denn keiner der vielen Kommentare vermag die grellen Dissonanzen zu lösen und die Forderungen des Gemüts zu befriedigen. „Gedichte sind gemahlte Fensterscheiben," und wenn Mephisto im zweiten Teil angesichts des „schlafenden Faust" dasselbe Bild gebrauchend sagt:

„Die bunten Scheiben sind, so dünkt mich, trüber,
Die Spinneweben haben sich vermehrt —"

so will das nichts anderes besagen, als daß der „Flor" im zweiten Teil noch dichter gewebt ist als im ersten. Gerade deshalb sah Goethe aber auch „des Vorwurfs glühend bittre Pfeile" voraus, die ihn treffen würden, und er konnte unmöglich sein Lebenswerk für immer solchem Schicksal überlassen; einmal muß der Tag erscheinen, da „der Nebel fällt".

„Und ein Gewebe, sollt' es ewig sein?
Zerstört's die Magd nicht, reißt die Spinn' es selber ein."

Goethe war seinem ganzen Wesen nach ein Baumeister; mehr als einmal hat er gesagt: „Es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran

die Menschheit reine Freude hat.“ Im Jahre 1780 schrieb er an Lavater: „Diese Begierde, die Pyramide meines Daseyns, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spizzen, überwiegt alles andre und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der Babilonische Thurn bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen es war kühn entworfen und wenn ich lebe, sollen wills Gott die Kräfte bis hinauf reichen.“ Baumeisterlich Gelüst blickt auch im „Faust“ zwischen den Zeilen hervor, doch fein verwoben, nur für die „Wissenden“, von denen er hoffte, daß sie z. B. auch das „Gemurmel“ verstehen würden:

„Ich weiß schon — Was dahinter steckt —
Und was denn weiter? — Ein Project —“

Von einem „Gebäu“ ist mehrfach die Rede; auch der „Schlußstein“ eines „Gewölbes“ wird erwähnt. Sollten wir das eigentliche „Projekt“ seines Lebens, die „Pyramide seines Daseins“ noch gar nicht kennen? Über dem „Faust“ liegt „Dunst und Flor“, „Wilhelm Meister“ ist unvollendet und bricht jählings ab, und dennoch war der Dichter nach Abschluß des „Faust“ innerlich so befreit und dankbar, daß er sein „ferneres Leben als ein Geschenk“ ansah. So konnte er nur sprechen, wenn er fühlte, seine Mission erfüllt zu haben, wenn er sein „Meisterstück“ gemacht, wozu ein gütiges Schicksal ihm Zeit gelassen. Sein „Meisterstück“ aber kann nie und nimmer der „Faust“ sein, das „Hexenproduct“, bei dem es ihm schwer wurde, sein „poetisches Gewissen“ zum Schweigen zu bringen. Ein „Meisterstück“ tritt wie „ein Held ins Leben“, indem der ganze Mensch sich dafür einsetzt; ein „Meisterstück“ wird mit Herzblut genährt. Wo aber dem Dichter nicht „reine Freude blüht“, da kann er nicht zur Vollendung gelangen, und sollte Goethe am Ende seines „Pyramidenlebens“

uns „nichts Besseres“ zu geben gehabt haben, als den „Faust“?

Wie der „Faust“, so ist auch sein Meister uns noch immer ein Rätsel, und wie er selbst seine Werke bezeichnet als „Bruchstücke einer großen Confession“, die mit dem „Faust“ unmöglich zu Ende sein kann, so flüstert er im Prophetenmantel des weisen Bakis uns zu:

„Schlüssel liegen im Buche zerstreut, das Räthsel zu lösen“ – und

„es bringt wohl der Tag Räthsel und Lösung zugleich.“

Im Maskenzug von 1818 sagt die Ilm:

„Denn ich muß am besten wissen,
Wie das Räthsel sich entsiegelt.“

Fühlte denn niemand, daß die Weissagung, die in alles verwebt ist, was Goethe geschaffen, sich auch hier verbirgt, daß auch hier der Seher zu uns spricht, dessen Geist so gern bei der Ernte weilte, die er sich versagen mußte? Prophetensprache aber ist Bilderspruch, und noch in des Meisters Nachlasse fanden sich die Verse:

„Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren,
Ich wüßte mich sonst nicht zu erklären.“

Wenn es daher in den „Vier Jahreszeiten“ heißt:

„Alle Blüthen müssen vergehn daß Früchte beglücken,
Blüthen und Frucht zugleich gebet ihr, Musen, allein“ —

so scheint der prophetische Geist dieser Verse an das Bibelwort gemahnen zu wollen: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“. Denn „Blüthen und Frucht zugleich“, erinnert das nicht an „Räthsel und Lösung zugleich“? Den Weissagungen des Bakis“ setzte Goethe den Spruch voran:

„Seltsam ist Propheten Lied,
Doppelt seltsam, was geschieht.“

Wozu auch hätte er die an Nostradamus erinnernden Vierzeiler geschrieben, wenn sie sich nicht erfüllen sollten? „Räthsel

und Lösung", „Blüthen und Frucht", überall verrät sich etwas Zwiefaches, und ich hoffe nun nicht mehr zu verwegen zu erscheinen, wenn ich ausspreche, was mir zu beglückender Gewißheit geworden, daß Goethe wirklich, wie es in der „Classischen Walpurgisnacht" heißt, „dem Parnaß als eine Doppelmütze die beiden Berge frevelnd aufgesetzt". „Alle Blüthen müssen vergehn daß Früchte beglücken." Der „Faust" ist in der Tat nur „für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren". So lange wir aber den „Blüthen" nicht gerecht werden, können „Früchte" uns nicht „beglücken", und was sich dahinter verbirgt, hat der Dichter selber offen ausgesprochen:

„Dichter lieben nicht zu schweigen,
Wollen sich der Menge zeigen.
Lob und Tadel muß ja sein!
Niemand beichtet gern in Prosa;
Doch vertraun wie oft sub Rosa
In der Musen stillem Hain.
Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß;
Und das Alter wie die Jugend,
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt sich gut in Liedern aus."

Sollte Goethe dem einmal gewählten Bilde nicht treu geblieben sein? Wer in des Meisters Sprache denken und fühlen kann, wird ihn nun auch an anderer Stelle verstehen:

„Der Strauß, den ich gepflücket
Grüße dich viel tausendmal;
Ich habe mich oft gebücket,
Ach, wohl ein tausendmal,
Und ihn an's Herz gedrücket
Wohl hunderttausendmal."

Ein Goethe, dessen Poesie gerade in ihrer schlichten Wahrheit so zu Herzen geht, hätte das niemals dichten können ohne tieferen Sinn; es ist vielmehr auch hier sein Lebenswerk, das er mit der ihm eigenen Bescheidenheit darreicht, und ebenso spielt er auch „Versteckens" mit den „Früchten":

„Fetter grüne, du Laub,
Am Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick; euch umsäuselt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch
Und euch bethauen, ach!
Aus diesen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vollschwellende Thränen."

„Sie wissen," schrieb Goethe an Frau von Stein, „wie simbolisch mein Leben ist," und dies Gedicht, schon 1775 entstanden und „Herbstgefühl" benannt, enthüllt nun erst seine ganze Tiefe und Schönheit.

„Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzes, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt —"

Ein heimliches Glück und ein großes, tiefes Leid walten über des Meisters Leben, denn

„Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,

Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz."

„Blüthen und Früchte", wie er sie schuf, er hat sie heimlich „mit Thränen bethaut", und des Apostels Wort (2. Korinther 4, 18): „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten", wird ihn oft getröstet haben. Der wilde „Phantasiestrauß" aber wartet nur darauf, daß Eine

„sich entschließen könnte,
Ihm (mir) am Herzen Platz vergönnte."

Denn des Dichters Herz,

„es möchte gern gekannt sein, überfließen
In das Mitempfinden einer Creatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur."

Goethes „Blumen, glänzend künstlich, blühend fort das ganze Jahr", sie sehnen sich, wie das Herz ihres Schöpfers, nur nach Liebe, um sich zu erschließen und zu leuchten in ungeahnter Schönheit, und dann — „Blüthen und Frucht zugleich gebet ihr, Musen allein". „Räthsel und Lösung", „Blüthen und Frucht", käme das aber nicht einem Wunder gleich? Allerdings, und auf Wunder wolle auch der Leser sich gefaßt machen, denn

„Ein tiefer Blick in die Natur,
Hier ist ein Wunder, glaubet nur!"

Ob die Stimme auch aus „Auerbachs Keller" kommt, es ist dennoch dieselbe, die an anderer Stelle sagt:

„Betrachtet, forscht, die Einzelheiten sammelt,
Naturgeheimniß werde nachgestammelt."

Der Tag, der „Räthsel und Lösung" bringt und „Blüthen und Frucht", von freundlichen Musen gegeben, er wird enthüllen, was zu „Qual und Glück" der hohe Meister während eines ganzen Lebens verschwieg. Doch

„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen."

Wer's aber fühlt im tiefsten Innern, der kann's „erjagen", nämlich „das Beste", was ein „Liebender" uns hinterließ, und von dem er die „Hoffnung" sagen läßt:

„Sicherlich, es muß das Beste
Irgendwo zu finden sein."

Es muß also „zu finden" sein, denn Goethe konnte nicht scheiden, ohne den Weg dazu gewiesen zu haben und zwar im „Faust", dessen Sendung sich damit von selbst ergibt und von dem der Meister sagt, er werde „denjenigen erfreuen, der sich auf Miene, Wink und leise Hindeutung versteht." Ja, er fügt sogar hinzu, derselbe werde „mehr finden, als er geben konnte". Es muß der dazu Berufene aber vor allen Dingen des Dichters Eigenart erlauschen, denn

„Es sagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
Jedes in seiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen?"

„Jedes reife Kunstwerk ist und bleibt Mysterium," sagt Gerhard Hauptmann, und das Wort, das in den „Meistersingern" nach dem Liede des Ritters laut wird: „Merkwürd'ger Fall", es gilt auch vom „Faust". Aber gerade deshalb ist Goethe ein Meistersinger, denn Verworrenheit deutet auf Überfülle, und es gibt ein Chaos, das „nur auf die Berührung der Liebe wartet, um sich zur harmonischen Welt zu entfalten". Wenn zudem der Künstler selber sein Werk ein „Hexenproduct" nennt, sollte es da nicht unter besonderem Gesichtswinkel betrachtet werden müssen? Der absurden Form seines Werkes war der Dichter sich voll bewußt:

„Was eben wahr ist aller Orten,
Das sag' ich mit ungescheuten Worten."

Und im „Faust" heißt es:

„Denn welcher Lehrer spricht
Die Wahrheit uns direct in's Angesicht?"

„Der echte Lehrer," sagt Novalis, „ist nur ein Wegweiser. Ist der Schüler in der Tat wahrheitslustig, so bedarf es nur eines Winkes, um ihn finden zu lassen, was er sucht," denn „vieles ist zu zart, um gedacht, noch mehreres, um besprochen zu werden". Gerade der dicht gewebte „Flor" läßt Großes ahnen, was sich der Menge nicht zeigen will, denn „die Menge macht den Künstler irr und scheu". Diese Klage Tassos wiederholt sich auch im „Faust":

„O sprich mir nicht von jener bunten Menge
Bei deren Anblick uns der Geist entflieht" —

und auch Eckermann erzählt, wie Goethe ihm gesagt, seine Werke seien „nicht für die Menge geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas ähnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind". Sollten aus des Meisters Schule keine „Schüler" auf uns gekommen sein, oder haben sie nur seine Winke nicht beachtet und seiner „Lust am Trug" zu wenig Rechnung getragen? Zu necken ist er niemals müde:

„Den ersten April mußt überstehn,
Dann kann dir manches Guts geschehn —"

Auch seiner Neigung zum Symbolismus wird man noch immer nicht gerecht, obwohl er sie nicht verbirgt, denn gibt er nicht im „Faust"

„In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit" —

„Der Irrthum," so belehrt er ferner, „ist viel leichter zu erkennen, als die Wahrheit zu finden: jener liegt auf der Oberfläche, damit läßt sich wohl fertig werden; diese ruht in der Tiefe, danach zu forschen ist nicht jedermanns Sache." Auch ist das Ideal der wahren Kritik, wie u. a. Herder und Lessing es aufgestellt, noch immer nicht erreicht. Mephisto ist noch heute ebenso rührig, wie zu Goethes Tagen. Der Kunstrichter aber soll „nicht Bücher, sondern den Geist beurtheilen";

er soll „Ideen in ihre Quelle zurückzulenken wissen, in den Sinn des Schriftstellers":

„Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab!"

Der Kritiker soll „nicht als Despot, sondern als Freund und Gehülfe des Verfassers lesen", er soll „das Buch bis auf Herz und Nieren zergliedern" und „ein Pygmalion seines Autors werden", also nicht dogmatisch und äußerlich, sondern lebendig und innerlich nacherzeugend zu Werke gehen. Novalis sagt: „Zur echten Kritik gehört die Fähigkeit, das zu kritisirende Produkt selbst hervorzubringen. Der Geschmack allein beurtheilt nur negativ." „Der wahre Leser muß der erweiterte Autor sein. Er ist die höhere Instanz, die die Sache von der niederen Instanz schon vorgearbeitet erhält."

„Tadeln ist leicht, Erschaffen so schwer; ihr Tadler des Schwachen,
Habt ihr das Treffliche denn auch zu belohnen ein Herz?"

Der Meister, der die Forderung stellte: „Bilde Künstler, rede nicht!" der konnte nicht anders, als in seiner Eigenart sie selbst erfüllen, und in späteren Jahren sagte er einmal: „Ich möchte wie die Natur, in lauter Zeichnungen sprechen." So war schon Schiller während des Schaffens an „Wilhelm Meister" nicht immer ganz zufrieden mit dem großen Freunde. Er vermißte, obwohl er die Idee des Romans kannte, in der Darstellung den „ästhetischen Aufschluß". Auf eine diesbezügliche Mahnung erhielt er von Goethe am 9. Juli 1796 folgenden Brief:

„Indem ich Ihnen, auf einem besondern Blatt, die einzelnen Stellen verzeichne, die ich, nach Ihren Bemerkungen, zu ändern und zu suppliren gedenke, so habe ich Ihnen für Ihren heutigen Brief den höchsten Dank zu sagen, indem Sie mich, durch die in demselben enthaltenen Erinnerungen, nöthigen, auf die eigentliche Vollendung des Ganzen aufmerksam zu sein. Ich bitte Sie, nicht abzulassen, um, ich möchte wohl

sagen, mich aus meinen eigenen Grenzen hinauszutreiben. Der Fehler, den Sie mit Recht bemerken, kommt aus meiner innersten Natur, aus einem gewissen realistischen Tic, durch den ich meine Existenz, meine Handlungen, meine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde. So werde ich immer gerne incognito reisen, das geringere Kleid vor dem besseren wählen, und, in der Unterredung mit Fremden oder Halbbekannten, den unbebedeutenderen Gegenstand oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen, mich leichtsinniger betragen, als ich bin und mich so, ich möchte sagen, zwischen mich selbst und zwischen meine eigene Erscheinung stellen. Sie wissen recht gut, theils wie es ist, theils wie es zusammenhängt." — „Und sollte mir's ja begegnen, wie denn die menschlichen Verkehrtheiten unüberwindliche Hindernisse sind, daß mir doch die letzten bedeutenden Worte nicht aus der Brust wollten, so werde ich Sie bitten, zuletzt, mit einigen kecken Pinselstrichen, das noch selbst hinzuzufügen, was ich, durch die sonderbarste Naturnothwendigkeit gebunden, nicht auszusprechen vermag."

Schiller antwortete denselben Tag: „Es ist mir sehr lieb, zu hören, daß ich Ihnen meine Gedanken über jene zwei Puncte habe klar machen können, und daß Sie Rücksicht darauf nehmen wollen. Das, was Sie Ihren realistischen Tic nennen, sollen Sie dabei garnicht verläugnen. Auch das gehört zu Ihrer poetischen Individualität, und in den Grenzen von dieser müssen Sie ja bleiben: alle Schönheit in dem Werk muß Ihre Schönheit sein. Es kommt also bloß darauf an, aus dieser subjectiven Eigenheit einen objectiven Gewinn für das Werk zu ziehen, welches gewiß gelingt, sobald Sie wollen. Dem Inhalte nach muß in dem Werk alles liegen, was zu seiner Erklärung nöthig ist, und der Form nach muß es nothwendig darin liegen, der innere

Zusammenhang muß es mit sich bringen — aber wie fest oder locker es zusammenhängen soll, darüber muß Ihre eigenste Natur entscheiden. Dem Leser würde es freilich bequemer sein, wenn Sie selbst ihm die Momente, worauf es ankommt, blank und klar zuzählten, daß er sie nur in Empfang zu nehmen brauchte; sicherlich aber hält es ihn bei dem Buche fester und führt ihn öfter zu demselben zurück, wenn er sich selber helfen muß. Haben Sie also nur dafür gesorgt, daß er gewiß findet, wenn er mit gutem Willen und hellen Augen sieht, so ersparen Sie ihm ja das Suchen nicht. Das Resultat eines solchen Ganzen muß immer die eigene, freie, nur nicht willkürliche Production des Lesers sein; es muß eine Art von Belohnung bleiben, die nur dem Würdigen zu Theil wird, indem sie dem Unwürdigen sich entzieht."

Am 4. März 1829 schrieb Goethe an seinen Freund Zelter: „Auf Ostern kommen euch die neuen Wanderjahre in die Hände, und da möcht ich immer das alte Wort wieder ausrufen: ‚O, ihr Athenienser!' Blieb uns aber schon die Idee des „Wilhelm Meister" verborgen, wie viel schwerer hat es da der Dichter gemacht, sich in dem Labyrinth seines „Faust" zurecht zu finden. Ebenfalls in einem Briefe an Zelter fand ich jüngst eine Bemerkung Goethes über seine „Farbenlehre", die hier vielleicht am Platze ist: „Daß aber ein Mathematiker aus dem Hexengewirre seiner Formeln heraus, zur Anschauung der Natur käme und Sinn und Verstand, unabhängig, wie ein gesunder Mensch brauchte, werd ich wohl nicht erleben. Es wird allein dadurch möglich, daß ein junger frischer Mann, ehe er sich in jene Labyrinthe einläßt, den Faden aus den Händen der liebenswürdigen Natur empfange, der wahren Ariadne, die uns allein beseligt, welcher wir zeitlebens nicht untreu werden können." Wenn es im „Faust" heißt:

„Und fragt ihr mich, wer es zu Tage schafft?
Begabten Manns Natur- und Geisteskraft" —
so ist damit sicher nicht der Verstand gemeint, denn mit Gelehrsamkeit allein ist dem großen Rätsel nicht beizukommen. Doch

„Wenn Natur dich unterweis't,
Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie spricht ein Geist zum andern Geist."

Indes wenn Goethe auch besonders im „Faust" sich tief verhüllt und „incognito reist", so muß doch „dem Inhalte nach in dem Werke alles liegen, was zu seiner Erklärung nöthig ist", und in der Tat —

„Schlüssel liegen im Buche zerstreut, das Räthsel zu lösen."

Ist es da vor allen Dingen nicht auffallend, daß der Held der Tragödie, der alte Schwarzkünstler Faust, das seltsame Schicksal hat, in beiden Teilen als genesungsbedürftig, als Heilung suchend zu erscheinen? Da aber die „Heilung", so viel auch von ihr die Rede ist, im Rahmen der Handlung niemals eintritt, da der Dichter seinen Faust als Kranken, Schlafenden, Paralysierten, Erblindeten in die Welt hinausschickt, so hat er dieser offenbar die hohe Aufgabe hinterlassen, ihn zu „heilen", und von den „Mitteln" dazu ist oft genug die Rede. Beim besten Willen aber können wir an der Person des „Doktor Faust" keine Kur vollbringen, es können alle diesbezüglichen Winke sich daher nur auf das Werk „Faust" beziehen, also: „Ich höre doppelt, was er spricht."

„Viel Wundercuren gibt's jetzunder,
Bedenkliche gesteh' ich's frei.
Natur und Kunst thun große Wunder,
Und es gibt Schelme nebenbei."

Wollen wir nicht versuchen, die „Mittel" zu erwerben, durch die man zu den „Quellen steigt", die Mittel, die der Meister selber uns darbietet, um an dem „Unglücksmann" die „Wunder-

kur" zu vollbringen? Ist es denn so schwer, „den Uebergang zu suppliren" von dem „Unglücksmann" zu dem „Wundermann", der in der „Classischen Walpurgisnacht" schon seit achtzig Jahren wartet und hofft, mit allerhand Scherzen und neckischen Metamorphosen verwandelnd sich zu betätigen? Sowie er „edel gestaltet" erscheint, wird Homunculus von Thales „enthüllt":

„Gut! wenn du Lust hast, kannst du's näher sehn."

Sollte der „Faust" nicht auch auf solche „Lust" warten, die den Weg der Metamorphose nicht scheut? So ganz leicht ist indes der „Wundermann" nicht zu entdecken, er ist ein ebensolcher Schelm, wie der Meister; die Freude des Findens ist aber dafür um so größer.

Überlegend, wie dem „paralysierten" Faust zu helfen sei, macht Homunculus den Vorschlag, ihn „hinweg" zu führen. „Auch wir werden erst die Reise machen müssen," und zwar in mehr als einem Sinne, und ich hoffe, der Leser ist „zur schönen Fahrt bereit".

„Hat man das Gute dir erwidert?
Mein Pfeil flog ab, sehr schön befiedert,
Der ganze Himmel stand ihm offen:
Er hat wohl irgendwo getroffen.“

„Creaturen“

„Die Welt durchaus ist lieblich anzuschauen,
Vorzüglich aber schön die Welt der Dichter;
Auf bunten, hellen, oder silbergrauen
Gefilden, Tag und Nacht, erglänzen Lichter.
Heut ist mir alles herrlich; wenn's nur bliebe!
Ich sehe heut durchs Augenglas der Liebe.“

„Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen.“

Als Goethe in den Jahren 1829 und 1830 die „Classische Walpurgisnacht“ ernstlich in Angriff nahm, das heißt als sich die, wie er sagte, fünfzig Jahre alte Konzeption derselben zu dichterischer Gestaltung rundete, vertiefte er sich aufs eifrigste in das Studium von Werken über Alt-Hellas und Griechenland. Denn es war für ihn nicht leicht, zu den seltsamen Vorgängen, die er zur Erscheinung bringen wollte, auch einen lebendigen Hintergrund zu schaffen, auf daß das gewaltige Gemälde in den rechten Farben erglänze. Seine Phantasie war in diesem Punkte nicht so schöpferisch wie z. B. die Schillers. Hat man gerade Goethe auch mit vollem Recht „das Genie der Phantasie“ genannt, so ist doch „die Phantasie eben auch in ihren größten Dichtern begrenzt“. Viel charakteristisches Szenar zu geben ist ja überhaupt nicht seine Art; er läßt deshalb auch hier die wundersamen Fabelgestalten ohne viel Beiwerk auftreten und erwartet, daß der „vernünftige Leser“ sich die Stimmung „supplire“. Die wenigen Pinselstriche, die Goethe seinem klassischen Gemälde gab, zeigen indes auffallend geringes altgriechisches Lokalkolorit, wie man es nach so intensiver Vertiefung doch erwarten könnte. Wenn er uns die fruchtbaren Auen des Peneios, das vielbesungene Tempetal vor Augen führen wollte, warum hören wir nichts von Zypressen- und Olivenhainen, nichts von Lorbeer- und Platanengebüsch, vielmehr immer nur von Weiden und Pappeln, besonders von „Zitterpappeln“? Sollten Goethe, um uns nach Hellas, ins Land der Freiheit, des Humanismus und der Schönheit zu versetzen, wo „die Griechen von allen Nationen den Traum des Lebens am schönsten geträumt“, nicht andere

und wärmere Töne zu Gebote gestanden haben? So wird z. B. der Olympos, der unnahbare Göttersitz, so wird der Parnassos nur eben erwähnt. Kein schilderndes Wort hat der Dichter für den altehrwürdigen Grenzwächter von Hellas und sein mit ewigem Schnee bedecktes Haupt, keinen Ausdruck für die feierlich ernste Ruhe des heiligen Musenberges. Mußten sich dem Dichter, der ebenso sehr Hellene wie Germane war, der, wie seine Iphigenie, während seines ganzen Lebens „das Land der Griechen mit der Seele suchte", die Bilder und Gestalten nicht in überreicher Fülle zudrängen? Auf diesen Punkt einmal aufmerksam geworden, empfindet man bald, wie eine weise Beschränkung über den Szenen waltet. Goethe gesteht das auch Eckermann gegenüber, indem er in einem Gespräch mit ihm über die „Classische Walpurgisnacht" sagt, daß er „alle solche Figuren habe ablehnen müssen, die nicht zu seiner Intention paßten" (21. Februar 1831). Nach dieser „Intention" aber hat offenbar bisher niemand gefragt. Nicht oft genug kann ich an den Brief an Zelter (1. Juni 1831) erinnern, in dem Goethe schreibt: „Es ist keine Kleinigkeit, das, was man im zwanzigsten Jahre concipirt hat, im zweiundachtzigsten außer sich darzustellen, und ein solches inneres, lebendiges Knochengeripp mit Sehnen, Fleisch und Oberhaut zu bekleiden, auch wohl dem fertig hingestellten noch einige Mantelfalten umzuschlagen, damit alles zusammen ein offenbares Räthsel bleibe, die Menschen fort und fort ergötze und ihnen zu schaffen mache."

Die griechischen „Mantelfalten", die Goethe diesem Teil seines „Faust" umgeschlagen, sind denn auch durchaus nicht so undurchdringlich, als daß nicht das Ilmtal durchschimmerte. Wenn der Feder des Dichters Bezeichnungen entfließen wie am „obern und untern Peneios" oder gar „rechts" und „links", so sind das entschieden Orientierungsversuche für den Leser, die zugleich zu der Annahme berechtigen, daß die

Gedanken des Schaffenden in ganz bestimmten Grenzen und zwar in erreichbarer Nähe sich ergingen. Solchen Spuren nachzuforschen ist durchaus in Goethes Sinn. Gibt er doch selbst den Rat, zu besserem Verständnis seine Dichtungen mit erleben zu wollen. Da kann es also kaum überraschen, zu finden, daß Weimar, die Stätte, die ihm zur zweiten Heimat geworden, sich, wie so manches andere, im „Faust" spiegelt. Und nicht etwa unbewußt oder aus Notbehelf, sondern mit Absicht und Bedacht wurde es in Goethes Lebenswerk verewigt. Es ist gewiß ein kühnes Wort, das ich in die Welt hinausschicke, wenn ich hiermit zum erstenmal ausspreche, daß aus dem poetischen Rahmen einiger Szenen der „Classischen Walpurgisnacht" ein Weimarisches Bild hervorblickt, und zwar die Entstehung des Weimarischen Parkes. Es ist bekannt, daß Goethe sich mit großer Hingebung bei dieser Schöpfung betätigte; doch um ihr, so bedeutend sie auch für damalige Zeiten war, gerade im „Faust" ein Denkmal zu errichten, müssen doch wohl Motive wirksam gewesen sein, die man bislang noch nicht geahnt hat.

Der Leser wird gewiß schon selbst empfinden, daß diesem schalkhaften Versteckspiel des Dichters, dieser reizenden Verschmelzung der Gegenwart von damals, die wir heute die klassische Zeit nennen, mit der klassischen Vergangenheit etwas Besonderes zugrunde liegt, und so seien denn der Phantasie alle Tore geöffnet.

Als Mephisto und Homunculus in Wagners Laboratorium miteinander beratschlagen, wie man den paralysierten „Faust" zum Leben bringe, macht „der Kleingeselle" einen Vorschlag, den sein Genosse mit den Worten aufnimmt:

„Der Ausweg soll mich freuen."

Homunculus sagt:

„Jetzt eben, wie ich schnell bedacht,
Ist classische Walpurgisnacht;

Das Beste was begegnen könnte
Bringt ihn zu seinem Elemente."

Inwiefern aber Faust auf hellenischer Erde ein lebenspendendes Element findet, das wird dem Leser nicht klar; die Verheißung, die in diesen Worten liegt, findet keinerlei Erfüllung, vielmehr verlaufen alle diese Andeutungen scheinbar wie Spuren im Sande. Doch sagte Goethe selbst mit Bezug auf seinen „Faust" im Jahre 1831 zu Riemer: „So sind denn freilich einzelne, aber nicht gerade sehr wesentliche Partien nur angelegt und aus dem Groben gearbeitet, aber das, worauf es ankam, der Sinn und die Idee des Ganzen wird sich dem vernünftigen Leser entgegen bringen, wenn ihm auch an Übergängen zu suppliren genug übrig bleibt." Und eben dieses Supplieren der Übergänge ist es, was der Dichter vor allem vom Faustforscher erwartet. Indem wir uns unserer Aufgabe bewußt werden, den „Faust" zu „heilen", stehen wir, wie gesagt, nicht der Person, sondern dem Werke gegenüber und haben damit schon einen großen Sprung getan. Wer aber wird nicht gesund in seinem „Elemente"?

„Schon verloschen sind die Stunden,
Hingeschwunden Schmerz und Glück;
Fühl' es vor! Du wirst gesunden;
Traue neuem Tagesblick.
Thäler grünen, Hügel schwellen,
Buschen sich zu Schatten-Ruh;
Und in schwanken Silberwellen
Wogt die Saat der Ernte zu."

Also auf, zur „Classischen Walpurgisnacht"! Wenn Homunculus dem gelehrten Stubenhocker Wagner gebietet:

„Entfalte du die alten Pergamente,
Nach Vorschrift sammle Lebenselemente,
Und füge sie mit Vorsicht eins ans andre.

Das Was bedenke, mehr bedenke Wie?
Indessen ich ein Stückchen Welt durchwandre
Entdeck' ich wohl das Tüpfchen auf das I.
Dann ist der große Zweck erreicht —"

so erhellen daraus deutlich und klar zwei Möglichkeiten zur Erreichung des „großen Zwecks", den bislang noch niemand in seiner ganzen Tragweite erkannte, nämlich zu Fausts Heilung, die sich zueinander verhalten wie Theorie und Praxis. Er kann Genesung finden entweder durch die aus alten Folianten sorglich zusammengetragene Weisheit oder durch das soeben beschlossene „Abentheuer". Da aber Homunculus hofft, dabei das „Tüpfchen auf's I" zu entdecken, so scheint Goethe doch etwas sehr Wichtiges, wenn nicht gar „das Beste", in die Verse der „Classischen Walpurgisnacht" verkapselt zu haben. Wir wandern also zunächst den Weg der Erfahrung, nicht vergessend, daß der Meister sagt: „Zu aller Erfahrung gehört ein Organ, das produciren kann." Es heißt im „Divan":

„Niemand kann ich glücklich preisen,
Der des Doppelblicks ermangelt" —

und im „Faust":

„O glücklich, wer noch hoffen kann
Aus dieser Welt des Irrthums aufzutauchen."

Damit ist der „Faust" gemeint, denn

„Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit."

Darum —

„Der Teufelskerl muß eine Welt sein,
Dergleichen Widerwärt'ges zu verneinen."

Ohne den „Doppelblick" des „Glücklichen" ist ihm also nicht beizukommen. Ist der „Faust" eine „Welt", so ist das „Stückchen Welt" allerdings in einem Sinne die „Classische Walpurgisnacht". In den Xenien werden aber noch andere Töne laut:

„Gott grüß' euch, Brüder,
Sämmtliche Oner und Aner!
Ich bin Weltbewohner,
Bin Weimaraner;
Ich habe diesem edlen Kreis
Durch Bildung mich empfohlen,
Und wer es etwa besser weiß,
Der mag's wo anders holen."

Wir dürfen also laut Collegium logicum unter dem „Stückchen Welt" auch den Weimarer Park verstehen.

Goethe hat sicher gehofft, daß seine zahlreichen, auf das Ilmtal sich beziehenden Winke bald nach dem Erscheinen des zweiten Teiles von „Faust" in erster Linie von den Weimaranern, sodann aber auch von seinen Freunden, denen doch die Musenstadt vertraut war, verstanden würden. Ihnen waren, wie er noch in seinem letzten Briefe an Wilhelm von Humboldt schreibt, „diese ernsten Scherze" gewidmet, und es ist unfaßlich, daß sie ihrer nicht gewahr wurden. Sie mußten doch wissen, daß Mutter Natur auch Goethe mit der Gabe begnadigt hatte, die sie so gern dem Genius in die Wiege legt, um ihn leichter über die Nöte des Lebens hinwegzutragen. Wie schmerzlich hat der Meister gerade den Sinn für Humor an seinen lieben Deutschen vermißt! Wir aber wollen nicht auch zu denen gehören, die sich „das Lachen abgewöhnt", und beherzigen Paralipomenon 10:

„Nicht Wünschelruthen, nicht Alraune,
Die beste Zauberey liegt in der guten Laune."

Sie ist in der Tat eine Wünschelrute, die der „Schatzbewußte" nicht vergessen darf, wenn er in die „Klüfte und Gänge" des „Faustbergwerks" hinabsteigt. Daß es „ernste Scherze" sind, bedarf wohl keiner weiteren Betonung; doch mag auch ein anderes Wort Goethes hier Platz finden: „Lichtenbergs Schriften können wir uns als der wunder-



Bild des alten Parkes

„Gott grüß' euch, Brüder,
Sämmtliche Oner und Aner!
Ich bin **Weltbewohner**,
Bin **Weimaraner**;
Ich habe diesem edlen Kreis
Durch Bildung mich empfohlen,
Und wer es etwa besser weiß,
Der mag's wo anders holen."

Wir dürfen also laut Collegium logicum unter dem „Stückchen Welt" auch den Weimarer Park verstehen.

Goethe hat sicher gehofft, daß seine zahlreichen, auf das Ilmtal sich beziehenden Winke bald nach dem Erscheinen des zweiten Teiles von „Faust" in erster Linie von den Weimaranern, sodann aber auch von seinen Freunden, denen doch die Musenstadt vertraut war, verstanden würden. Ihnen waren, wie er noch in seinem letzten Briefe an Wilhelm von Humboldt schreibt, „diese ernsten Scherze" gewidmet, und es ist unfaßlich, daß sie ihrer nicht gewahr wurden. Sie mußten doch wissen, daß Mutter Natur auch Goethe mit der Gabe begnadigt hatte, die sie so gern dem Genius in die Wiege legt, um ihn leichter über die Nöte des Lebens hinwegzutragen. Wie schmerzlich hat der Meister gerade den Sinn für Humor an seinen lieben Deutschen vermißt! Wir aber wollen nicht auch zu denen gehören, die sich „das Lachen abgewöhnt", und beherzigen Paralipomenon 10:

„Nicht Wünschelruthen, nicht Alraune,
Die beste Zauberey liegt in der guten Laune."

Sie ist in der Tat eine Wünschelrute, die der „Schatzbewußte" nicht vergessen darf, wenn er in die „Klüfte und Gänge" des „Faustbergwerks" hinabsteigt. Daß es „ernste Scherze" sind, bedarf wohl keiner weiteren Betonung; doch mag auch ein anderes Wort Goethes hier Platz finden: „Lichtenbergs Schriften können wir uns als der wunder-



Bild des alten Parkes

barsten Wünschelruthe bedienen: wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen." Ging nun die „Mitwelt" bei aller Dankbarkeit doch verständnislos vorüber an den „Poemata, die Goethe diesseits und jenseits der Ilm geschaffen", so kennt doch die „Nachwelt" kein edleres Mühen, als das entschwundene Leben jener gewaltigen Epoche Zug für Zug wieder erstehen zu lassen und kommenden Geschlechtern seinen Glanz zu bewahren.

„Wohin willst Du Dich wenden?"
„Nach Weimar-Jena, der großen Stadt,
Die an beiden Enden
Viel Gutes hat."

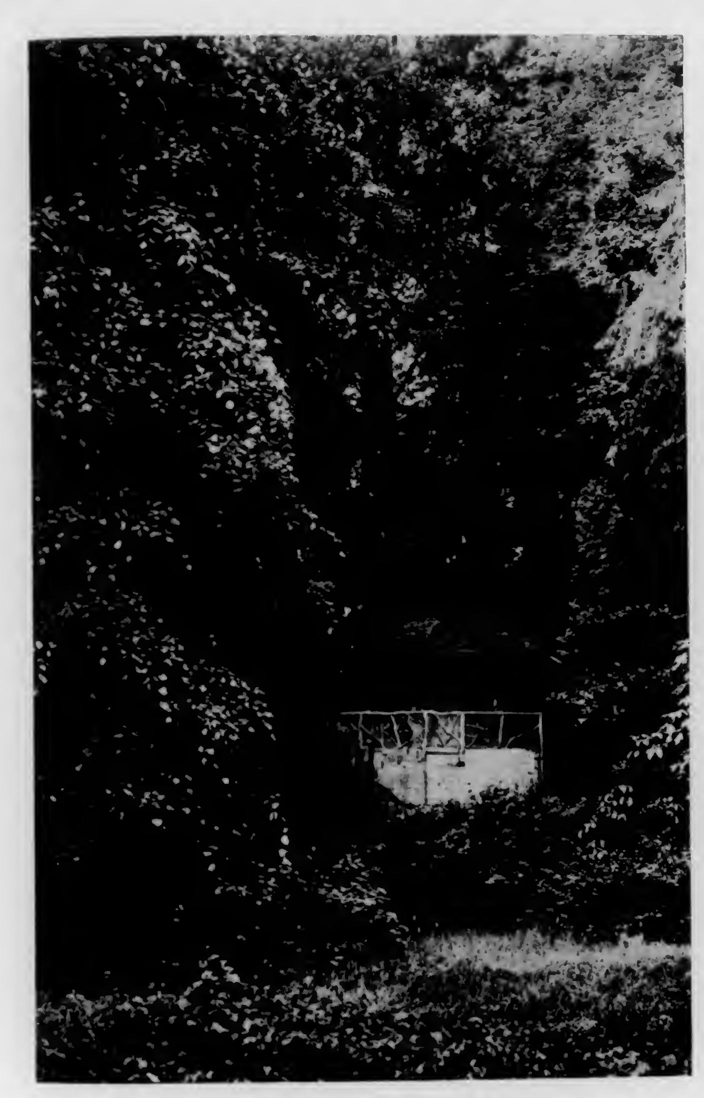
Und —

„Wir sind vielleicht zu antik gewesen,
Nun wollen wir es moderner lesen."

Nach fünfzigjähriger Arbeit hatte Weimars großartige ästhetische Parkanlage ihren Abschluß gefunden, und ihr genialer Schöpfer, der Großherzog Karl August, war gestorben. In dem von ihm so bevorzugten Römischen Hause hatte man dem großen Toten die erste weihevolle Ruhestätte bereitet, und Goethes Gedanken werden in schmerzlicher Erregung mehr denn je in der Vergangenheit geweilt haben. Ein Rückblick auf sein und des fürstlichen Freundes gemeinsames Schaffen ließ wohl auch die einzelnen Episoden der Schöpfung des Parkes noch einmal an seinem Geiste vorüberziehen. So fehlte es nicht an Anregungen, um die Idee, die einer Knospe gleich in des Dichters Herzensgarten still verborgen auf Sonne gewartet, zur Entfaltung zu bringen. Sich in doppeltem Sinne in die Landschaft einzufühlen, nämlich als Schauplatz der „verrufnen Nacht" und seiner „Intention" zugleich, scheint Goethe wiederholt kleine Wanderungen durch den Park unternommen zu haben, da ihm derselbe im Laufe der Jahre fremd geworden war. Am 21. Sep-

tember 1828 ist zu lesen: „Ging in den untern Garten. Spazierte im Park.“ Am 12. Juli 1829: „Besuchte einige Stellen des Parkes“, und ähnlich. Und die Eindrücke, die er damals empfing, waren ganz andere, als sie der Besucher des Ilmtals heute mit fortnimmt. Die Bäume spendeten noch längst nicht den dunkeln Schatten wie jetzt; das Gebiet war freier und durchsichtiger, die Wege waren noch nicht so sorgsam gepflegt. Die nach und nach, zum Teil bei besonderem Anlaß entstandenen einzelnen Schöpfungen, untereinander verbunden durch Erinnerungen an ernste und heitere Stunden, deren Glanz noch hineinleuchtet in unsere Zeit, zeigten auch äußerlich ihren Zusammenhang. Besonders im oberen Teil, wo allerhand Mauerreste, wohl vom Welschen Garten stammend, die man mit viel Geschmack malerisch gestaltet hatte, sowie absichtlich verstreute Trümmer dem Ganzen einen offenbar beabsichtigten Charakter gaben. Die alten Bilder des Parkes muten an, wie historische Überreste einer großen Vergangenheit, und wenn Goethe, indem er eigenhändig half, den so glühend nach der Natur sich sehnenden Menschen des achtzehnten Jahrhunderts hier einen Gesundbrunnen zu schaffen, in die vom neuen englischen Geschmack beeinflußte Schöpfung an der Ilm auch das Alte mit verwob, so kommt offenbar hier die Idee zum Ausdruck: „Altes Fundament ehrt man, darf aber das Recht nicht aufgeben, irgendwo wieder einmal von vorn zu gründen.“ Goethe schrieb an Frau von Stein: „Sie wissen, wie simbolisch mein Leben ist“; und wer sich erinnert, daß gerade er die größte Ehrfurcht hegte vor den Schätzen der Antike und mit Wonne und Weh zwischen ihren Trümmern wohnte, daß er wie wenige die „Mittel“ kannte, „durch die man zu den Quellen steigt“, der wird mich gewiß nicht für zu große Kühnheit strafen wollen.

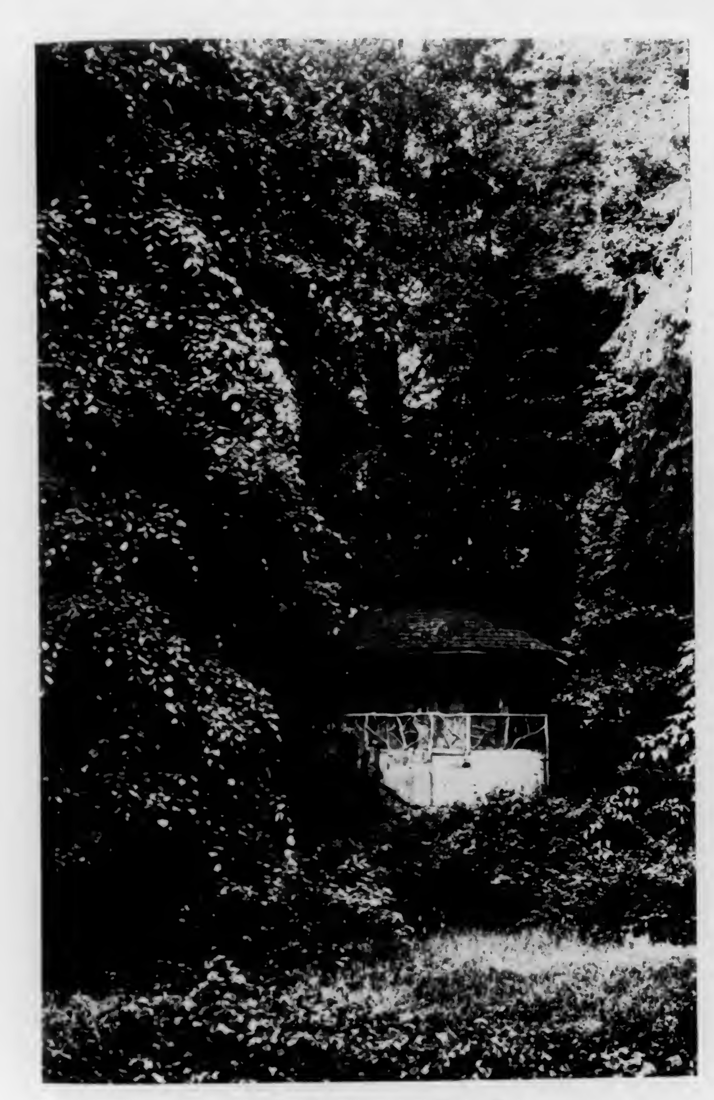
Im Jahre 1830, in demselben Jahre, in welchem die Groß-



Die Klause im Park

tember 1828 ist zu lesen: „Ging in den untern Garten. Spazierte im Park.“ Am 12. Juli 1829: „Besuchte einige Stellen des Parkes“, und ähnlich. Und die Eindrücke, die er damals empfing, waren ganz andere, als sie der Besucher des Ilmtals heute mit fortnimmt. Die Bäume spendeten noch längst nicht den dunkeln Schatten wie jetzt; das Gebiet war freier und durchsichtiger, die Wege waren noch nicht so sorgsam gepflegt. Die nach und nach, zum Teil bei besonderem Anlaß entstandenen einzelnen Schöpfungen, untereinander verbunden durch Erinnerungen an ernste und heitere Stunden, deren Glanz noch hineinleuchtet in unsere Zeit, zeigten auch äußerlich ihren Zusammenhang. Besonders im oberen Teil, wo allerhand Mauerreste, wohl vom Welschen Garten stammend, die man mit viel Geschmack malerisch gestaltet hatte, sowie absichtlich verstreute Trümmer dem Ganzen einen offenbar beabsichtigten Charakter gaben. Die alten Bilder des Parkes muten an, wie historische Überreste einer großen Vergangenheit, und wenn Goethe, indem er eigenhändig half, den so glühend nach der Natur sich sehnenden Menschen des achtzehnten Jahrhunderts hier einen Gesundbrunnen zu schaffen, in die vom neuen englischen Geschmack beeinflußte Schöpfung an der Ilm auch das Alte mit verwob, so kommt offenbar hier die Idee zum Ausdruck: „Altes Fundament ehrt man, darf aber das Recht nicht aufgeben, irgendwo wieder einmal von vorn zu gründen.“ Goethe schrieb an Frau von Stein: „Sie wissen, wie simbolisch mein Leben ist“; und wer sich erinnert, daß gerade er die größte Ehrfurcht hegte vor den Schätzen der Antike und mit Wonne und Weh zwischen ihren Trümmern wohnte, daß er wie wenige die „Mittel“ kannte, „durch die man zu den Quellen steigt“, der wird mich gewiß nicht für zu große Kühnheit strafen wollen.

Im Jahre 1830, in demselben Jahre, in welchem die Groß-



Die Klause im Park

herzogin Luise ihrem erlauchten Gemahl im Tode gefolgt war, wurde das Ilmtal von einer großen Überschwemmung heimgesucht, von der Goethe in sein Tagebuch notierte, daß sie „über die oberen Stufen seines Gartens am Stern ging; ein Fall, der sich seit mehr als fünfzig Jahren nicht ereignet". Und der alternde Dichter, eben damit beschäftigt, für den Großherzog Karl Friedrich einen Aufsatz über das Luisenfest zu schreiben, zur Erinnerung an die Heimgegangene, konnte es sich nicht versagen, gelegentlich einer Spazierfahrt bei der Bibliothek auszusteigen, bei der Klause hinunterzugehen, „um die Wirkungen des schon wieder in seine Grenzen getretenen Wassers zu betrachten". So kam ihm die alte Zeit gleichsam mit zahllosen Stimmen zu Hilfe. Das Luisenfest vom Jahre 1778, das eben einer Überschwemmung des „Sterns" seinen originellen Verlauf verdankt, wurde in seinen Folgen die Veranlassung zur Entstehung des Weimarischen Parkes. Goethe selbst betont dies ausdrücklich in dem eben genannten Aufsatz, und auch Herr Geheimrat Dr. Burkhardt bestätigt in seiner, von mir zur Orientierung benutzten denkwürdigen Parkschrift, daß die bis dahin nur schüchternen Verschönerungsversuche an den Ufern der Ilm alsbald in größerem Maßstabe betrieben wurden. Von der ganzen hochinteressanten Geschichte der Anlagen konnte Goethe natürlich nur verwerten, was zu seiner „Intention" paßte, und ich bringe die einzelnen Momente in derselben Folge, wie sie von ihm verflochten wurden.

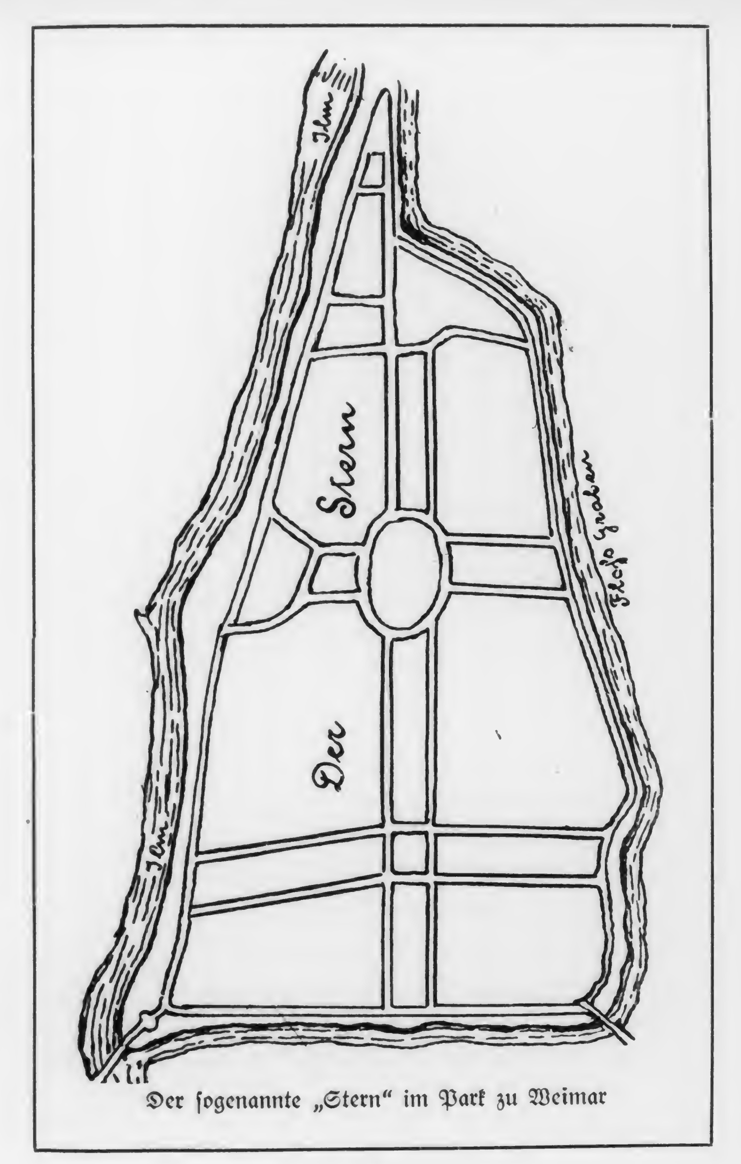
Haben wir nun den Boden betreten, auf dem die „Classische Walpurgisnacht" sich abspielt, so folgt alsbald eine Schilderung, die in ihren fast zu vorsichtig gewählten Ausdrücken gar keine eigentliche Stimmung hervorruft, auf das Ilmtal aber wohl bezogen werden kann:

„An großer Fläche fließt Peneios frei,
Umbuscht, umbaumt in still und feuchten Buchten,

Die Ebene dehnt sich zu der Berge Schluchten,
Und oben liegt Pharsalus, alt und neu."

Der Ortskundige, dem es an Phantasie nicht mangelt, wird Weimar und Ober-Weimar hier durchfühlen.

Nach dem Luisenfest wurde zunächst die nähere Umgebung des damit eingeweihten Platzes, der Klause, in Kultur genommen, wobei Goethe es nicht verschmähte, „mit Hacke und Spaten" eigenhändig zuzugreifen. Ihn trieb die Liebe zur Natur; zugleich ebnete er sich damit die Pfade zur Wohnung der Geliebten, die bisher über schroffe Felswände führten. Damals entstand auch unter seinen Händen das Felsentor zur Erinnerung an den Tod des unglücklichen Fräuleins von Laßberg. Doch erst im Jahre 1784 setzten systematisch betriebene Verschönerungsarbeiten ein. Nachdem aus dem armseligen Mooshüttchen, das beim Luisenfest zum Empfang der hohen Gäste gedient hatte, das Borkenhäuschen in seiner heutigen Gestalt geworden war, und nachdem die alte Schießwand, in eine künstliche Ruine verwandelt, der Gegend einen höchst anmutigen Charakter gegeben hatte, begann man sich mit der Umgestaltung des sogenannten „Sterns" zu beschäftigen. (Unter diesem Namen, den seine eigenartige Gestalt ihm eingetragen, hat sich bis heute ein Teil des alten fürstlichen Baumgartens von 1547 erhalten.) Goethes Künstlerhand modelte ihn sogleich zu einem sinnigen Wegweiser. Der „Stern" sollte vorleuchten auf der zart gewiesenen Spur, denn immer wieder ist in der „Classischen Walpurgisnacht" und in den einleitenden Szenen von Sternen die Rede. Einmal heißt es: „Was muß die Sternenstunde sein?" — die Antwort aber bleibt aus. Sodann: „Willkommen zu dem Stern der Stunde." Selbstverständlich waltet hier ein Doppelsinn; um so bedeutsamer aber ist die folgende Stelle, die den Wanderer, der forschend das Ilmtal durchschreiten würde, wie ein freundlicher Wegweiser grüßen sollte:



Der sogenannte „Stern" im Park zu Weimar

„Doch wir finden's hier zum besten,
Segnen dankbar unsern Stern;
Denn, im Osten wie im Westen,
Zeugt die Mutter Erde gern."

Nur von der „Mutter Erde", der Goethe seinen Schatz vertraut, kann Faust sein Heil erwarten, und nun erst wird die Freude verständlich, mit der der Luftfahrer den heimischen Boden grüßt:

„Ich fühlte gleich den Boden wo ich stand;
Wie mich, den Schläfer, frisch ein Geist durchglühte,
So steh' ich, ein Antäus an Gemüthe."

Antäus empfing, so erzählt die Sage, so oft er die Erde berührte, von dieser seiner Mutter immer wieder frische Kraft. Diese Stelle war aber sinnlos, so lange man Faust nur als Person auffaßte, respektive als Goethe und nicht zugleich als Werk, und so lange man nicht die „Mantelfalten" durchschaute, ohne die der Dichter sich der Menge nicht zeigt. Denn Faust kann sich doch nur mit Antäus vergleichen, wenn auch er den Boden berührt, der ihn genährt, und das ist nicht Hellas, sondern das Ilmtal. Der „Unbehauste", der daselbst zu seinem großen Werk den „süßen Frieden" fand, hat dort auch sein Dankopfer dargebracht, und wenn er sagt:

„Im Vaterlande
Schreibe, was dir gefällt;
Da sind Liebesbande,
Da ist deine Welt —"

so wurde dieses Wort wahrlich nicht hoch genug gewertet.

Nachdem ich des Ilmtals Spuren einmal im „Faust" entdeckt, hatte ich in der Tat öfter Ursache, den „Stern" zu „segnen". Im „Stern", wo von jeher die Hofgesellschaft verkehrte, herrschte damals, wohl weil Goethes Gartenhaus nahe war, ein besonders lebhaftes Treiben, das wiederum den Wunsch zu allerhand Verschönerungen weckte. Ein Brief



Das Waschbrünnchen

„Doch wir finden's hier zum besten,
Segnen dankbar unsern Stern;
Denn, im Osten wie im Westen,
Zeugt die Mutter Erde gern."

Nur von der „Mutter Erde", der Goethe seinen Schatz vertraut, kann Faust sein Heil erwarten, und nun erst wird die Freude verständlich, mit der der Luftfahrer den heimischen Boden grüßt:

„Ich fühlte gleich den Boden wo ich stand;
Wie mich, den Schläfer, frisch ein Geist durchglühte,
So steh' ich, ein Antäus an Gemüthe."

Antäus empfing, so erzählt die Sage, so oft er die Erde berührte, von dieser seiner Mutter immer wieder frische Kraft. Diese Stelle war aber sinnlos, so lange man Faust nur als Person auffaßte, respektive als Goethe und nicht zugleich als Werk, und so lange man nicht die „Mantelfalten" durchschaute, ohne die der Dichter sich der Menge nicht zeigt. Denn Faust kann sich doch nur mit Antäus vergleichen, wenn auch er den Boden berührt, der ihn genährt, und das ist nicht Hellas, sondern das Ilmtal. Der „Unbehauste", der daselbst zu seinem großen Werk den „süßen Frieden" fand, hat dort auch sein Dankopfer dargebracht, und wenn er sagt:

„Im Vaterlande
Schreibe, was dir gefällt;
Da sind Liebesbande,
Da ist deine Welt —"

so wurde dieses Wort wahrlich nicht hoch genug gewertet.

Nachdem ich des Ilmtals Spuren einmal im „Faust" entdeckt, hatte ich in der Tat öfter Ursache, den „Stern" zu „segnen". Im „Stern", wo von jeher die Hofgesellschaft verkehrte, herrschte damals, wohl weil Goethes Gartenhaus nahe war, ein besonders lebhaftes Treiben, das wiederum den Wunsch zu allerhand Verschönerungen weckte. Ein Brief



Das Waschbrünnchen

Carl Augusts an Knebel vom 10. Dezember 1783 erzählt von mancherlei Plänen: „Der Stern ist sehr verändert, das Geländer um die Fischhütte ist weg, einer von den vier Teichen ist zugeworfen; dieser soll mit Weihmouthskiefern bepflanzt werden. Über die Ilm am Floßplatz, wo das Waschbrünnchen ist, soll eine Brücke geschlagen werden; das Floßholz um den Brunnen, bis an den Weg, der durchs Schallthor führt, soll wegkommen und der ganze Platz bepflanzt werden. Der Brunnen soll auf das schönste verziert werden." Die Läuterquelle, damals Waschbrünnchen genannt, wurde eingefaßt und ihr anziehendes Flußbett unter der Sternbrücke durchgeführt. Goethe, der in seinem „Werther" die wasserschöpfenden Töchter der Stadt bei dem hübschen Brunnen in Wetzlar so reizend schildert, hat wohl auch hier sein Auge geweidet, wenn fröhlich plaudernde Wäscherinnen an diesem anmutigen Plätzchen ihre Linnen spülten. Der „Doppelblick" gewahrt sie auch in der „Spiegelflut" des „Faust":

„Gesunde junge Frauenglieder
Vom feuchten Spiegel doppelt wieder
Ergetztem Auge zugebracht,
Geschrei zuletzt und Wasserschlacht."

Wie die Fäden sich mehrten, die die beiden verkannten Schöpfungen Goethes, den „Faust" und den Park, miteinander verbinden, schien mir die „Wasserschlacht", die da „zuletzt" kommen soll, eine „Wiederholte Spiegelung" der „Wasserschlacht" des vierten Aktes zu sein, und ich vermute, daß auch sie in irgendeiner Weise im Ilmtal versinnbildlicht gewesen. Alte Bücher berichten, daß im Jahre 1786 ein mächtiges Basrelief aus der Klauerschen Tonwarenfabrik im Park einen Platz fand, und zwar auf einer kleinen Insel in der Ilm. Es stellte einen Triton dar, scherzend mit badenden Faunen. Also eine „Wasserschlacht", scheinbar

harmlos und gewiß ganz anders, als der Leser sie sich vorgestellt. Nach einer Abbildung derselben suchte ich lange vergebens, bis ich endlich zu meiner Freude ein Bild davon fand. Nun soll es nicht vergessen werden, denn diese Fabelwesen blicken auch noch einmal in der „Mummenschanz" durch, und zwar recht ausführlich beschrieben:

„Die Faunenschaar
Im lustigen Tanz,
Den Eichenkranz
Im krausen Haar.
Ein feines, zugespitztes Ohr
Dringt an dem Lockenkopf hervor."

Fast macht es den Eindruck, als ob der Meister dem fleißigen Künstler hier ein Denkmal habe setzen wollen, doch da das „aufgereckte Ohr" auch sonst in Goethes Poesie eine Rolle spielt, so glaube ich hier noch mehr ahnen zu dürfen, was eben nur von der Ilm zu erfahren ist. Doch niemand kam zu lauschen, obwohl sie so schelmisch wichtig tut:

„Denn ich muß am besten wissen,
Wie das Räthsel sich entsiegelt,
Die sich solcher Kunst beflissen,
Haben sich in mir bespiegelt." —

Niemand forschte bisher dem Sinn dieser Stelle nach, und niemand verstand den Meister, wenn er im „Divan" sagt:

„Erst sich im Geheimniß wiegen,
Dann verplaudern früh und spat:
Dichter sind umsonst verschwiegen,
Dichten selbst ist schon Verrath."

Zugleich mit dem Relief entstand im „Stern" unter den Händen des Bildhauers Klauer die Sphinxgrotte, die in allen zeitgenössischen Berichten erwähnt und verherrlicht wird. Wenn wir nun die Sphinx im „Faust" fragen hören:

„Hast du von Sternen einige Kunde?"

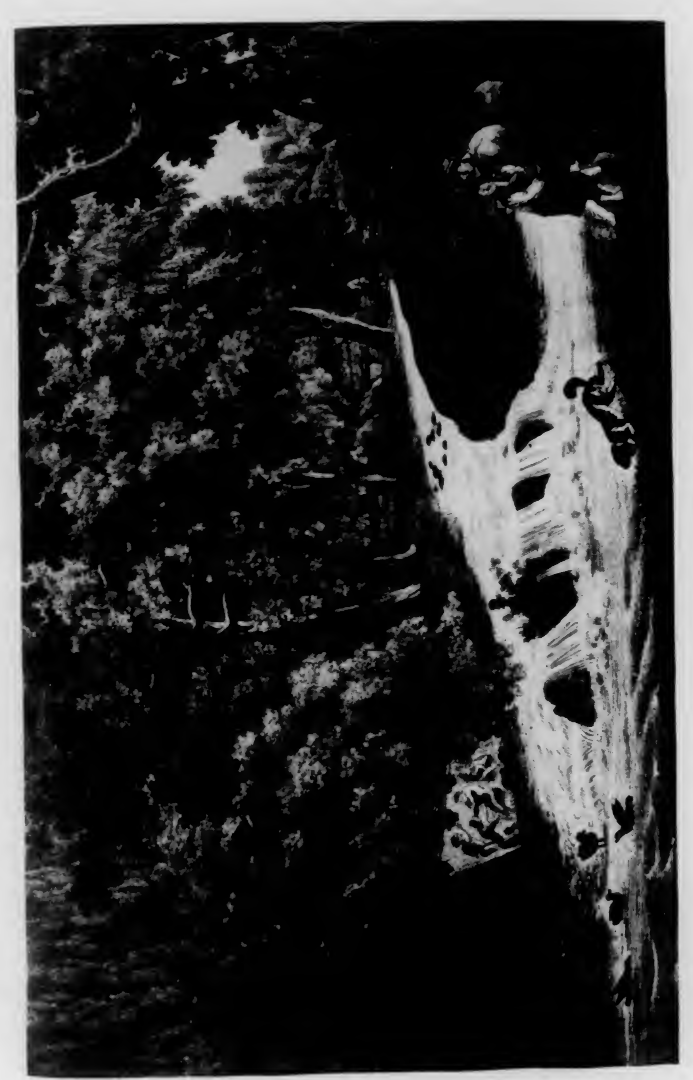
so haben wir sogar dies starre Frauenbild als Schelm ertappt und finden sie hier wie im Park mit dem Versteck spielenden Dichter im Bunde. Auch Mephisto muß eine Doppelrolle spielen, denn, nachdem er sich eben noch „ganz und gar entfremdet" gefühlt, schlägt er plötzlich einen ganz anderen Ton an, indem er der Sphinx zur Antwort gibt:

„Stern schießt nach Stern; beschnitt'ner Mond scheint helle,
Und mir ist wohl an dieser trauten Stelle."

Der bislang besprochene Teil des Parkes, also die Umgebung des „Sterns", muß damals außerordentlich reizvoll gewesen sein. In einem Auszug aus den Annalen der Gärtnerei von 1797 auf der Großherzoglichen Bibliothek heißt es: „Bei einer leichten, chinesischen Brücke von Holz vorbei gelangt man zu einem Bächelchen, das aus einer Felsenhöhle in ein natürliches Becken fällt und zur Ilm eilt. Dann scheidet sich der Weg, einer führt zum Schalltor und den drei Säulen, der andere zu einem künstlichen Wasserfall. Dieser stürzt aus einer Felsenkluft in ein mit Tuffsteinen ausgemauertes Becken, in dessen Mitte ein mittels einer Quelle verursachter ewiger Sandstrudel zu sehen ist. Er bildet im Fallen einen Spiegel, der, in einiger Entfernung, und wenn sich gerade die Sonnenstrahlen darauf brechen, das Auge durch sein schönes Farbenspiel über allen Ausdruck entzückt und im Schatten das Ansehen einer diamantenen Pforte gewinnt, durch die man in die schauerliche Felsenwohnung der griechischen Sphinx hinein blickt. Wenige Stufen über schwarzes Kieselpflaster führen zur Grotte, die durch Cypressen und Lärchenbäume ein düsteres Ansehen hat." Diese begeisterte Schilderung entlockt uns heute fast ein Lächeln; man sieht aber daraus nicht nur, welch ein Ereignis für die kleine Residenz diese ersten Parkanlagen waren, und wie dankbar die Bewohner die Verschönerung empfanden, sondern auch, welche Weihe und Stimmung gerade über dieser Stelle lag.

Nachträglich entnehme ich dem Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 1910 die Schilderung eines Zeitgenossen aus dem Aufsatz: „Fünf Tage in Weimar. Aus dem Reisetagebuche des Burggrafen Wilhelm zu Dohna-Schlobitten. 1798.“ Mitgeteilt von Chr. Krollmann. Es heißt da u. a.: „Rechts weiter hin kömmt man an sehr angenehme Bosquets, zwischen denen ein schön geformter Hügel liegt. Auf diesem stehen drei Säulen mit einem Gesimse, nach den Ruinen des Jupitertempels beim Capitol gemacht; Anlage von Goethe, weil diese Gegend mit der römischen, wo jene Ruine steht, viel Ähnlichkeit haben soll.“ An anderer Stelle: „Nach 8 Uhr herrliche Promenade im Park. Bei der römischen Ruine vorbey ins Thal, das Halbdunkel, die stille, schöne Luft erhöhte das Ernste, Feyerliche des schönen, erhabenen Waldes. Unten im dunkelsten Schatten entdeckte ich einen Quell, der aus einem marmornen Monument in ein steinernes Bassin floß, über ersterem ein weißer Zwinx. Von da ging ich über die Ilm, durchs Louisium (Gegend beim Borkenhäuschen), der dunkle Gang, wo allenthalben die halb weißen Felsen entgegen stehen, die dunkelnde Nacht, die Stille des entlegenen Walds machte auf mir einen sonderbaren, feyerlichen Effekt.“

Man hat ursprünglich auch die Absicht gehabt, eine rätselhafte Inschrift dort anzubringen. Goethe schrieb am 27. Mai 1787, also bald nach der Aufstellung der Sphinx, aus Neapel an den Herzog: „An Ihre Anlagen habe ich oft gedacht, die schwarze Tafel soll auch nicht vergessen werden. Ich habe manche Räthsel unterwegs gefunden, vielleicht paßt eins in die Höhle des Sphynx.“ Ob man von dieser Idee zurückgekommen, oder ob auch hier mit der Zeit etwas verloren gegangen, habe ich leider nicht erkunden können. Vielleicht hat die schwarze Tafel dasselbe Schicksal gehabt, wie das Relief und wie die große Büste des Pan, den man offen-



Triton und Faune

Nachträglich entnehme ich dem Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 1910 die Schilderung eines Zeitgenossen aus dem Aufsatz: „Fünf Tage in Weimar. Aus dem Reisetagebuche des Burggrafen Wilhelm zu Dohna-Schlobitten. 1798.“ Mitgeteilt von Chr. Krollmann. Es heißt da u. a.: „Rechts weiter hin kömmt man an sehr angenehme Bosquets, zwischen denen ein schön geformter Hügel liegt. Auf diesem stehen drei Säulen mit einem Gesimse, nach den Ruinen des Jupitertempels beim Capitol gemacht; Anlage von Goethe, weil diese Gegend mit der römischen, wo jene Ruine steht, viel Ähnlichkeit haben soll.“ An anderer Stelle: „Nach 8 Uhr herrliche Promenade im Park. Bei der römischen Ruine vorbey ins Thal, das Halbdunkel, die stille, schöne Luft erhöhte das Ernste, Feyerliche des schönen, erhabenen Waldes. Unten im dunkelsten Schatten entdeckte ich einen Quell, der aus einem marmornen Monument in ein steinernes Bassin floß, über ersterem ein weißer Zwinx. Von da ging ich über die Ilm, durchs Louisium (Gegend beim Borkenhäuschen), der dunkle Gang, wo allenthalben die halb weißen Felsen entgegen stehen, die dunkelnde Nacht, die Stille des entlegenen Walds machte auf mir einen sonderbaren, feyerlichen Effekt.“

Man hat ursprünglich auch die Absicht gehabt, eine rätselhafte Inschrift dort anzubringen. Goethe schrieb am 27. Mai 1787, also bald nach der Aufstellung der Sphinx, aus Neapel an den Herzog: „An Ihre Anlagen habe ich oft gedacht, die schwarze Tafel soll auch nicht vergessen werden. Ich habe manche Räthsel unterwegs gefunden, vielleicht paßt eins in die Höhle des Sphynx.“ Ob man von dieser Idee zurückgekommen, oder ob auch hier mit der Zeit etwas verloren gegangen, habe ich leider nicht erkunden können. Vielleicht hat die schwarze Tafel dasselbe Schicksal gehabt, wie das Relief und wie die große Büste des Pan, den man offen-



Triton und Faune

bar in diesem Naturpark nicht missen wollte, und der, ebenfalls aus Klauers Werkstatt stammend, auf zylinderförmigem Postament aus gebranntem Ton auf dem kleinen Rundteil im Stern aufgestellt war. Eine Abbildung davon vermochte ich nicht zu beschaffen, nur das schon erwähnte alte Buch gedenkt seiner, und er ist auch im „Faust“ nicht vergessen.

Nachdem der Floßplatz verschwunden und der ganze Holzbetrieb verlegt war, wurde auch der Floßgraben als solcher überflüssig, und da seine Fluten überdies den „Stern“ gefährdeten, so sollte er zugeschüttet werden. Goethe konnte dies nur erwünscht sein, denn der Graben hatte bisher den Zugang zu seinem Garten außerordentlich erschwert. Nachdem er im Jahre 1799 ausgefüllt war, und eine hübsche neue Brücke über die Ilm zu des Dichters Besitztum führte, wurde ihm dieses aufs neue so lieb, daß er sich gleich für längere Zeit draußen einquartierte. Karl August dagegen hatte erst allerhand Bedenken, weil manches Schöne, an das man sich gewöhnt hatte, durch diese Veränderung fallen mußte. Er schrieb deshalb am 8. Dezember 1798 an Goethe: „Wollte ich die projektirte Vertiefung der Sphynx gegenüber doch anbringen, so müßte ich den Fluß vertiefen und zwar beträchtlich; dann fiele der Wasserfall im Stern ganz weg, und dieser wird sehr schön und belebt die ganze Gegend. Ich sollte glauben, man ginge von der Idee, ein zweites Bad zu graben, ab; verzierte die Grotte, wo die Sphynx liegt, auf eine beliebige Art, als ein verfallen Bad, z. B. mit einer in den Berg führenden Thür, mit Architektur u. s. w. und machte dieses zum Waschplatz.“ Idealismus und Realismus, Poesie und Prosa stellten ihre Anforderungen und machten dem Fürsten die Entscheidung schwer. Die Tür kam nicht zur Ausführung, das „zweite Bad“ aber wurde dennoch gegraben und anmutig mit Strauchwerk eingefaßt; es ist die Sprudelquelle.

Also ist es Goethe offenbar seiner Zeit gelungen, die Bedenken des Fürsten zu zerstreuen zugunsten einer gemeinsamen Idee; es ist geradezu auffallend, wie man, immer wieder zur Sphinx zurückkehrend, sich an dieser „trauten Stelle“ nicht genug tun konnte. Noch heute sieht man in der Mitte des kleinen flachen Wasserbeckens den Sprudel, und Erinnerung und Hoffnung scheinen den Dichter hierher geführt zu haben, als er schrieb:

„Gewässer schleichen durch die Frische
Der dichten, sanft bewegten Büsche,
Nicht rauschen sie, sie rieseln kaum;
Von allen Seiten hundert Quellen
Vereinen sich im reinlich hellen
Zum Bade flach vertieften Raum.“
„Gesunde, junge Frauenglieder u. s. w.“

Die „hundert Quellen“ wollen natürlich geistig aufgefaßt sein. Doch auch die drei Quellen, die die Schöpfer des Parkes entsprechend betonten, sind der Beachtung wert und noch heute zu finden, während beim Zuschütten des Floßgrabens der Wasserfall verschwand und mit ihm die kleine Insel, auf der das Faunenrelief gestanden.

Bevor ich nun der doppelten Bilder mehr enthülle, möchte ich eine Beschreibung des sogenannten Rothäuser Berges einschalten, von dem ich mir aus der Großherzoglichen Bibliothek im Auszug einen Plan verschaffte. Denn dieser Abhang, einst dazu bestimmt, das Bindeglied zwischen dem untern Park und der Tiefurter Allee zu werden, war damals mit vieler Liebe ausgestaltet worden und muß einen ganz eigenartigen Eindruck gemacht haben. Im Jahre 1797 sah es dort ungefähr folgendermaßen aus: „Durchs östliche gothische Portal des alten Schlosses gelangte man auf breitem Damm über den Burggraben zur Sternbrücke, an welche sich, zum Webicht führend, eine vierfache Lindenallee anschloß. Eine steinerne



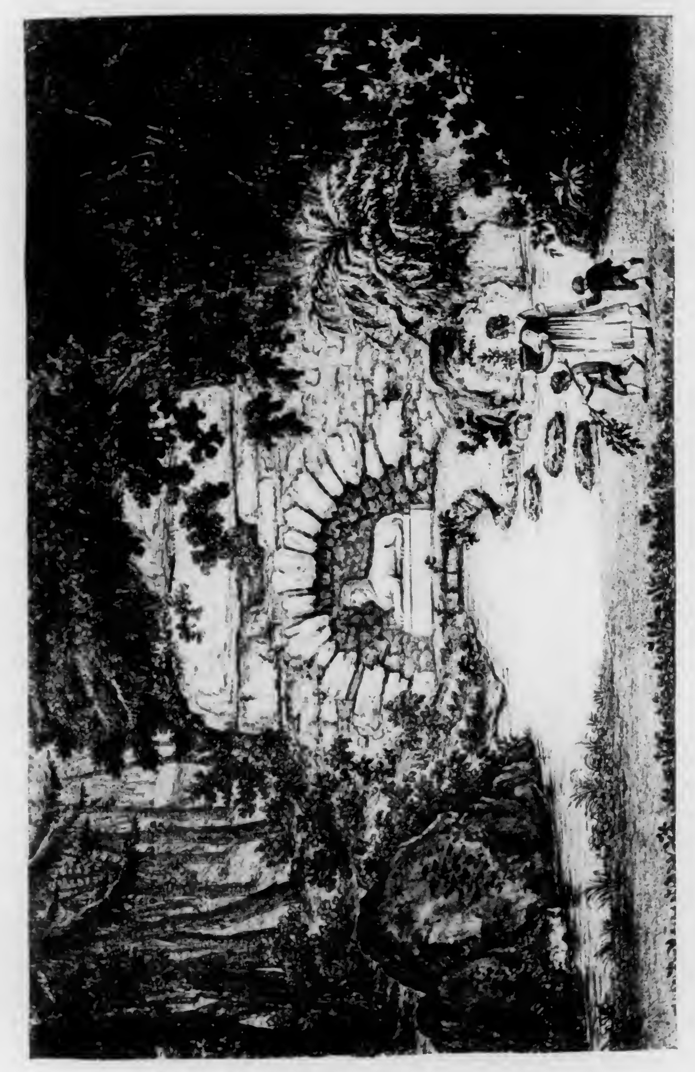
Die Sphinxgrotte

Also ist es Goethe offenbar seiner Zeit gelungen, die Bedenken des Fürsten zu zerstreuen zugunsten einer gemeinsamen Idee; es ist geradezu auffallend, wie man, immer wieder zur Sphinx zurückkehrend, sich an dieser „trauten Stelle" nicht genug tun konnte. Noch heute sieht man in der Mitte des kleinen flachen Wasserbeckens den Sprudel, und Erinnerung und Hoffnung scheinen den Dichter hierher geführt zu haben, als er schrieb:

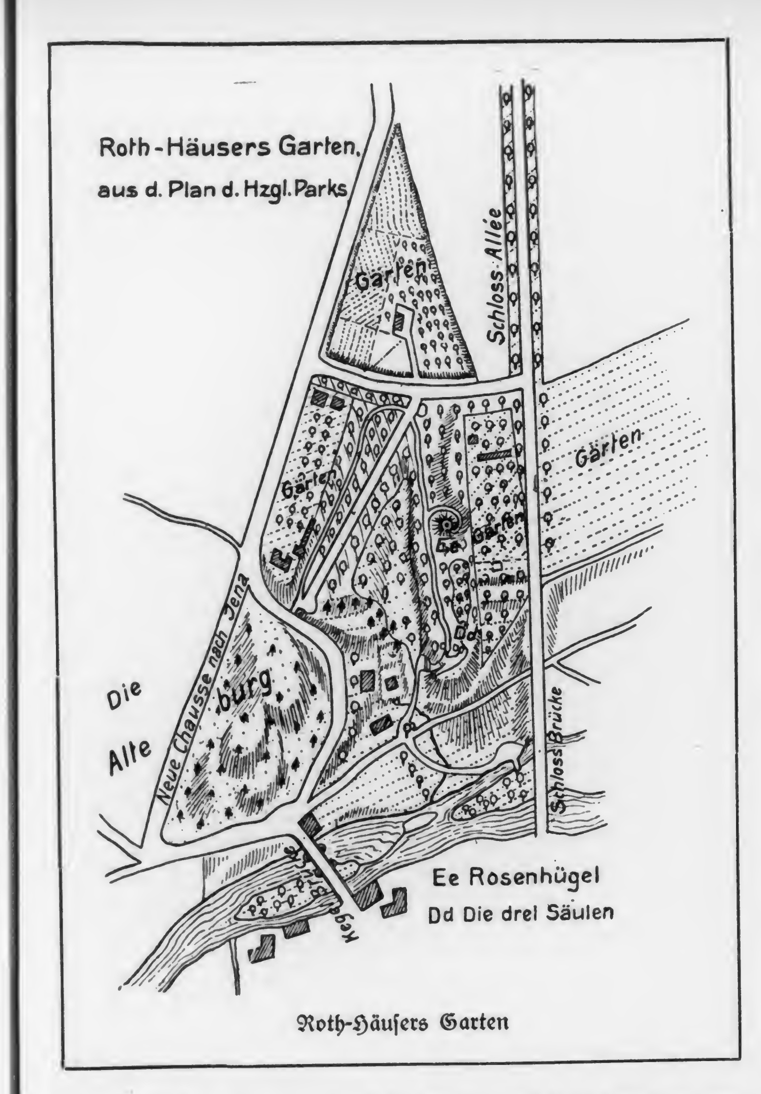
„Gewässer schleichen durch die Frische
Der dichten, sanft bewegten Büsche,
Nicht rauschen sie, sie rieseln kaum;
Von allen Seiten hundert Quellen
Vereinen sich im reinlich hellen
Zum Bade flach vertieften Raum."
„Gesunde, junge Frauenglieder u. s. w."

Die „hundert Quellen" wollen natürlich geistig aufgefaßt sein. Doch auch die drei Quellen, die die Schöpfer des Parkes entsprechend betonten, sind der Beachtung wert und noch heute zu finden, während beim Zuschütten des Floßgrabens der Wasserfall verschwand und mit ihm die kleine Insel, auf der das Faunenrelief gestanden.

Bevor ich nun der doppelten Bilder mehr enthülle, möchte ich eine Beschreibung des sogenannten Rothäuser Berges einschalten, von dem ich mir aus der Großherzoglichen Bibliothek im Auszug einen Plan verschaffte. Denn dieser Abhang, einst dazu bestimmt, das Bindeglied zwischen dem untern Park und der Tiefurter Allee zu werden, war damals mit vieler Liebe ausgestaltet worden und muß einen ganz eigenartigen Eindruck gemacht haben. Im Jahre 1797 sah es dort ungefähr folgendermaßen aus: „Durchs östliche gothische Portal des alten Schlosses gelangte man auf breitem Damm über den Burggraben zur Sternbrücke, an welche sich, zum Webicht führend, eine vierfache Lindenallee anschloß. Eine steinerne



Die Sphynxgrotte

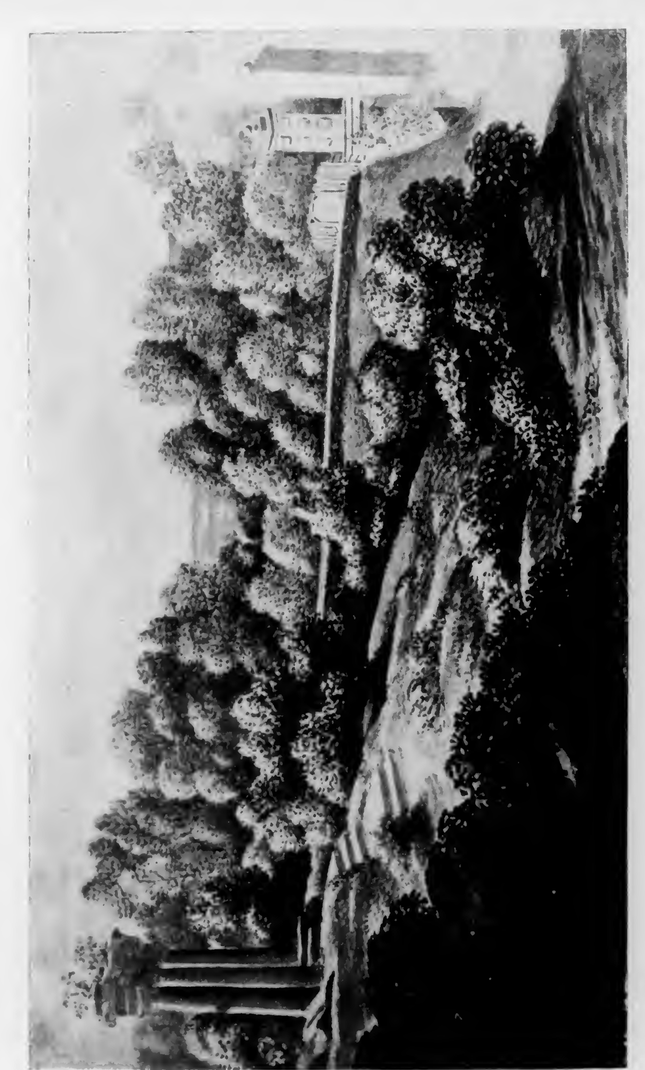


Roth-Häusers Garten

Treppe führte hinunter auf die kleine Insel in der Ilm zur Wohnung des Hoffischers gerade unter der Wölbung der

Brücke. Pfauen, amerikanische Gänse und Enten belebten die kleine Landzunge, die mit Obstbäumen, Pappeln und Weiden besetzt war. Eine hölzerne Treppe mit leichtem Geländer führte außen am Fischhaus zu einem niedlichen Zimmerchen, welches, wie auch der westlich gelegene Pavillon, für die Herzogliche Familie reserviert war, die hier gern der hübschen Aussicht genoß. Der Blick auf beide Arme des Flusses muß reizend gewesen sein, man konnte unter der Kegelbrücke durch bis zur Burgmühle und zur Altenburg sehen. Ein kleiner Steg führte aufs feste Land zu einem blumenübersäten Rasenteppich, nicht weit davon zu herrlicher alter Linde mit runder Bank, von wo man die sogenannten Lärmstücke, alte Feuerkanonen, sehen konnte. Ein altes gewölbtes Tor schloß den Weg nach Oberweimar ab, und jenseits dieser Straße am Abhange ragten aus anmutigem Gebüsch drei hohe Säulen hervor, welche Goethe aus den Trümmern des Schlosses gerettet und zu einer malerischen Ruine hatte vereinigen lassen. Sie sollte die Überreste eines griechischen Tempels aus der Blütezeit veranschaulichen. Die beigegebene Abbildung zeigt die längst Gestürzten noch in vollem Glanze. Ein kleiner Fichtenhain am Fuße des Berges beschattete im Halbrund einen großen, steinernen Opfertisch, und ein Kiesweg mit abwechselnden Ruheplätzen und Stufen führte zwischen Baumgruppen und Blumen hinauf zum Gipfel. Schon vorher aber bog ein kleiner Pfad seitwärts ab zum ‚Rosenhügel', einer künstlichen, mit Rosengeländer eingefaßten Anhöhe."

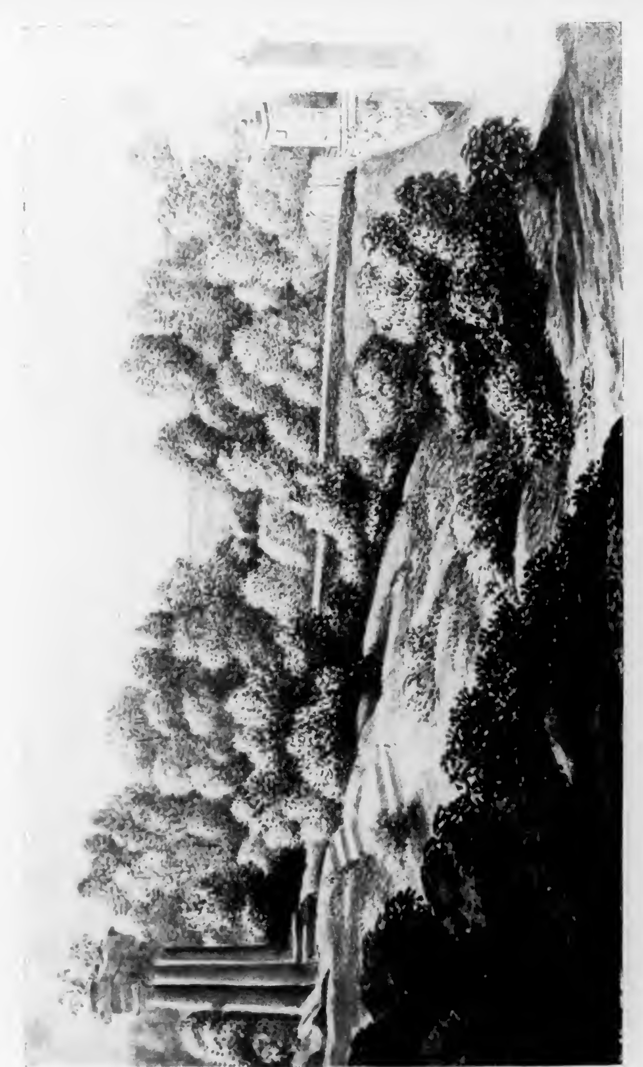
Musen und Grazien wohnten also auf diesem Hügel, und fast scheint es, als ob hier, wenn auch nur in recht bescheidener Form, ein Traum von Elysischen Feldern Gestalt gewonnen. Doch zurück zur „Classischen Walpurgisnacht", in der Faust ein lebenspendendes Element, in der er Genesung finden soll. Zu Manto, der thessalischen Sibylle, die wie all ihre Schwestern



„Die drei Säulen"

Brücke. Pfauen, amerikanische Gänse und Enten belebten die kleine Landzunge, die mit Obstbäumen, Pappeln und Weiden besetzt war. Eine hölzerne Treppe mit leichtem Geländer führte außen am Fischhaus zu einem niedlichen Zimmerchen, welches, wie auch der westlich gelegene Pavillon, für die Herzogliche Familie reserviert war, die hier gern der hübschen Aussicht genoß. Der Blick auf beide Arme des Flusses muß reizend gewesen sein, man konnte unter der Kegelbrücke durch bis zur Burgmühle und zur Altenburg sehen. Ein kleiner Steg führte aufs feste Land zu einem blumenübersäten Rasenteppich, nicht weit davon zu herrlicher alter Linde mit runder Bank, von wo man die sogenannten Lärmstücke, alte Feuerkanonen, sehen konnte. Ein altes gewölbtes Tor schloß den Weg nach Oberweimar ab, und jenseits dieser Straße am Abhange ragten aus anmutigem Gebüsch drei hohe Säulen hervor, welche Goethe aus den Trümmern des Schlosses gerettet und zu einer malerischen Ruine hatte vereinigen lassen. Sie sollte die Überreste eines griechischen Tempels aus der Blütezeit veranschaulichen. Die beigegebene Abbildung zeigt die längst Gestürzten noch in vollem Glanze. Ein kleiner Fichtenhain am Fuße des Berges beschattete im Halbrund einen großen, steinernen Opfertisch, und ein Kiesweg mit abwechselnden Ruheplätzen und Stufen führte zwischen Baumgruppen und Blumen hinauf zum Gipfel. Schon vorher aber bog ein kleiner Pfad seitwärts ab zum ‚Rosenhügel', einer künstlichen, mit Rosengeländer eingefaßten Anhöhe."

Musen und Grazien wohnten also auf diesem Hügel, und fast scheint es, als ob hier, wenn auch nur in recht bescheidener Form, ein Traum von Elysischen Feldern Gestalt gewonnen. Doch zurück zur „Classischen Walpurgisnacht", in der Faust ein lebenspendendes Element, in der er Genesung finden soll. Zu Manto, der thessalischen Sibylle, die wie all ihre Schwestern



„Die drei Säulen"

an heiliger Quelle wohnt, hat auf „blendend weißem Pferd“ Chiron den Faust getragen, denn:

„Ihr glückt es wohl, bei einigem Verweilen
Mit Wurzelkräften dich von Grund zu heilen.“

Darum:

„Versäume nicht das Heil der edlen Quelle,
Geschwind herab! Wir sind zur Stelle.“

Wir sind in der Tat „zur Stelle“ und steigen hinab zu einer „edlen“, einer „lauteren“ Quelle, nämlich zur „Läuterquelle“, zur Grotte der Sphinx im Weimarer Park. Soll etwa ein Läuterungsprozeß sich hier vollziehen und mußte deshalb der hübsche Wasserfall zugunsten des „zweiten Bades“ geopfert werden? Im „Prolog im Himmel“ heißt es von Faust: „Staub soll er fressen und mit Lust.“ Wäre dies am Ende eine freiwillige Mission, die der „Unglücksmann“ auf sich genommen, und die hier enden soll? Denn ein Paralipomenon überliefert die Verse:

„Badet in der reinsten Quelle
Der bestaubte Wandrer sich.“

Das Nahen des greisen Centauren, der den heilungsuchenden Faust zur Quelle trägt, wird von ihm mit auffallenden Worten begrüßt:

„Dorthin mein Blick;
Ein günstiges Geschick,
Soll es mich schon erreichen?
O Wunder ohne Gleichen!“

Am Schluß der Szene aber ist der Leser nichts von einem Wunder gewahr geworden, er hat auch nichts empfunden von dem „Heil der edlen Quelle“. Trotzdem scheint das bescheidene Brünnlein mit einer besonderen Sendung betraut zu sein, denn Goethe verweilt hier in der Dichtung und bemüht sich, jedoch immer unter dem Bilde der hellenischen Landschaft, die Situation klar zu machen. Es heißt weiter:

Faust: „Sag' an, wohin hast du in grauser Nacht
Durch Kiesgewässer mich ans Land gebracht?"
Chiron: „Hier trotzten Rom und Griechenland im Streite,
Peneios rechts, links den Olymp zur Seite."

Ist das nicht ein regelrechter Wegweiser? Mußte es den Zeitgenossen, den Freunden des Dichters nicht wie Schuppen von den Augen fallen, um so mehr, als Goethe am Eingang dieser „Peneios" überschriebenen Szene Faust die Worte in den Mund legt:

„Hör' ich recht, so muß ich glauben:
Hinter den verschränkten Lauben
Dieser Zweige, dieser Stauden
Tönt ein menschenähnlichs Lauten.
Scheint die Welle doch ein Schwätzen,
Lüftlein wie — ein Scherzergetzen."

Sie hätten den Schelm doch eigentlich entdecken müssen, wie er zwischen den Zeilen hervorblickt, und den bis heute niemand bemerkt hat. Denn in Hellas brauchen wir wahrlich keinen Wegweiser nach rechts und links, hier aber ist er von hohem Wert, denn es war offenbar Goethes Wunsch und Absicht, die des „Doppelblicks" nicht ermangelnden „Glücklichen" so zu orientieren, daß sie im Peneios die Ilm, im Olymp das Horn oder den Rosenberg erkennen mußten. Von diesem, nun glücklich entdeckten Punkt aus können wir heute noch in gewissem Sinne das stolze Wort wiederholen:

„Hier trotzten Rom und Griechenland im Streite,"

denn an einem Ende des Parkes steht noch wie damals das unter des Meisters persönlicher Leitung entstandene „Römische Haus"; am andern, am Rothäuser Berg, ragte einst die griechische Tempelruine empor, die, im „Faust" verewigt, der Nachwelt sicher etwas künden sollte. Heute liegen diese einst weithin sichtbaren Säulen geborsten und überwuchert



Das Römische Haus

Faust: „Sag' an, wohin hast du in grauser Nacht
Durch Kiesgewässer mich ans Land gebracht?"
Chiron: „Hier trotzten Rom und Griechenland im Streite,
Peneios rechts, links den Olymp zur Seite."

Ist das nicht ein regelrechter Wegweiser? Mußte es den Zeitgenossen, den Freunden des Dichters nicht wie Schuppen von den Augen fallen, um so mehr, als Goethe am Eingang dieser „Peneios" überschriebenen Szene Faust die Worte in den Mund legt:

„Hör' ich recht, so muß ich glauben:
Hinter den verschränkten Lauben
Dieser Zweige, dieser Stauden
Tönt ein menschenähnlichs Lauten.
Scheint die Welle doch ein Schwätzen,
Lüftlein wie — ein Scherzergetzen."

Sie hätten den Schelm doch eigentlich entdecken müssen, wie er zwischen den Zeilen hervorblickt, und den bis heute niemand bemerkt hat. Denn in Hellas brauchen wir wahrlich keinen Wegweiser nach rechts und links, hier aber ist er von hohem Wert, denn es war offenbar Goethes Wunsch und Absicht, die des „Doppelblicks" nicht ermangelnden „Glücklichen" so zu orientieren, daß sie im Peneios die Ilm, im Olymp das Horn oder den Rosenberg erkennen mußten. Von diesem, nun glücklich entdeckten Punkt aus können wir heute noch in gewissem Sinne das stolze Wort wiederholen:

„Hier trotzten Rom und Griechenland im Streite,"

denn an einem Ende des Parkes steht noch wie damals das unter des Meisters persönlicher Leitung entstandene „Römische Haus"; am andern, am Rothäuser Berg, ragte einst die griechische Tempelruine empor, die, im „Faust" verewigt, der Nachwelt sicher etwas künden sollte. Heute liegen diese einst weithin sichtbaren Säulen geborsten und überwuchert



Das Römische Haus

am Ufer der Ilm; Prosa und Alltag haben die Poesie verdrängt, und von den Träumen des Baumeisters wissen nur noch die Ilm-Nixen zu erzählen. Die Sphinx hat leider ihr ehemals leuchtendes Weiß, das sie den in der Dämmerung Vorübergehenden so gespenstisch erscheinen ließ, längst eingebüßt. Von der ernsten, feierlichen Stimmung des Ortes ist nicht viel zurückgeblieben, und Fremde, die den Park durcheilen, finden nur selten den Weg zu ihr. Für uns aber ist der Weiser noch nicht zu Ende:

„Hier trotzten Rom und Griechenland im Streite,
Peneios rechts, links den Olymp zur Seite,
Das größte Reich, das sich im Sand verliert,
Der König flieht, der Bürger triumphirt.“

Damit auch die letzten Verse sich dem Rahmen meiner Erklärung fügen, ist nichts weiter nötig, als sie im Sinne der damaligen Zeit aufzufassen; es gilt, sich immer wieder zu vergegenwärtigen, daß uns Heutigen manches fremd geworden, was einst allen vertraut war. Der „Sand“ lag tatsächlich derzeit in nächster Nähe zwischen Ilm und Welschem Garten, denn diesen Namen führte der Exerzierplatz, auf welchem bei Karl Augusts Vorliebe für militärische Übungen oft ein lautes Treiben herrschte, das die Bürger in ihren benachbarten Gärten nicht gerne hörten. Bei den weiter um sich greifenden Parkarbeiten kam jedoch die Zeit, in der der Fürst mit seinen Soldaten vor ihnen flüchten mußte; es war in derselben Periode, die auch die Mauern des Welschen Gartens und das Vorwerk fallen sah, und die den Gotischen Salon, das heutige Tempelherrenhaus, ins Leben rief. Der „Sand“ wurde bepflanzt und mit in den Park hineingezogen, so daß sich dieser nun sozusagen „im Sande verlor“, und der Bürger Ursache hatte, ob größerer Behaglichkeit in der Laube seiner angrenzenden Gärten zu triumphieren. Diese Scherze, die Goethe ernst genug schienen, um sie als „ernste

Scherze" in den „Faust" zu verflechten, wollen sich natürlich nicht in den Vordergrund drängen. Die soeben besprochene bedeutungsvolle Versgruppe ist uns von Goethes Hand überliefert auf der Rückseite eines Blattes vom 20. Februar 1830, und zwar mit dem auffallenden Vermerk „am untern Peneios"; indes fehlt hier noch die Anspielung auf den „Sand". Mit schelmischem Behagen wird der Greis sie bald darauf eingefügt haben, denn ein anderes Blatt zeigt das Ganze in schöner, lateinischer Schrift mit dem Schluß:

„Blick auf, hier steht bedeutend nah
Im Mondenschein der ewige Tempel da!"

Der Ausdruck „Blick auf" ist ein abermaliger Beweis, daß die Phantasie des Schaffenden nicht in den Gefilden von Alt-Hellas weilte, sondern in nächster Nähe mit etwas Sichtbarem beschäftigt war, daß seine Augen etwas erschauten, was auch der Leser zu schauen berufen ist, wenn er des Greises zarte Winke versteht. „Bedeutend nah" — das heißt nach Goetheschem Sprachgebrauch so viel wie „in naheliegender Bedeutsamkeit", und doch tritt eine solche in der poetischen Handlung nicht weiter hervor. Auch sollen die einst so stolzen Säulen schon vor Goethes Tode verwittert gewesen sein. Ein Schema, in dem es seltsamerweise heißt: „Links der Peneios, rechts das Gebirg," trägt das Datum des 6. Februar 1830; zwei Wochen später scheinen sich die Verse mit der neuen Orientierung gestaltet zu haben. Daß man die einst so viel bewunderten Säulen und die ganze Anlage des Rothäuser Berges so ohne weiteres dem Verfall preisgab, hatte seinen Grund in dem Fallenlassen ursprünglich großer Pläne, worauf ich noch zurückkomme; sollten von hier aus nicht feine Fäden sich ziehen zu der veränderten Orientierung dieser Stelle im „Faust?" Während Goethe aber von „Rom und Griechenland" im Imperfekt spricht, fährt er im Präsens fort:

„Blick auf! Hier steht bedeutend nah
Im Mondenschein der ewige Tempel da!"

Wir, die wir dem neuen Weiser zu folgen und zu trauen haben, sollten daher unsere Blicke nach der andern Seite wenden. Wie schmerzlich würde es dem Meister sein, zu finden, daß trotz seiner liebevollen Winke der „ewige Tempel" und seine naheliegende Bedeutsamkeit noch der Entdeckung und Würdigung harren.

„Ich soll nicht auf den Meister schwören,
Und immerfort den Meister hören;
Nein, ich weiß, er kann nicht lügen,
Will mich gern mit ihm betrügen."

Die Szene schließt mit den Worten:

„Tritt ein, Verweg'ner, sollst dich freuen!
Der dunkle Gang führt zu Persephoneien.
In des Olympus hohlem Fuß
Lauscht sie geheim verbotnem Gruß.
Hier hab ich einst den Orpheus eingeschwärzt:
Benutz es besser, frisch! beherzt!"

Wir wenden uns nun wieder der Entstehungsgeschichte des Parkes zu. Bei den ferneren großen Umwälzungen im Ilmtal blieb die lauschige Grotte an der Sternbrücke unberührt. Mit starrem Antlitz sah die Klauersche Sphinx dem Treiben zu, gleich den Schwestern in der „Classischen Walpurgisnacht", denn ihre Mission heißt „Schweigen", das anvertraute Geheimnis wahren. Dennoch hören wir sie sagen:

„Welch ein widerwärtig Zittern,
Häßlich grausenhaftes Wittern!
Welch ein Schwanken, welches Beben,
Schaukelnd Hin- und Widerstreben!
Welch unleidlicher Verdruß!"

Sobald die Sphinxe im Plural sprechen, haben sie noch eine andere Bedeutung, und in ihrem Verdruß scheint des Meisters

Verdruß zum Ausdruck zu kommen, denn er sagt an anderer Stelle:

„Wie mancher Mißwillige schnüffelt und wittert
Um das von der Muse verliehene Gedicht;
Sie haben Lessing das Ende verbittert,
Mir sollen sie's nicht."

„Doch," so lassen die Sphinxe sich weiter vernehmen,
„wir ändern nicht die Stelle,
Bräche los die ganze Hölle."

Und dann

„Weiter aber soll's nicht kommen,
Sphinxe haben Platz genommen."

Klingt das nicht, als ob die Sphinxe einmal dem „grausenhaften Wittern" um den „Faust" ein Ende machen sollen?

Mit welch heimlichem Vergnügen mag der Greis, ohne sich gegen seine Umgebung auch nur im mindesten zu verraten, diese doppelten Bilder ausgestaltet haben! Und der „Alte, längst Ergraute" hüllte dann auch sich selber in klassische Mantelfalten, um unter dieser Maske den Leser zu necken und freundliche Winke zu spenden. Hören wir, wie er seines Jugendwerkes sich freut:

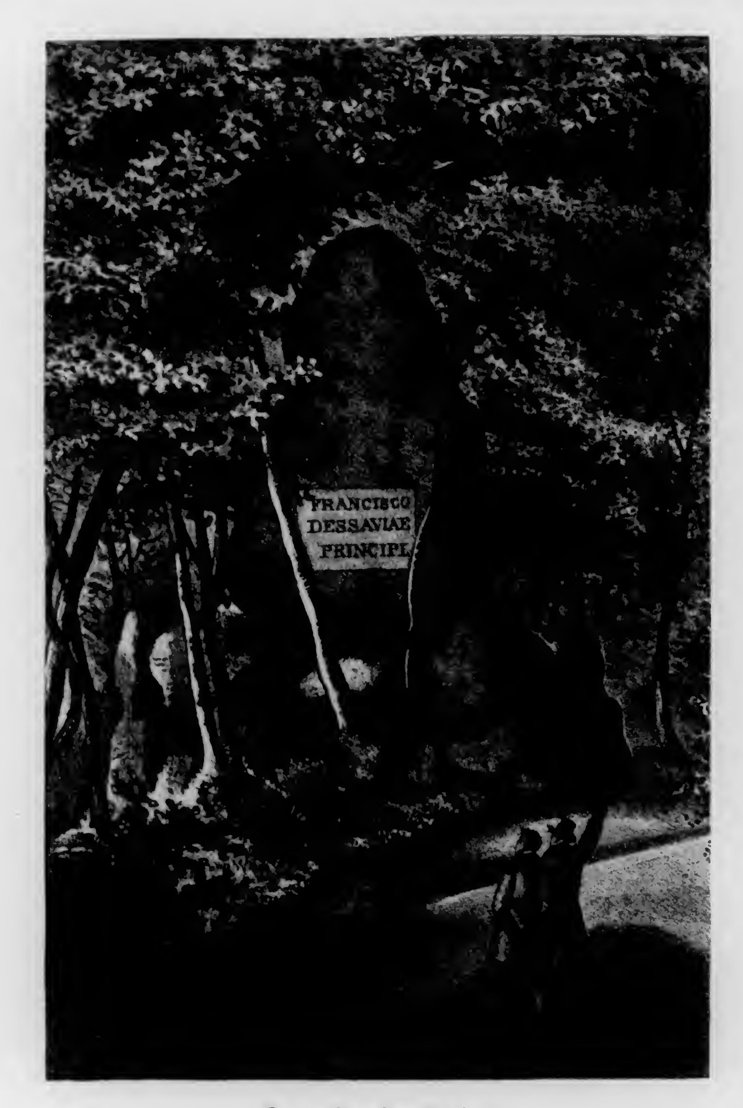
Seismos: „Das hab ich ganz allein vermittelt,
Man wird mir's endlich zugestehn:
Und hätt' ich nicht geschüttelt und gerüttelt,
Wie wäre diese Welt so schön?
Wie ständen eure Berge droben
In prächtig reinem Aetherblau,
Hätt' ich sie nicht hervorgeschoben
Zu malerisch entzückter Schau!
Als Angesichts der höchsten Ahnen,
Der Nacht, des Chaos ich mich stark betrug
Und, in Gesellschaft von Titanen,
Mit Pelion und Ossa als mit Ballen schlug."

Eine noch erhaltene Skizze läßt etwas erraten:

„Wenn wir die Gegend umgewühlt,
Mit Pelion und Ossa Ball gespielt
Und übermüthig mit Titanen u. s. w."

Der Ausdruck „Gegend umgewühlt", von der Erinnerung eingegeben, wird dem Dichter für eigentliches Titanenwerk zu schwach erschienen sein. Nach Abschluß des „Faust" schrieb Goethe an Wilhelm vom Humboldt am 1. Dezember 1831: „Von meinem ‚Faust' ist viel und wenig zu sagen; gerade zu einer günstigen Zeit fiel mir das Dictum ein: ‚Gebt ihr euch einmal für Poeten, so commandirt die Poesie'." Und in wie seltenem Grade beherrschte sie noch der Greis! Wenn seine Verse anders wurden als in jüngeren Jahren, wenn ihr Sinn nur schwer verständlich ist, muß es darum gleich Altersschwäche sein? Noch im Jahre 1830 schrieb er an seinen Freund Zelter: „Und dann darf ich Dir wohl ins Ohr sagen: Ich erfahre das Glück, daß mir in meinem hohen Alter Gedanken aufgehen, welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen, eine Wiederholung des Lebens gar wohl werth wäre. Also wollen wir uns, solange es Tag ist, nicht mit Allotrien beschäftigen." Und wahrlich, ich spüre nichts von einem Versiegen des poetischen Quells, denn wie kunstvoll und fein verschlingen sich in obigen Zeilen die Fäden geologischer Polemik des Naturforschers mit persönlichen Erinnerungen der Weimarer Brausejahre. Schon an den frühsten, nur langsam und planlos betriebenen Verschönerungsversuchen an der Ilm hatte Goethe sich, wie bereits erwähnt, mit Liebe und Hingebung beteiligt, hatte (laut Tagebuch) eigenhändig mit Hacke und Spaten in den felsigen Gängen „gewühlt". Sein Wunsch, Größeres auf diesem Gebiet zu schaffen, begegnete sich mit dem seines fürstlichen Freundes, dessen Schloß in Trümmern lag, und der mit seiner jungen Gemahlin beschränkt im Fürstenhause wohnte. Gelegentlich eines Besuches des Fürsten von

Dessau lernte man den neuen herrlichen Park zu Wörlitz kennen — das Luisenfest gab den letzten Anstoß, und nun begann in voller Lust der Nacheiferung und in gesteigerter Daseinsfreude eine frisch-fröhliche Tätigkeit. Den willkürlichen, systemlosen Anfängen, der „Nacht, dem Chaos" folgte die großartige, alle Kräfte anspannende Hauptschöpfungsperiode des Weimarer Parks, von der man heute nicht sprechen kann, ohne neben dem Namen seines Erlauchten Begründers Karl August auch den des Fürsten von Dessau und Goethes zu nennen. Der schaffensdurstige junge Dichter widmete diesen Plänen seine ganze Kraft, und zwar nicht nur, weil sich seiner Neigung zu botanischen und morphologischen Studien hier ein reiches Arbeitsfeld bot, sondern weil sein ganzes Wesen, weil sein Herz dabei beteiligt war. Seinem Einfluß wird es zuzuschreiben sein, wenn die erforderlichen Kulturarbeiten bald auf vorzüglicher wissenschaftlicher Grundlage fußten und unter Zuziehung tüchtiger Fachmänner in einer Weise betrieben wurden, die noch heute unsere Bewunderung erregt. Der großgesinnte Herzog hat dafür gesorgt, daß auch seine beiden hohen Mitarbeiter in ihrer Schöpfung nicht vergessen werden. Dem Fürsten von Dessau zu Ehren errichtete man im Jahre 1785 im Park den gewaltigen Tuffsteinblock, den sogenannten „Großen Stein", der mit unsäglicher Mühe aus der Ehringsdorfer Ziegelei herbeigeschafft wurde. Karl August berichtet darüber an Knebel: „Heute wird das titanische Werk von neuem angegriffen, der Stein dem Jägerhaus gegenüber fortgewälzt und auf seinen Platz gebracht." Jetzt ist es freilich nicht mehr zu erkennen, daß er einst einen point de vue bildete, mit Königskerzen, Efeu und Malven umrahmt, zur Unterbrechung der englischen Anlagen, oder, um mit Goethe zu reden, „zu malerisch entzückter Schau". Wundervolle Durchblicke, die man damals schuf, sind durch die üppige Vegetation inzwischen verwachsen. Erst spät kam es zu Tage, daß auch dem



Der „Große Stein"

Dessau lernte man den neuen herrlichen Park zu Wörlitz kennen — das Luisenfest gab den letzten Anstoß, und nun begann in voller Lust der Nacheiferung und in gesteigerter Daseinsfreude eine frisch-fröhliche Tätigkeit. Den willkürlichen, systemlosen Anfängen, der „Nacht, dem Chaos" folgte die großartige, alle Kräfte anspannende Hauptschöpfungsperiode des Weimarer Parks, von der man heute nicht sprechen kann, ohne neben dem Namen seines Erlauchten Begründers Karl August auch den des Fürsten von Dessau und Goethes zu nennen. Der schaffensdurstige junge Dichter widmete diesen Plänen seine ganze Kraft, und zwar nicht nur, weil sich seiner Neigung zu botanischen und morphologischen Studien hier ein reiches Arbeitsfeld bot, sondern weil sein ganzes Wesen, weil sein Herz dabei beteiligt war. Seinem Einfluß wird es zuzuschreiben sein, wenn die erforderlichen Kulturarbeiten bald auf vorzüglicher wissenschaftlicher Grundlage fußten und unter Zuziehung tüchtiger Fachmänner in einer Weise betrieben wurden, die noch heute unsere Bewunderung erregt. Der großgesinnte Herzog hat dafür gesorgt, daß auch seine beiden hohen Mitarbeiter in ihrer Schöpfung nicht vergessen werden. Dem Fürsten von Dessau zu Ehren errichtete man im Jahre 1785 im Park den gewaltigen Tuffsteinblock, den sogenannten „Großen Stein", der mit unsäglicher Mühe aus der Ehringsdorfer Ziegelei herbeigeschafft wurde. Karl August berichtet darüber an Knebel: „Heute wird das titanische Werk von neuem angegriffen, der Stein dem Jägerhaus gegenüber fortgewälzt und auf seinen Platz gebracht." Jetzt ist es freilich nicht mehr zu erkennen, daß er einst einen point de vue bildete, mit Königskerzen, Efeu und Malven umrahmt, zur Unterbrechung der englischen Anlagen, oder, um mit Goethe zu reden, „zu malerisch entzückter Schau". Wundervolle Durchblicke, die man damals schuf, sind durch die üppige Vegetation inzwischen verwachsen. Erst spät kam es zu Tage, daß auch dem



Der „Große Stein"

Dritten im Bunde hier gebührende Anerkennung geworden durch Aufstellung des ebenfalls von Klauer geschaffenen Opferaltars oder Schlangensteins, der im Jahre 1787, als Goethe in Italien weilte, im Park seinen Platz fand. Da jedoch die Schlange bei den Alten ein vieldeutiges Symbol war, so gestattet die lateinische Inschrift: „Genio huius loci", die von jeher zu mancherlei Deutungen Veranlassung gab, auch heute noch der Phantasie freies Spiel.

Zelter, der vielgeprüfte treue Freund, dem der Meister so gern einmal etwas „ins Ohr" sagte, durfte bei einem Besuch in Weimar im Juli 1831 einen Einblick in die „Classische Walpurgisnacht" tun. Es geht dies aus einem Briefe Goethes vom 4. September hervor, worin er schreibt: „Du hast eine wunderliche Scene oder vielmehr einen wunderlichen Theil des Ganzen gesehen; was Du davon Dir auch magst zugeeignet haben, so wird es im Zusammenhang doch noch lustiger erscheinen." Das Beste behielt der Schalk natürlich für sich. Das der „verrufenen Nacht" zugewiesene Paralipomenon:

„Wer's mit der Welt nicht lustig nehmen will,
Der mag nur gleich sein Bündel schnüren" —

konnte sich natürlich nur dem „Doppelblick" empfehlen. Ich aber darf Goethe in seiner humorvollen Weise wohl noch weiter zu Wort kommen lassen. Vor dem Vorwurf, alles „gegenständlich" zu nehmen, bin ich vom Meister selber geschützt, und pedantischen Einwürfen hoffe ich nicht zu begegnen. Wie im poetischen „Faust" nicht topographische Genauigkeit waltet, so dürfen auch wir nicht kleinlich denken, wenn wir Hellas in Weimar finden wollen. Goethe sagt:

„Welchen Leser ich wünsche? Den unbefangensten, der mich,
Sich und die Welt vergißt und in dem Buche nur lebt."

Und könnte man's nur immer, wie viel schneller ginge es bergauf! Es heißt im „Faust" dann weiter:

„Wir tollten fort in jugendlicher Hitze.“

Das ist doch unverkennbar ein Ton aus den Weimarer Brausejahren, von denen wir eigentlich so wenig wissen, ein Ton, wie die Erinnerung ihn auch einmal der Leier des Divansängers entlockte:

„Du hast getollt zu deiner Zeit mit wilden,
Dämonisch genialen jungen Scharen,
Dann sachte schlossest du von Jahr zu Jahren
Dich näher an die Weisen, Göttlich-milden.“

Das war's, was Goethe der überschäumenden Jugend gegenüber so nachsichtig machte; er hatte ja alles an sich selbst erfahren und wußte:

„Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein.“

Also: „Wir tollten fort in jugendlicher Hitze,
Bis überdrüssig noch zuletzt
Wir dem Parnaß als eine Doppelmütze
Die beiden Berge frevelnd aufgesetzt.“

Der kritische Leser, dem ich mit Bezug auf des Parnassus „Doppelmütze“ zu kühn erschien, wird nun hoffentlich seine Meinung ändern. Doch auch dem Parnaß im Ilmtal, so klein er ist, wird die Natur durchaus gerecht — auch ihm ist, damit wir nichts vermissen, seine Doppelmütze im Zeitalter der Titanen geworden: Die Sphinxgrotte trägt auf ihrer Wölbung zwei gewaltige Steinblöcke. Sie fallen zwar heute in der Landschaft nicht weiter auf, wir können uns aber nun vorstellen, daß sie einer übermütigen Regung der Schaffenden ihren Platz verdanken. Erhaltene Skizzen dieser Verse dienen nur zur Bestätigung dieses Gedankens, wie z. B.

„Die Alten lächelten vom düstern Sitze,
Da nach dem heißen Spiel zuletzt
Wie frevelhaft als eine Doppelmütze
Sie dem Parnassus aufgesetzt.“



Der Schlangenstein im Park

„Wir tollten fort in jugendlicher Hitze."

Das ist doch unverkennbar ein Ton aus den Weimarer Brausejahren, von denen wir eigentlich so wenig wissen, ein Ton, wie die Erinnerung ihn auch einmal der Leier des Divansängers entlockte:

„Du hast getollt zu deiner Zeit mit wilden,
Dämonisch genialen jungen Scharen,
Dann sachte schlossest du von Jahr zu Jahren
Dich näher an die Weisen, Göttlich-milden."

Das war's, was Goethe der überschäumenden Jugend gegenüber so nachsichtig machte; er hatte ja alles an sich selbst erfahren und wußte:

„Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein."

Also: „Wir tollten fort in jugendlicher Hitze,
Bis überdrüssig noch zuletzt
Wir dem Parnaß als eine Doppelmütze
Die beiden Berge frevelnd aufgesetzt."

Der kritische Leser, dem ich mit Bezug auf des Parnassus „Doppelmütze" zu kühn erschien, wird nun hoffentlich seine Meinung ändern. Doch auch dem Parnaß im Ilmtal, so klein er ist, wird die Natur durchaus gerecht — auch ihm ist, damit wir nichts vermissen, seine Doppelmütze im Zeitalter der Titanen geworden: Die Sphinxgrotte trägt auf ihrer Wölbung zwei gewaltige Steinblöcke. Sie fallen zwar heute in der Landschaft nicht weiter auf, wir können uns aber nun vorstellen, daß sie einer übermütigen Regung der Schaffenden ihren Platz verdanken. Erhaltene Skizzen dieser Verse dienen nur zur Bestätigung dieses Gedankens, wie z. B.

„Die Alten lächelten vom düstern Sitze,
Da nach dem heißen Spiel zuletzt
Wie frevelhaft als eine Doppelmütze
Sie dem Parnassus aufgesetzt."



Der Schlangenstein im Park

War die Tätigkeit der Freunde im Park ein „heißes Spiel", so wissen wir nun, in wie hohem Sinne dies gemeint ist; doch glaube ich, nicht versäumen zu dürfen, Seismos noch schnell als das bergeversetzende Genie zu entlarven, was denjenigen nicht überraschen wird, der sich erinnert, daß Goethe öfter von dem „Berg Faust" spricht. Wir stehen damit vor einem „Schlage", der in dem seltsamen „Webermeisterstück" „tausend Verbindungen schlägt", die zu vollführen ich zunächst jedem selbst überlasse. Denn es ist des Dichters Wunsch, seine Leser mitdenken, mitforschen, mitdichten und mitahnen, also — mitschaffen zu lassen. Seismos sollte indes ursprünglich deutlicher reden:

„Ohne gräßliches Gepolter
Konnte keine Welt entstehn" —

Oder „Als ich einstmal starck gehustet
Wußt ich nicht wie mir geschah
Hatt ich sie heraus gepustet
Und sie stehn als Berge da."

Seismos ist ein Schalk; uns sein Husten vernehmen zu lassen, hat er nicht für gut befunden, aber er niest zuweilen, wenn man's nur hören mag:

„Ich tadl' euch nicht,
Ich lob' euch nicht;
Aber ich spaße;
Dem klugen Wicht
Fährt's ins Gesicht
Und in die Nase."

„Und wenn er ganz gewaltig niest,
Wer weiß, was dann daher entsprießt,
Und was er alles mache;
Besinnung aber hinterdrein,
Verstand, Vernunft, wo möglich rein,
Das ist die rechte Sache."

Und haben die Gesellen in „Auerbachs Keller" „am Ende" nicht auch einander „bei der Nase?" Auch Faune werden manchmal übermütig, und Triton muß sie am Ohr zupfen.

Die doppelsinnige Schilderung geht dann weiter:

„Apollen hält ein froh Verweilen
Dort nun mit sel'ger Musen Chor" —

Dazu gesellt sich die Variante:

„Nun thronen sie auf ihren Sitzen
Apoll mit seiner Musen Chor."

Von Weimars Musenhof wird so viel gesprochen und geschrieben; denn was die Herzogin Amalie an ihrem Musensitz geschaffen, ihr genialer Sohn setzte es fort. Doch daß man im Park den Musen eine besondere Stätte bereitet, bedeutete auch für mich eine Überraschung. Indes, der eigenartige, mit südlicher Landschaft verwandte Charakter des Rothäuser Berges wird in den Zeugnissen von Zeitgenossen immer betont, und nachdem Kunst und Natur vereint hier etwas geschaffen, was uns wenigstens in schriftlichen Denkmalen aufbewahrt ist, liegt der Gedanke nahe, daß die damals noch so bescheidene, alles idealisierende Weimarer Gesellschaft den Hügel zum Olymp gemodelt. Allerhand Büsten waren dort im Grünen aufgestellt, von denen sich leider keine Kunde erhalten hat. Ich kann also nur mit dem Dichter sagen: „Noch immer bleibt die Frage, ob's Götter oder Menschen sind." Sicher aber gingen sie wie die Sphinx und der Pan aus der Werkstatt des Bildhauers Klauer hervor, der hier in der Nähe seinen Garten und seinen Brennofen hatte. Neuerdings wird das Andenken dieses fleißigen, strebsamen Künstlers wieder mehr gewürdigt, und die wohlverdiente Ehrung, die schon Goethe ihm zugedacht, wird ihm jetzt zuteil.

Seit dem Jahre 1800 stand ferner auf dem Rosenhügel ein Denkmal mit der Aufschrift Euphrosyne. Ein allegorisch verzierter Säulenstumpf mit Urne und Masken, mit tanzenden



Euphrosyne-Denkmal

Und haben die Gesellen in „Auerbachs Keller“ „am Ende“ nicht auch einander „bei der Nase?“ Auch Faune werden manchmal übermütig, und Triton muß sie am Ohr zupfen.

Die doppelsinnige Schilderung geht dann weiter:

„Apollen hält ein froh Verweilen
Dort nun mit sel'ger Musen Chor“ —

Dazu gesellt sich die Variante:

„Nun thronen sie auf ihren Sitzen
Apoll mit seiner Musen Chor.“

Von Weimars Musenhof wird so viel gesprochen und geschrieben; denn was die Herzogin Amalie an ihrem Musensitz geschaffen, ihr genialer Sohn setzte es fort. Doch daß man im Park den Musen eine besondere Stätte bereitet, bedeutete auch für mich eine Überraschung. Indes, der eigenartige, mit südlicher Landschaft verwandte Charakter des Rothäuser Berges wird in den Zeugnissen von Zeitgenossen immer betont, und nachdem Kunst und Natur vereint hier etwas geschaffen, was uns wenigstens in schriftlichen Denkmalen aufbewahrt ist, liegt der Gedanke nahe, daß die damals noch so bescheidene, alles idealisierende Weimarer Gesellschaft den Hügel zum Olymp gemodelt. Allerhand Büsten waren dort im Grünen aufgestellt, von denen sich leider keine Kunde erhalten hat. Ich kann also nur mit dem Dichter sagen: „Noch immer bleibt die Frage, ob's Götter oder Menschen sind.“ Sicher aber gingen sie wie die Sphinx und der Pan aus der Werkstatt des Bildhauers Klauer hervor, der hier in der Nähe seinen Garten und seinen Brennofen hatte. Neuerdings wird das Andenken dieses fleißigen, strebsamen Künstlers wieder mehr gewürdigt, und die wohlverdiente Ehrung, die schon Goethe ihm zugedacht, wird ihm jetzt zuteil.

Seit dem Jahre 1800 stand ferner auf dem Rosenhügel ein Denkmal mit der Aufschrift Euphrosyne. Ein allegorisch verzierter Säulensturz mit Urne und Masken, mit tanzenden



Euphrosyne-Denkmal

Horen und des Gottes immergrünem Lorbeer, fügte es sich sinnig dem Rahmen der idealen Landschaft ein und war zugleich der Erinnerung an die reizende, jung verstorbene Künstlerin Christiane Neumann geweiht. Goethe, auf dessen liebevolle Anregung das Denkmal geschaffen, hat ihr unter dem Namen einer der drei Grazien auch in einer Elegie einen tiefschmerzlichen Nachruf gewidmet.

Aber die Musen hatten hier auch sonst eine Stätte gefunden. Außer dem Garten der Erholungsgesellschaft, wo man der Kunst und der Freude huldigte, hatte der alte Musäus, der Märchendichter, dort sein Tuskulum. Doch da infolge von „Krieg und Kriegsgeschrei" die Poesie sich wieder einmal hatte bescheiden müssen, da die ursprünglich großen Pläne, die den Abhang mit dem „Webicht" verbinden sollten, inzwischen aufgegeben waren, so wurden nach Musäus' Tode die beiden Grundstücke durch eine Schenkung Karl Augusts vereinigt, nicht ohne Musäus' Andenken durch Aufstellung einer Büste zu ehren. Im Jahre 1827 bekam die ebengenannte Gesellschaft die Erlaubnis, das Euphrosyne-Denkmal vom Rosenhügel in ihren Garten herüberzuholen, und nur die gestürzten Säulen zeugten noch eine Weile von Träumen, die „morgenröthlich" einst den Dichter hier „umtanzt", bis auch sie zu Tal rollten und vergessen wurden. Doch hören wir weiter:

„Selbst Jupiter und seinen Donnerkeilen
Hob ich den Sessel hoch empor."

Eine andere Lesart lautet:

„Selbst Jupiter mit seinen Blitzen
Schob ich den Sessel hoch empor."

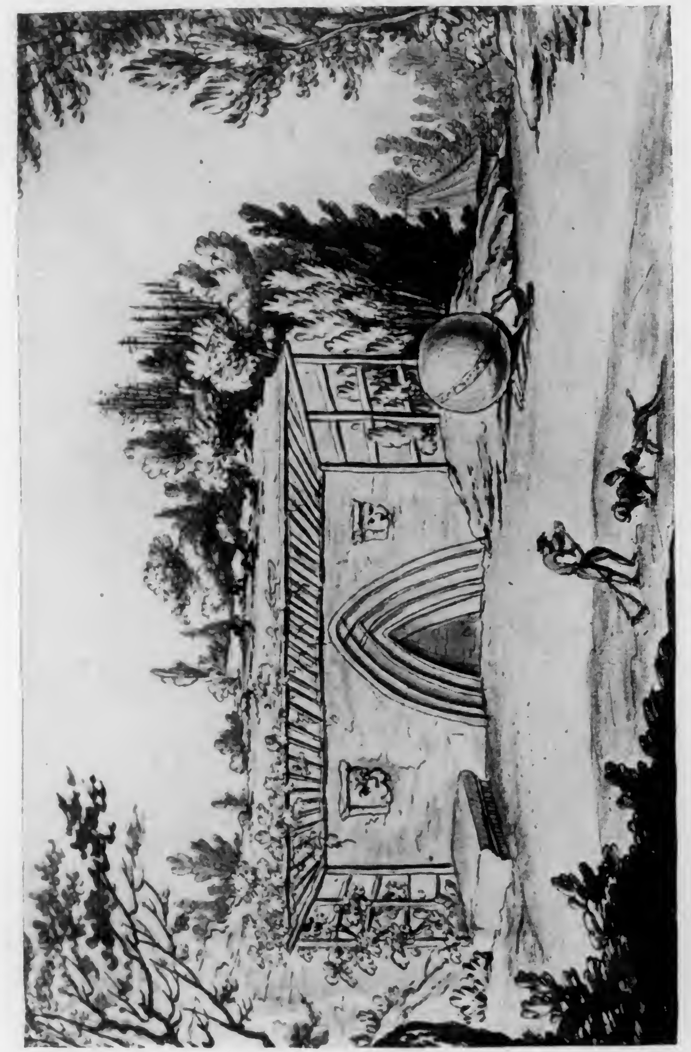
Als Goethe diese Verse schrieb, erneuerte er eine alte Gewohnheit der ersten Weimarer Jahre. Seine aphoristischen Tagebücher aus jener Zeit sind nur schwer zu entziffern; sie wimmeln von Planetenzeichen, mit denen er launig die

Namen seiner Freunde umschrieb. Der Herzog Karl August figuriert allda als Jupiter in Gesellschaft von Sonne und Mond, die ebenso sinnig gewählt sind; er ist, dem einmal gewählten Bilde getreu, auch hier gemeint. Inmitten seiner wundervollen Schöpfung bereitete der Dichter ihm auf seinen Wunsch einen würdigen Ruheplatz in Gestalt des Römischen Hauses. Das herzliche Einvernehmen der Freunde zeigt des Fürsten Brief aus der Campagne vom 27. Dezember 1793: „Den Bau des Gartenhauses übergebe ich Dir ganz. — Thue, als wenn Du für Dich bautest. — Unsre Bedürfnisse waren einander immer ähnlich. — Da ich bei meiner Rückkehr einen Ruheplatz fertig zu finden wünsche, so erzeige mir den Gefallen, daß endlich einmal der Plan des Dinges zu Stande komme und schnell ausgeführt werde. Wenn man so lange abwesend war, möchte man doch gerne sich sicher wohin setzen.“

Wenn die Sphinxe nun wieder das Wort ergreifen, so will es mir scheinen, als ob es wie von Schelmerei in ihrem starren Antlitz aufblitzt:

„Uralt, müßte man gestehen,
Sei das hier Emporgebürgte,
Hätten wir nicht selbst gesehen,
Wie sich's aus dem Boden würgte.“

Wer mit der Entstehungsgeschichte des Weimarer Parkes nicht vertraut ist, kommt freilich zu gar wunderlichen Vermutungen. Sieht man doch oft genug Fremde sinnend stehen vor der künstlichen Ruine und der Täuschung anheimfallen, welche die Jahreszahl des eingesetzten Wappens hervorruft und welche die halbversenkte Spitzbogentür nur noch verstärkt. Im alten Park aber wirkte die Ruine viel bedeutender; umhergestreute Architekturstücke lagen bis hinauf zum Tempelherrenhause und weckten im Beschauer eine ganz andere Stimmung, als sie jetzt dort waltet, zumal die Wege



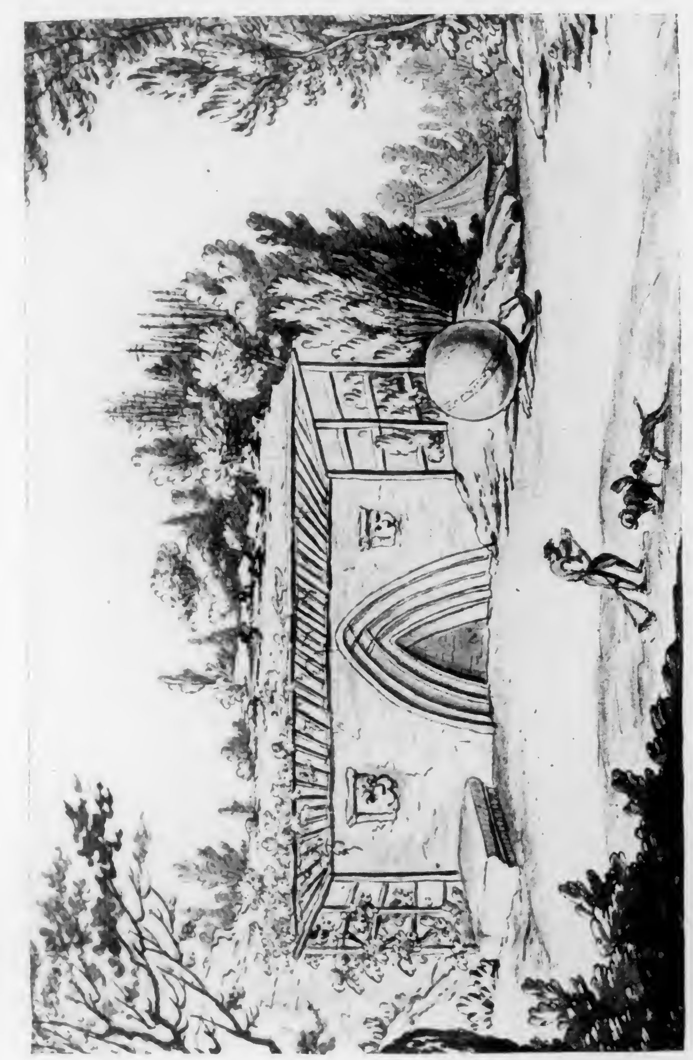
Die Ruine im Park

Namen seiner Freunde umschrieb. Der Herzog Karl August figuriert allda als Jupiter in Gesellschaft von Sonne und Mond, die ebenso sinnig gewählt sind; er ist, dem einmal gewählten Bilde getreu, auch hier gemeint. Inmitten seiner wundervollen Schöpfung bereitete der Dichter ihm auf seinen Wunsch einen würdigen Ruheplatz in Gestalt des Römischen Hauses. Das herzliche Einvernehmen der Freunde zeigt des Fürsten Brief aus der Campagne vom 27. Dezember 1793: „Den Bau des Gartenhauses übergebe ich Dir ganz. — Thue, als wenn Du für Dich bautest. — Unsre Bedürfnisse waren einander immer ähnlich. — Da ich bei meiner Rückkehr einen Ruheplatz fertig zu finden wünsche, so erzeige mir den Gefallen, daß endlich einmal der Plan des Dinges zu Stande komme und schnell ausgeführt werde. Wenn man so lange abwesend war, möchte man doch gerne sich sicher wohin setzen."

Wenn die Sphinxe nun wieder das Wort ergreifen, so will es mir scheinen, als ob es wie von Schelmerei in ihrem starren Antlitz aufblitzt:

„Uralt, müßte man gestehen,
Sei das hier Emporgebürgte,
Hätten wir nicht selbst gesehen,
Wie sich's aus dem Boden würgte."

Wer mit der Entstehungsgeschichte des Weimarer Parkes nicht vertraut ist, kommt freilich zu gar wunderlichen Vermutungen. Sieht man doch oft genug Fremde sinnend stehen vor der künstlichen Ruine und der Täuschung anheimfallen, welche die Jahreszahl des eingesetzten Wappens hervorruft und welche die halbversenkte Spitzbogentür nur noch verstärkt. Im alten Park aber wirkte die Ruine viel bedeutender; umhergestreute Architekturstücke lagen bis hinauf zum Tempelherrenhause und weckten im Beschauer eine ganz andere Stimmung, als sie jetzt dort waltet, zumal die Wege



Die Ruine im Park

zwangloser und natürlicher verliefen (vergleiche das beigegebene Bild von 1793 und ein größeres in der Großherzoglichen Bibliothek). In gleichem Sinne wirkte die Grotte mit dem Kämpfer-Relief und den Säulen der Thalbürgeler Klosterkirche, hinter denen sich der Ausgang eines Stollens verbirgt, deren es mehrere im Parke gibt, und absichtliche Romantik brachten ebenfalls die schon besprochenen „Drei Säulen" in die junge Schöpfung, sowie das „Felsentor", das man heute vergeblich sucht.

Unsere Wanderung durch den Weimarer Park naht sich ihrem Ende:

„Bebuschter Wald verbreitet sich hinan,
Noch drängt sich Fels auf Fels bewegt heran."

Es ist die allmähliche Bepflanzung des Rothäuser Berges, des kahlen Horns und der Oberweimarer Wiesen, die in diesen Versen durchklingt. Was aber will Mephisto andeuten in den Versen:

„Wer weiß denn hier nur, wo er geht und steht,
Ob unter ihm sich nicht der Boden bläht?"

Vulkanisches Gebiet findet sich allerdings nicht im Ilmtal; dennoch sind diese Worte mit Bezug auf den Park durchaus am Platze. Hier kommen die interessanten unterirdischen Parkhöhlen zu ihrem Recht, denn sie haben wesentlich mitgeholfen zu seiner heutigen Gestalt, indem sie Sand und Steine lieferten zur Ausfüllung abschüssiger oder zerklüfteter Stellen. Um schnell und genügend fördern zu können, legte man besondere Schächte an, wodurch die Höhlen vielfach erweitert wurden. Die liebliche Pfauenwiese zum Beispiel war ehemals ein verlassener Steinbruch, und die heutige Generation gedenkt viel zu wenig des gewaltigen Aufwands an Mühe und Arbeit, den ihre Altvordern brauchten, um spätern Geschlechtern diese wundervolle Stätte der Erholung und des Vergnügens zu schaffen. — In Alt-Weimar war

man noch nicht so verwöhnt, wie wir Heutigen es sind, und nicht so anspruchsvoll, und der für die Damen des Hofes unermüdlich auf neue Freuden und Überraschungen sinnende Goethe hatte ein dankbares Publikum. So ist durch Briefe an auswärtige Freunde die Kunde von einer Illumination auf uns gekommen, die der „Dr. Wolf“ an den Ufern der Ilm in Szene setzte, teils zur Entschädigung der Herzogin Amalie, die das „Luisenfest“, das zum Weihefest des Weimarischen Parkes geworden, nicht mit erlebt hatte, teils zum Beweis für die Schönheit Rembrandtschen Helldunkels, das zu dem alles symbolisch Empfindenden vielleicht mit ganz besonderen Tönen sprach. Dasselbe ist offenbar auch im „Faust“ zur Anwendung gekommen, denn

„Wie? — dort hinten in der Zelle
Sitzt noch Einer, dunkel-helle.“

Noch immer? Der Ärmste, er hat wohl nicht gedacht, daß das „Versteckspiel“ so lange dauern würde. Er hoffte gewiß, den Freunden eine Leuchte zu weisen, wenn er in der „Classischen Walpurgisnacht“ sagt:

„Hier zuckt noch manches Feuer
Das Thal hinab, und flammt um's Abentheuer . . .“

Gedachte der Greis, als er diese Verse schrieb, nochmal jenes wundervollen Sommerabends, von dem Wieland so begeistert berichtet? „Als wir,“ so plaudert er am 27. August 1778 mit Merck, „die kleine Treppe der Einsiedelei herabstiegen und zwischen Felsenstücken und Buschwerken längs der Ilm gegen die Brücke, die diesen Platz mit einer Ecke des Sterns verbindet, hingingen, zerfiel die ganze Vision nach und nach in eine Menge kleiner Rembrandtscher Nachtstücke, die man ewig hätte vor sich sehen mögen u. s. w.“ Oder flammten in des Dichters Erinnerung noch einmal die Feuer auf, die er, als er noch in seinem bescheidenen Gartenhäuschen wohnte, oft nächtlicher Weile still für sich in den felsigen Höhen



Altes Parkbild

man noch nicht so verwöhnt, wie wir Heutigen es sind, und nicht so anspruchsvoll, und der für die Damen des Hofes unermüdlich auf neue Freuden und Überraschungen sinnende Goethe hatte ein dankbares Publikum. So ist durch Briefe an auswärtige Freunde die Kunde von einer Illumination auf uns gekommen, die der „Dr. Wolf" an den Ufern der Ilm in Szene setzte, teils zur Entschädigung der Herzogin Amalie, die das „Luisenfest", das zum Weihefest des Weimarischen Parkes geworden, nicht mit erlebt hatte, teils zum Beweis für die Schönheit Rembrandtschen Helldunkels, das zu dem alles symbolisch Empfindenden vielleicht mit ganz besonderen Tönen sprach. Dasselbe ist offenbar auch im „Faust" zur Anwendung gekommen, denn

„Wie? — dort hinten in der Zelle
Sitzt noch Einer, dunkel-helle."

Noch immer? Der Ärmste, er hat wohl nicht gedacht, daß das „Versteckspiel" so lange dauern würde. Er hoffte gewiß, den Freunden eine Leuchte zu weisen, wenn er in der „Classischen Walpurgisnacht" sagt:

„Hier zuckt noch manches Feuer
Das Thal hinab, und flammt um's Abentheuer . . ."

Gedachte der Greis, als er diese Verse schrieb, nochmal jenes wundervollen Sommerabends, von dem Wieland so begeistert berichtet? „Als wir," so plaudert er am 27. August 1778 mit Merck, „die kleine Treppe der Einsiedelei herabstiegen und zwischen Felsenstücken und Buschwerken längs der Ilm gegen die Brücke, die diesen Platz mit einer Ecke des Sterns verbindet, hingingen, zerfiel die ganze Vision nach und nach in eine Menge kleiner Rembrandtscher Nachtstücke, die man ewig hätte vor sich sehen mögen u. s. w." Oder flammten in des Dichters Erinnerung noch einmal die Feuer auf, die er, als er noch in seinem bescheidenen Gartenhäuschen wohnte, oft nächtlicher Weile still für sich in den felsigen Höhen



Altes Parkbild

über der Ilm entzündete? Werden wir je erfahren, was ihn dazu trieb? Die „Feuer“ im „Faust“ aber werden von Goethe ganz besonders betont, denn er sagt von ihnen:

„Jeder möge durch die Feuer
Versuchen sich sein eigen Abentheuer —“

und da die Art, wie die drei Luftfahrer es bestehen, keinerlei Aufklärung bietet, so glaubte ich hier eine Aufforderung an den Leser zu erblicken, selber zum Fausträtsel Stellung zu nehmen.

„Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen,
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.
Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen;
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.“

So hat es mich denn gelockt, dieses „Abenteuer“ zu „versuchen“ und die Feuerprobe zu bestehen. „Den Flämmchen auf der Spur“, kam ich auch zu Euphorion, der neckisch solche spendet, „erwartend, wo es zünden kann.“ Zur Menge sagt er dazu:

„Die größten Gaben meiner Hand
Seht! hab' ich rings umher gesandt.
Auf dem und jenem Kopfe glüht
Ein Flämmchen das ich angesprüht,
Von einem zu dem andern hüpft's,
An diesem hält sich's, dem entschlüpft's,
Gar selten aber flammt's empor,
Und leuchtet rasch in kurzem Flor;
Doch vielen, eh' man's noch erkannt,
Verlischt es, traurig ausgebrannt.“

Diese „Flämmchen“ und „Feuerchen“ haben in der Tat die Mission, Nacht und Dunkel zu erhellen, womit das Mysterium „Faust“ sich noch immer umhüllt. „Sie wissen, wie simbolisch mein Leben ist.“ Ja, Charlotte von Stein, des Dichters Herzensbeichtigerin, sie wußte es, und darum ver-

stand sie ihn, und auch wir werden es lernen müssen, sein Leben symbolisch zu nehmen. Ich kann nur sagen, daß Einem wunderbare Lichter aufgehen, wenn man des Meisters Auffassung gewonnen hat. Ich erinnere z. B. daran, daß Goethe einst die Weimarer Gesellschaft zu einer wohlbesetzten Tafel lud, deren reiche, prächtige Schüsseln sich, als man zugreifen wollte, als — Atrappen erwiesen. Sie wird noch heute im Schlosse zu Tiefurt gezeigt. Man denke sich den Schreck; doch die Verstimmung wich sogleich, als man unter der harten Schale die feinsten Leckerbissen entdeckte, gewürzt mit launigen Versen. Der Abend endete in größter Heiterkeit und bildete noch lange den Gesprächsstoff in der für Humor so empfänglichen Gesellschaft. Und da Goethe wußte, daß „Frau Historia" ihre Erlebnisse „treulich ins Protokoll" schrieb, so hoffte er auch, daß die Nachwelt diesen „ernsten Scherz" verstehen würde. Denn es heißt in den „Zahmen Xenien":

„Harte Bissen gibt es zu kauen,
Wir müssen erwürgen oder sie verdauen" —
und „Sie kauen längst an dem schlechten Bissen,
Wir spaßen, die wir's besser wissen."

So sagt auch der Herold im „Faust" zu der „schreienden Menge":

„Ihr Täppischen! ein artiger Schein
Soll gleich die plumpe Wahrheit sein.
Was soll euch Wahrheit? — Dumpfen Wahn
Packt ihr an allen Zipfeln an. —"

Die Wahrheit ist nicht für die große Menge; von den echten Weisheitsfreunden aber erwartet Goethe, daß sie die harte Schale durchdringen, um den Kern zu gewinnen. Seinem „Faust" stand dasselbe Schicksal bevor, wie es schon seine „Poemata" an der Ilm erfuhren. Als er daher die Illumination veranstaltete, wird er auch diese symbolisch erlebt



Eingang zum Stollen

stand sie ihn, und auch wir werden es lernen müssen, sein Leben symbolisch zu nehmen. Ich kann nur sagen, daß Einem wunderbare Lichter aufgehen, wenn man des Meisters Auffassung gewonnen hat. Ich erinnere z. B. daran, daß Goethe einst die Weimarer Gesellschaft zu einer wohlbesetzten Tafel lud, deren reiche, prächtige Schüsseln sich, als man zugreifen wollte, als — Atrappen erwiesen. Sie wird noch heute im Schlosse zu Tiefurt gezeigt. Man denke sich den Schreck; doch die Verstimmung wich sogleich, als man unter der harten Schale die feinsten Leckerbissen entdeckte, gewürzt mit launigen Versen. Der Abend endete in größter Heiterkeit und bildete noch lange den Gesprächsstoff in der für Humor so empfänglichen Gesellschaft. Und da Goethe wußte, daß „Frau Historia" ihre Erlebnisse „treulich ins Protokoll" schrieb, so hoffte er auch, daß die Nachwelt diesen „ernsten Scherz" verstehen würde. Denn es heißt in den „Zahmen Xenien":

„Harte Bissen gibt es zu kauen,
Wir müssen erwürgen oder sie verdauen" —
und „Sie kauen längst an dem schlechten Bissen,
Wir spaßen, die wir's besser wissen."

So sagt auch der Herold im „Faust" zu der „schreienden Menge":

„Ihr Täppischen! ein artiger Schein
Soll gleich die plumpe Wahrheit sein.
Was soll euch Wahrheit? — Dumpfen Wahn
Packt ihr an allen Zipfeln an. —"

Die Wahrheit ist nicht für die große Menge; von den echten Weisheitsfreunden aber erwartet Goethe, daß sie die harte Schale durchdringen, um den Kern zu gewinnen. Seinem „Faust" stand dasselbe Schicksal bevor, wie es schon seine „Poemata" an der Ilm erfuhren. Als er daher die Illumination veranstaltete, wird er auch diese symbolisch erlebt



Eingang zum Stollen

haben, und wir können ihm leicht nachfühlen, was in seiner Seele vorging. Es heißt aber im „Faust“:

„Hier zuckt noch manches Feuer
Das Thal hinab und flammt um's Abentheuer.“

Und in der Tat, es ist so, man muß es nur erleben. Die „Wachfeuer“ der „Classischen Walpurgisnacht“, sie brennen noch immer, und da sie uns den „dunkeln Gang“ im Ilmtal beleuchteten, sollten sie nicht auch den „dunkeln Gang“ im „Faust“ erhellen? Goethe schrieb von seinem Werk an Schiller: „Ich werde sorgen, daß die Theile anmuthig und unterhaltend sind und etwas denken lassen.“ So will es mir scheinen, als ob bei richtiger Beleuchtung auch der „Faust“ in eine Reihe kleiner, feiner Rembrandtscher Nachtstücke zerfiele, denn —

„Fände sich ein Niederländer hier,
Er nähme wahrlich gleich Quartier,
Und was er sieht, und was er mahlt,
Wird hundert Jahre nachgezahlt.“

Die Enthüllung seiner „Schöpfung“ an den Ufern der Ilm allein ist aber doch kaum so hohen, dauernden Lohnes wert. Wenn Mephisto, zu dem „Abentheuer“ sich anschickend, sagt:

„Am Ende hängen wir doch ab
Von Creaturen, die wir machten —“

so wendet er sich dabei besonders „Ad Spectatores“. Wozu diese szenarische Bemerkung? Sie galt den Zeitgenossen, die bei der Schöpfung im Ilmtal gegenwärtig gewesen. Aber trotz dieses großen Vorzugs waren sie keine „Glücklichen“, denn

„Niemand kann ich glücklich preisen,
Der des Doppelblicks ermangelt.“

Eine „Creatur“ ist doch eine „Schöpfung“, und in dem Weimarer Park steht uns allerdings eine für alle sichtbare „Schöpfung“ Goethes gegenüber. Mit unendlicher Liebe angelegt, wie alles, was aus des Meisters Händen hervor-

ging, wurde sie aber ebenso verkannt, wie sein dichterisches Lebenswerk. Denn daß der Park dem Wanderer etwas künden sollte, geht aus folgenden, im Jahre 1782 entstandenen Hexametern hervor, welche ursprünglich, wie die noch jetzt beim „Römischen Hause" befindlichen, als Überschrift gedacht waren:

Der Park

„Welch ein himmlischer Garten entspringt aus Öd' und aus Wüste,
Wird und lebet und glänzt herrlich im Lichte vor mir!
Wohl den Schöpfer ahmet ihr nach, ihr Götter der Erde.
Fels und See und Gebüsch, Vögel und Fisch und Gewild!
Nur daß euere Stätte sich ganz zum Eden vollende,
Fehlet ein Glücklicher hier, fehlt euch am Sabbath die Ruh."

Freilich, wer die wunderbare kleine Welt im Ilmtal nur nach Fremdenart durchhastet, der spürt nichts von dem Geist, der sie geschaffen, der sieht nicht den zarten „Silberflor", hinter dem des Schöpfers Idee sich birgt. Auch die Natur offenbart ihre Geheimnisse nur in der Stille. Sollte aber auf diesem einmal beschrittenen Wege das Verständnis des „Faust" wirklich „abhängen" von der Enthüllung der Idee, die den Park ins Leben rief?

„Am Ende hängen wir doch ab
Von Creaturen, die wir machten."

Zwei Wege deutet der Meister öfter an:

„Steile Höhen besucht die ernste forschende Weisheit,
Sanft gebahnteren Pfad findet die Liebe im Thal."

Da wir nun einmal nicht mit Wagner „zu Hause" blieben, „alte Pergamente zu entfalten", sondern den Weg der Erfahrung vorzogen, so scheint in diesem Falle das Verständnis Fausts, des „Hexenmeisters", tatsächlich vermittelt zu werden durch Zwiesprache mit dem Genius des Weimarer Parkes.

„Am Ende hängen wir doch ab
Von Creaturen, die wir machten."

Warum aber müssen wir so Großes gerade aus Mephistos Munde vernehmen? Da er hier wie auch sonst sich erlaubt, im Pluralis majestaticus zu sprechen, so scheint er seinem Herrn näher zu stehen, als wir meinen, und also auch dem Dichter, der von ihm sagt:

„Mephisto scheint ganz nah zu sein,
Es däucht mir fast, er spricht mit ein,
Doch blickt er über die Binde her,
Als ob er ein doppelter Teufel wär'."

Über einer Doppelrolle haben wir ihn schon ertappt, er trägt demnach aber obendrein eine „Binde". Spielt er etwa auch „Versteckens?" Wenn gerade Gretchen, „ein arm unwissend Ding", hier tiefer blickt, „verborgnen Sinn" hinter dem „Mäskchen" ahnend, so daß Mephisto von ihr sagt:

„Sie fühlt, daß ich ganz sicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin" —

so ist es ihr Gefühl, das sie leitet und warnt.

Der Leser, der im Weimarer Park nicht heimisch ist, wird es gar nicht gemerkt haben, daß er bei meiner Führung Ursache hatte, mit Mephisto auszurufen:

„Da muß ich mich durch steile Felsentreppen,
Durch alter Eichen starre Wurzeln schleppen."

Der Hauptreiz dieser unvergleichlichen Schöpfung liegt allerdings darin, daß es auf und nieder geht, daß liebliche Ufer wechseln mit düster ragenden Felsenwänden. Schon Wieland, einer der größten Bewunderer der „Poemata", die Goethe „diesseits und jenseits der Ilm" geschaffen, erging sich gern in dieser „anmuthig wilden, einsiedlerischen und doch nicht abgeschiedenen Art von Felsen- und Grottenwelt". Dem Sänger des „Oberon" mußte freilich die schöne Corona

Schröter, die er hier einmal traf, „in der unendlichen attischen Eleganz ihrer Gestalt und einem höchst reizvollen Anzug wie die Nymphe dieser anmuthigen Gegend“ erscheinen. Eine groteske Felsentreppe führt beim Römischen Haus in die Tiefe; eine andere, mit phantastischem, torförmigen Abschluß, bringt den Wanderer zur Felsenquelle, dem sogenannten Gesundbrunnen, der damals viel üppiger sprudelte und von zierlichem Buschwerk eingefaßt war. Dort hatte wohl Corona, als Wieland ihr begegnete, dem Herzog und Goethe mit Gesang und Lautenspiel eine unvergeßliche Stunde bereitet. Doch das rauschende Brünnlein, das auch in dem schon einmal herangezogenen gräflichen Reisetagebuch erwähnt wird, ist nahezu versiegt, und von der Stimmung, die vor hundert Jahren hier herrschte, ist wenig verblieben. Indes der Zauber einer „heiligen Mondnacht“ ruft auch heute noch wundersame Gebilde zum Leben, und ein „wachender Träumer“ kann dort noch immer „die Reihen der Nymphen“ belauschen. Eine dicht neben dem Felsentor sich auftuende Höhle wird heute nicht mehr beachtet und besucht; doch da die Annalen berichten, daß sie Raum für achtzehn bis zwanzig Menschen gewährte, den Eintretenden „an die Zeiten des Urmenschen gemahnend“, so mag die erfinderische und bei aller Genialität so bescheidene Gesellschaft des Weimarischen Musenhofes vielleicht auch hier einmal ein Fest oder eine Mummerei in Szene gesetzt haben. Wenn wir uns nicht scheuen, Mephisto auch dahinein zu folgen, um „bei schwachem Licht“ „dreifach hingekauert“ das häßliche Ungetüm der Phorkyaden zu suchen, so gehen wir wahrscheinlich denselben Weg, den Goethes Phantasie gegangen, als er diese Szene schuf.

„So steckt Musik in Flut und Stein,
In Feuer, Luft und allen Dingen;
Aber willst du vernehmen das Klingen,
Mußt du eben ein Dichter sein.“ Geibel.



Felsentreppe

Schröter, die er hier einmal traf, „in der unendlichen attischen Eleganz ihrer Gestalt und einem höchst reizvollen Anzug wie die Nymphe dieser anmuthigen Gegend“ erscheinen. Eine groteske Felsentreppe führt beim Römischen Haus in die Tiefe; eine andere, mit phantastischem, torförmigen Abschluß, bringt den Wanderer zur Felsenquelle, dem sogenannten Gesundbrunnen, der damals viel üppiger sprudelte und von zierlichem Buschwerk eingefaßt war. Dort hatte wohl Corona, als Wieland ihr begegnete, dem Herzog und Goethe mit Gesang und Lautenspiel eine unvergeßliche Stunde bereitet. Doch das rauschende Brünnlein, das auch in dem schon einmal herangezogenen gräflichen Reisetagebuch erwähnt wird, ist nahezu versiegt, und von der Stimmung, die vor hundert Jahren hier herrschte, ist wenig verblieben. Indes der Zauber einer „heiligen Mondnacht“ ruft auch heute noch wundersame Gebilde zum Leben, und ein „wachender Träumer“ kann dort noch immer „die Reihen der Nymphen“ belauschen. Eine dicht neben dem Felsentor sich auftuende Höhle wird heute nicht mehr beachtet und besucht; doch da die Annalen berichten, daß sie Raum für achtzehn bis zwanzig Menschen gewährte, den Eintretenden „an die Zeiten des Urmenschen gemahnend“, so mag die erfinderische und bei aller Genialität so bescheidene Gesellschaft des Weimarischen Musenhofes vielleicht auch hier einmal ein Fest oder eine Mummerei in Szene gesetzt haben. Wenn wir uns nicht scheuen, Mephisto auch dahinein zu folgen, um „bei schwachem Licht“ „dreifach hingekauert“ das häßliche Ungetüm der Phorkyaden zu suchen, so gehen wir wahrscheinlich denselben Weg, den Goethes Phantasie gegangen, als er diese Szene schuf.

„So steckt Musik in Flut und Stein,
In Feuer, Luft und allen Dingen;
Aber willst du vernehmen das Klingen,
Mußt du eben ein Dichter sein.“ Geibel.



Felsentreppe

Wenn aus Goethes letzten Briefen hervorging, daß er für seine Freunde im „Faust“ eine besondere Überraschung bereitet, so können wir uns nun vorstellen, wie gern sein Geist bei der Entdeckung derselben geweilt. Und wahrlich, die Zeitgenossen hätten es leicht gehabt, das reizende Stückchen Weimarischer Kulturgeschichte, das er so überaus fein und zart mit dem Schleier der hellenischen Welt verhüllte, zu erkennen. Dieser erste Schritt hätte sie dann weiter geführt zum Verständnis des ganzen Gemäldes, aus dem dies nur ein kleiner Ausschnitt ist:

„Ist erst eine dunkle Kammer gemacht
Und finstrer als eine ägyptische Nacht,
Durch ein gar winzig Löchlein bringe
Den feinsten Sonnenstrahl herein,
Daß er dann durch das Prisma dringe:
Alsbald wird er gebrochen sein.
Aufgedröselt bei meiner Ehr'
Siehst ihn, als ob's ein Stricklein wär',
Siebenfarbig statt weiß, oval statt rund.
Glaube hierbei des Lehrers Mund:
Was sich hier auseinanderreckt,
Das hat alles in Einem gesteckt.
Und dir, wie manchem seit hundert Jahr,
Wächst darüber kein graues Haar.“

Denn was ich auf den vorliegenden Blättern gebracht, ist nur ein Bruchteil eines großen einheitlichen Gedankens, ist nur ein Stück Erfahrung, das aber die Idee ahnen läßt.

Schon vor Jahren verkündete ein bedeutender Philologe, daß in der „Classischen Walpurgisnacht“ unter anderem die deutsche „Renaissance“ geschildert wird, jene Zeit, in der „die Griechenwelt nochmal als eine historische Fata Morgana in wunderbarem Glanze höchster Vollkommenheit vor dem deutschen Geiste“ aufstieg. Müssen nicht dem Hintergrunde auch die

Gestalten und Geschehnisse entsprechen? „Jetzt eben," sagt Homunculus, „ist classische Walpurgisnacht"; der Meister hätte kein schöneres Bild wählen können. Er hat die „verrufene Nacht" nicht nur geschaffen, er hat sie „erlebt". Die „Pharsalischen Felder" wollen also geistig aufgefaßt sein, und unter dem Namen Magnus und Pompejus bergen sich Völker im Wettlauf nach dem gleichen Ziel.

„Hier träumte Magnus früher Größe Blüthentag,
Dem schwanken Zünglein lauschend wachte Cäsar dort!
Das wird sich messen. Weiß die Welt doch, wem's gelang."

England und Frankreich sind gemeint, die um den Kranz rangen, aber von Deutschland überboten wurden, indem unsere Geisteshelden das von jenen Begonnene vollendeten. Beide Walpurgisnächte im „Faust" behandeln, wie schon ihr Name andeutet, den „Wahn", denn auch auf dem „Blocksberg" „leuchtet Gluth durch Dunst und Flor". Wer aber mit dem „Doppelblick" des „Glücklichen" sich in die „Classische Walpurgisnacht" vertieft, der erlebt an der Hand des Meisters ein Fest des „holden Wahns", nämlich die glorreiche Periode der deutschen Renaissance, die den Glauben an Menschenkraft und -würde wiederbrachte. Denn mit dem Aufschwung aller Geisteswissenschaften kehrte auch das Ideal einer ästhetisch-ethischen Kultur zurück, und es enthüllte sich „das Wunder des griechischen Lebens". Der unwiderstehliche Zauber der Griechen in der kurzen Blüte ihres Jugendzeitalters beruht aber nicht nur auf ihren künstlerischen Schöpfungen, sondern vielmehr auf ihrer hohen menschlichen, sittlichen Größe, auf jener geheimnisvollen Synthese von Gesetz und Liebe, wie sie in „Meteorenschöne" hier zum erstenmal in der Geschichte auftritt. Darum konnten unsere großen Geister sich nie genug tun darin, immer wieder auf diese klassische Epoche zu verweisen. Was wie eine heilige Flamme in ihrem Innern glühte, was sie zu ihren herrlichsten Schöpfungen begeisterte,

was sie zusammenführte zu gemeinsamer Arbeit am Tempelbau der Menschheit, es war das Humanitätsideal der Griechen, das Ideal der reinen Menschlichkeit. Das zauberhafte Mondenlicht dieses Ideals leuchtet auch über der „Classischen Walpurgisnacht". Wenn Homunculus sich am Schluß ins Ägäische Meer stürzt, um zu „werden", so macht er seines Meisters Worte wahr: „Jeder sei auf seine Art ein Grieche, aber er sei's!" Und wenn der „Kleingeselle "auszieht, um in der „Classischen Walpurgisnacht" das „Tüpfchen auf's I" zu entdecken, so kann das wunderbare „Abentheuer" nur zum „Hauptgeschäft" führen.

Damit lassen aber die hellenischen Gestalten auch sogleich die Larve fallen, und ein in jener glorreichen Periode Heimischer wird sich alsbald „an trauter Stelle" finden, unter lauter lieben, alten Bekannten. So verbergen sich z. B. im „edlen Argonautenkreise" die feinsten Geister der klassischen Zeit, nämlich Wieland, Schiller, Herder, die beiden Schlegel und die Brüder Humboldt. Doch auch Lessing und Winckelmann, Voß, Creuzer, Heyne und Wolf, der Verfasser der Prolegomena ad Homerum, der seine Darstellung der Altertumswissenschaft Goethe widmete, und alle unsere großen Philosophen, wie Kant, Hegel, Fichte und Schelling, haben ihren Platz gefunden in diesem Pantheon, in dem neben der neuhumanistischen Idealisierung des Griechentums manches zum Ausdruck kommt, was den Weisen von Weimar bewegte. Es kann also der Kabirenstreit und der Streit der Neptunisten und Vulkanisten, dessen Erwähnung an dieser Stelle so manchen Philologen kränkt, hier künftig seinen Platz behaupten.

Mit Bezug auf die „Classische Walpurgisnacht" sagte Goethe am 21. März 1830 zu Eckermann: „Was darin von Piquen vorkommt, habe ich so von den besonderen Gegenständen abgelöst und ins Allgemeine gespielt, daß es zwar dem Leser

nicht an Beziehungen fehlen, aber niemand wissen wird, worauf es eigentlich gemeint ist. Ich habe jedoch gestrebt, daß alles, im antiken Sinne, in bestimmten Umrissen dastehe, und daß nichts Vages, Ungewisses vorkomme, welches dem romantischen Verfahren gemäß sein mag."

„So auch," sagte er ein andermal, „werden Sie finden, daß schon immer in diesen früheren Acten das Classische und Romantische anklingt und zur Sprache gebracht wird, damit es, wie auf einem steigenden Terrain, zur ‚Helena' hinaufgehe, wo beide Dichtungsformen entschieden hervortreten und eine Art von Ausgleichung finden." Damit ist aber nur ein Teil des „großen Zwecks" angedeutet, denn

„Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane;
Still lenke sie zum Ozeane
Der großen Harmonie." Schiller.

So hoffte der Meister, indem er die Entstehung des Weimarer Parkes als Überraschung für seine Freunde in den „Faust" verwob, daß sie fühlend des Weges Spur verfolgen und mit „holdem Irren" eben der „Classischen Walpurgisnacht" alsbald zum leuchtenden „Ziel" gelangen würden, das er so liebevoll „gesteckt". Denn mahnend, in unzähligen Variationen, rief er dem Künstler zu:

„Daß dein Leben Gestalt, dein Gedanke Leben gewinne,
Laß die belebende Kraft stets auch die bildende sein."

Ein Stückchen Zeitgeschichte enthüllte sich ja auch in „Oberon und Titania's Goldener Hochzeit"; auch versäumte der Dichter nicht, durch feine Winke das Lokalkolorit anzudeuten. Es heißt zu Beginn derselben:

„Heute ruhen wir einmal
Miedings wackre Söhne.
Alter Berg und feuchtes Thal,
Das ist die ganze Scene!"

Über dem allen aber waltet dieselbe tiefer liegende, uns noch verborgene Idee, die auch über der Schöpfung des Parkes schwebt.

„Wer den Dichter will verstehen,
„Muß in Dichters Lande gehen."

Da es Goethe „von jeher Spaß gemacht hat, Versteckens zu spielen", so gelten alle seine Winke und Weissagungen dem Einen, der ihn finden würde, dem Einen, der „dieselben Pfade wandernd schleicht", und dem er zuruft: „Sei ihm des Zieles holder Wunsch erreicht!" Darum

„Gab die liebende Natur,
Gab der Geist euch Flügel,
Folget meiner leichten Spur,
Auf zum Rosenhügel!"

Diesem freundlichen Wegweiser wollen wir folgen; Weimarkundige wissen, wohin er deutet.

Landschaft

„Das alles sieht so lustig aus,
So wohl gewaschen das Bauerhaus,
So morgenthaulich Gras und Baum,
So herrlich blau der Berge Saum!
Seht nur das Wölkchen, wie es spielt
Und sich im reinen Aether kühlt!
Fände sich ein Niederländer hier,
Er nähme wahrlich gleich Quartier,
Und was er sieht und was er mahlt,
Wird hundert Jahre nachgezahlt.
Wie kommt dir denn das alles vor?
Es glänzt, als wie durch Silberflor,
Durchscheinend ist's, es steht ein Licht
Dahinter, lieblichstes Gesicht.
Durch solcher holden Lampe Schein
Wird alles klar und überrein,
Was sonst ein garstig Ungefähr,
Tagtäglich, ein Gemeines wär' —
Fehlt's dir an Geist und Kunst-Gebühr,
Die Liebe weiß schon Rath dafür."

Der „Ewige Tempel"

„Was belohnet den Meister? Der zart antwortende Nachklang,
Und der reine Reflex aus der begegnenden Brust."



Goethes Gartenhaus



Goethes Gartenhaus

„Ein tiefer Blick in die Natur —
Hier ist ein Wunder, glaubet nur!“

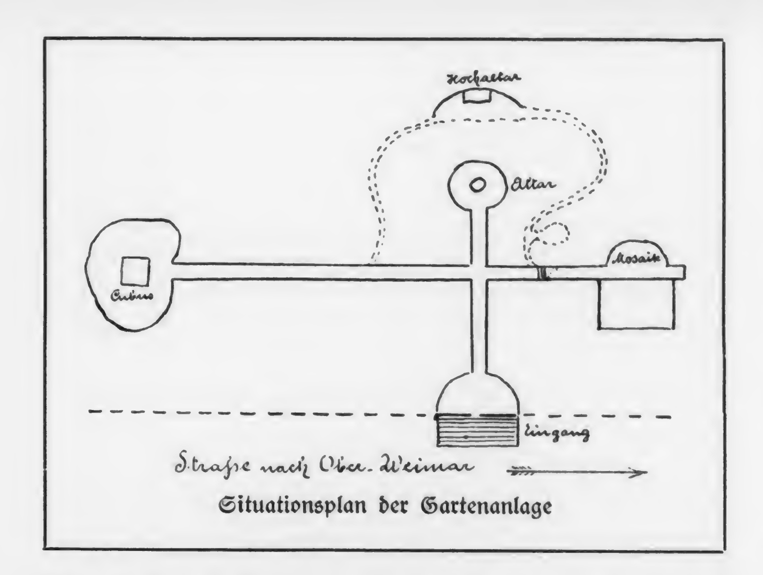
Ein stiller Garten liegt verträumt hinter grünen Hecken in dem reizenden Wiesental der Ilm. Den Wanderer, der mit Ehrfurcht sich der verschlossenen Pforte nähert, umfängt Sonntagsstimmung. Wenn er über die Schwelle schreitet, so ist es, als ob unsichtbare Hände ihm einen duftigen Schleier überwerfen: die Gegenwart versinkt, der Alltag mit seinen nüchternen Stimmen wagt sich nicht über die heilige Richte. Gute Geister halten die Wacht bei Goethes liebem alten Garten am Stern. Mit leisen Schritten, wie zaghaft vor dem eignen Wiederhall, betritt der Fuß den Kies, denn verwundert wie Märchenaugen blicken die kleinen, blanken Fenster des grauen Häuschens den Fremdling an. Liebevolles Grün umrankt es bis zum Dach hinauf. Aus dunklem Gebüsch leuchten weiße Bänke und zierliche Tische und laden zu stillem Träumen. Welch wunderseltsames Weben im Schatten der altehrwürdigen Bäume! Ernst rauschen ihre Wipfel und neigen sich flüsternd hernieder zu den altersgrauen Steinen, den stummen und doch so beredten Zeugen einer entschwundenen Zeit. Wie goldne Funken spielen die Sonnenstrahlen in dem dichten Blattwerk, sonst aber liegt es wie Dornröschenschlaf über den stillen Wegen, über den blumenübersäten Hängen, die zu Zeiten wie die Almwiesen leuchten in bunter Pracht. Nur die Vögel singen noch immer wie einst, da der Größte der Großen sinnend hier verweilte und Erquickung fand in des Ilmtals Sabbathstille. Hier muß man Zwiesprache halten mit den Geistern der Vergangenheit, die heimlich versteckt überall lauschen, um mit Segenshänden dem Wandrer zu nahen, der sich vor ihnen beugt. Reich beschenkt zieht er von dannen, und fortan klingt durch sein Leben ein

Ton ewiger Sehnsucht, gleich den Glocken einer versunkenen Stadt.

Diesem wunderbaren Zauber war auch ich verfallen und hatte schon mehr als eine Wallfahrt unternommen zu dieser „Stätte des Friedens", glaubte mit ihren lauschigen Ruheplätzen und sinnigen Denksteinen ganz vertraut zu sein, als die „heilige Frühe" eines wundervollen Sommermorgens mir etwas Ungeahntes bescherte. Auf eigne Hand war ich den Stufen gefolgt, die zu der Flügelpforte führen, vor der ich oft sehnsuchtsvoll gestanden, die sich aber niemals öffnet, obwohl Goethe ihr noch ganz zuletzt liebevoll verschönernd seine Sorge zugewandt. Unter grünem Moos entdeckte ich, aus kleinen Steinen zusammengesetzt, ein seltsames Zeichen, und eine innere Stimme raunte mir zu, daß etwas Geheimnisvolles hier obwalte. Alles, was ich über des Greises Tätigkeit an dieser Stätte erfahren konnte, trug ich nun in freudigem Eifer zusammen, alle Daten über Veränderungen und Neuerungen des Gartens, und habe jetzt eine stattliche Zahl von Zeugen beieinander, die mir bestätigen, daß Goethe in bewußter Absicht hier etwas geschaffen hat, das der Idee eines Tempels, sagen wir zunächst einer altchristlichen Basilika, entspricht. Sein Tagebuch und seine Briefe, diese unerschöpfliche Fundgrube für alles, was in dem reichen Leben sich abgespielt, lieferten mir auch die Bausteine zu diesem so unbemerkt errichteten Heiligtum. Um dem Leser den Eintritt zu ermöglichen, muß ich freilich einmal an der stets verschlossenen Pforte rütteln, die von zwei prächtigen alten Bäumen flankiert wird, und wenn ich es wage, im Geist die Flügeltür, die gastlich einladende, weit zu öffnen, so hat der Dichter selbst mich dazu ermutigt. Denn daß er sie, kurz vor seinem Scheiden, nach Oberbaudirektor Coudrays Zeichnung nochmals würdig erneuern ließ, war nichts anderes als eine sinnige Vorbereitung zum Empfang all derer, die nach seinem

Tode kommen würden, um sich hier von seinem Leben Kunde zu holen.

Über sieben Stufen geht es hinauf, unter dem grünen Blätterdach der ehrwürdigen Linden hindurch. Die Pforte knarrt, der Fuß stockt, denn ein Estrichpflaster wird sichtbar. Umfängt uns der Vorhof einer mittelalterlichen Basilika, ein mosaikgeschmücktes Paradies, in welchem den Büßern zu verharren gestattet war? Noch wenige Schritte aufwärts, und wir stehen im Mittelpunkt des luftigen Domes, in der Vierung. Der große Hauptweg gewährt nach beiden Seiten den Blick in das Querschiff, wir aber wenden uns zunächst geradeaus, dem alten, verwitterten Steintisch zu, der in unserer Phantasie zum Altar wird. Die stattlichen, nach Goethes Aussage von ihm eigenhändig gepflanzten Bäume, die ihn im Halbrund umgeben, muten an wie die Schranken eines Chors, die wir nun umschreiten, um zur Apsis hinaufzusteigen. Von der Pforte her in gerader Linie und der Tradition entsprechend nach Osten liegt über dem Voraltar der Hochaltar, das Allerheiligste, die Grotte mit der Gedenktafel, durch die Bäume wie durch einen grünen Vorhang von dem übrigen geschieden. Der in der Tuffsteinwand befestigten Tischplatte fehlt nicht das Altartuch; es ist angedeutet durch ein um den Rand laufendes Fransenornament, und ergreifend spricht zum Beschauer, ob es gleich der Farben entbehrt, das ernste, schlichte, Altarbild, die darüber befindliche Spruchplatte. Sollte sie wirklich nur Zeuge werden von des Dichters kurzem, seligem Liebesglück, oder schlummert hier, seiner endlichen Lösung harrend, ein Geheimnis? Hinabsteigend gewahren wir vom Mittelpunkt aus nochmals die regelrechte Kreuzform des Tempels, und zwar die im Mittelalter übliche eines lateinischen Kreuzes. Wie man dem Chor gleich die Arme des Querschiffs durch eine halbkreisförmige Apsis abschloß, so erscheinen auch hier die beiden Endpunkte betont.



Situationsplan der Gartenanlage

Nach Norden zu schimmert aus dem Grünen der sogenannte „Altar des guten Glückes“, und der altersgraue, efeuumrankte Stein fügt sich gleichsam als Seitenkapelle dem idealen Bilde ein. Etwas Ähnliches scheint auch am Südende zum Ausdruck kommen zu sollen. Im Jahre 1830 ließ Goethe in der Grotte „hinter der Rosenwand“ seines Gartenhauses ein bedeutendes Mosaikpflaster anlegen, wozu ebenfalls Oberbaudirektor Coudray die Zeichnung machte. So fügen sich die durch äußeren Schmuck betonten Punkte des Gartens zu einem harmonischen Ganzen zusammen. Die vier äußersten sind gewissermaßen die Grundpfeiler des Tempels, die Endpunkte des Kreuzes, in dessen Mitte der Altar steht. Daß der Greis seinem lieben, alten Garten, von dem er sich sagen durfte, daß er auch der Nachwelt heilig sein würde, eine solche Gestalt gab, erscheint geradezu rührend und sieht wie ein beabsichtigtes Vermächtnis aus.

Ich möchte daher an dieser Stelle nochmals an den schon

erwähnten Brief Goethes an Boisserée vom 24. November 1831 erinnern, in dem von einer „Landstadt in Thüringen“ die Rede ist, von einem „Denkmal, gar artig gedacht und gelungen“, „dem antiken Geschmack sich nähernd“, zu Ehren eines Mannes, der „schon fünfzig Jahre gestorben“, dem es „nicht um Ruhm, sondern nur um ein heitres Andenken zu thun war“. Schon Freund Boisserée nannte die Geschichte eine Parabel; wir aber lesen nun mehr zwischen den Zeilen als nur eine Beziehung zum „Faust“. Wenn Goethe in religiöser Begeisterung im Ilmtal einen Naturtempel schuf, um darin in seiner Weise das Ewige zu verehren, und ihm eine Grundform gab, die „mit Jahrhunderten sich dem Blick empfohlen“, so stehen wir wieder vor demselben Geist, der auch im Park das Alte mit verwob, der sich bekennt zu ehrwürdiger Überlieferung und darauf weiter baut.

„Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden;
Das alte Wahre, fass' es an!“

Zugleich muß aber in dem Heiligtum des Meisters symbolisch seine eigene Religion zum Ausdruck kommen, respektive derjenige Kult, in dem sein von göttlicher Begeisterung überströmendes Herz und seine nach Harmonie und Schönheit dürstende Seele Befriedigung gefunden.

Goethe war schon früh erfüllt von einem glühenden Verlangen nach seelischer, sittlicher Lebensgemeinschaft. Kaum dem Knabenalter entwachsen, bat er um Aufnahme in die „Arkadische Gesellschaft“; in Straßburg finden wir ihn dann als Mitglied einer Sozietät, in der er auch Herder kennen lernte, so daß er, als er sich in Weimar der Freimaurerloge anschloß, dieser innerlich schon längst nahegestanden hatte. Wie hätte er auch fernbleiben können den „Sammelstätten, wo die edelsten Männer des Volkes am Bau des Menschheitstempels arbeiteten?“ Nach Dr. Hugo Wernekke, „Goethe und

die Königliche Kunst", war es im Jahre 1780, daß Goethe in die Loge „Amalia" zu Weimar aufgenommen wurde, und zwar fand seine feierliche Einführung am 23. Juni statt. Ein Jahr darauf wurde er in den zweiten, in den Gesellengrad, befördert, und zusammen mit seinem hohen Freund Karl August erhielt er am 2. März 1782 die Weihe des dritten Grades. Ihr Wunsch, „nunmehr ausgelernte, vollständige Meister der „Königl. Kunst" zu werden, das heißt Aufschluß zu erhalten über das, was ihnen „noch immer dunkel und verhüllt vor Augen schwebte", wurde am Ende des Jahres erfüllt.

Während seines ganzen, von Licht und Liebe getragenen Lebens ist Goethe der Sache der Freimaurerei ergeben geblieben; niemand aber ahnte bisher, daß die Bäume und Steine seines alten Gartens davon einmal ein ebenso beredtes Zeugnis ablegen würden, wie seine Werke, in denen die hohen Ideen überall durchschimmern. Schon am 4. März 1780 notierte der rüstig Tätige in sein Tagebuch: „Die Veränderung, die ich nach und nach darin (in seinem Garten) gemacht habe, ließen mich über die Veränderung meiner Sinnesart nachdenken. Es ward mir viel lebendig." Dies zum Beweis, daß dem Dichter von Anfang an sein Wirken und Schaffen im Garten zum Spiegel innerer Erlebnisse wurde. „Sie wissen," schrieb er an Frau von Stein, „wie simbolisch mein Leben ist." Goethe pflegte die einzelnen Stationen auf dem Wege zum Licht gern mit dem „Abstreifen einer Schlangenhaut" zu vergleichen, denn der Aufstieg zu den Höhen der Weisheit geht immer stufenweise. Stufen und Grade, die es schon in den Schulen der Alten gab, sowie bei den ersten Christen, in allen Brüdergemeinden, in den Kultgesellschaften des Humanismus, kennt daher auch der Freimaurer. Scheint es nicht, als ob in dem terrassenförmigen Ansteigen des stillen Dichtergartens im Ilmtal, der,

am Abhange des Rosenberges gelegen, daher zu seinen Plänen wie geschaffen war, diese Idee zum Ausdruck gekommen ist?

„Jetzt zu der Alpe grüngesenkten Wiesen
Wird neuer Glanz und Deutlichkeit gespendet,
Und stufenweis herab ist es gelungen."

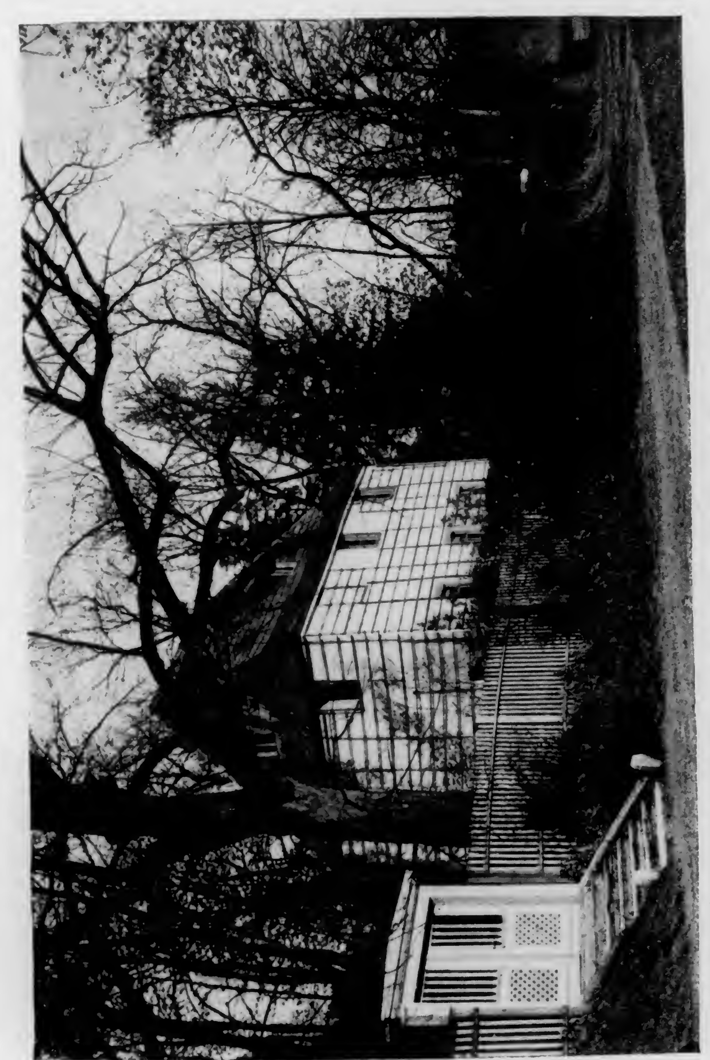
Solcher Naturtempel sind in jener seltsamen, noch immer nicht ganz erfaßten Zeit mehrere entstanden, einer z. B. in einem Schloßgarten in der Nähe von Frankfurt a. M.

Indem Goethe seinem Tempelbau die Form der altchristlichen Basilika zugrunde legte, folgte er gewiß der Ansicht Herders, der in seinem erst jetzt veröffentlichten „Gespräch für Freimaurer", „Basilika" überschrieben, die Loge ihrer Form nach aus den ältesten christlichen Kirchen herschreibt. In der Vorrede des Buches von Dr. Otto Neumann „Das Freimaurertum, seine Geschichte und sein Wesen" heißt es: „Es gehört zur allgemeinen Bildung, über das Freimaurertum, über welches noch so viele Sagen und Märchen im Schwange sind, unterrichtet zu sein." So wird es nicht mißdeutet werden, wenn auch ich mich darüber zu orientieren versuchte, um, auf Selbsthilfe angewiesen, eine Schöpfung Goethes, die sich solange verhüllt, zu erkennen. Wieviel ich als Autodidakt von dem Wesen der „Königl. Kunst" richtig erfaßte, vermag ich nicht abzuschätzen. Jedenfalls haben die Studien, zu denen ich ein bedeutendes Material in der Hamburger Stadtbibliothek vorfand, und wozu mir die Hefte der Comenius-Gesellschaft wertvolle Beiträge lieferten, mir einen außerordentlichen, ungeahnten Genuß bereitet, und ich habe die Wahrheit des Ausspruchs erfahren: „Die Geschichte der Freimaurerei ist die Geschichte der Menschheit in ihrer Entwicklung zum Vollkommenen." Wieviel aber geht denen verloren, die diese Geschichte nicht kennen, und warum lassen sie die Historiker ganz unberücksichtigt? Gewiß würde mancher, der sich vergebens müht, die Rätsel des Lebens zu lösen, an

die Pforte des Heiligtums der Freimaurer klopfen, wenn er wüßte, was sich dort verbirgt, daß die „Königl. Kunst“ die Kunst aller Künste ist, für die weder Staat noch Kirche sorgen, die allein den Menschen moralisch vollendet, die Lebenskunst. Wie in jedem Kunstwerk die widerstrebenden Kräfte zu einer harmonischen Einheit gebändigt werden, so wird das Leben nur gemeistert durch die Lebenskunst, durch die Kunst der Selbstbeherrschung in der Freiheit, auf der „das griechische Wunder“ beruhte. Verdient aber ein Bund, der sich das höchste Ziel gesteckt, nicht die allergrößte Ehrfurcht?

Ich möchte für Uneingeweihte noch einmal betonen, daß die „Maurer“, mit Kelle und Schurz hantierend, eine Gesellschaft geistiger Bauleute sind, die am Bau des Menschheitstempels arbeiten, als an dem „höchstgedachten idealen Verhältnis der Sterblichen unter sich selbst“. Dieser Gedanke ist es, der ihre dem Laien unverständlichen Bilder und Symbole lebendig und wirksam macht. „In den Symbolen liegt ein tiefer Sinn, und kluge Leute sind es gewesen, die einst den Bau zimmerten. Doch dem denkenden Menschen bietet die Freimaurerei Kern, nicht Schale. Das einzig wahre Geheimnis,“ so heißt es in dem schon erwähnten Buche, „liegt in dem Zauber, den das Ganze der ‚Königlichen Kunst‘ auf das Gemüt jedes wahrhaft ideal fühlenden Menschen ausübt. Wer dieses innere Geheimnis, das erlebt werden muß, erfaßt hat, der kann selbst dann von ihm nicht los, wenn des Logentums äußere Bande sich gelöst haben sollten; im Herzen bleibt doch Freimaurer, wer jemals des stillen Heiligtums geweihte Schwelle betrat.“

Wie ich nun dem Tempel im Ilmtal in tiefster Ehrfurcht mich nahte, so folge auch du, o Leser mir noch einmal ins Heiligtum, aber, wie der Meister so gern sagt, „zu guter Stunde“, das heißt in der rechten Stimmung. Wirf erst draußen „in des Ulmbaums Schatten“ Alltagsgewand und Bürde ab, laß dich

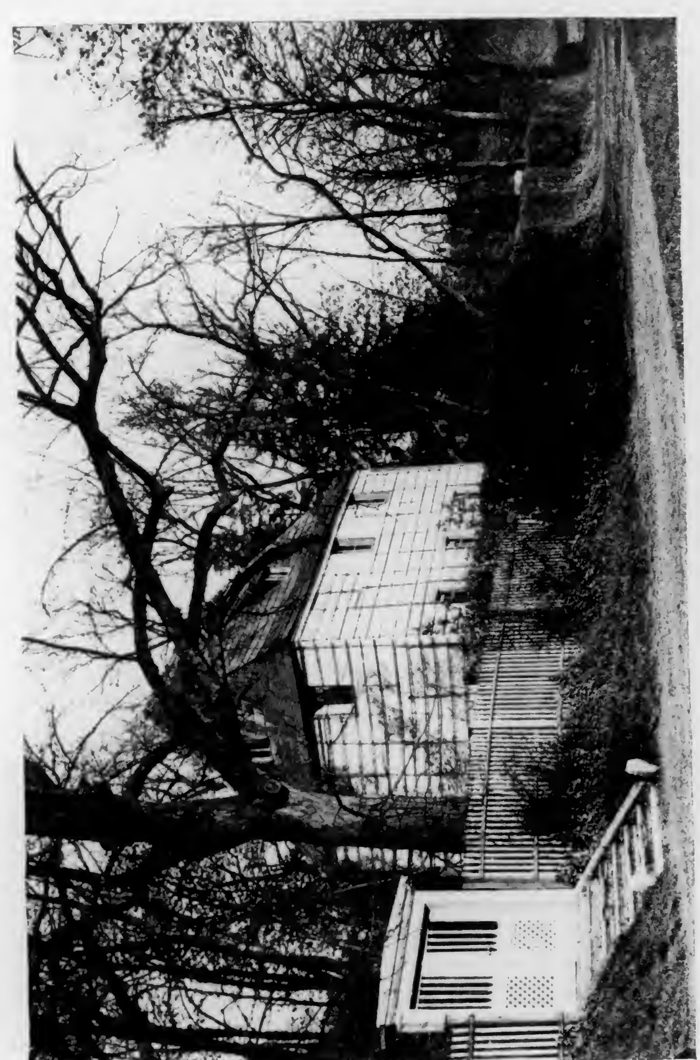


Das westliche Tor bei Goethes Gartenhaus

die Pforte des Heiligtums der Freimaurer klopfen, wenn er wüßte, was sich dort verbirgt, daß die „Königl. Kunst“ die Kunst aller Künste ist, für die weder Staat noch Kirche sorgen, die allein den Menschen moralisch vollendet, die Lebenskunst. Wie in jedem Kunstwerk die widerstrebenden Kräfte zu einer harmonischen Einheit gebändigt werden, so wird das Leben nur gemeistert durch die Lebenskunst, durch die Kunst der Selbstbeherrschung in der Freiheit, auf der „das griechische Wunder“ beruhte. Verdient aber ein Bund, der sich das höchste Ziel gesteckt, nicht die allergrößte Ehrfurcht?

Ich möchte für Uneingeweihte noch einmal betonen, daß die „Maurer“, mit Kelle und Schurz hantierend, eine Gesellschaft geistiger Bauleute sind, die am Bau des Menschheitstempels arbeiten, als an dem „höchstgedachten idealen Verhältnis der Sterblichen unter sich selbst“. Dieser Gedanke ist es, der ihre dem Laien unverständlichen Bilder und Symbole lebendig und wirksam macht. „In den Symbolen liegt ein tiefer Sinn, und kluge Leute sind es gewesen, die einst den Bau zimmerten. Doch dem denkenden Menschen bietet die Freimaurerei Kern, nicht Schale. Das einzig wahre Geheimnis,“ so heißt es in dem schon erwähnten Buche, „liegt in dem Zauber, den das Ganze der ‚Königlichen Kunst‘ auf das Gemüt jedes wahrhaft ideal fühlenden Menschen ausübt. Wer dieses innere Geheimnis, das erlebt werden muß, erfaßt hat, der kann selbst dann von ihm nicht los, wenn des Logentums äußere Bande sich gelöst haben sollten; im Herzen bleibt doch Freimaurer, wer jemals des stillen Heiligtums geweihte Schwelle betrat.“

Wie ich nun dem Tempel im Ilmtal in tiefster Ehrfurcht mich nahte, so folge auch du, o Leser mir noch einmal ins Heiligtum, aber, wie der Meister so gern sagt, „zu guter Stunde“, das heißt in der rechten Stimmung. Wirf erst draußen „in des Ulmbaums Schatten“ Alltagsgewand und Bürde ab, laß dich



Das westliche Tor bei Goethes Gartenhaus

führen, wie ich es tat, von der Einzig-Einen, die den Genius nie verläßt, die, wenn du also vorbereitet, dich gleich an der Schwelle empfängt, während sie vor dem Philister sich scheu verbirgt. Und höre zuvor noch den Dichter selber:

„Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?
Mit Niemand streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltsamen Tochter Jovis,
Seinem Schooßkinde,
Der Phantasie.“ —
Begegnet ihr lieblich,
Wie einer Geliebten!
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!
Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!“

Wir steigen die Stufen hinauf, es sind ihrer sieben. Ist das nicht eine heilige Zahl? Sie werden für die „Wissenden“ eine hohe Bedeutung haben, und so bleiben wir gleich auf der Schwelle stehen und hören über uns die alten Linden rauschen.

„Ja, sie sind's, die dunkeln Linden“

Wie zwei stattliche Säulen stehen sie da, rechts und links von der Pforte, und gemahnen den Wandrer an die ehernen Säulen vom Tempel zu Jerusalem (1. Buch der Könige 7, 21). Und nun — ein Estrichpflaster?

„Ich erkenne dich, bildender Geist!
Hast dein Siegel in den Stein geprägt.“

„Mit Zirkeln und Fünfwinkelzeichen!“ Ein Stern! Ein Pentagramm! Goethe liebte es, im Sinne der Alten die Schwelle zu betonen, auf daß man ihre „heil'ge Richte“ nicht achtlos überschreite. Und wie in seinem Haus am Frauenplan das „Salve“ vor der Tür des Gelben Saales grüßend noch heute die zahlreichen Gäste empfängt, so will er offenbar auch hier die zu seinem Garten Wallfahrenden willkommen heißen. Wie oft tut er das auch im „Faust“:

„Willkommen zu dem Stern der Stunde!“
„Da droben ist uns Glück und Heil geschrieben.“

„Glück und Heil“ — „Heil dir“ — das ist es, was das mystische Zeichen der Pythagoräer dem Eintretenden zuruft. Und taucht da in des Lesers Herzen nicht eine Erinnerung auf an Platon, an den heiligen Hain des Akademos, über dessen Eingang geschrieben stand: „Nur dem Kenner der Geometrie ist der Eintritt gewährt“? So raunt dies geheimnisvolle Vieleck dem Eingeweihten noch etwas anderes zu — als „Salus Pythagorae“ bedeutet es die erste Weihe, wie sie in den Mysterienkulten erteilt wurde; als Siegel Salomonis, dessen Chiffre dem Grundstein des Tempels eingefügt gewesen sein soll, ist es auch in die Freimaurerei übergegangen, und schon dieser „Porticus“ macht den Garten für die „Wissenden“ zum Tempel.

An dem Kreuzungspunkt halten wir an, denn seltsam fällt der lange Hauptweg auf, der wie ein Kanal den Garten in seiner ganzen Breite durchschneidet. Wer an lauen Sommerabenden, wenn schon im Ilmtal die Schatten länger werden, das Glück hat, hier einmal ganz allein zu sein, der schauert wohl leise zusammen, wenn es in den Büschen flüstert und raunt. Er glaubt das Pförtchen gehen zu hören und meint, nun müsse er selber daherkommen, der ehrwürdige Greis, um nach vollbrachtem Tagewerk hier noch der Abendsonne froh zu werden. Er, dem alles zum Gleichnis wurde, wird mit



Die alte Malvenallee

„Mit Zirkeln und Fünfwinkelzeichen!“ Ein Stern! Ein Pentagramm! Goethe liebte es, im Sinne der Alten die Schwelle zu betonen, auf daß man ihre „heil'ge Richte“ nicht achtlos überschreite. Und wie in seinem Haus am Frauenplan das „Salve“ vor der Tür des Gelben Saales grüßend noch heute die zahlreichen Gäste empfängt, so will er offenbar auch hier die zu seinem Garten Wallfahrenden willkommen heißen. Wie oft tut er das auch im „Faust“:

„Willkommen zu dem Stern der Stunde!“

„Da droben ist uns Glück und Heil geschrieben.“

„Glück und Heil“ — „Heil dir“ — das ist es, was das mystische Zeichen der Pythagoräer dem Eintretenden zuruft. Und taucht da in des Lesers Herzen nicht eine Erinnerung auf an Platon, an den heiligen Hain des Akademos, über dessen Eingang geschrieben stand: „Nur dem Kenner der Geometrie ist der Eintritt gewährt“? So raunt dies geheimnisvolle Vieleck dem Eingeweihten noch etwas anderes zu — als „Salus Pythagorae“ bedeutet es die erste Weihe, wie sie in den Mysterienkulten erteilt wurde; als Siegel Salomonis, dessen Chiffre dem Grundstein des Tempels eingefügt gewesen sein soll, ist es auch in die Freimaurerei übergegangen, und schon dieser „Porticus“ macht den Garten für die „Wissenden“ zum Tempel.

An dem Kreuzungspunkt halten wir an, denn seltsam fällt der lange Hauptweg auf, der wie ein Kanal den Garten in seiner ganzen Breite durchschneidet. Wer an lauen Sommerabenden, wenn schon im Ilmtal die Schatten länger werden, das Glück hat, hier einmal ganz allein zu sein, der schauert wohl leise zusammen, wenn es in den Büschen flüstert und raunt. Er glaubt das Pförtchen gehen zu hören und meint, nun müsse er selber daherkommen, der ehrwürdige Greis, um nach vollbrachtem Tagewerk hier noch der Abendsonne froh zu werden. Er, dem alles zum Gleichnis wurde, wird mit



Die alte Malvenallee

ganz eigenen Gedanken den langen, schmalen Weg auf und ab gewandelt sein, von seinem rosenumrankten Häuschen, seinem bescheidenen Schindeldach zu dem „Mal", das er am Ende desselben aufgerichtet. In seiner stillen, erhabenen Größe spricht der Stein eine wunderbare Sprache, denn am 5. April 1777 schrieb Goethe in sein Tagebuch: „ἀγαθὴ τύχη (Agathe Tyche) gegründet! = Da Μῦθος (Mythos) erfunden wird, werden die Bilder durch die Sachen gros, wenns Mythologie wird werden die Sachen durch die Bilder gros." Wir stehen also vor einem Altar, dem „guten Glücke" geweiht, und nach einer Notiz vom Weihnachtstage des Jahres 1776 scheint der Dichter sich mit seinem Freund, dem Leipziger Maler Oeser, der damals in Weimar anwesend war, darüber beredet zu haben. Es mußte Großes in seiner Seele vorgehen, als er im April 1777 als Erstes in dem nun schon seinen Geist atmenden Garten diese Anlage schuf und mit selbstgepflanzten Bäumen umrahmte. Denn in demselben Sinne, wie wir sagen „Mit Gott!" oder „Glück auf!", wie der Römer sein „Quod felix faustumque sit" gebrauchte, so wurde in Athen jede bedeutsame Handlung mit der „guten Tyche" begonnen, die als Glücksgöttin im Sinne des glücklichen Zufalls verehrt wurde. Während für uns dieser aus dem griechischen Altertum herüberklingende Ton zunächst etwas Befremdendes hat, scheinen des Meisters Wünsche und Gedanken gerade diese Stelle umkreist zu haben, als er an Boisserée schrieb, daß sein Manuskript dereinst, „wenn's glückt", die spezifische Schwere der folgenden Bände seiner Werke vermehren möge. Pausanias erzählt, daß diejenigen, die das Orakel des Trophonios befragen wollten, zuvor eine Reihe von Tagen in einem dem guten Geiste oder dem „Guten Glücke" geweihten Gemache zubringen mußten. Des Lesers Phantasie spiele nun, wie es der Dichter wünscht und erwartet!

„Denkst du nun wieder zu bilden, o Freund? Die Schule der Griechen
Blieb noch offen, das Thor schlossen die Jahre nicht zu.
Ich, der Lehrer, bin ewig jung und liebe die Jungen.
Altklug lieb' ich dich nicht! Munter! Begreife mich wohl!
War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten!
Lebe glücklich, und so lebe die Vorzeit in dir!"

„Altes Fundament ehrt man, darf aber das Recht nicht aufgeben, irgendwo wieder einmal von vorn zu gründen." Immer wieder zieht es mich zu diesem Platze, denn das Denkmal, wie es da steht am Ende des langen Weges, im Schatten der vom Dichter selbstgepflanzten Bäume, mutet an wie das Ziel der Wanderung, wie eine einfache, große Wahrheit, früh erkannt und nie verloren. Und Goethe liebte diesen Weg, den zu beiden Seiten Malven, seine Lieblingsblumen, einrahmten. Zur Blütezeit weilte er hier gern, lud auch die Freunde ein, die Pracht der Malvenallee zu schauen, und noch nie hatten sie so groß und farbenprächtig geblüht, wie im August 1831. Sinnend wird er davor gestanden haben; ahnte er, daß es das letztemal war? „Warte nur, balde" — an seinem Geburtstage sprach es zu ihm auf dem Gickelhahn — seine Sonne ging zur Rüste. Die Malven sind inzwischen längst vergangen, nur im Tagebuch und in Briefen leuchten sie fort, und bescheiden stecken sie auch im „Faust" die Köpfchen hervor:

„Bunte Blumen, Malven ähnlich,
Aus dem Moos ein Wunderflor" —

Werden sie noch einmal blühen und die Disteln verdrängen, die, wenn auch mit dem Recht der Überlieferung, sich jetzt auf den langen Rabatten breit machen? In dem grünen Winkel aber webt ahnungsvolle Dämmerung, und ich kann nicht scheiden, ohne der Dichterworte zu gedenken:

„Lebet wohl, geliebte Bäume!
Wachset in der Himmelsluft.



Das Denkmal des Guten Glückes

„Denkst du nun wieder zu bilden, o Freund? Die Schule der Griechen
Blieb noch offen, das Thor schlossen die Jahre nicht zu.
Ich, der Lehrer, bin ewig jung und liebe die Jungen.
Altklug lieb' ich dich nicht! Munter! Begreife mich wohl!
War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten!
Lebe glücklich, und so lebe die Vorzeit in dir!"

„Altes Fundament ehrt man, darf aber das Recht nicht aufgeben, irgendwo wieder einmal von vorn zu gründen." Immer wieder zieht es mich zu diesem Platze, denn das Denkmal, wie es da steht am Ende des langen Weges, im Schatten der vom Dichter selbstgepflanzten Bäume, mutet an wie das Ziel der Wanderung, wie eine einfache, große Wahrheit, früh erkannt und nie verloren. Und Goethe liebte diesen Weg, den zu beiden Seiten Malven, seine Lieblingsblumen, einrahmten. Zur Blütezeit weilte er hier gern, lud auch die Freunde ein, die Pracht der Malvenallee zu schauen, und noch nie hatten sie so groß und farbenprächtig geblüht, wie im August 1831. Sinnend wird er davor gestanden haben; ahnte er, daß es das letztemal war? „Warte nur, balde" — an seinem Geburtstage sprach es zu ihm auf dem Gickelhahn — seine Sonne ging zur Rüste. Die Malven sind inzwischen längst vergangen, nur im Tagebuch und in Briefen leuchten sie fort, und bescheiden stecken sie auch im „Faust" die Köpfchen hervor:

„Bunte Blumen, Malven ähnlich,
Aus dem Moos ein Wunderflor" —

Werden sie noch einmal blühen und die Disteln verdrängen, die, wenn auch mit dem Recht der Überlieferung, sich jetzt auf den langen Rabatten breit machen? In dem grünen Winkel aber webt ahnungsvolle Dämmerung, und ich kann nicht scheiden, ohne der Dichterworte zu gedenken:

„Lebet wohl, geliebte Bäume!
Wachset in der Himmelsluft.



Das Denkmal des Guten Glückes

Tausend liebevolle Träume
Schlingen sich durch euren Duft.
Doch was steh' ich und verweile?
Wie so schwer, so bang ist's mir.
Ja, ich gehe! Ja, ich eile!
Aber, ach! mein Herz bleibt hier."

Aufwärts steigend gelangen wir nun zu der Grotte, welche auf einer steinernen Tafel die Verse umschließt, die man bislang immer auf Goethes Liebe zu Frau von Stein bezog:

„Hier gedachte still ein Liebender seiner Geliebten;
Heiter sprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du hast noch viele Gesellen;
Jedem Felsen der Flur, die mich, den Glyklichen, nährt,
Jedem Baume des Walds, um den ich wandernd mich schlinge,
Ruf ich weihend und froh: Bleibe mir, Denkmal des Glyks.
Dir allein verleih ich die Stimme, wie unter der Menge
Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt."

Die Tafel fand hier ihren Platz in dem für Goethe so bedeutungsvollen Jahre 1782, also nachdem er im Bunde der Brüder den dritten Grad erreicht hatte. Bald darauf, am 1. Juni, mitten in der Pracht des Frühlings, der im lieblichen Ilmtal all seine Reize entfaltete, verließ er sein stilles Gartenhaus und vertauschte die „Wohnung des Friedens" mit einem Hause in der Stadt. Für ihn, der mit der Natur so innig vertraut war, bedeutete das ein großes Opfer, und es will mir scheinen, als ob dies eine Tat edler Selbstverleugnung gewesen wäre, an der vielleicht die Erlangung des Meistergrades nicht ohne Anteil war. Nachdem der Dichter sich losgerissen hatte von seinem lieben Tal, wo „die wunderbarsten Träume morgenröthlich ihn umtanzt", verewigte er diese Epoche auch äußerlich durch Errichtung der Grotte mit der Gedenktafel: „Hier gedachte still ein Liebender seiner Geliebten."

Diese „Träume" aber sind nicht nur Träume geblieben, sie sind Tat geworden, denn

„Was er dem Treusten in das Ohr geraunt,
Es ist gethan! und alle Welt erstaunt."

Hat Goethe hier, noch ganz erfüllt von der Schöpfung des „Heiligen Erwin", in „Liebesenthusiasmus" von einem Tempel geträumt, den er, seines großen Landsmanns eingedenk, in Dichterweise der Gottheit weihen wollte, so ist die Welt schon ein Jahrhundert unter den Säulen desselben dahin gewandelt, ohne es zu ahnen. Scheint nicht die „gute Tyche" auch über den Hexametern zu schweben, da Goethe sich darin einen „Glücklichen" nennt?

„Werde mir Zeuge, du Stein!"

Hat der Meister den Stein aufgerichtet zu einem „Mal", wie Jakob es tat, nachdem er von der Himmelsleiter geträumt? „Dir allein verleih' ich die Stimme" — soll das heißen, daß der Baumeister sich nur dem Stein vertraut hat und auf einen von der Muse Auserwählten hofft, der seine „Stimme" versteht und dereinst die Pläne, die er auf dem Reißbrett entworfen, zur Tat macht? Die Tafel hat tatsächlich die Form eines Reißbretts, und in dem Verzeichnis, welches Goethes Freundin Bäbe Schultheß sich nach der Schweizerreise von seinen Gedichten gemacht, findet sich auch die Überschrift: „An ein Reisbrett". Jetzt aber sind die Hexameter in den Gedichten mit „Erwählter Fels" bezeichnet. Wenn das Fransenornament, das den Rand der auf dem Tuffsteinfuß ruhenden Tischplatte verziert, mir anfangs nur das Altartuch anzudeuten schien, so fühlte ich doch mehr und mehr, daß der Meister damit einen kleinen Bezirk abgrenzen wollte, in dem sich Geheimnisse zusammendrängen. Eine Huldigung für Frau von Stein konnte ich in diesen Hexametern nie erblicken. Nur die erste Zeile läßt allenfalls diese, zugleich aber auch jede andere Beziehung zu, und Goethe mit



„Hier gedachte still ein Liebender seiner Geliebten"

Diese „Träume" aber sind nicht nur Träume geblieben, sie sind Tat geworden, denn

„Was er dem Treusten in das Ohr geraunt,
Es ist gethan! und alle Welt erstaunt."

Hat Goethe hier, noch ganz erfüllt von der Schöpfung des „Heiligen Erwin", in „Liebesenthusiasmus" von einem Tempel geträumt, den er, seines großen Landsmanns eingedenk, in Dichterweise der Gottheit weihen wollte, so ist die Welt schon ein Jahrhundert unter den Säulen desselben dahin gewandelt, ohne es zu ahnen. Scheint nicht die „gute Tyche" auch über den Hexametern zu schweben, da Goethe sich darin einen „Glücklichen" nennt?

„Werde mir Zeuge, du Stein!"

Hat der Meister den Stein aufgerichtet zu einem „Mal", wie Jakob es tat, nachdem er von der Himmelsleiter geträumt? „Dir allein verleih' ich die Stimme" — soll das heißen, daß der Baumeister sich nur dem Stein vertraut hat und auf einen von der Muse Auserwählten hofft, der seine „Stimme" versteht und dereinst die Pläne, die er auf dem Reißbrett entworfen, zur Tat macht? Die Tafel hat tatsächlich die Form eines Reißbretts, und in dem Verzeichnis, welches Goethes Freundin Bäbe Schultheß sich nach der Schweizerreise von seinen Gedichten gemacht, findet sich auch die Überschrift: „An ein Reisbrett". Jetzt aber sind die Hexameter in den Gedichten mit „Erwählter Fels" bezeichnet. Wenn das Fransenornament, das den Rand der auf dem Tuffsteinfuß ruhenden Tischplatte verziert, mir anfangs nur das Altartuch anzudeuten schien, so fühlte ich doch mehr und mehr, daß der Meister damit einen kleinen Bezirk abgrenzen wollte, in dem sich Geheimnisse zusammendrängen. Eine Huldigung für Frau von Stein konnte ich in diesen Hexametern nie erblicken. Nur die erste Zeile läßt allenfalls diese, zugleich aber auch jede andere Beziehung zu, und Goethe mit



„Hier gedachte still ein Liebender seiner Geliebten"

seiner „Lust am Trug“ ist es wohl zuzutrauen, daß er auch hier etwas „hineingeheimnißt“.

„Ich weiß schon — Was dahinter steckt —
Und was denn weiter — Ein Project.“

Macht man nicht Projekte auf dem Reißbrett? Wir stehen also in einem „Meistertempel“. Der Stein war indes nicht der einzige Zeuge von des „Liebenden“ stiller Tätigkeit an diesem Orte. Dem „Wanderer“, der „durchs Augenglas der Liebe“ schaut, werden alle Bäume und Felsen lebendig und erscheinen doppelt ehrwürdig als Säulen und Steine eines Naturtempels, der seines „Meisters Andacht tausend Enkeln zeigen“ sollte. Außerdem glaubte ich in den Versen einen Wink zu empfinden, eine Aufforderung an den „Wissenden“, Ausschau zu halten nach den Genossen oder „Gesellen“ des Reißbrettes, also nach den anderen Symbolen im Garten. So suchte ich und — fand, ich klopfte an, und mir ward aufgetan, und eine neue Welt erschloß sich mir, in der ich dem Meister immer näher kam. Denn nicht etwa wandte er sich zürnend, daß Frauenhände seines Heiligtums Pforte geöffnet, nein, es kam vielmehr ein Tag, da mir war, als ob er selber hilfreich seine Hand mir reichte. Das war eine Stunde, die „mit Flammenschrift“ in meinem Gedächtnis lebt, und selbander geht es nun „in alle Ferne“.

Höre nur, o Leser, was er in seinem alten Garten mir zugeflüstert:

„Hingesunken alten Träumen
Buhlst mit Rosen, sprichst mit Bäumen,
Statt der Mädchen, statt der Weisen;
Können das nicht löblich preisen,
Kommen deßhalb die Gesellen,
Sich zur Seite dir zu stellen,
Finden, dir und uns zu dienen,
Pinsel, Farbe, Wein im Grünen.“

Ich hatte sie ja längst genommen, hatte ahnungsvoll gemalt, was der Meister nur skizziert, doch —

„All unser redlichstes Bemühn
Glückt nur im unbewußten Momente;
Wie möchte denn die Rose blühn,
Wenn sie der Sonne Herrlichkeit erkennte?“

So oft sie Wahrheit ward, die schüchterne Ahnung, stand ich wie geblendet in heiligem Erschauern, um sie dann überall zu sehen, denn „zur Rosenzeit sieht man überall Rosen blühen“. Darum —

„Was wollen wir, was will die Welt nun mehr?
Denn das Geheimniß liegt am Tage,
Gebt diesem Laute nur Gehör,
Er wird zur Stimme, wird zur Sprache.“

So wollen auch die Bäume, die diese Stätte beschatten, beachtet sein. Es sind ihrer ebenfalls sieben gewesen, einer von ihnen ist leider schon eingegangen. Mit Ausnahme des mittelsten werden sie von Kennern auf achtzig Jahre taxiert. Demnach hätte der Greis sie etwa 1830 oder 1831 noch gepflanzt, so daß sie mit zu den letzten Bausteinen gehören, die er in seinem stillen Tempel einfügte. Die Bäume sind so .⊓˙˙... angeordnet und müssen gleich nach des Meisters Tode in ihrer jugendlichen Gestalt, wie sie sich um den älteren, mittelsten gruppierten, sehr auffallend gewirkt haben. Aber sie reden auch heute noch eine vernehmliche Sprache; ihre seltsame Anordnung gliedert sie in Drei, Fünf und Sieben, und diesen drei Zahlen wird in der Freimaurerei eine hohe Bedeutung beigelegt. Der mittelste Baum wirkt zwischen seinen Brüdern wie eine einsame Säule, die in ihrem ehrwürdigen Alter sich zu denen an der Pforte gesellt —

„Müßig gelt' ich dir nichts, ich gefalle dir nur, wenn ich trage,
Herrlich im glänzenden Reihn schmückt mich die glänzende Last.“

Bettina erzählt von ihm, und wenn ich in ihrem Buche lese, so stehe ich wie vor einem Wunder: „In Deinem Garten ist's so schön! Alle meine Gedanken sind Bienen, sie kommen aus Deinem duftenden Garten zum Fenster hereingeflogen, das ich mir geöffnet habe, und setzen da ihren Honig ab, den sie in Deinem blütenreichen Garten gesammelt haben. — Und so spät es ist — nach Mitternacht schon, so kommen sie doch noch einzeln und umsummen mich und wecken mich aus dem Schlaf; und die Bienen Deines Gartens und die Bienen Deines Geistes summen untereinander.

„Liebe ist Erkenntnis, Schönheit ist das Geheimnis ihrer Erkenntnis, und so tief ist dies Geheimnis, daß es sich keinem mitteilt, als nur dem Liebenden. Glaub's nur! keiner besitzt das Geheimnis von Dir, wie ich es besitze, das heißt: keiner liebt Dich, wie ich Dich liebe.

„Wieder ein Bienchen! — Deine Schönheit ist Dein Leben — es wollte noch mehr summen, aber der Wind jagte es wieder zum Fenster hinaus. — Daß ich in Deinem Garten schlafe eine Nacht, das ist wohl ein groß Ereignis. — Du hast oft hier herrliche Stunden verlebt, allein und mit Freunden; und nun bin ich allein hier und denke dem allen nach und seh im Geist dem allen zu. Ach, und wie ich heute, ehe ich ins stille verlassene Haus eintrat, noch den Berg hinaufging zum obersten Baum, der so mit mannigfachem Grün umwachsen ist, das all von Deiner Hand geleitet wurde, der seine Äste schützend über den Stein verbreitet, in den die Weihe der Erinnerung eingegraben ist! — Dort oben stand ich ganz allein, ein wenig Mondlicht stahl sich durch den Baum, ich fühlte an der Rinde des Baumes noch den eingeschnittenen Buchstaben.“

Und weiter schreibt die Begeisterte: „Weißt Du, wie ich Dich mir denke heute an Deinem Geburtstag? — Am Meeresstrand, auf goldnem Thronsessel im weißen wollnen Gewand,

den Purpur untergebreitet; in der Ferne die weißen Segel auf hoher See, geschwellt vom Wind, rasch aneinander vorüberfliehend, und Du, ruhend im Morgenlicht, gekrönt mit heiligem Laub. Mich aber seh ich zu Deinen Füßen mit der reinen Flut, die ich am Meer geschöpft, um sie zu waschen. — So denk ich mich zu Deinem Dienst in tausend Bildern, und es ist, als sei das die Reife meines Daseins." O Bettina, glückliche, ahnungsvolle Schwester! „Hast Du schon in die untergehende Sonne gesehen, wenn sie schon milder leuchtet, so daß ein scharfes Aug von ihrem Glanz nicht mehr geblendet wird? — Hast Du schon gesehen, wie sich ihr eigen Bild von ihr ablöst und vor ihr am Horizont niedertaucht in die rote Flut, und nach diesem Bild immer wieder ein anderes in leisen Brechungen der Strahlen immer wieder sich anders färbt? — Meine Seele, wenn der gewaltige Glanz Deiner vollen Erscheinung nicht mehr so stark blendet und die Ferne sanfte Schleier über Dich webt, sieht solche Bilder, die eins nach dem andern von Dir abstrahlen: sie tauchen alle unter in meiner Begeisterung wie im Feuerschooß der Natur, und ich kann mich nicht sättigen in dieser schönen Fülle." Wer hat, wie Du, Bettina, die Heiligkeit des Ortes empfunden!

Die „drei Säulen" auf dem Rothäuser Berg, hier im Garten sind sie durch Bäume symbolisiert; der veränderte Wegweiser hat uns also richtig geführt:

„Blick auf! hier steht bedeutend nah
Im Mondenschein der Ewige Tempel da!"

Was möglicherweise hat werden sollen, wer wollte danach noch lange fragen; was da ist, spricht deutlich genug zum Wanderer, denn:

„Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet,
Je mehr erstaunt er über Kunst und Pracht,
Mit Vorsatz scheint der Reichthum hier verschwendet,
Es scheint, als habe sich nur alles selbst gemacht.



Die Terrassen (× Pentagramm)

den Purpur untergebreitet; in der Ferne die weißen Segel auf hoher See, geschwellt vom Wind, rasch aneinander vorüberfliehend, und Du, ruhend im Morgenlicht, gekrönt mit heiligem Laub. Mich aber seh ich zu Deinen Füßen mit der reinen Flut, die ich am Meer geschöpft, um sie zu waschen. — So denk ich mich zu Deinem Dienst in tausend Bildern, und es ist, als sei das die Reife meines Daseins." O Bettina, glückliche, ahnungsvolle Schwester! „Hast Du schon in die untergehende Sonne gesehen, wenn sie schon milder leuchtet, so daß ein scharfes Aug von ihrem Glanz nicht mehr geblendet wird? — Hast Du schon gesehen, wie sich ihr eigen Bild von ihr ablöst und vor ihr am Horizont niedertaucht in die rote Flut, und nach diesem Bild immer wieder ein anderes in leisen Brechungen der Strahlen immer wieder sich anders färbt? — Meine Seele, wenn der gewaltige Glanz Deiner vollen Erscheinung nicht mehr so stark blendet und die Ferne sanfte Schleier über Dich webt, sieht solche Bilder, die eins nach dem andern von Dir abstrahlen: sie tauchen alle unter in meiner Begeisterung wie im Feuerschooß der Natur, und ich kann mich nicht sättigen in dieser schönen Fülle." Wer hat, wie Du, Bettina, die Heiligkeit des Ortes empfunden!

Die „drei Säulen" auf dem Rothäuser Berg, hier im Garten sind sie durch Bäume symbolisiert; der veränderte Wegweiser hat uns also richtig geführt:

„Blick auf! hier steht bedeutend nah
Im Mondenschein der Ewige Tempel da!"

Was möglicherweise hat werden sollen, wer wollte danach noch lange fragen; was da ist, spricht deutlich genug zum Wanderer, denn:

„Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet,
Je mehr erstaunt er über Kunst und Pracht,
Mit Vorsatz scheint der Reichthum hier verschwendet,
Es scheint, als habe sich nur alles selbst gemacht.



Die Terrassen (× Pentagramm)

Soll er sich wundern, daß das Werk vollendet?
Soll er sich wundern, daß es so erdacht?
Ihn dünkt, als fang' er erst, mit himmlischem Entzücken,
Zu leben an in diesen Augenblicken."

Indes die „Gläubigen", die das Heiligtum zu schauen berufen waren, ließen auf sich warten. Der Garten verfiel in tiefen Schlaf; hinter verschlossenen Pforten verwilderten die Wege, grünes Moos bedeckte „Glück und Stern", und unterm Tropfenfall der Bäume verwitterten die „heiligen Zeichen". Selbst der alte Steintisch in der Mitte des Gartens, über dem die im Halbkreis gepflanzten Bäume sich wie zu einem Baldachin zusammenschließen, zerbrach eines Tages unter der Wucht eines herabgestürzten Astes. Pietätvoll ließ der Großherzog Carl Alexander ihn mit einem starken eisernen Ringe zusammenfügen, und indem wir heute die drei Stufen hinaufsteigen, nahen wir uns wohl dem Altar, dem Sitz des ehrwürdigen Meisters vom Stuhl, von dem aus die Loge geleitet wird.

Es heißt einmal im „Faust":

„Gekrönt erhebt ihn hoch auf heiligem Altar,
Und friedlich ende dann, was jetzt so stürmisch war."

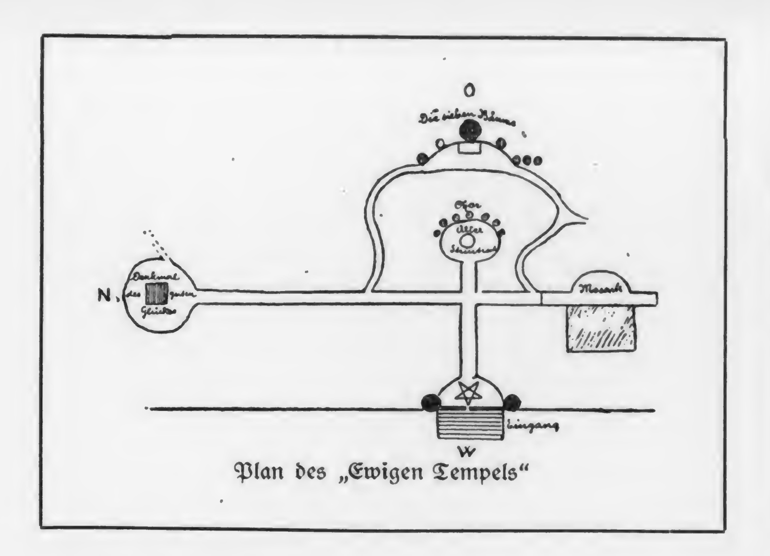
Sollte der Streit um den „Faust" gemeint sein, und wo könnte er harmonischer ausklingen, als hier im „Ewigen Tempel"?

„Werde mir Zeuge, du Stein!"

Aus den „Zahmen Xenien" des Nachlasses klingt das prophetische Wort herüber:

„Wartet nur! Alles wird sich schicken,
Was man von mir auch denken mag;
Mein Buch bringt es einmal zu Tag
In Usum Delphini mit Lücken."

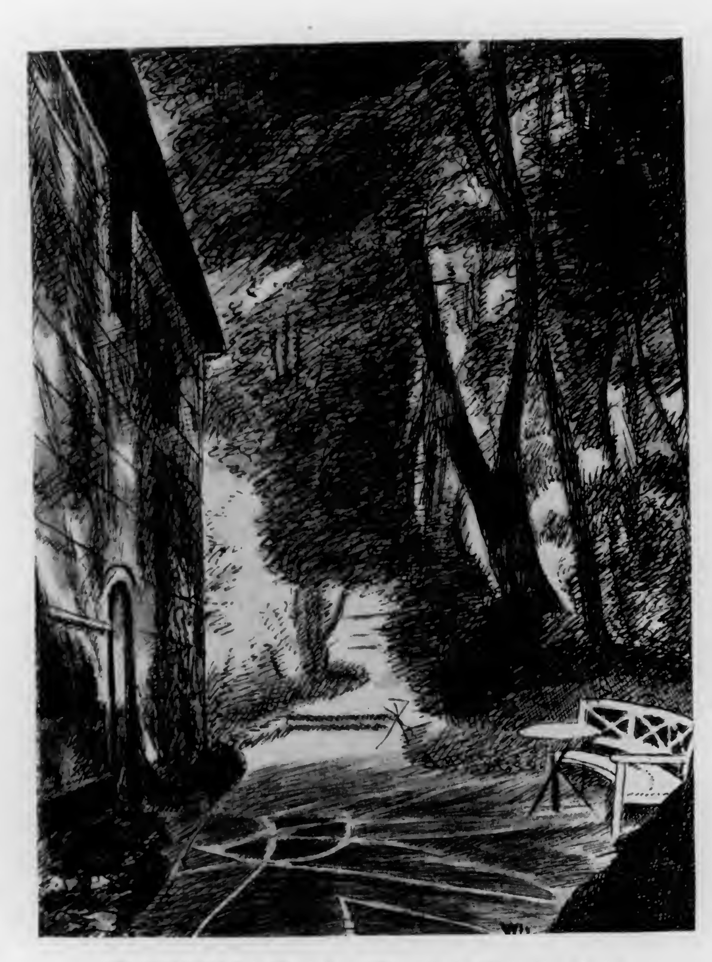
Das „Buch" kann nur der „Faust" sein, den der Meister als Rätsel hinterließ; die „Lücken" auszufüllen kann nur die

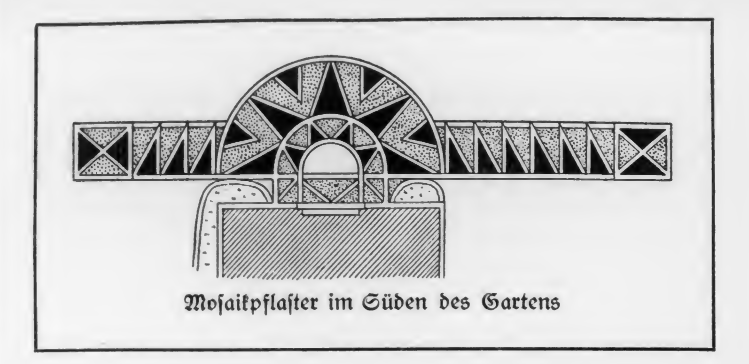


Plan des „Ewigen Tempels“

Einzig-Eine berufen sein, die den Genius durchs Leben geleitet, die er auch im „Faust“ heranruft als „herrliche, verweg'ne Phantasei“.

Vom Salomonischen Tempel ist in der Bibel zu lesen, daß er wie die Stiftshütte nach den vier Himmelsrichtungen orientiert gewesen. Die altchristliche Basilika, in Kreuzform erbaut, mit dem Altar nach Osten, brachte dies auch wieder zum Ausdruck, und durch die Steinmetzenbrüderschaft wird dies Gesetz in die Loge übergegangen sein. Denn nach dem „Allgemeinen Handbuch“ hat auch sie drei Tore, Fenster genannt, und zwar im Westen, im Süden und im Osten, an der Mitternachtsseite dagegen keins. Da berührt es ganz seltsam, zu finden, daß die Natur selbst dem Meister im Ilmtal bei der Erbauung des „Palastes im Grünen“ zu Hilfe kam. An der Westseite ist das „Portal“, der „Porticus“; terrassenförmig steigen die Anlagen nach Osten auf zum sogenannten Horn; im Süden liegt das Haus, und im


Das südliche Tor bei Goethes Gartenhaus



Mosaikpflaster im Süden des Gartens

Norden das Denkmal des „Guten Glückes", und es ist rührend, zu gewahren, wie der Greis, als er sein Ende nahen fühlte, seiner Schöpfung den letzten charakteristischen Schmuck einfügte, damit die Nachwelt sie in ihrer Bedeutung erkennen könnte. Im Jahre 1830 wurde die westliche Pforte, die Flügeltür, neu hergerichtet und durch ein Estrichpflaster ausgezeichnet. Ein anderes, umfangreiches Pflaster nach Oberbaudirektor Coudrays Zeichnung entstand im Süden bei dem Eingang des Gartenhauses. Die ineinandergreifenden Strahlen der sternförmigen Mosaik locken immer wieder zur Betrachtung. Wir stehen auch hier an bedeutsamer Stelle, nämlich am südlichen Tor des Tempels.

„Heilig waren vordem die Thore, sie stehen bedeutend
Zwischen der wilden Natur, zwischen dem engen Vertrag."

Es heißt von den drei Toren der Loge: „Der Eingang durch sie führt durch Süden nach Osten, nach dem Ort, wo das höchste Licht erstrahlt." Ein östliches Tor aber ist nicht zu finden, nur eine alte Bank steht oben an der Hecke, und die ganz aus dem Rahmen fallende unsymmetrische Anordnung sieht nicht aus, als ob sie aus des Meisters Hand stamme. Als nach dem Tode des letzten Enkels der Garten in Großherzoglichen Besitz überging, hat dort eine unbeschreib-

liche Wildnis geherrscht, die alsbald mit viel Liebe geordnet wurde, indem man pietätvoll das Alte schonte und Erstorbenes ersetzte. Ob aber nicht schon manches verloren gegangen war? Auf jeden Fall ist das östliche Tor nicht, wie die andern beiden, mit Mosaikschmuck ausgestattet gewesen, denn er würde sich erhalten haben.

Hinabsteigend kommen wir noch einmal an der Grotte mit der fransenumschlossenen, geheimnisvollen Tafel vorüber und erblicken vom Kreuzweg aus all die bedeutsamen Punkte des Gartens, die zusammen den Grundriß des Heiligtums ergeben. Auch das Kreuz hat in der Freimaurerei hohe Bedeutung, anknüpfend an die mannigfaltige Anwendung in der Symbolik des Altertums.

So wäre es denn jetzt nach achtzig Jahren endlich gefunden, „das Denkmal, dem antiken Geschmack sich nähernd"; wird dem Unsterblichen nun auch erblühen, was er mehr als den Ruhm sich wünschte, „ein heitres Andenken"? In der unvergleichlich schönen Rede Goethes zu Bruder Wielands Gedächtnis heißt es, „daß derjenige, der in so heitrer Umgebung gelebt und dieser Heiterkeit gemäß auch von uns geschieden, unter die glücklichsten Menschen zu zählen und keineswegs mit Klage, sondern mit dem Ausdruck der Freude und des Jubels zu bestatten sei." Sie hatten beide den Weg gefunden zu den unversiegbaren Quellen des glücklichen Griechentums.

„War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten;
Lebe glücklich, und so lebe die Vorzeit in dir!"

Der wunderbare Naturtempel im Ilmtal aber kann nur die Folie sein zu einem noch unentdeckten, nun aber schon geahnten Vermächtnis, denn Goethe hätte ihm im „Faust" wohl keinen Platz eingeräumt ohne tiefernste Motive. Daß er dort bisher so wenig beachtet wurde, liegt an der geschickten Hand des Künstlers, die ihn selbst dem Rahmen der „Classischen Walpurgisnacht" einzuverleiben verstand:



Der Kreuzweg

liche Wildnis geherrscht, die alsbald mit viel Liebe geordnet wurde, indem man pietätvoll das Alte schonte und Erstorbenes ersetzte. Ob aber nicht schon manches verloren gegangen war? Auf jeden Fall ist das östliche Tor nicht, wie die andern beiden, mit Mosaikschmuck ausgestattet gewesen, denn er würde sich erhalten haben.

Hinabsteigend kommen wir noch einmal an der Grotte mit der fransenumschlossenen, geheimnisvollen Tafel vorüber und erblicken vom Kreuzweg aus all die bedeutsamen Punkte des Gartens, die zusammen den Grundriß des Heiligtums ergeben. Auch das Kreuz hat in der Freimaurerei hohe Bedeutung, anknüpfend an die mannigfaltige Anwendung in der Symbolik des Altertums.

So wäre es denn jetzt nach achtzig Jahren endlich gefunden, „das Denkmal, dem antiken Geschmack sich nähernd"; wird dem Unsterblichen nun auch erblühen, was er mehr als den Ruhm sich wünschte, „ein heitres Andenken"? In der unvergleichlich schönen Rede Goethes zu Bruder Wielands Gedächtnis heißt es, „daß derjenige, der in so heitrer Umgebung gelebt und dieser Heiterkeit gemäß auch von uns geschieden, unter die glücklichsten Menschen zu zählen und keineswegs mit Klage, sondern mit dem Ausdruck der Freude und des Jubels zu bestatten sei." Sie hatten beide den Weg gefunden zu den unversiegbaren Quellen des glücklichen Griechentums.

„War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten;
Lebe glücklich, und so lebe die Vorzeit in dir!"

Der wunderbare Naturtempel im Ilmtal aber kann nur die Folie sein zu einem noch unentdeckten, nun aber schon geahnten Vermächtnis, denn Goethe hätte ihm im „Faust" wohl keinen Platz eingeräumt ohne tiefernste Motive. Daß er dort bisher so wenig beachtet wurde, liegt an der geschickten Hand des Künstlers, die ihn selbst dem Rahmen der „Classischen Walpurgisnacht" einzuverleiben verstand:



Der Kreuzweg

„Blick auf! Hier steht bedeutend nah
Im Mondenschein der ewige Tempel da.“

Die vorige Arbeit konnte den Schleier noch nicht lüften; sie wollte nur den Wegweiser, der im Laufe der Jahre undeutlich geworden, mit dem Lichte der damaligen Zeit beleuchten, damit er endlich die ihm vom Meister erteilte Mission erfülle. Doch der Greis hatte sich offenbar in diesem Sinne noch nicht genug getan. Als der Tempel am Abhange des Rosenberges vollendet war, fügte der verschwiegene Baumeister ihn mit mancherlei Einzelheiten noch einmal seinem „Faust“ ein, auf daß sein Wort von den „Wiederholten Spiegelungen“, deren ich mich schon öfter bediente, sich bewähre. Vergleiche den Aufsatz „Wiederholte Spiegelungen“ vom Jahre 1823 und den Brief an Iken vom 23. September 1827, in dem es heißt: „Auch wegen andrer dunkler Stellen in früheren und späteren Gedichten möchte ich Folgendes zu bedenken geben: Da sich manches unserer Erfahrungen nicht rund aussprechen und direkt mittheilen läßt, so habe ich seit langem das Mittel gewählt, durch einander gegenüber gestellte und sich gleichsam in einander abspiegelnde Gebilde den geheimen Sinn dem Aufmerkenden zu offenbaren.“

„Hier stehe nun still und wende die Blicke
Rückwärts, prüfe, vergleiche, und nimm vom Munde der Muse,
Daß du schauest, nicht schwärmst, die liebliche volle Gewißheit.“

Die „Spiegelung“ findet sich im vierten Akt, in der als letztes entstandenen Belehnungsszene. Planetenzeichen von des Dichters Hand auf einer erhaltenen Handschrift lassen die betreffenden Verse besonders bedeutungsvoll erscheinen:

„Behende steigt im Geist Gemäuer stark empor,
Der Morgensonne Blick erleuchtet schon das Chor;
Zum Kreuz erweitert sich das wachsende Gebäude,
Das Schiff erlängt, erhöht sich zu der Gläubigen Freude.

Sie strömen brünstig schon durchs würdige Portal,
Der erste Glockenruf erscholl durch Berg und Thal.
Von hohen Thürmen tönt's, wie sie zum Himmel streben,
Der Büßer kommt heran zu neugeschaff'nem Leben.
Dem hohen Weihetag — er trete bald herein! —
Wird deine Gegenwart die höchste Zierde sein."

Das „wachsende Gebäude" hat sich in den langen Jahren immer schöner entwickelt. Noch 1824 nennt Eckermann die Bäume bei dem alten Steintisch „halbwüchsig, den innern Raum grottenartig überwölbend." Dem Wanderer sollten sie künden:

„Sicher ruhst du auf uns, und warum? Weil wir alle zum Centrum
Gleich uns neigen und gleich unter uns theilen die Last."

Leider sind einige schon ein Opfer der Zeit geworden, und die „Gläubigen" müssen „im Geist" sich einige Lücken ergänzen. Trotzdem erfüllen Andacht und Wehmut noch jeden, der an einem taufrischen Sommermorgen in Goethes Garten weilt. Denn wenn über den „Rosenhügel" die Sonne heraufkommt und ihre Strahlen den grauen Altar streifen, wenn zitternde Lichter durch das grüne Laubwerk huschen und geheimnisvolles Rauschen die hohen Wipfel bewegt, dann ist es, als ob man das Wehen des großen Geistes spüre, der von dieser geliebten Stätte sich noch immer nicht loslösen kann. „Werde mir Zeuge, du Stein!" Und wie damals, als der junge Dichter liebend wie Melusine im Morgennebel um sein verlassenes Häuschen strich, „rollen die schönen Thränen des Himmels an ihm herunter." Im „Tempel" aber flüstert's:

„Fröhlich dienen wir eines dem andern, mich halten die schlanken
Säulen oben, und leicht über uns schwebet das Dach."

Ob man mir den Vorwurf der Willkür machen wird, wenn ich zerstreute Blumen zum Strauß zu ordnen mich mühe? Es heißt mit Bezug auf das Heiligtum in der Belehnungsszene:

„Zum schnellen Aufbau selbst auf solchem wüsten Platz
Reichst du uns einiges Gold, aus deinem Beuteschatz" —
„Daneben braucht man auch, ich kann es nicht verschweigen,
Entferntes Holz und Kalk und Schiefer und dergleichen."

Ohne Doppelsinn wären diese Verse doch mindestens seltsam, so aber kann ich dem Meister nie genug danken, daß ich mir das Baumaterial aus dem ganzen Reiche seiner Dichtung herbeiholen konnte. Denn muß sein Lebenswerk sich nicht irgendwie in all seinen Schöpfungen verraten, muß sein Geheimnis ihm nicht, mit oder ohne seinen Willen, immer wieder aus der Feder fließen?

„Dichter ist umsonst verschwiegen,
Dichten selbst ist schon Verrath."

Auch seinen „Skizzen" fügte Goethe kleine Gedichte hinzu, „damit der innere Sinn erregt und der Beschauer löblich getäuscht werde, als wenn er das mit Augen sähe, was er fühlt und denkt, eine Annäherung nämlich an den Zustand, in welchem der Zeichner sich befand, als er die wenigen Striche dem Papier anvertraute."

„Ich sah die Welt mit liebevollen Blicken
Und Welt und ich wir schwelgten im Entzücken;
So duftig war, belebend, immer frisch,
Wie Fels, wie Strom, so Bergwald und Gebüsch.
Doch unvermögend Streben, Nachgelalle,
Bracht' oft den Stift, den Pinsel bracht's zu Falle;
Auf neues Wagniß endlich blieb doch nur
Vom besten Wollen halb und halbe Spur.
Ihr Jüngern aber, die ihr unverzagt
Unausgesprochnes auszusprechen wagt,
Den Sinn, woran die Hand sich stotternd maß,
Das Unvermögen liebevoll vergaß,
Ihr seyd es, die was ich und ihr gefehlt,
Dem weiten Kreis der Kunstwelt nicht verhehlt.

Und wie dem Walde geht's den Blättern allen,
Sie knospen, grünen, welken ab und fallen."

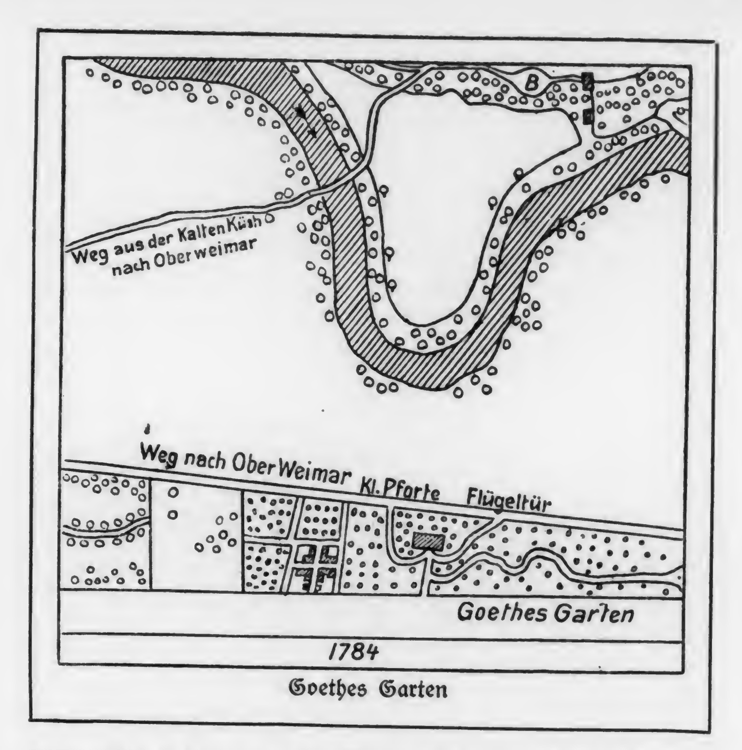
Oft wird der Greis sich den Tag ausgemalt haben, an dem sein großes Vermächtnis ans Licht kommen würde.

„Wer will denn alles gleich ergründen?
Sobald der Schnee schmilzt, wird sich's finden;
Hier hilft nun weiter kein Bemühn,
Sind Rosen und sie werden blühn."

Daß er zugleich damit seinem lieben, alten Garten den Tribut der Dankbarkeit entrichtete, ist ganz eines Goethe würdig. — Schöneres konnte er wahrlich nicht ersinnen, um auszudrücken, wieviel er als Mensch und als Dichter diesem Fleckchen Erde schuldig geworden. Um nachfühlen zu können, was den Vielgeprüften bewegte, wenn er, rückschauend in sein Leben unter den hohen, selbstgepflanzten Bäumen seines Gartens auf und ab ging, muß man die Briefe und Tagebücher seiner ersten Weimarer Jahre gelesen haben, der Jahre, da er noch unter dem bescheidenen Schindeldach wohnte. Es liegt über ihnen ein Hauch von Poesie, den wiederum nur diejenigen verstehen, die seinen Garten und dessen eigenartige Umgebung kennen, „seine liebe Wiese", „sein Thal", „sein liebes niedriges Thal" und den Fluß, dessen Rauschen damals vom Wehr her beruhigend oder lockend zu ihm herüberklang. Hier war der Einsame nicht allein, liebe Schatten gesellten sich zu ihm, wundersame Erinnerungen umspannen ihn und ließen längst verstummte Saiten in seinem Gemüt wieder klingen. Hier hatte er in allen Stürmen der ersten Jahre immer wieder Frieden gefunden und „stille Einkehr" in sich selbst gehalten, hier hatte er mit der „Geliebten" wonnevolle, schmerzlich süße Stunden verlebt. Hier waren die schönsten seiner lyrischen Gedichte entstanden, hier hatte er Iphigenie, hier Tasso geschaffen, hier, in engster Berührung mit der Natur, hatte sein Interesse für den Bau und die Entwicklung

der Pflanzen, das später zu wissenschaftlichen Abhandlungen führte, die ersten Wurzeln geschlagen. Hier in des Ilmtals Sabbathstille gestaltete sich auch das Geheimnis des „Faust", und wenn Goethe selbst sein Werk bezeichnet als „das Einzige, was Noth ist", so liegt der Zusammenhang mit dem „Ewigen Tempel" nahe genug. Auch Comenius, der letzte Bischof der böhmischen Brüder, nannte eines seiner Werke „Das einzig Nothwendige". Das Heiligtum hätte sich indes der Nachwelt gewiß eher enthüllt, wenn nicht die Flügeltür, der Haupteingang zum Garten in ewig verschlossenem Zustande beharrte. Für die Besucher des Häuschens schien sie bis jetzt überflüssig, und so war es in gewissem Sinne schon zu des Dichters Zeiten, aber er ließ die offenbar verfallene noch kurz vor seinem Scheiden erneuern würdig, und an der Hand seiner Tagebuchnotizen ist leicht zu sehen, wie Goethe seine Idee ganz allmählich in Wirklichkeit umsetzte, um sich der Mitwelt nicht zu verraten.

Ursprünglich ließ der glückliche, junge Besitzer, dem Geschmack der Zeit folgend, seinen Garten in englischer Manier anlegen; laut Tagebuch zeichnete er am 18. Mai 1776 „Rasenbänke und einen Grundriß zu einem englischen Garten". Ein Plan von 1784, aus dem ich einen kleinen Ausschnitt beifüge, zeigt noch lauter gewundene Wege, wie sie sich bis heute im oberen Teil des Grundstücks erhalten haben. Eine weise Symmetrie hat aber von vornherein bei der Anlage der einzelnen Plätze gewaltet, so daß sie sich früher oder später dem idealen Bilde leicht einfügten. Es erübrigte schließlich nur, das Kreuzgewölbe durch entsprechend veränderte Wege zu betonen, einige Symbole einzufügen und die Tore, wenn nicht zu schaffen, so doch anzudeuten. Im Jahre 1819 meldet das Tagebuch am 1. April: „Waren Tüncher und Zimmerleute im Garten. Inspektor Blaufuß maß darin zur Vorbereitung des Plans der Stadt." Dieser Plan, 1822 erschienen, bringt den Garten des Herrn Ge-



Goethes Garten

heimen Rats schon mit den Wegen, wie wir sie heute kennen. Möglich also, daß sie auf Goethes Wunsch bereits damals so eingerichtet wurden, wie er sie im Sinne hatte. Wenigstens ging er alsbald daran, sie zu verlegen. Denn am 30. März 1820 notierte er: „Nach Tische in den untern Garten, die neue Pflanzung besehen.“ Dies können die Bäume gewesen sein, die den Weg von der Flügeltür flankieren, der, wie der alte Plan zeigt, bis dahin sanft ansteigend, in schräger Richtung auf den Hauseingang zulief. Im Jahre 1826 oder kurz vorher wird der große Hauptweg seine heutige Gestalt bekommen haben. Am 4. März steht im Tagebuch: „Früh im Garten mit Wolf. Manches durchgedacht und vorge-

arbeitet. Gärtner Herzog. Verabredung wegen einiger Pflanzungen.“ Und am 8. März: „Im untern Garten. Gärtner Herzog war vorgerückt mit Bearbeitung der neuen Rabatten.“ Desgleichen am 9. März: „In den untern Garten. Die Arbeit betrachtet und das Vorliegende bedacht.“ Wer so glücklich ist, sich noch den „naiven, symbolischen Verstand der Alten“ bewahrt zu haben, den unsere Großen am Publikum so schmerzlich vermissen, wird mit ganz anderen Gefühlen nun die Verse lesen, die sich im Nachlaß Frau von Steins gefunden haben:

„Gott segne mir den Mann
In seinem Garten dort! Wie zeitig fängt er an
Ein lockres Beet dem Samen zu bereiten!
Kaum riß der März das Schneegewand
Dem Winter von den hagern Seiten,
Der stürmend floh und hinter sich auf's Land
Den Nebelschleier warf, der Fluß und Au
Und Berg in kaltes Grau
Versteckt, da geht er ohne Säumen,
Die Seele voll von Ernteträumen,
Und sä't und hofft.“

Die „neuen Rabatten“ wurden hergerichtet zur Aufnahme der Malvenallee, die den Greis in den letzten Jahren so entzückte — das „Vorliegende“ deutet aber auf anderes hin, besonders wenn man die Einzeichnung des 13. März noch dazu nimmt: „In Betrachtung des ‚Faust‘ fortgefahren. In den untern Garten. Das Gleiche bedacht.“ Ebenso auffallend ist die Notiz des 11. April: „In den untern Garten. Daselbst das Vorseiende überlegt und allein gegessen.“ Die Verlegung des Weges von der großen Pforte auf den Altar zu scheint das letzte gewesen zu sein. Wir finden im Tagebuch verzeichnet am 9. Oktober 1829: „Ich fuhr in den untern Garten, einiges anzuordnen“, und am 23. Oktober:

„Ich fuhr sodann in den untern Garten, besprach einiges mit dem Gärtner.“ Die 1820 gepflanzten Bäume waren inzwischen herangewachsen, und wenn von nun an der Weg zwischen ihnen hindurch auf den alten Steintisch führte, so war die althergebrachte Form der Basilika schon zu erkennen. Im folgenden Frühjahr, am 2. März 1830, beredete Goethe mit Oberbaudirektor Coudray die „Anlage einer neuen Thür und neuer Stufen für den untern Garten.“ Am 18. März notierte er: „Zeigte mir Coudray einen Vorschlag zu einer neuen Thür in den untern Garten.“ Am 29. April: „— fuhr in den untern Garten, fand Coudray unten, welcher die neue Thüre besorgte.“ Am 30. April: „Abends in den untern Garten. Auch war Coudray unten, wegen der neuen Stufen und Thüre.“ Ohne Zusammenhang mit dem heimlichen Vorhaben hätte die Erneuerung dieser seit dreißig Jahren nur wenig benutzten Tür kaum Zweck gehabt. Eine Zeitlang hatte sie den Dichter und seine zahlreichen Freunde vom Stern herkommend ein- und ausgehen sehen. Im Jahre 1799 wurde sie durch die Zuschüttung des Floßgrabens entbehrlich, da der Garten nun von der andern Seite her bequemer zugänglich war, und die kleine Pforte ist möglicherweise erst damals eingefügt worden. Jedenfalls hätte die nördliche ruhig eingehen können, denn sie hat sich nach Goethes Tode kaum je wieder geöffnet. Am 29. April wanderte alsdann folgende Bestellung nach Jena: „An Georg Paul Götze (Goethes ehemaligen Kammerdiener). Mein werther, vortrefflicher Wegebauinspektor habe die Freundlichkeit, baldigst nachstehendes zu besorgen: Ich wünsche einen einspännigen Karren, nicht gerade ganz voll gefüllt, aber doch hinreichend, von kohlschwarzen und schneeweißen Saalkieseln, mittlerer Größe, eher klein als groß, baldigst zu erhalten; indem ich eine neue Gartenthür errichten muß und beim Eintritte sogleich eine hübsche Mosaik möchte pflastern lassen. Der Fuhrmann könnte von Jena gleich an meinem Garten am Stern anfahren. Wüßte ich, wenn er kommt, so würde ich ihn dort empfangen lassen, sonst aber kann er immer nur gleich vor der Thür abladen. Auslagen für Einsammlung der Steine und die Fuhre ersetze dankbar und hoffe, Du werdest auch diese neugelegten Schwellen gelegentlich einmal freundlich betreten wollen.“ Am 11. Mai schickte Goethe sich an, auch dem in Italien weilenden Sohn von diesen bedeutsamen Neuerungen zu berichten und schrieb ihm: „Die neue Gartenthüre stolziert unten auf der Wiese gar architektonisch ansehnlich; zur Mosaik des Eingangs hat mir Wegebau-Inspektor Götze frische schwarz und weiße Kiesel geschickt. Oberbaudirektor Coudray wird mir bei der Zeichnung beistehen.“ Am 12. Mai bestätigte der Dichter nach Jena den Empfang der erbetenen Sendung, und am 14. findet sich im Tagebuch notiert: „Gegen Mittag mit Coudray in den untern Garten. Daselbst wegen der Mosaik am Eingang verhandelt.“ Diese letzte Tätigkeit des Hochbetagten mutet seltsam an und ließ mich schon früh mehr als nur liebevolle Fürsorge für seine Angehörigen ahnen. Im Juli wurde die Pflasterung eingefügt, sowohl das bedeutungsvolle Pentagramm, wie auch der große Stern hinter dem Hause. Am 23. steht im Tagebuch: „Mit Kanzler v. Müller in den untern Garten gefahren, um die Pflasterarbeit zu besehen.“ Auch am 28., 30. und 31. Juli fuhr Goethe hinaus, ein Beweis, wie sehr ihm das alles am Herzen lag. Nun endlich stand in seiner Phantasie der „Ewige Tempel“ da und harrte der Getreuen, für die er erbaut war. Ihrer waren offenbar nicht viele, denn

„Wenige getrost erwarten
Dankesblume aus stillem Garten.“

Doch sie kamen nicht, und so stehen des Heiligtums Säulen noch heute schweigend und harren eines neuen Morgenrots.

„Weit und schön ist die Welt, doch o wie dank' ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen beschränkt, zierlich, mein eigen gehört!
Bringet mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt."

Die Sibylle

„Schüler macht sich der Schwärmer genug und rühret die Menge,
Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.
Wunderthätige Bilder sind meist nur schlechte Gemählde:
Werke des Geists und der Kunst sind für den Pöbel nicht da."

„Gab die liebende Natur,
Gab der Geist euch Flügel,
Folget meiner leichten Spur,
Auf! zum Rosenhügel!“

Bei all der freudigen Begeisterung, die die Entdeckung des Weimarischen Parkes in der „Classischen Walpurgisnacht“ in mir hervorgerufen, empfand ich doch immer noch eine gewisse Unvollkommenheit an dem gewonnenen Bilde. Es war, als ob zu meinem Bau der Schlußstein fehle, indem mir immer die Worte des kleinen Homunculus im Ohr klangen:

„Indessen ich ein Stückchen Welt durchwandre,
Entdeck' ich wohl das Tüpfchen auf das J.“

An der Sphinx im Weimarer Park, wie an der Sibylle der „Classischen Walpurgisnacht“ vermißte ich noch immer das Charakteristikon, ein Rätsel, respektive ein Geheimnis oder ein Orakel, denn was ursprünglich für die „schwarze Tafel“ bestimmt war, muß doch irgendwie zum Ausdruck gekommen sein. Es hat sich eine Skizze erhalten: „Gebt mir ein Räthsel aus dem tiefsten Schrein“; die Charade, die die Sphinx dem Mephistopheles aufgibt, macht jedoch den Eindruck einer neckisch ausweichenden Antwort und bezieht sich auf ihn selbst. „Natur- und Kunstwerke,“ sagt Goethe, „lernt man nicht kennen, wenn sie fertig sind; man muß sie im Entstehen aufhaschen, um sie einigermaßen zu begreifen.“ So ist z. B. der Besuch Chirons bei der Seherin nicht in ursprünglicher Form in den „Faust“ hineingekommen. Ein Fragment hat ihn uns folgendermaßen überliefert:

„C Halt
F Halt warum
C Halt hier nicht weiter
Hier suchet euch was anders aus“

ferner:
„C Halt
F Warum halt
C Ein Wort in größter Eile
Nie streif ich an diesem Platz vorüber (aus verweile)
So halt ich an — Hier hier —“

Sollte „dieser Platz“, dem ein so auffallender Weiser zugedacht war, nicht an dem Wege liegen, den wir bereits mit so viel Glück verfolgt, und sollte die unterbliebene Betonung vielleicht nur andere Gestalt angenommen haben? Goethe bei seinem Schaffen belauschend, fand ich ihn am 24. Januar 1830 mit dem eben Erwähnten beschäftigt. „Faust,“ so sagte er zu Eckermann, dem getreuen Famulus, „ist jetzt mit dem Chiron zusammen, und ich hoffe, die Szene soll mir gelingen.“ Und am 28. Januar schrieb der Greis zum ersten und einzigen Mal in sein Tagebuch die seltsamen Worte: „Poetische Blicke“. Das fiel wie ein Leuchten auf meinen Weg; hier hatte Goethe gewiß einmal wieder „einen kleinen Knoten im Faust gelöst“, hier mußte etwas ganz Bedeutendes vorliegen. Sollten wir, um von diesen „poetischen Blicken“ etwas zu erlauschen, vielleicht an derselben Quelle schöpfen müssen, aus der noch der alte Goethe sich ewige Jugend trank? Will Chirons dringliche Mahnung:

„Versäume nicht das Heil der edlen Quelle“ —

am Ende auch mit „Doppelblick“ erfaßt sein? Es heißt in den „Zahmen Xenien“:

„Suche nicht vergebne Heilung!
Unsrer Krankheit schwer Geheimniß
Schwanket zwischen Uebereilung
Und zwischen Versäumniß.“

Sollten wir hier nicht vor einer von den „Wiederholten Spiegelungen“ stehen, die „geheimen Sinn zu kosten“ geben? Scheint nicht Fausts Krankheit „unsre Krankheit“ zu sein,

eine Krankheit der Menschheit, die der Meister in der Fülle seiner Weisheit und Liebe zu heilen sich berufen fühlte? Es kann ja eigentlich gar nicht anders sein, denn Faust gilt als Repräsentant der Menschheit; und so muß auch die Quelle Heil für uns alle bergen.

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist es interessant.“

Sollte Fausts Krankheit zusammenhängen mit dem Hasten und Jagen der Gegenwart, die uns alle zu „bestaubten Wandrern“ macht und dem Menschen nicht Zeit läßt, sich auf sein Bestes zu besinnen, auf die schlummernden Kräfte in seinem Innern?

„Versäume nicht das Heil der edlen Quelle!“

Wären wir zu schnell vorüber gegangen? Wenn Chiron ursprünglich sagen sollte: „Nie streif' ich an diesem Platz vorüber, so halt ich an“ — so äußert er sich jetzt in demselben Sinne, von Manto sprechend, die an heiliger Quelle wohnt:

„Ihr glückt es wohl, bei einigem Verweilen
Mit Wurzelkräften dich von Grund zu heilen.“

Fast klingt es, als ob es gälte, den „Stein der Weisen“ zu suchen, wenn Homunculus sagt:

„Dann ist der große Zweck erreicht,
Solch einen Lohn verdient ein solches Streben:
Gold, Ehre, Ruhm, gesundes langes Leben,
Und Wissenschaft und Tugend — auch vielleicht.“

Und indem die kleine Läuterquelle sich bescheiden ebenfalls nach einer „Wiederholten Spiegelung“ umsieht, taucht in der Mummenschanz eine „Quelle“ auf, die offenbar auf die „Classische Walpurgisnacht“ hinweist, und seltsam genug sind die Abgesandten, deren der Dichter sich dazu bedient:

Deputation der Gnomen an den großen Pan.
„Wenn das glänzend reiche Gute
Fadenweis durch Klüfte streicht,
Nur der klugen Wünschelruthe
Seine Labyrinthe zeigt,
Wölben wir in dunkeln Grüften
Troglodytisch unser Haus,
Und an reinen Tageslüften
Theilst du Schätze gnädig aus.
Nun entdecken wir hieneben (im folgenden Akt?)
Eine Quelle wunderbar,
Die bequem verspricht zu geben
Was kaum zu erreichen war.
Dieß vermagst du zu vollenden,
Nimm es Herr in deine Hut:
Jeder Schatz in deinen Händen
Kommt der ganzen Welt zu Gut.“

Das klingt doch zu verlockend, als daß wir nicht noch einmal zu der „edlen Quelle“ zurückkehren sollten. Bei „einigem Verweilen“ erkannte ich, daß hier ein bedeutender Wink verborgen ist für den aufhorchenden Leser, den die kurz abbrechende Szene im unklaren läßt, ob und wie die „asklepische Kur“ sich in der Grotte der Sibylle vollziehe. Da der Dichter mit keinem Worte dieses von Faust so ersehnten Momentes wieder gedenkt, so muß das Heil schon hier zu finden, muß mit Notwendigkeit in der Rede der Manto verborgen sein. „Licht, mehr Licht,“ das betete gewissermaßen jeder Atemzug, mit dem ich in düsterm Grübeln bei dem Rätsel verharrte. Und als dann plötzlich die letzten Schatten entschwanden, die mir das reizende Bild noch verhüllt, als es mir nun in voller entzückender Klarheit leuchtete, wie es in des Dichters Seele heimisch geworden, da war es die Sonne der antiken Welt, die siegreich die Schranken der

Gegenwart durchbrach. Ihr verklärender Schimmer, der die stille Sphinxgrotte des Weimarer Parkes zum Parnaß des alten Hellas gewandelt, ergoß sich nun auch über das kleine bescheidene Brünnlein und tauchte es in klassische Farbe. Entsprang doch am Parnaß die Quelle Hippokrene, der Sage nach durch den Hufschlag des Pegasus entdeckt, und lange mußte Manto warten auf den ersehnten Reiter, den sie mit den Worten begrüßt:

„Von Pferdes Hufe
Erklingt die heilige Stufe.“

Jetzt fühlte ich erst, was mich hierher getragen, — es ist — das Musenroß, das „blendend weiße“ —

„Das Flügelpferd mit Silberschellen,
Das heitere Gesellen
Emporhebt über Heidekraut und Klüfte,
Daß durch den Strom der Lüfte,
Die um den Reisehut melodisch pfeifen,
Des Ernsts Gewalt und Torenlärm der Schlüfte
Als Frühlingsjauchzen nur die Brust mag streifen;
Und so im Flug belauschen
Des trunknen Liedergottes rüst'ge Söhne,
Wenn alle Höhn und Täler blühn und rauschen,
Im Morgenbad des Lebens ew'ge Schöne,
Die, in dem Glanz erschrocken,
Sie glühend anblickt aus den dunklen Locken.“ Eichendorff.

Wie voll „Freisinn“ der Dichter im „Divan“ singt:

„Laßt mich nur auf meinem Sattel gelten“ —

muß auch ein Flügelpferd gesattelt stehen für den, der Goethes „Wunder“ schauen möchte, und dem der ermunternde Zuruf gilt:

„Du, sattle gut und reite getrost!“

Wer könnte da noch zagen? Je höher hinauf, desto mehr teilen sich die Wolken.

Im Parnaß war aber zugleich das **delphische Orakel**, und ein solches durfte bei all dem Spuk der „verrufenen Nacht" nicht fehlen. Das war's. „Und wenn ich von thessalischen Hexen rede, so denk' ich, hab' ich was gesagt." Nun wurden diese Verse mir erst verständlich. Manto, die Goethe zum Verdruß der Philologen als Tochter Äskulaps, des Gottes der Heilkunde, erscheinen läßt, während sonst der blinde Teiresias als ihr Vater gilt, ist eine Sibylle und ward hier gleichsam zur delphischen Pythia. Ihr Spruch ist ein **Orakelspruch** in des Wortes vollster Bedeutung, dunkel und **doppelsinnig**, der die Mission hat, dem ehrlich Suchenden zum Wegweiser zu werden von **Hellas nach Weimar**, von **der Sphinxgrotte zum „Ewigen Tempel"** am Rosenberge. Die rätselhafte Jungfrau im Weimarer Park hat schon früh gewußt um des Meisters Geheimnis, das er mit seinem fürstlichen Freunde teilte, und welch ein Ereignis mag für beide die Schöpfung der Grotte gewesen sein! Zwischen den Felsen und Bäumen im Ilmtale, die das alles miterlebt, wird einem Sonntagskind auch heute noch viel lebendig, besonders im Zauber des Vollmonds, wenn weiße Nebel gespenstisch wallen, und auf des Meisters „lieber Wiese" die Elfen ihr Wesen treiben. Daß aber gerade die Sphinx berufen ist, den Weg zu Goethes Vermächtnis zu zeigen, erfüllt den „Wissenden" mit ahnungsvollem Schauer, denn sie ist „das Bildnis der stillen, in ihrem Geheimnis furchtbaren Natur", furchtbar wenigstens für die, die unvorbereitet den Schleier lüften. Schon im Altertum lag sie als Hüterin vor dem „Tempel der Gewißheit", denn schon die ältesten Priesterschaften der Menschheit wußten und lehrten, „daß in der großen Evolution die menschliche Natur aus der tierischen emportaucht", was Mephisto mit den Worten ausspricht:

„Du bist recht appetitlich oben anzuschauen,
Doch unten hin, die Bestie macht mir Grauen."

Wenn ich so viel von „Heilung" spreche, darf ich aber wohl einen Vers nicht vergessen, der zunächst dem sonst überall hervorblickenden Wunsch nach Genesung zu widersprechen scheint:

„Geheilt will ich nicht sein, mein Sinn ist mächtig;
Da wär' ich ja wie andre niederträchtig."

Es ist der „Dichter", der von seinem hohen Wahn, von seinem beglückenden Rausch, den er den Musen verdankt, nicht geheilt sein will. Wie Schiller, dankt wohl jeder Künstler der Muse:

„Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht — aber mir grauet,
Seh ich, was ohne dich Hundert und Tausende sind."

So stehen auch wir jetzt am Fuße des heiligen Musenberges. Darum

„Versäume nicht das Heil der edlen Quelle!"

Das Brünnlein im Ilmtal hatte es dem Dichter angetan; hier weilte seine Phantasie beim Schaffen, sonst hätte er doch dem Wunderquell, dessen silberhelles Wasser den heiligen Lorbeerhain durchströmte, in dem Apollo selbst sich einst nach Erlegung des Drachen Python das Siegerreis brach, etwas breiteren Raum gegönnt.

Ich zitiere noch einmal die Verse, die schon in der vorigen Arbeit so bedeutungsvoll auftraten:

„Hier trotzten Rom und Griechenland im Streite,
Peneios rechts, links den Olymp zur Seite,
Das größte Reich, das sich im Sand verliert;
Der König flieht, der Bürger triumphirt.
Blick auf! hier steht bedeutend nah,
Im Mondenschein der ewige Tempel da."

Diesen Standpunkt mußte der Leser erst gefunden haben, um den Orakelspruch verstehen zu können, der dem Ganzen die Krone aufsetzt, der die wundersame Brücke schlägt zum Geheimnis des „Rosenhügels". Nicht

des lorbeergeschmückten ehernen Dreifußes, nicht der betäubenden Dämpfe, die aus tiefem Erdschlund hervordrangen, durfte der Dichter gedenken, aber die diskrete szenarische Bemerkung „Inwendig träumend“ wurde eingefügt, um leise an ein Traumorakel zu gemahnen. So tauche denn unter, o Leser, im Bad der „pythischen Pilger“; es sprudelt noch wie in klassischer Zeit in dem „zum Bade flach vertieften Raum“. Nahe dich reines Herzens dem Heiligtum, „dem guten Glück“ vertrauend; schöpfe dir einen Trunk aus dem magischen Quell und, mit der Seele horchend, vernimm der Sibylle tiefsinnigen Spruch:

„Tritt ein, Verwegner, sollst dich freuen;
Der dunkle Gang führt zu Persephoneien.
In des Olympus hohlem Fuß
Lauscht sie geheim verbot'nem Gruß.
Hier hab' ich einst den Orpheus eingeschwärzt:
Benutz' es besser, frisch! beherzt!“

Goethes Schuld ist es nicht, wenn man sie bis heute nicht verstand, nennt er Manto doch ganz ausdrücklich „die liebste mir aus der Sibyllengilde“. Sie ist in der Tat nicht die einzige Sibylle im „Faust“, aber der Meister muß ihr viel vertraut haben, denn

„Ihr glückt es wohl, bei einigem Verweilen
Mit Wurzelkräften dich von Grund zu heilen.“

Darum

„Versäume nicht das Heil der edlen Quelle!“

„Viel Wundercuren gibt's jetzunder,
Bedenkliche, gesteh' ich's frei!
Natur und Kunst thun große Wunder,
Und es gibt Schelme nebenbei.“

Wer möchte jetzt noch diese Verse ohne „Doppelblick“ lesen! Chiron sagt aber auch noch besonders:

„Ganz recht, nur die Augen aufgethan —“

Doch niemand traute bisher dem Dichter zu, daß er hier gar nicht zu der träumenden Seherin spreche, sondern sich, wie an vielen andern Stellen, direkt an den Leser wendet. Und wohl dem, welchem im Ilmtal, wo ein Goethe geträumt und gedichtet, die Augen aufgehn; er ist wie in einem Rausch, als ob die Muse ihn geweckt zu wunderbaren Offenbarungen. In Goethes Schule heißt es aufpassen:

„Das Allermindeste
Müßt ihr entdecken
Auf das geschwindeste
In allen Ecken.“

So hoffte er auch, von den „Wissenden“ verstanden zu werden, wenn er fragt:

„Sind Briten hier? Sie reisen sonst so viel,
Schlachtfeldern nachzuspüren, Wasserfällen,
Gestürzten Mauern, classisch dumpfen Stellen;
Das wäre hier für sie ein würdig Ziel.“

Damit indes dieses „Ziel“ in der Ferne aufdämmern konnte, mußte allerdings die hellenische Landschaft zuvor ihrer klassischen Folie beraubt werden, und so will auch der Orakelspruch natürlich ins Deutsche übersetzt sein. Goethe selbst hat dies erwartet, denn:

„Reden mag man noch so griechisch,
Hört's ein Deutscher, der versteht's.“

„Tritt ein, Verwegner!“ das heißt nicht in die düstre Grotte der Seherin, wie die Welt es bislang verstanden, sondern vielmehr in den „Ewigen Tempel“, den der Dichter kurz vorher durch eine überaus feine Wendung schier unbemerkt dem Rahmen der klassischen Landschaft eingefügt. Die beiden Verse:

„Blick auf! hier steht bedeutend nah
Im Mondenschein der ewige Tempel da“ —

mußten daher dem doppelsinnigen Orakelspruch notwendig vorangehen. Ich erinnere daran, daß Karl August ursprünglich die Absicht hatte, bei der Sphinx „eine in den Berg führende Thür“ anbringen zu lassen, die den „dunkeln Gang“, der zu Persephoneien führt, offenbar noch deutlicher machen sollte. Geistig aufgefaßt ist damit natürlich der „labyrinthisch irre Lauf“ im Werk gemeint, der den redlich Suchenden zur Klarheit führt.

„Seit sechzig Jahren seh' ich gröblich irren
Und irre derb mit drein;
Da Labyrinthe nun das Labyrinth verwirren,
Wo soll euch Ariadne sein?“

Sagt nicht Goethe, daß die „liebenswürdige Natur“ den Faden in Händen halte, der durch seine Labyrinthe leitet? Die Natur hat uns Frauen gewiß manches versagt, aber stiefmütterlich hat sie uns wahrlich nicht behandelt; und da ich an des Meisters Hand so recht inne geworden bin, womit sie uns besonders begnadigt, so stelle ich das Pfund, das ich empfangen, dankbar in den Dienst dessen, der uns wie wenige verstanden hat.

„Der dunkle Gang führt zu Persephoneien.“

Es geht also in die „Unterwelt“; wir stehen vor dem „Hauptgeschäft“, das einem Samenkorn gleich, wie Persephone, noch im Schoß der Erde ruht und nur auf Sonne wartet, um sich zu entfalten. Von der „Mutter Erde“ muß das Heil uns kommen.

„Denn, im Osten wie im Westen,
Zeugt die Mutter Erde gern.“

Wie Homunculus, so ist auch Faust „gar wundersam nur halb zur Welt gekommen“, es fehlt ihm „gar zu sehr am Greiflich-Tüchtighaften.“

„Der dunkle Gang führt zu Persephoneien.“ Persephone aber trägt eine Fackel in der Hand. Wozu wäre der

Orakelspruch eingeflochten, wenn er sich nicht erfüllen soll? Am Ende des „dunkeln Ganges“ muß also Persephone mit der Fackel sichtbar werden, sie muß die Lichtbringerin sein für den dunkeln, unverstandenen „Faust“, gleichsam die andere Hemisphäre dessen, der, wie Seismos, „bis zur Büste noch im Boden steckt“. Erst wenn das „Hauptgeschäft“ ans Licht kommt, wird der Weimarer Parnaß erglänzen im Schmuck der „Doppelmütze“, die „übermüthig noch zuletzt“ Titanenhand ihm „aufgesetzt“. Wird der eine Gipfel auch dem Apollo, der andere dem Bacchos geweiht sein?

Zu wem spricht der Dichter, wenn er sagt:

„Vereint euch nun, ihr Meister unseres Schatzes,
Erfüllt mit Lust die Würden eures Platzes,
Womit der obern sich die Unterwelt,
In Einigkeit beglückt, zusammenstellt.“

Da sie so lange auf sich warten lassen, empfangen wir inzwischen aus Dichtermund die beglückende Verheißung, daß dem sichtbaren Tempel noch ein unsichtbarer, also ein geistiger, zu Grunde liegt. „Der ächte Schüler,“ sagt Goethe im „Wilhelm Meister“, lernt „aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert sich dem Meister.“

„In des Olympus hohlem Fuß“ — auch dieser Weiser führt zum Weimarer Olymp, an dessen Hange des Dichters Garten liegt. Dort muß demnach eine Höhlung, ein Gewölbe oder dergleichen sein, in welchem Persephoneia eines Grußes harrt, der sie zum Sonnenlicht zurück bringt. Doch dieser Gruß, so sagen die Verse, sei „verboten?“ Warum, von wem, das erfährt man nicht. Das deutsche Wörterbuch belehrte mich indes, daß das Wort „verbieten“ ehemals auch im Sinne von „gebieten, entbieten“ gebraucht worden, und in dem Sinne kann ein „geheim verbot'ner Gruß“ unter des „Ewigen Tempels blauem Wölbedach“ nicht überraschen. Das Pentagramm, das als Willkomm auf der Schwelle steht, bedeutet

„Heil dir" = Salus = das Heil, der Gruß; das „Salus Pythagorae" ist ein heiliger Gruß. Heilig heißt auf griechisch hieros (ἱερός). Es wird also das „heilige Wort" des Pythagoras hier verflochten sein, der ἱερός λόγος, von dem schon Philo sagt, daß es in symbolisch-dunkler Weise die ganze Wahrheit enthalte. Denn da bislang alles in griechischer Maske erschien, so müssen in diesem bedeutsamen Moment allerdings griechische Akkorde ertönen, wenn Persephoneia den Gruß verstehen soll. Damit ist denn aber auch dem Klassischen Genüge getan, nun mag das Romantische zu Wort kommen. Von Weimars Glanzzeit flüstert's in den Bäumen; die Saat, die damals gesät, sie „reift der Ernte zu". So dürfen wir den Gruß stolz und freudig in eigner Sprache erschallen lassen, ihn verbieten, d. h. falsch entbieten, und er lautet dann „hier".

Und das Wort „Hier" steht im Garten an einer Stelle, die dem Meister besonders teuer war:

„Hier gedachte still ein Liebender seiner Geliebten."

In stiller Schönheit leuchtend blüht die blaue Blume auch heute noch an der „rechten Stelle" und wartet nur auf eine glückliche Hand, um ungeahnte Schatzgewölbe zu erschließen. Die Bedeutung des Wortes „Hier" als heilig wird dem Leser aus der „Heiligen Schrift", den „Hieroglyphen" und vielem andern bekannt sein, wie denn z. B. der Vorsteher der Eleusynischen Mysterien, der Oberpriester des Tempels, der „Hierophant" und das Heiligtum selbst das „Hieron" genannt wurde.

Wir stehen also an heiliger Stelle, und wahrlich, mir war es oft, als ob eine Stimme mir zuraunte: „Zeuch deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, da du stehest, ist ein heilig Land!"

„Eleusis servat quod ostendat revisentibus," schrieb Goethe am 23. September 1827 an Iken mit Bezug auf

seine „Helena". Und erst bei „einigem Verweilen" ließ die Sibylle sich herbei, von ihrer Weisheit zu spenden. Dankbar aber hätte ich in jenen Tagen, da ein steinern Antlitz mir lebendig ward, mir ins Tagebuch notieren mögen: „Poetische Blicke". Denn das Mondenlicht einer großen Vergangenheit, das in des Dichters Phantasie schon früh über dem Ilmtal aufgegangen, nun umfing es auch mich mit seinem ganzen Zauber, und es war ein wunderbarer Moment, da ich erkannte, daß alles, was Goethe gemeinsam mit dem fürstlichen Freunde dort geschaffen, aus Einem Geist geboren ist. Zugleich den Hochbetagten dichtender Weise belauschend, erschien es mir wie ein Wunder, wie er noch immer imstande war, einen „magischen Kreis" um sich zu ziehen, „sich über sich selbst hinauszumuthen", wie in so kurzer Zeit das gewaltige Gemälde der „Classischen Walpurgisnacht" entstehen konnte, trotz der hohen Anforderungen des Tages. Schweiften des Greises Gedanken dann hinüber zu dem „Stückchen Welt", daß ein „stiller Geist" jenseits der Ilm geschaffen, so schmückte das liebliche Tal sich dem Begeisterten mit allem Glanz hellenischer Schönheit, und seine Phantasie belebte es mit wunderbaren Sagengestalten. Wenn die Sonne darüber lag, so war es „die Sonne Homers"; in Weiden und Zitterpappeln raunte es von glücklicheren Zeiten, und die Nymphen des Peneios flüsterten dem Entrückten seltsame Träume zu. Vom Rosenberg herüber aber schaute in diese klassische Schöpfung ein Stückchen Romantik hinein, der selbstgeschaffene „Ewige Tempel", und harrte eines verläßlichen Wegweisers. Da galt es, eine ideale Brücke zu schlagen, die Jahrtausende überspannte, eine Brücke, die in kühn verwegenem Bogen vom Lande der Griechen sich hinüberwölbte zum rosenumrankten Schindeldach des Gartenhäuschens. Und wie sie sich gestaltet in einer Form, die zur Bewunderung zwingt, wird dankbare Freude des Dichters

Herz erfüllt haben, daß ihm der kastalische Quell noch einen so jugendfrischen Trunk bescherte. Er, der alles darauf Bezügliche so sorgsam vor der Welt verbergen mußte, konnte es sich offenbar nicht versagen, sich seinem Tagebuch anzuvertrauen mit den wenigen Worten: „Poetische Blicke". Ja, das Jahr 1830 war ein sehr fruchtbares; sagte Goethe doch damals seinem Freunde Zelter „ins Ohr": „Ich erfahre das Glück, daß mir in meinem hohen Alter Gedanken aufgehen, welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen eine Wiederholung des Lebens gar wohl werth wäre."

Indes bin ich dem Leser noch den Schluß des Sibyllenspruchs schuldig:

„Hier hab' ich einst den Orpheus eingeschwärzt,
Benutz' es besser, frisch! beherzt!"

Auch Orpheus wartet auf den „Doppelblick", der neben hellenischer Maske zugleich das Gewand der deutschen Renaissance erkennt. Aus diesem Rahmen blickt alsdann ein wohlbekanntes liebes Antlitz hervor, der Freund, in dem Goethe „die Hälfte seines Daseins" verlor, den er „eingeschwärzt" in sein großes Geheimnis — Schiller, der Orpheus unserer klassischen Zeit. „Denn er war unser!" sang der trauernde Meister, als er geschieden. Er hat um „den dunklen Gang" gewußt, der „zu Persephoneien führt"; er hat das Geheimnis treu bewahrt und mit ins Grab genommen, denn „um der Liebenden Glück wisse der Sänger allein". Du aber, so redet nun doppelsinnig das Orakel weiter, der du nun auch zum Lichte durchgedrungen, „benutz' es besser, frisch, beherzt!" So erfülle ich nur des Greises letzten Willen, indem ich den „verbotnen Gruß", auf den das Rätsel wartet, endlich auszusprechen wage und im Vertrauen auf den Spruch der Sibylle rufe: „Hier!" Hier im Garten muß das zu finden sein, was ich ahnend suche, das „Hauptgeschäft", das „Beste", was ein Goethe der Welt

zu geben hatte. In „fühlender Hand" wird schon längst „das magische Reis sich regen", und dem Leser ist es hoffentlich zur Gewißheit geworden, daß noch etwas anderes als des Dichters Pietät für den alten Garten die wunderbare Tempelanlage ins Leben rief. Ihre zwiefache Erwähnung im „Faust" berechtigt zu der Kombination einer hohen Bedeutung für denselben.

So wage ich es, allen Skeptikern der Welt zum Trotz, kühn und vertrauensvoll den Schluß zu ziehen und auszusprechen: Der „Ewige Tempel" im Ilmtal wurde errichtet, um ein Testament zu bewahren; er ist die Folie für ein bisher noch ungeahntes Vermächtnis. Er ist das, wovon der Greis am 17. Juli 1827 an seinen Freund Zelter schrieb: „Ich möchte euch wohl noch ein paarmal überraschen und in Verwunderung setzen, wozu wohl die Anlage schon da ist."

Im Frühling dieses Jahres wie auch im Jahre 1829 wohnte Goethe längere Zeit draußen im „untern Garten", hatte also vollauf Gelegenheit, ohne daß es jemand merkte, ein kleines Gewölbe oder dergleichen zur Aufnahme des Dokumentes herzurichten. Wenn mich nicht alles täuscht, so war es am 16. August 1831, also kurz vor seinem letzten Geburtstage, als die Malven in seinem Garten ihre leuchtenden Kelche geöffnet hatten, daß er der „Mutter Erde" seinen Schatz anvertraute. Wie von einer drückenden Last befreit, atmete der Hochbetagte auf und zog noch einmal ins liebe Thüringer Land hinein, auf die Berge, auf den Gickelhahn, und die Enkel hörten sein Flüstern: „Warte nur, balde ruhest du auch!" — Heimgekehrt, scheint Goethe am 7. September wieder im Garten zu schaffen gehabt zu haben, ebenso am folgenden Tage. Er notierte am 8. in sein Tagebuch: „Nach Tische mit Wolf in den untern Garten. Die wenigen Erdarbeiten betrachtet." In den ersten Weimarer Jahren schrieb der Schaffensfreudige einmal: „Bäume pflanze ich jetzt, wie

die Kinder Israel Steine legten zum Zeugniß." Und als sie herangewachsen waren, stand er sinnend davor:

„Sag' ich's euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenröthlich mich umtanzt" —

Die Bäume entstammen einer Periode von Goethes Leben, von der wir verhältnismäßig wenig wissen, denn „Wahrheit und Dichtung" endigt mit dem Ruf nach Weimar, und von den ersten zehn Jahren seines weimarischen Lebens sagte der Meister selber, daß er sie nur im Gewande eines Märchens oder einer Fabel darstellen könne; „als wirkliche Tatsache würde die Welt es nimmermehr glauben." Werden wir je erfahren, was er damals alles erlebt? Die ἀγαθή τύχη in seinem Garten weiß davon zu sagen, und es kommt die Zeit, da „die Steine reden und die Mauer ihren Ruf ertönen" läßt. Damals gründete er die ersten Säulen des Tempels; nun war wohl der Schlußstein eingefügt, und man hatte Rasen darüber gesät. Was lag nicht alles zwischen dem Damals und Jetzt! So wird in dieser Stunde gar vieles durch die Seele des Weisen gezogen sein, Vergangenheit und Zukunft, Beginnen und Vollenden hatten sich zum Kreis geschlossen, wie denn

„der Weltumsegler freudig trifft
den Hafen, wo er ausgeschifft."

Aus dem Brief an Zelter geht hervor, daß sein Vermächtnis in erster Linie für die Freunde bestimmt war, und auch Tasso sagt:

„Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre."

Hätte er ahnen können, daß sie achtlos vorübergehen würden, daß erst nach achtzig Jahren sein verschwiegenes Walten hier zu Tage kommen würde! Sollte es ihm nicht mehr vergönnt

gewesen sein, den letzten Wegweiser zu bestellen, oder wäre er gar verloren gegangen?

„Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt," sagt Manto und

„Tritt ein, Verweg'ner, sollst dich freuen!"

Verwegen ist eben, wer „Unmögliches begehrt", und so hab' ich's gewagt, und meine Freude ist so groß und tief, daß ich sie allen Guten mitteilen, daß ich sie alle hereinholen möchte ins Heiligtum, die da sehnsüchtig vor verschlossener Pforte stehen. Aber werden sie kommen, wenn Frauenhände winken? Goethes Rat:

„Vor den Wissenden sich stellen,
Sicher ist's in allen Fällen!
Wenn du lange dich gequälet,
Weiß er gleich, wo dir es fehlet;
Auch auf Beifall darfst du hoffen;
Denn er weiß, wo du 's getroffen" —

ich habe ihn nicht unbefolgt gelassen, doch der „Wissenden", wie der Meister sie im Sinn hatte, scheinen nur wenige zu sein, wie er selber sagt:

„Wenige getrost erwarten
Dankesblume aus stillem Garten." —

So kam es, daß ich den „Beifall", den ich hoffte, zunächst nur bei den Nichtwissenden fand, die in ihrer Art mich allerdings für manche Enttäuschung reich entschädigten. Da das „Wissen" mir in offizieller Form versagt, so muß ich doppelt dankbar sein, daß Mutter Natur mir ein Organ gab, „das produziren kann". Hätte ich aber wohl vermocht, dem „Faust" so viel Schönheit und Farbe abzuringen, wenn ich nicht die rechte Saite gerührt?

„Was dem einen widerfährt,
Widerfährt dem andern;
Niemand wäre so gelehrt,
Der nicht sollte wandern;

Und ein armer Teufel kommt
Auch von Stell' zu Stelle;
Frauen wissen, was ihm frommt,
Welle folgt der Welle."

Haben nicht von jeher Frauen und Dichter einander nahe gestanden, begegnet nicht die Frau dem Dichter überall in der schönen Welt ihres tiefen Gefühls?

„Schöpft des Dichters reine Hand,
Wasser wird sich ballen."

Auch Frauenhände können dies „Wunder" wirken, denn es heißt im „Paria" von einer edlen Frau:

„Sel'gem Herzen, frommen Händen
Ballt sich die bewegte Welle
Herrlich zu krystallner Kugel."

Dichterland ist Wunderland, Dichterland ist Märchenland; im Märchen aber reist der Königsohn oft „inkognito", doch eine echte Königstochter erkennt ihn in jedem Gewande. Darum

„Dem Faun wenn er die Patsche reicht
Versagt die schönste den Tanz nicht leicht."

Das Goethe-Nationalmuseum bewahrt einen Zyklus von symbolischen Bildern, die bei Karl Augusts Jubelfeier im Jahre 1825 des Freundes Haus am Frauenplan besonders sinnig zierten.

Eins davon, ein leuchtender Stern über Winkelwage, Blei und Zirkel, trägt die Inschrift:

„Zum Beginnen, zum Vollenden
Cirkel, Blei und Winkelwage;
Alles stockt und starrt in Händen,
Leuchtet nicht der Stern dem Tage."

Und der „Stern" war auch mein Führer; er leuchtete mir auch in den dunkelsten Stunden. Der „Stern" in Goethes „Faust" ließ mich den „Stern" im Park zu Weimar finden. So kam ich ahnungsvoll zu der Sphinx. Über meinem

Flehen ward ihr starres Antlitz lebendig, ihr wonnig Geheimnis ward mein. Und als ich ihr glücklich den Orakelspruch abgelauscht, fand ich das „Salus Pythagorae", den „Stern" in des Meisters Garten.

„Was könnte da zum Unheil sich vereinen,
Zur Finsterniß, wo solche Sterne scheinen?"

Dies wunderbare Dreigestirn erfüllt mich mit grenzenloser Ehrfurcht; waltete es doch bis zuletzt mit mildem Glanze über der stillen Tätigkeit des greisen Dichters. Es steht verheißungsvoll auch über meiner Arbeit, und ich lebe der beseligenden Hoffnung, daß es nun bald tage.

„Und wir finden's hier zum Besten,
Segnen dankbar unsern Stern,
Denn im Osten wie im Westen
Zeugt die Mutter Erde gern."

Jetzt erst darf ich die Arbeit über die „Classische Walpurgisnacht" in ihrer Art als abgeschlossen betrachten; wer zu Goethes „stillem Garten" will, muß zuvor dem Genius des Weimarer Parkes opfern, und so war die Schilderung seiner originellen Entstehung der würdigste Rahmen für den „Ewigen Tempel", für das Geheimnis „im Stern".

„Was lebte, rollt zum Himmel aus dem Tale,
Des Ritters Mut, Gesanges feur'ge Zungen,
Und aus den Felsen Münster kühn geschwungen,
Das Kreuz erhebend hoch im Morgenstrahle.
Versunken sind die alten Wundermale,
Nur eine Waldkapelle unbezwungen,
Blieb einsam stehen über Niederungen,
Die läutet fort und fort hinab zum Tale.
Was frägt die Menge, obs der Wind verwehe, —
Nur ein'ge trifft der Laut, die stehn erschrocken,
Und mahnend lockts wie Heimweh sie zur Höhe.
Ein heitrer Geist zieht oben still die Glocken,

Reicht fest die Hand und führt aus der Verheerung
Durchs alte Tor die Treuen zur Verklärung." (Eichendorff.)

Am 26. Juli 1828 schrieb Goethe aus Dornburg an Zelter: „Wenn dieß Ding (Faust) nicht, fortgesetzt, auf einen übermüthigen Zustand hindeutet, wenn es den Leser nicht auch nöthigt, sich über sich selber hinauszumuthen, so ist es nichts werth. Bis jetzt, denk' ich, hat ein guter Kopf und Sinn schon zu thun, wenn er sich will zum Herrn machen von allem dem, was da hineingeheimnisset ist." Wer, außer Goethe, hat das Wort „übermüthig" je in diesem Sinne gefaßt! Bei ihm muß man erst noch lesen lernen, um den ganzen Reichtum unserer deutschen Sprache, die gerade er auf einen so hohen Grad der Ausbildung gebracht hat, zu verstehen. Mir aber könnte ich nichts Besseres wünschen, als daß es mir gelungen wäre, auch einige meiner Leser in einen übermüthigen Zustand zu versetzen. „Den Stoff," sagt Goethe, „sieht jedermann vor sich, den Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu thun hat, und die Form ist ein Geheimniß den Meisten."

„Wir wandern ferner auf bekanntem Grund,
Wir waren jung, hier waren wir gesund,
Und schlenderten den Sommer-Abend lang
Mit halber Hoffnung mannigfalt'gen Gang.
Und wie man kam, so ging man nicht zurück;
Begegnen ist ein höchstes Liebeglück.
Und zwei zusammen sehen Fluß und Bahn,
Und Berg und Busch sogleich ganz anders an.
Und wer dieselben Pfade wandernd schleicht,
Sei ihm des Zieles holder Wunsch erreicht!"

Das Testament

„Zu Goethes Denkmal was zahlst du jetzt?
Fragt dieser, jener und der. —
Hätt' ich mir nicht selbst ein Denkmal gesetzt,
Das Denkmal, wo käm' es denn her?“

„Nichts vom Vergänglichen,
Wie's auch geschah,
Uns zu verewigen
Sind wir ja da.“

Daß Goethe die Ausführung des vierten Aktes des „Faust“ immer wieder hinausschob, und daß diesem seine letzte Arbeit gegolten hat, kann gar nicht genug betont werden. Die Belehnungsszene ist zuallerletzt entstanden; sie birgt in „Wiederholter Spiegelung“ den orakelhaften Hinweis auf den „Ewigen Tempel“, sie birgt in ebenso fein versteckter Form auch eine Spur, die zu dem hinüberleitet, um deswillen der Tempel geschaffen wurde: zu Goethes Testament. Es ist bekannt, daß der Dichter zur Ausgestaltung dieser Szene aus der Großherzoglichen Bibliothek die „Erläuterung der Guldenen Bulle“ von Olenschlager entlieh, in der er u. a. die Vertreter der vier Erzämter und ihre Funktionen ausführlich beschrieben fand und sie zu seinen Zwecken nutzte. Doch ein seltsames Doppelwesen, das in derselben Szene vorkommt, reizte mich immer wieder zu grübelnder Betrachtung.

„Ist es Ein lebendig Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt?
Sind es zwei, die sich erlesen,
Daß man sie als Eines kennt?“

Ich muß den Leser bitten, sich in die Belehnungsszene noch einmal ganz zu versenken. Der Kaiser tritt auf mit vier Fürsten, denen er alsbald in feierlicher und offenbar sorgsam gewählter Rede die erblichen Ämter verleiht. Der Erzbischof, der an der bedeutsamen Handlung doch eigentlich hätte teilnehmen müssen, erscheint aber erst, als ein bekräftigendes Dokument gewünscht wird und wird mit den Worten eingeführt: „Der Erzbischof tritt auf.“ Der Kaiser redet ihn folgendermaßen an:

„Du siehst vier Fürsten da!“

„Wir haben erst erörtert,
Was den Bestand zunächst von Haus und Hof befördert.
Nun aber, was das Reich in seinem Ganzen hegt,
Sei, mit Gewicht und Kraft, der Fünfzahl auferlegt.“
usw.

Der darauf dankbar erwidernde Erzbischof scheint also der fünfte im Bunde zu sein. Indes, als nun der Kaiser seine Rede fortsetzt: „Euch Fünfen will ich noch erhöht're Würden geben“ — da antwortet jemand, dessen Vorhandensein man bislang gar nicht ahnte, dessen Auftreten nirgends erwähnt wird, der Erzkanzler, der also die Zahl der Getreuen auf sechs erhöhen würde. Im „Faust“ ist nun weiter zu lesen: „Die weltlichen Fürsten entfernen sich.“ Sodann: „Der Geistliche (womit doch wohl der Erzbischof gemeint ist) bleibt und spricht pathetisch: ‚Der Canzler ging hinweg, der Bischof ist geblieben.‘“ Sehr bald danach muß aber der Bischof in einer wichtigen Funktion für den Kanzler eintreten und sagt: „Als Canzler förd'r' ich nun Schluß und Formalität.“ Warum ließ Goethe den Kanzler nicht einfach bis zum Schluß der Verhandlungen dableiben? Die Frage wird natürlich gleich nach dem Erscheinen des zweiten Teils aufgetaucht sein. Riemer und Eckermann, die deutlich empfanden, was aus dem Verlauf der Szene hervorgeht, daß wir es trotz der wechselnden Charaktere nur mit einer Persönlichkeit zu tun haben, glaubten die Unklarheit durch die Bezeichnung „Erzkanzler = Erzbischof“ beseitigen zu müssen. Glücklicherweise schimmern des Meisters feine Pinselstriche noch kräftig genug durch die fremde Übermalung hindurch, um ein „bedeutendes“ Versteckspiel trotzdem erkennen zu lassen. Etwas Geheimnisvolles webt immer noch um die Erscheinung des seltsamen Doppelwesens, niemand vermochte bisher die Frage zu beantworten, weshalb Goethe nicht zwei

selbständige Personen auftreten ließ, der Gang der poetischen Handlung wäre in keiner Weise dadurch beeinträchtigt. Die Bestätigung des Erzbischofs als Erzkanzler vergessen zu haben, kann ich dem in voller Geistesfrische waltenden Greis nicht zutrauen; auch würde selbst sie noch immer nicht das Erscheinen des „Geistlichen“ und seine sonderbaren Worte motivieren. Man hat auch hier versucht, nachträglich klärend einzugreifen. Man ergänzte hier einfach „Fürst“, im Gegensatz zu den weltlichen Fürsten; indes darf nicht übersehen werden, daß der „Geistliche“ in der Handschrift groß geschrieben ist. Und wenn sich derselbe, nachdem die anderen gegangen, alsbald vernehmen läßt, wozu bedarf es dann noch der ausdrücklichen Bemerkung, daß er „bleibt“? Auch empfindet man zunächst seine Worte nicht als so schwerwiegend, daß er sie durchaus „pathetisch“ auszusprechen hätte, denn er verkündet nur die bisher für den Leser nicht viel bedeutende Tatsache: „Der Canzler ging hinweg, der Bischof ist geblieben.“ Wenn ein Goethe, dem alles Pathos so fern liegt, der „der Gesetzlichkeit der seelischen Bewegungen den einfachsten und umfassendsten Ausdruck gibt“, der in den „Annalen“ sagt, daß er sich in seinem Leben „vor nichts so sehr gehütet, als vor leeren Worten“, „pathetisch“ wiederholt, was eine szenarische Bemerkung eben vorher ausgesprochen, so hoffte er, uns ein Lächeln abzugewinnen. Denn

„Verzeih, ich kann nicht hohe Worte machen,
Und wenn mich auch der ganze Kreis verhöhnt;
Mein Pathos brächte dich gewiß zum Lachen,
Hätt'st du dir nicht das Lachen abgewöhnt.“

Doch da Goethe diese Worte Mephisto in den Mund legt, schienen sie nicht viel zu bedeuten. Bei Goethe kann man alles lernen, auch lesen und lachen, und wenn man nur seine Weise versteht, dann sprudelt's reichlich auch „an mancher trocknen kahlen Felsenstelle“, wie der „Berg Faust“ deren

verschiedentlich aufweist. Nach dieser langatmigen Auseinandersetzung will ich nun endlich aussprechen, was mir in ernster Arbeit zur Gewißheit wurde: das seltsame Doppelwesen, das sich nicht in eine Gestalt will bannen lassen, ist Goethe selber. In den „Zahmen Xenien", die seinem Wunsch entsprechend „immer walten" sollen, äußert er sich:

„Theilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen noch das Außen,
Allen muß das Ganze geben,
Um mit euch und mir zu hausen.
Immer hab' ich nur geschrieben
Wie ich fühle, wie ich's meine,
Und so spalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine —"

Das Genie ist „eine unendliche Mannigfaltigkeit in geschlossener Einheit", und Goethe gleicht einem wunderbaren Kristall, an dem man immer wieder neue, herrlich geschliffene Flächen entdeckt. Da er nun am „Faust" während seines ganzen Lebens tätig war und also dieses ganzen reichen Lebens Erfahrung und Weisheit hineinversenkte, so mußte auch der ganze Mensch darin zu Wort kommen. Dazu aber reicht eine Gestalt wahrlich nicht aus. Ohne die Universalität dieses Geistes auch nur ahnend zu begreifen, wird doch jeder in sich selber schon einen Dualismus fühlen, oder wie Novalis sagt: „Es sind Zweie im Menschen, ein Verständiger und ein Dichter." Der Verständige lebt in dieser, der Dichter aber in einer anderen, viel schöneren, selbstgeschaffenen Welt, und so entsteht ein Zwiespalt, dem wir auch im „Faust" begegnen werden, der schon im „Tasso" nach Ausdruck ringt, indem Dichter und Staatsmann miteinander in Konflikt geraten; man hat längst in beiden Goethe erkannt. Wenn sich nun hier der Dichter, der zugleich Prophet ist, im „Erzbischof" verbirgt, so wird ein gläubig Gemüt seine heilige Mission

durchschimmern sehen. In Friedrich Schlegels Athenäum-Fragmenten heißt es: „Auch ist das Verhältnis des wahren Künstlers und des wahren Menschen zu seinen Idealen durchaus Religion." Waren ursprünglich nicht Dichter und Priester Eins? Erst spätere Zeiten haben sie getrennt. „Der echte Dichter ist aber immer Priester, so wie der echte Priester immer Dichter geblieben, und sollte," so fragt Novalis, „die Zukunft nicht den alten Zustand der Dinge wieder herbeiführen? — Jener Repräsentant des Genius der Menschheit dürfte leicht der Dichter katexochin sein." „Auch in Spinoza lebt schon dieser göttliche Funken des Naturverstandes. Plotin betrat, vielleicht durch Plato erregt, zuerst mit echtem Geiste das Heiligtum — und noch ist keiner nach ihm wieder so weit in demselben vorgedrungen. In manchen älteren Schriften klopft ein geheimnisvoller Pulsschlag und bezeichnet die Berührungsstelle mit der unsichtbaren Welt, ein Lebendigwerden. Goethe soll der Liturg dieser Physik werden — er versteht vollkommen den Dienst im Tempel." Wer „Dichtung und Wahrheit" kennt, wird sich erinnern, daß Goethe schon als Knabe in seinem Zimmer bunte Steinchen zusammenschichtete, ein Räucherkerzchen darauf entzündete und sich freute, wie der Rauch nach oben stieg. Das war der erste Altar, an dem er in seiner Weise der Gottheit opferte, und sobald der „Unbehauste" in Weimar ein Fleckchen Erde sein eigen nennen durfte, ist es wiederum ein Altar, den er errichtet. Von den Weihestunden, die der wegen seines Heidentums so viel Geschmähte hier in stiller Verborgenheit erlebt, kann nur ein Ahnen uns durchzittern. Wenn Goethe einst der Fürstin Gallitzin, die überrascht war, in ihm einen Nichtkatholiken vor sich zu haben, erwiderte: „Geben Sie mir zu, verehrte Freundin, ich stelle mich nicht fromm, ich bin es am rechten Orte", so harren auch hier noch feine Fäden der Entdeckung. Wir aber, die wir nun den Meister im selbst-

geschaffenen Tempel im Ilmtal als Priester des Ewigen walten sehen, sind auch am „rechten Orte“ und fühlen es tief im Innern, daß sein ganzes Leben Gottesdienst war. Ob er im „Faust“ sich auch streng verhüllt, seine „Priesterschaft“ blickt dennoch durch, oft an Stellen, wo man sie am wenigsten erwartet. Wenn z. B. Wagner, Fausts „Fülle der Gesichte“ störend, sagt:

„Verzeiht! ich hör' euch declamiren;
Ihr last gewiß ein griechisch Trauerspiel?
In dieser Kunst möcht' ich was profitiren —“

so waltet hier ein Doppelsinn, und der Frager ist der Wahrheit näher, als es den Anschein hat. Denn die griechische Tragödie war — Gottesdienst, und „diese Kunst“ lernte Goethe von den Griechen, wie es denn nach Friedrich Schlegel der Deutsche ist, der „die Kunst als eine Tugend treibt und als Religion“. Der „Schüler“ wurde freilich bislang nicht verstanden, wenn er sagt:

„Drei Jahr ist eine kurze Zeit,
Und, Gott! Das Feld ist gar zu weit —“

und nicht oft genug kann des Meisters Wort betont werden, das er schon nach dem Erscheinen des „Werther“ den „Widerbellenden“ zurief:

„Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen.“

Das „Feld“ ist freilich unerschöpflich, und

„Der Blocksberg wie der deutsche Parnaß
Hat gar einen breiten Gipfel.“

Die Wahrheit ist uralt und bleibt immer dieselbe, es kann sich immer nur um eine andere Form der Darstellung handeln, und wenn uns die Form im „Faust“ absurd erscheint, so sagt doch Faust mit vollem Recht zu Gretchen:

„Es sagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
Jedes in seiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen?“

Der Dichter, der in den „orphischen Urworten“ bekennt:

„Gar manches Herz verschwebt im Allgemeinen,
Doch widmet sich das edelste dem Einen —“

der durfte hoffen, daß die „Nachwelt“ ihm kein anderes „Hauptgeschäft“ zutrauen würde, als „das Einzige was Noth ist“, denn ist nicht des Menschen „Hauptgeschäft“ seine Religion?

Doch so innig auch der Meister im „Divan“ fragt:

„Fühlst du nicht an meinen Liedern,
Daß ich eins und doppelt bin?“ —

die Welt kennt ihn noch immer nicht als Bischof, sondern nur als Kanzler.

„Ist es Ein lebendig Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt?
Sind es zwei, die sich erlesen,
Daß man sie als Eines kennt?“

„Solche Frage zu erwidern fand ich wohl den rechten Sinn“, denn wenn auch das zwiefache Wesen sich erst in der „Doppelmütze des Parnaß“ ganz offenbaren wird, so blickt es doch schon durch in den „pathetischen“ Worten:

„Der Canzler ging hinweg, der Bischof ist geblieben.“

Die Mission des einen war erfüllt, die des anderen ist es noch nicht; wenn auch Goethe starb und begraben wurde, sein Geist ist geblieben.

„Nur stille! nur bis morgen früh:
Denn Niemand weiß recht, was er will.
Was für ein Lärm! was für eine Müh!
Ich sitze gleich und schlummre still.“

Ist es nur die Palingenesie des Genius, die hier durchschimmert? Wie Barbarossa im Kyffhäuser auf die Wiedergeburt des deutschen Kaiserreiches wartete, so schläft auch Goethes Geist, bis es wieder „an der Zeit“ ist, bis der „Eine Geist“ erscheint, auf den zahllose Weissagungen vertrösten.

Alle Dichter und Künstler entstammen „Einem Geiste“ und sind sich, sobald sie „Adel und Zweck“ erkannt, einer gemeinsamen hohen Mission bewußt, der Vervollkommnung und Aufwärtsführung des Menschengeschlechts, oder um mit Schiller zu reden:

„Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane.“

Daher im „Faust“ ein „Gemurmel“:

„Ich weiß schon — Was dahinter steckt —
Und was denn weiter? — Ein Project —“

Wenn es nun im fünften Akt heißt:

„Daß sich das größte Werk vollende,
Genügt Ein Geist für tausend Hände“ —

so muß in diesem „Einen Geist“ vor allen Dingen auch das „Project“ lebendig sein; es muß über seinem ganzen Leben schweben, wie es über dem des Meisters schwebte. Wenn die Glorie eines echten Dichters ihn zieren soll, muß auch er ein „Geistlicher“ sein, ein Bischof in Goethes Sinne, denn „das Genie ist gotterfüllt“, und dieselbe „Göttin“, der der Meister den Preis zuerteilt, muß auch in seinem Herzen thronen, denn: „das Organ des Menschen für die Gottheit ist die Phantasie.“

Der „Geistliche“ kann aber zugleich im Sinne Friedrich Schlegels aufgefaßt werden von allen denen, die die Romantik und den Klassizismus eines Goethe und Schiller nicht als Gegensätze, sondern als zwei sich ergänzende Erscheinungen anzusehen gelernt haben. Schlegel sagt in seinen „Ideen“: „Ein Geistlicher ist, wer nur im Unsichtbaren lebt, für wen alles Sichtbare nur die Wahrheit einer Allegorie hat.“ Am Schluß des „Faust“ heißt es:

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß“ —

Dies Wort will allerdings auf den Kosmos bezogen sein, indem Goethe wie die Romantiker, seinen Standpunkt von

der „inneren Form“ mit Schellingscher Naturphilosophie und Fichteschem Idealismus verschmelzend, das „rhythmische Weltgebäude“ als „göttliche Allegorie“ auffaßte. Es gilt aber zugleich von der „Welt“ im „Faust“ als Goethes ureigener „Schöpfung“, von der er selber sagt, daß er „ein inneres, lebendiges Knochengerippe mit Sehnen, Fleisch und Oberhaut bekleidet, auch wohl dem fertig Hingestellten noch einige Mantelfalten umgeschlagen habe“. Bedeutete die „Classische Walpurgisnacht“ insofern eine Überraschung, als wir unter griechischer Maske Goethesche Zeit und Zeitgenossen entdeckten, so war dies doch nur der erste Schritt zur Verkündung der ungeheuren Tatsache, daß eine Vermummung der Gestalten im ganzen Werke obwaltet.

„Ist eben hier eine Mummenschanz,
Wie überall ein Sinnentanz.“

„So schließen wir, daß in die Läng'
Euch nicht die Ohren gellen;
Vernunft ist hoch, Verstand ist streng,
Wir rasseln drein mit Schellen.“

Auch das darf bei einer „Mummenschanz“ nicht fehlen:

„Wie weit soll das noch gehn!
Du fällst gar oft ins Abstruse,
Wir können dich nicht verstehn.
Deßhalb thu' ich Buße:
Das gehört zu den Sünden.“

„Und ganz erwünscht kommt Aschermittwoch an.
Indessen feiern wir, auf jeden Fall,
Nur lustiger das wilde Carneval.“

Aber warum? so wird der Verstand des Lesers fragen. Ich lasse Goethe selber antworten:

„Ihr edlen Deutschen wißt noch nicht,
Was eines treuen Lehrers Pflicht

Für euch weiß zu bestehen;
Zu zeigen, was moralisch sei,
Erlauben wir uns frank und frei,
Ein Falsum zu begehen.
Hiezu haben wir Recht und Titel:
Der Zweck heiligt die Mittel."

Bis es uns gelingt, „Recht und Titel" ausfindig zu machen, kann der Meister nicht erwarten, daß wir ihm voll vertrauen, sein „Zweck" könne nur der beste und edelste sein, und daß wir uns deshalb, so seltsam sie auch scheinen, mit seinen „Mitteln" befreunden?

„Wir sind gewohnt, daß die Menschen verhöhnen,
Was sie nicht verstehn,
Daß sie vor dem Guten und Schönen,
Das ihnen oft beschwerlich ist, murren;
Will es der Hund, wie sie, beknurren?"

Wer möchte da noch zu den „Widerbellenden" gehören!

Ich komme später auf die „Vermummung" zurück, die ich jetzt nur flüchtig streifen mußte, um nicht ganz unvermittelt dem Kaiser die Kappe vom Gesicht zu ziehen und ihn als „Schein" zu enthüllen. Einem guten Kenner des zweiten Teils werden sofort alle Taten, oder vielmehr Nicht-Taten des Kaisers einfallen, sowie alle Vorwürfe, die derselbe deshalb zu verdienen scheint, und wenn er das Fazit zieht, wird ein seltsam unbefriedigendes Bild vor ihm erscheinen. Aber tritt im vierten Akt nicht auch ein „Gegenkaiser" auf? Nach allem, was ich schon dem großen Rätsel abgewonnen, bedarf es doch wohl nicht mehr der Betonung, daß wir es nicht mit den Schicksalen irgendeines Kaisers zu tun haben. So wie es einen echten und unechten, einen wahren und einen falschen „Schein" gibt, so kommt auch im „Faust" ein Kaiser und ein Gegenkaiser zur Darstellung, und der eine muß „am Ende" nebst seinen „falschen Anverwandten" dem anderen

weichen. So lange wir noch nicht gelernt haben, „vom Sein den Schein zu trennen", so lange wir von dem Schein uns täuschen lassen und nur „vom Markt in die Kirche" hineinschauen, „da ist alles dunkel und düster", oder wie es im Werke selber heißt:

„Wer schaut hinab von diesem hohen Raum
In's weite Reich, ihm scheint's ein schwerer Traum,
Wo Mißgestalt in Mißgestalten schaltet,
Das Ungesetz gesetzlich überwaltet,
Und eine Welt des Irrthums sich entfaltet."

Darum

„O glücklich, wer nach hoffen kann,
Aus dieser Welt des Irrthums aufzutauchen."

„Drei Brücken führen aus dem Schein zur Wahrheit. Steil und schwer zu erklimmen ist der Dornenpfad der Weisheit; schwank und kühn der schillernde Himmelsbogen der Schönheit; still und sicher führt der Weg der Liebe hinan", und „Glück" ist denen gewiß, die wieder und wieder sehnend und suchend des Meisters Heiligtum betreten und mit ganzer Seele sich darein versenken, die seiner „Form", diesem „inneren, lebendigen Knochengerippe", eine Seele einhauchen, wie Pygmalion seiner Galatee.

„Kommt aber nur einmal herein!
Begrüßt die heilige Capelle,
Da ist's auf einmal farbig helle:
Geschicht' und Zierrath glänzt in Schnelle,
Bedeutend wirkt ein edler Schein;
Dieß wird euch Kindern Gottes taugen,
Erbaut euch und ergetzt die Augen!"

Wie an Fausts Grabe Engel und Teufel sich um seine Seele streiten, so waltet auch über jedem Kunstwerk eine negative Kritik und eine, die „durchs Augenglas der Liebe" schaut. Wer möchte da nicht zu den „Kindern Gottes" gehören,

denen hinter „gemahlten Fensterscheiben“ so Herrliches bereitet ist?

„Erbaut euch und ergetzt die Augen —
Freuet euch des wahren Scheins“ —

Darf das ungeheure Wort sich in die Welt hinauswagen, daß wir den „wirklichen Faust“ noch gar nicht kennen, daß derselbe vielmehr noch „schläft“, oder, wie Goethe in einem ursprünglich für „Dichtung und Wahrheit“ bestimmten Schema sagt, „von drei Lampen beleuchtet im Hintergrunde ohnmächtig liegt?“ Von dem Dichter, der es überall ablehnt, sein eigener Erklärer zu sein, darf man nun aber nicht verlangen, daß er die drei Lampen selber anzünde; das ist's, was er mit Recht von der Nachwelt erwartet.

„Warum erklärst du's nicht und läßt sie gehn?
Geht's mich denn an, wenn sie mich nicht verstehn?“

Gelassen sah er zu, wie der Verstand vergeblich an der Pforte seines Traumlandes rüttelte.

„Sie kauen längst an dem schlechten Bissen;
Wir spaßen, die wir's besser wissen.“

Müssen auch wir uns noch getroffen fühlen von den Versen:

„Wer aber recht bequem ist und faul,
Flög' dem eine gebratne Taube ins Maul,
Er würde höchlich sich's verbitten,
Wär' sie nicht auch geschickt zerschnitten“ —

Sollten die „drei Lampen“ nicht eine triadische Auffassung andeuten, wie sie schon Dante walten ließ, der erklärte, ein wahrer Dichter müsse mehr denken, als was er poetisch sage; er müsse zugleich an den philosophischen und geschichtlichen Sinn denken, der in seiner Dichtung verborgen liege. Erst eine vielseitige Auffassung wird die Widersprüche des „Tragelaphen“, an dessen Hörnern sich schon so mancher gestoßen, auflösen können.

Das „Fest“, von dem im vierten Akt so viel die Rede ist —

„Darf sich die Phantasie auf jenes Fest erstrecken“ — und das in den „Lesarten“ der W. A. einmal als „Kayserfest“ erscheint, bedeutet nichts Geringeres, als die Rechtfertigung des „Scheins“ im „Faust“. Es ist der Tag, der Goethes Testament der Welt beschert. Denn der Kaiser ist noch nicht der „rechte Mann“; es ist nur der scheinbare Goethe mit seinem „realistischen Tic“, der so gern „incognito reist“; den wirklichen kennen wir in der Tat noch nicht, denn noch hat er nicht seinen „Mantel fallen lassen“. Sträubt sich der Verstand des Lesenden, den Dichter mehrfach verkörpert im Werke zu erblicken? Bakis der Weise sagt:

„Ewig wird er euch sein der Eine, der sich in Viele
Theilt, und Einer jedoch, ewig der Einzige bleibt.
Findet in Einem die Vielen, empfindet die Viele, wie Einen:
Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunst.“

Und im „Epirrhema“ heißt es:

„Freuet euch des wahren Scheins,
Euch des ernsten Spieles:
Kein Lebendiges ist ein Eins,
Immer ist's ein Vieles.“

Wenn erst der „wirkliche Faust“ hervortritt „in erster Jugendkraft“, so wird der scheinbare verblassen; an Stelle des unvollkommenen „Scheins“ wird ein neuer Schein treten, ein Glorienschein von so hohem Glanze, daß nur die Phantasie zu ihm hinaufreicht. Und wenn „der Nebel fällt“, wird auch „alles, was hiezu gehört“, ans Licht kommen und sich als ebenbürtig erweisen. Die Vertreter der vier Erzämter, des Kaisers Hofftaat, deren erbliche Einsetzung so breiten Raum einnimmt, werden nicht säumen, diesen großen Tag mit zu verherrlichen, und selbst zu hohen Ehren gelangen.

„Dann sei es uns vergönnt, bei Festesdrang im Saal
Geräumiger Väterburg, zu rüsten dir das Mahl.“

Wird es ein „Liebesmahl“ sein? Da keinerlei Götterbilder im Tempel sich finden, welchem Kult mag er gewidmet sein?

„Des Kaisers Wort ist groß und sichert jede Gift,
Doch zur Bekräftigung bedarf's der edeln Schrift,
Bedarf's der Signatur; die förmlich zu bereiten,
Seh' ich den rechten Mann zu rechter Stunde schreiten.“

Es wirkt ganz seltsam, daß gerade in diesem Augenblick ungerufen und unvorbereitet der Erzbischof auftritt, der doch, rein poetisch genommen, der feierlichen Belehnung von vornherein hätte beiwohnen dürfen. Goethe wollte aber offenbar betonen, daß dies eben der rechte Mann sei, der zu rechter Stunde mit dem förmlich Bereiteten erscheint, oder um es „anders zu übersetzen“, daß der Meister sich über seinen „Faust“ offenbaren will, wenn es „an der Zeit“ ist. Denn, so sagt er als „Geistlicher“, mein „väterliches Herz, voll Sorge bangt's um dich“. Wohl hat Faust, der „Unglücksmann“, mit Heldenmut seine eigenartige Mission auf sich genommen:

„Ich fühle Muth mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuschlagen,
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen.“

Aber der Dichter, der seinem Helden den Dornenpfad des „Mißrathenen“ vorgeschrieben, er bereitete auch seine Erlösung vor und will ihm selbst „zu rechter Stunde“ mit seinem Testament zu Hilfe kommen. Der Leser wird nun erkennen, warum der Erzbischof und der Erzkanzler nicht einfach als zwei selbständige Personen eingeführt wurden. Goethe schuf das seltsame Doppelwesen, um sich in beiderlei Gestalt dahinter zu verbergen und Versteckens zu spielen, indem er sagt: „Der Geistliche bleibt und spricht pathetisch: ‚Der Canzler ging hinweg, der Bischof ist geblieben‘“. Des Greises Leben neigte sich seinem Ende zu; bald nach dem Abschluß des „Faust“ verließ er die Seinen, aber sein Geist ist geblieben, und zwar nicht nur in dem Sinn, in dem all unsre Großen unsterblich sind, sondern weil seine Sendung auf Erden noch nicht vollbracht ist.

Meinst du ihn nun nicht zu sehen, o Leser, den greisen Meister, wie er Abschied nimmt von seinem Garten:

„Doch was steh ich und verweile,
Wie so schwer, so bang ist's mir!
Ja, ich gehe, ja ich eile,
Aber ach, mein Herz bleibt hier.“

Das ist das Geheimnis des alten Gartens, dies Geheimnis aber will erlebt sein. Der Geist, der darinnen webt, kann nur durch Offenbarung berührt werden. „Der Geist ist auch eine Wirklichkeit. Und wenn ihn Jemand in der Wirklichkeit nicht finden kann, so liegt das nicht an der Wirklichkeit, sondern an ihm selber.“ Bettina hat ihn empfunden, und sie sagt: „Das ist meine List, daß die Liebe dem Geist nachgeht. — Geist lenkt, er deutet, er fliegt voran auf immer neuen Wegen, oder er kommt entgegen wie die Leidenschaft und senkt sich in die Brust und regt sich da. Geist ist flüchtig wie Äther, drum sucht ihn die Liebe, und wenn sie ihn erfaßt, dann geht sie in ihm auf. — Dir geh ich nach auf einsamen Wegen; wenn's still und ruhig ist, dann lispelt jedes Blatt von dir, das vom Wind gehoben wird, da lasse ich meine Gedanken still stehen und lausche, da breiten sich die Sinne aus wie ein Netz, um Dich zu fangen. — Da ist alles Geist, und er ist deutlich aus Deiner Brust gehaucht; da ist's, als wendest Du Geist Dich mir entgegen und wärst zufrieden, von dem Athem der Liebe wie auf Wellen getragen zu sein. Sieh! so lieb ich die Natur, weil ich Dich liebe, so ruh ich gern in ihr aus und versenk mich in sie, weil ich gern in Dein

Andenken mich versenke. Ach, da Du nirgends bist und doch da bist, weil ich dich mehr empfinde als alles andere, so bist Du gewiß in diesem tausendfachen Echo meines Gefühls. — Der Boden, aus dem die Liebe entsteigt, ist Geheimnis. — Liebe ist Erkenntnis, Schönheit ist das Geheimnis ihrer Erkenntnis, und so tief ist das Geheimnis, daß es sich keinem mitteilt, als nur dem Liebenden."

„Der Canzler ging hinweg, der Bischof ist geblieben."

Noch ist ja das Geheimnis des „Faust", noch ist das Geheimnis von des Meisters Leben nicht entschleiert; noch hat er dem deutschen Volk nicht alles gegeben, was ein Gott ihm zu schaffen vergönnte:

„Aber ach, mein Herz bleibt hier."

Er hat sich selbst nicht genug getan, so lange sein Testament in der Tiefe schlummert, so lange wir sein Herz nicht kennen.

Die Belehnungsszene als Letztentstandenes enthält daher auch seine letztwillige Verfügung.

Nachdem die „weltlichen Fürsten" sich entfernt haben, und „die Uebergänge supplirend", wie Goethe es erwartet, möchte ich glauben, es seien die „geistlichen" ebenfalls „geblieben", macht der Erzbischof mit dem Kaiser noch einen besonderen Pakt zu dessen „Entsündigung", d. h. also, Goethe stiftet noch ein besonderes Vermächtnis zu seiner und seines Werkes Rechtfertigung. Der Erzbischof, der sich gar nicht genug tun kann in Regelung der frommen Stiftung, sieht schon, ein echter „königlicher Baumeister", „im Geist" ein ideales Gebäude zum Himmel ragen:

„Behende steigt im Geist Gemäuer stark empor,
Der Morgensonne Blick erleuchtet schon das Chor;
Zum Kreuz erweitert sich das wachsende Gebäude,
Das Schiff erlängt, erhöht sich zu der Gläubigen Freude;
Sie strömen brünstig schon durch's würdige Portal,
Der erste Glockenruf erscholl durch Berg und Thal,

Von hohen Thürmen tönt's, wie sie zum Himmel streben,
Der Büßer kommt heran zu neu geschaff'nem Leben.
Dem hohen Weihetag — er trete bald herein! —
Wird deine Gegenwart die höchste Zierde sein."

Das Wesen des „Kaisers" ganz zu enthüllen, muß ich mir vorbehalten. Planetenzeichen von des Meisters Hand, die eine erhaltene Handschrift obiger Verse aufweist, bekräftigen nur die Bedeutung, die ich ihnen beilegte, als ich sie das erstemal zitierte. In zarten Umrissen ward hier der „Ewige Tempel" im Ilmtal geschildert, zu dem nun endlich auch dieser Pfad führt. Er ist die fromme Stiftung, die diese Szene beherrscht; unbemerkt von der Welt entstand er unter des Meisters liebender Hand, ein würdiger Rahmen für sein Vermächtnis, für das geheimnisvolle Schriftstück, das den „Faust" erst ins rechte Licht zu setzen, den mißverstandenen Geist seines Schöpfers zu rechtfertigen bestimmt ist. „Der hohe Weihetag!" Es ist der Tag, von dem Bakis, der Weise, sagt:

„Denn es bringt wohl der Tag Räthsel und Lösung zugleich."

Es ist das Fest, das in der Belehnungsszene immer wieder auftaucht, das der Dichter so glühend ersehnt, das zu des Reiches „Glück und Heil" das „Hauptgeschäft" „zu Tage schafft", das Weihefest des „Ewigen Tempels", das uns Goethe erst in voller Glorie zeigt, denn

„Was er den Treusten in das Ohr geraunt,
Es ist gethan, und alle Welt erstaunt."

Doch ich bin meinen Lesern noch immer die Hauptsache schuldig geblieben, nämlich die Stelle im „Faust", welche in aller Form von Goethes Testament Kunde gibt. Sie ist auch nicht in dieser Szene enthalten. Wird es noch befremden, wenn der Weg wieder hin und her geht? Mag denn das „Irrlicht", des Suchenden einzige Leuchte auf dem „dunkeln Gang", auch für mich gleichsam um Entschuldigung bitten:

„Nur zickzack geht gewöhnlich unser Lauf."
Wenn der Erzbischof sagt:
„Als Canzler fördr' ich nun Schluß und Formalität" —
so ist es an uns, nun den Kanzler (nicht den Erzkanzler), wie auch den Schluß und die Formalität aufzusuchen. Ein faustkundiger Leser wird dabei sogleich an die sogenannte Papiergeldszene denken. Der Meister hat in seinem Reich alles so weislich geordnet und vorbereitet, daß es nur auf einen Wink wartet, um dem zu dienen, der sein Erbe antritt, oder wie er selber sagt:

„Du bist König und Ritter und kannst befehlen und streiten;
Aber zu jedem Vertrag rufe den Canzler herbei."

Und da ich es niemals unterließ, so werden meine „Verträge" auch gelten. Den Leser, der indes verwundert fragt, wie der Kanzler sich in die „Vier Jahreszeiten" verirrt, möchte ich an den kleinen Vorspruch erinnern, den Goethe ihnen mitgab:

„Alle viere, mehr und minder,
Necken wie die hübschen Kinder."

Wie viel Mühe hat Goethe sich gegeben, uns auf sein großes Schelmenstück vorzubereiten. Wir aber „rufen" nun wirklich „den Canzler herbei", und er erscheint sogleich, und zwar nicht mit leeren Händen, sondern als Überbringer eines Dokuments, das nun verlesen wird:

„Beglückt genug in meinen alten Tagen. —
So hört und schaut das schicksalschwere Blatt,
Das alles Weh in Wohl verwandelt hat.

(Er liest)

Zu wissen sei es Jedem, der's begehrt:
Der Zettel hier ist tausend Kronen werth.
Ihm liegt gesichert, als gewisses Pfand,
Unzahl vergrab'nen Guts im Kaiserland.
Nun ist gesorgt, damit der reiche Schatz,
Sogleich gehoben, diene zum Ersatz."

Bielschowsky, der mit Bezug auf den zweiten Teil „Faust" an Tadel nicht spart, sagt: „Was soll nun zunächst die Papiergeldszene, bei der Goethe wohl John Laws Gründungen und der Assignatenschwindel in Frankreich als Vorbilder dienten? Faust Anlaß geben zum Handeln, zum Eingreifen in das politische Leben, in die Not des Staates. Aber handelt Faust wirklich? Mephistopheles ersinnt den Plan und führt ihn auch aus, Faust ist passiv assistierend und fügt höchstens ein paar pathetische Worte hinzu, aus denen hervorgeht, daß auch er den Schwindel nicht durchschaut." Ist das „hoch und vornehm", ist das eines Goethe würdig, kann das einen Platz beanspruchen in einem Werk, das wir als die Krone seines Lebens anzusehen gelernt haben? „O, ihr Athenienser!" Der Meister spricht gelegentlich vom Ausfüllen gewisser Lücken, was zu historischer wie ästhetischer Stetigkeit nötig gewesen; es scheint demnach sich in der Tat ein historischer Faden durch das Ganze zu schlingen, der das Vorangegangene rechtfertigt; die eigentliche Idee aber hält sich noch immer in „Dunst und Flor" verborgen. Um eines Dichters Flug zu folgen, muß auch der Leser genial die Schwingen regen, oder wie Fr. Schlegel sagt: „Ihr müßt überall unendlich viel ahnden und nicht müde werden, den Sinn zu bilden, bis ihr zuletzt das Ursprüngliche und Wesentliche gefunden habt." Und Goethe ermuntert oft genug zu kühnem Wagen:

„Das ist doch nur der alte Dreck,
Werdet doch gescheiter!
Tretet nicht immer denselben Fleck,
So geht doch weiter!"

Muß ich das „schicksalschwere Blatt, das alles Weh in Wohl verwandelt hat," noch „übersetzen"? Was kann es denn anders sein, als — das „Hauptgeschäft"?
„Als Canzler fördr' ich nun Schluß und Formalität."
Goethe, der Jurist und Staatsmann, hat sein „Testament"

in aller Form bereitet; schon das Wort „Zettel“ (schedula, Schedel) ist der juristischen Sprache entnommen, und der Leser kann sich in einem Wörterbuch überzeugen, daß es ehemals auch zur Bezeichnung einer größeren Urkunde gebraucht wurde. Es bedeutet einen Nachtrag zum eigentlichen, natürlich geistig aufzufassenden Testament, also eine „Offenbarung“,

„Die nirgends würd'ger und schöner brennt,
Als in dem neuen Testament.“

Nur dem „Doppelsinn“ des „Glücklichen“ erschließt sich überall der Doppelblick.

Schon vor Jahren machte ein genialer Forscher, auf den ich noch zurückkomme, darauf aufmerksam, daß Goethe in schalkhafter und doch juristisch vollgültiger Form sein „Testament“ in den „Faust“ verwoben hat, indem sogar die wesentlichen Stücke eines solchen im Text genannt sind:

1. Die finanzielle Lage des Erblassers:
   „Beglückt genug in meinen alten Tagen“
2. Die Person des Erbnehmers:
   „Jeder, der's begehrt“
3. Der Wert des Legats:
   „tausend Kronen“
4. Das Motiv der Zuwendung:
   „zum Ersatz“.

Auch hier muß man eine Schelmerei in den Kauf nehmen. Durch die szenarische Bemerkung: „Er liest“, zerfiel des Kanzlers Rede bislang in zwei Teile; man sah in den ersten Zeilen Worte des Bevollmächtigten und glaubte erst in den folgenden den eigentlichen Erlaß des Kaisers zu vernehmen. Der Kanzler, der „langsam herankommt“, es ist Meister Goethe, wie er mehr und mehr erkannt wird und uns näherrückt, indem aus den so lange täuschenden „Mantelfalten“ endlich sein wahres Wesen hervorblickt.

Für das „Testament“ als solches fehlt es nicht an „Wiederholter Spiegelung“, doch die „kecken Pinselstriche“, die Goethe einst von dem Freund aus Jena für den „Wilhelm Meister“ erbat, wären vielleicht auch dem „Faust“ hin und wieder vonnöten gewesen, denn niemand verstand bislang den Dichter, wie er, aus dem Kanzler sich in den Erzkanzler wandelnd, über sein „Bestes“ verfügt:

„Dem Pergament alsbald vertrau ich wohlgemuth
Zum Glück dem Reich und uns das wichtigste Statut.
Reinschrift und Sieglung soll die Canzelei beschäftigen,
Mit heil'ger Signatur wirst du's, der Herr, bekräftigen.“

Ein geschicktes Verschlingen der Fäden erweckte bislang den Schein, als ob das „wichtigste Statut“ die Bestätigung der vier Erzämter sei. Dies ist aber nur ein Versteckspiel. Das „wichtigste Statut“ ist nichts anderes als das „Hauptgeschäft“, das „schicksalschwere Blatt, das alles Weh in Wohl verwandelt hat“, ein „reicher Schatz zum Ersatz“ für den „Faust“, der dann seine Aufgabe erfüllt hat. Räumlich scheinen die beiden, das Testament betreffenden Stellen weit voneinander entfernt, zeitlich sind sie es nicht. Ostern 1828 erschien im Druck, was vom ersten Akt des zweiten Teils fertig war, Fausts Wiedergeburt, sein Auftreten bei Hofe, die Mummenschanz und der Anfang der Lustgartenszene. Ja, diese letztere, noch im Werden, folgte laut Tagebuch dem am 22. Januar Voraufgegangenen erst am 15. Februar mit der fahrenden Post nach, und zwar bis V. 6063 der Weimarischen Ausgabe mit dem wunderlichen Vermerk des Dichters: „Ist fortzusetzen“. Die für uns in Betracht kommende zweite Hälfte der Szene entstand also später, und wenn Goethe von seiner Arbeit am „Faust“, den er schon Schiller gegenüber ein „rhapsodisches Drama“ nennt, mehrfach äußert, daß er immer nur gerade an den Stellen tätig sei, die ihn besonders anmuteten, so bleibt es gegenüber der Betonung, daß jeder Akt eine für sich

in aller Form bereitet; schon das Wort „Zettel“ (schedula, Schedel) ist der juristischen Sprache entnommen, und der Leser kann sich in einem Wörterbuch überzeugen, daß es ehemals auch zur Bezeichnung einer größeren Urkunde gebraucht wurde. Es bedeutet einen Nachtrag zum eigentlichen, natürlich geistig aufzufassenden Testament, also eine „Offenbarung“,

„Die nirgends würd'ger und schöner brennt,
Als in dem neuen Testament.“

Nur dem „Doppelsinn“ des „Glücklichen“ erschließt sich überall der Doppelblick.

Schon vor Jahren machte ein genialer Forscher, auf den ich noch zurückkomme, darauf aufmerksam, daß Goethe in schalkhafter und doch juristisch vollgültiger Form sein „Testament“ in den „Faust“ verwoben hat, indem sogar die wesentlichen Stücke eines solchen im Text genannt sind:

1. Die finanzielle Lage des Erblassers:
   „Beglückt genug in meinen alten Tagen“
2. Die Person des Erbnehmers:
   „Jeder, der's begehrt“
3. Der Wert des Legats:
   „tausend Kronen“
4. Das Motiv der Zuwendung:
   „zum Ersatz“.

Auch hier muß man eine Schelmerei in den Kauf nehmen. Durch die szenarische Bemerkung: „Er liest“, zerfiel des Kanzlers Rede bislang in zwei Teile; man sah in den ersten Zeilen Worte des Bevollmächtigten und glaubte erst in den folgenden den eigentlichen Erlaß des Kaisers zu vernehmen. Der Kanzler, der „langsam herankommt“, es ist Meister Goethe, wie er mehr und mehr erkannt wird und uns näherrückt, indem aus den so lange täuschenden „Mantelfalten“ endlich sein wahres Wesen hervorblickt.

Für das „Testament“ als solches fehlt es nicht an „Wiederholter Spiegelung“, doch die „kecken Pinselstriche“, die Goethe einst von dem Freund aus Jena für den „Wilhelm Meister“ erbat, wären vielleicht auch dem „Faust“ hin und wieder vonnöten gewesen, denn niemand verstand bislang den Dichter, wie er, aus dem Kanzler sich in den Erzkanzler wandelnd, über sein „Bestes“ verfügt:

„Dem Pergament alsbald vertrau ich wohlgemuth
Zum Glück dem Reich und uns das wichtigste Statut.
Reinschrift und Sieglung soll die Canzelei beschäftigen,
Mit heil'ger Signatur wirst du's, der Herr, bekräftigen.“

Ein geschicktes Verschlingen der Fäden erweckte bislang den Schein, als ob das „wichtigste Statut“ die Bestätigung der vier Erzämter sei. Dies ist aber nur ein Versteckspiel. Das „wichtigste Statut“ ist nichts anderes als das „Hauptgeschäft“, das „schicksalschwere Blatt, das alles Weh in Wohl verwandelt hat“, ein „reicher Schatz zum Ersatz“ für den „Faust“, der dann seine Aufgabe erfüllt hat. Räumlich scheinen die beiden, das Testament betreffenden Stellen weit voneinander entfernt, zeitlich sind sie es nicht. Ostern 1828 erschien im Druck, was vom ersten Akt des zweiten Teils fertig war, Fausts Wiedergeburt, sein Auftreten bei Hofe, die Mummenschanz und der Anfang der Lustgartenszene. Ja, diese letztere, noch im Werden, folgte laut Tagebuch dem am 22. Januar Vorausgegangenen erst am 15. Februar mit der fahrenden Post nach, und zwar bis V. 6063 der Weimarischen Ausgabe mit dem wunderlichen Vermerk des Dichters: „Ist fortzusetzen“. Die für uns in Betracht kommende zweite Hälfte der Szene entstand also später, und wenn Goethe von seiner Arbeit am „Faust“, den er schon Schiller gegenüber ein „rhapsodisches Drama“ nennt, mehrfach äußert, daß er immer nur gerade an den Stellen tätig sei, die ihn besonders anmuteten, so bleibt es gegenüber der Betonung, daß jeder Akt eine für sich

bestehende kleine Welt sei, doch auffallend, daß er z. B. im Jahre 1830 zugleich am ersten, zweiten, vierten und fünften Akte arbeitete. Die Stellen, an denen er immer noch zu schaffen hatte, haben eben einen geheimen innern Zusammenhang und außerdem einen Zusammenhang mit dem „Hauptgeschäft". Ein solcher liegt auch hier vor; die zweite Hälfte der Lustgartenszene mußte der Dichter offenbar noch zurückbehalten, um sie gleichzeitig mit dem vierten Akt auszuschreiben, denn beide behandeln eben das „Testament". Schalkhaft genug ließ er der abgebrochenen Szene die Notiz beigeben: „Ist fortzusetzen", und als man ihn einmal darüber zur Rede stellte, erwiderte er: „Ja, man muß es wohl einem alten Mann verzeihen, wenn er sich manchmal so einen kleinen Scherz erlaubt."

Der „alte Mann" hofft aber auch, daß „der vernünftige Leser" sich die „Uebergänge supplire", wenn er, sein Testament verlesend, von sich sagt:

„Beglückt genug in meinen alten Tagen" —

Denn nennt er sich nicht auch auf dem Stein im Garten einen „Glücklichen", und richtete ihn auf als ein „Denkmal des Glücks"? Schon im Januar 1780 schrieb er in sein Tagebuch: „Das Beste ist die tiefe Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse, und gewinne was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können." Und im „Divan" heißt es:

„O gewiß! Das Allerbeste
Blieb mir nicht verhehlt,
Das fürwahr nur wenig Gäste
In der Clause zählt."

Das „Glück" seines Lebens, es war ein Glück, wie es nur Auserwählten zuteil wird und als solchen hat schon Fräulein v. Klettenberg den jungen Freund erkannt, von dem sie sagte, er sei „in der Gnadenwahl". Er selbst aber nennt es ein

„tiefes, schmerzenvolles Glück", denn es machte ihn einsam, da er sein Herz verschließen mußte.

„Ach, es möchte gern gekannt sein, überfließen
In das Mitempfinden einer Creatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.
Und da sucht das Aug' so oft vergebens
Rings umher, und findet alles zu;
So vertaumelt sich der schönste Teil des Lebens
Ohne Sturm und ohn Ruh;
Und zu deinem ew'gen Unbehagen
Stößt dich heute, was dich gestern zog.
Kannst du zu der Welt nur Neigung tragen,
Die so oft dich trog,
Und bei deinem Weh, bei deinem Glücke,
Blieb in eigenwill'ger, starrer Ruh?
Sieh, da tritt der Geist in sich zurücke,
Und das Herz — es schließt sich zu."

Sah Goethe auch in Dr. Faust einen solchen Unglücklich-Glücklichen, daß er gerade ihn zum Dolmetsch seines innersten Erlebens wählte? Schon einmal brachte ich das alte Wort: „Quod felix faustumque sit". Diesbezügliche feine Fäden sollten ursprünglich in die Szene des Ritterschlages verwoben werden, der Faust zugedacht war:

„Sodann ist auch vor unserm Thron erschienen
Faustus, mit Recht der Glückliche genannt,
Denn ihm gelingt, wozu er sich ermannt,
Schon längst bestrebsam, uns zu dienen,
Schon längst als klug und tüchtig uns bekannt.
Auch heut am Tage glückt's ihm, hohe Kräfte,
Wie sie der Berg verschließt, hervorzurufen,
Erleichternd uns die blutigen Geschäfte.
Er trete näher den geweihten Stufen,

Den Ehrenschlag empfang er!"
Faust (kniend)
Kayser: „Nimm ihn hin!
Duld' ihn von keinem andern!"

Dieser unterbliebene „Ritterschlag" sollte doch gewiß im „Saal des Thrones" stattfinden, wo wir neben dem „Kanzler" auch einem „Heermeister" und einem „Schatzmeister" begegnen, alles Namen, die das Ritterwesen, das damals in die Loge Eingang fand, mit sich brachte. Und es scheinen in der Tat Eingeweihte versammelt zu sein, denn warum sagte sonst Mephisto:

„Für dießmal spare deine Worte!
Hier sind die Räthsel nicht am Orte,
Das ist die Sache dieser Herrn."

Will das nicht besagen, daß eben „diese Herrn" die „Rätsel" kennen, und Mephisto deshalb nicht nötig hat, sich in Rätseln auszudrücken? Wird Faust von ihnen doch noch den „Ehrenschlag" empfangen, ihn „von keinem andern duldend"?

„Suche nicht vergebne Heilung!"

An wen aber hat der Meister sie „vergeben"? Es heißt von dem „wichtigsten Statut":

„Reinschrift und Sieglung soll die Canzelei beschäftigen."

Und das ist ganz korrekt. Es soll also alles nach der Tradition geschehen, denn der „Kanzler" war in der ritterlichen Loge der Schriftführer und Bewahrer der Geheimnisse. Wozu aber noch eine „Reinschrift"? Wäre „das Beste" gar in Geheimschrift geschrieben? Die Chiffrierkunst, damals sehr gebräuchlich, war Goethe schon als Diplomaten nicht fremd, und der Dichter gönnt ihr im „West-östlichen Divan" einen breiten Raum. Auch in der Freimaurerei fand sie vielfach Verwendung; die Not der Zeit machte die Weisen erfinderisch. Zum Verständnis des folgenden Verses

„Mit heil'ger Signatur wirst du's, der Herr, bekräftigen" -

fügte Goethe abermals eine „Wiederholte Spiegelung" ein:

„Des Kaisers Wort ist groß und sichert jede Gift,
Doch zur Bekräftigung bedarf's der edlen Schrift,
Bedarf's der Signatur, die förmlich zu bereiten
Seh ich den rechten Mann zu rechter Stunde schreiten."

Wird es gelingen, die „heilige Signatur" zu finden, mit der der Meister gezeichnet hat, die „Wünschelruthe" oder das „Zauberwort", das seinen „Schatz" erschließt?

In der „Schülerszene" heißt es:

„Wenn man einen Fingerzeig nur hat,
Läßt sich's schon eher weiter fühlen —"

Und

„Am besten ist's auch hier, wenn ihr nur Einen hört
Und auf des Meisters Worte schwört.
Im Ganzen — haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die sichre Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein."

Wohl dem, der nicht strauchelt noch schwankt und in gläubigem Vertrauen dem Dichter folgt „bis an die Sterne weit"!

Indem wir, wie es Schülern geziemt, „mit Ehrfurcht" in den Tempel eingetreten, kommt uns sogleich ein „Fingerzeig" zu Hilfe, denn die Hexameter auf dem „Erwählten Fels" beginnen mit dem Worte „hier" —

„Hier gedachte still ein Liebender seiner Geliebten" —

Gibt es einen deutlicheren „Fingerzeig"? Und muß ich erst noch selber den so lange herrschenden Wahn zerstören, daß die Gedenktafel in Goethes Garten eine Huldigung für Frau von Stein bedeutet? Niemand kann die edle Frau, die dem Dichter damals alles war, mehr verehren, als ich; die Briefe, die uns einen Einblick in dies einzigartige Verhältnis gewähren, habe ich unzählige Male mit Entzücken und Schmerzen gelesen, doch sie sind es gerade, die mir mit ihrem Zeugnis zu Hilfe kommen. Die erste Kunde von

den Hexametern wird uns im Jahre 1782 durch ein Schreiben Goethes an Knebel: „Die Inschriften, die Du auf beiliegenden Blättern findest, werden ehestens, in steinerne Tafeln eingegraben, erscheinen.“ Beigeheftet sind diesem Brief die drei Epigramme, jedes auf besonderem Blatt von Seidels Hand:

1. „Hier gedachte still ein Liebender seiner Geliebten.
   Heiter sprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein!
   Doch erhebe dich nicht, du hast noch viele Gesellen.
   Jedem Felsen der Flur, die mich, den Glyklichen, nährt,
   Jedem Baume des Walds, um den ich wandernd mich schlinge,
   Ruf ich weihend und froh: Bleibe mir Denkmal des Glyks!
   Dir allein verleih' ich die Stimme, wie unter der Menge
   Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.“
2. „Seid, o Geister des Hains, o seid, ihr Nymphen des Flusses,
   Eurer Entfernten gedenk, eueren Nahen zur Lust!
   Weihend feierten sie im stillen die ländlichen Feste,
   Wir, dem gebahnten Pfad folgend, beschleichen das Glück.
   Amor wohne mit uns! Es macht der himmlische Knabe
   Gegenwärtige lieb und die Entfernten euch nah.“
3. „Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen,
   Gebet jeglichem gern, was er im Stillen begehrt!
   Schaffet dem Traurigen Trost, dem Zweifelhaften Belehrung,
   Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne sein Glück!
   Denn euch gaben die Götter, was sie den Menschen versagten:
   Jeglichem, der euch vertraut, tröstlich und hülflich zu sein.“

Am 1. Juni verließ Goethe sein stilles Tal, seine Wohnung des Friedens, und zog zunächst als Mieter in das Haus am Frauenplan. Frau v. Stein, die einen Garten am Hause entbehrte, scheint nun den Wunsch geäußert zu haben, in dem

leerstehenden Gartenhäuschen den Frühling im Ilmtal einige Tage zu genießen und bei dieser Gelegenheit die Herzogin Luise zu bewirten, was Goethe ihr mit Freuden gewährte. Wann die Tuffsteingrotte mit der steinernen Tafel fertig geworden, wird leider nirgends erwähnt; sicher aber war sie kurz vorher entstanden, und Frau v. Stein entdeckte sie und sah gerührt in den Versen eine Huldigung des Geliebten. Wären ihre Briefe erhalten, würden wir hier klarer sehen, doch auch aus Goethes Antwort geht deutlich hervor, daß nicht er ihr den Platz gewidmet hat, was sie doch keinesfalls abgelehnt haben würde. Die Sonntage verlebte der Dichter selbst noch gern draußen; so schrieb er am Sonnabend den 15. Juni an die geliebte Frau: „Nach Tische gehe ich hinaus, die Wohnung der Ruhe einzuweihen. Mit wieviel Freude erwart ich, dich hineinzuführen!“ Er schlief die Nacht im Gartenhäuschen, und am Sonntagmorgen flog folgender Gruß zur Ackerwand hinüber: „Zum schönen Morgen auch ein zierlich Blatt! Ich war heute früh auf, und mein erster und liebster Gedanke war, daß du morgen so erwachen würdest. Zum Dejeuner mag die Herzogin ja vor sieben kommen; um achte ist die größte Schönheit vorbei. — — Sag mir, was du diesen Abend vorhast, und wie und wann du einziehen willst.“ Am Nachmittag wird er dem lieben Gast das Feld geräumt haben, und Frau Charlotte fand wohl noch denselben Abend oder am Morgen bei ihrem Frühspaziergang die anmutigen Verse und gab ihrem Dank und ihrem Glücksgefühl in einigen Zeilen Ausdruck, die sie sofort dem Freund zum Morgengruß hinüberschickte. Hier seine Antwort vom 17. Juni: „Ich war nicht ohne Sorge, ob Du nicht etwa durch einen Zufall erschreckt werden könntest. (Er ist also darüber von ihr selbst schon beruhigt.) Wie freu ich mich Deiner unter meinem Dache! Wie danke ich Dir, daß Du Dir den Ruheplatz zueignen und so mir doppelt zum meinigen

machen wollen!" Demnach fand der Stein dort nicht seinen Platz, um die geliebte Frau zu überraschen, und „der Liebende" hatte ihr ihn nicht tags zuvor, was doch sehr nahe lag, in traulich schöner Stunde selbst gewidmet. Sonst hätte er ihr doch höchstens noch einmal schriftlich danken können, daß sie die Widmung angenommen; auch gibt der Ausdruck „doppelt zum meinigen machen" zu denken. Diese Wendung wird dem Dichter sicher willkommen gewesen sein, aber er ließ es offenbar nur geschehen, ohne es selbst herbeigeführt zu haben. Frau v. Stein hatte er vielmehr kurz zuvor andere Verse übersandt, die, obwohl ich auch in ihnen einen Doppelsinn vermute, hier erscheinen mögen:

„Sag ich's euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenröthlich mich umtanzt.
Ach, ihr wißt es, wie ich liebe,
Die so schön mich wiederliebt,
Die den reinsten meiner Triebe
Mir noch reiner wiedergibt.
Wachset wie aus meinem Herzen,
Treibet in die Luft hinein!
Denn ich grub viel Freud und Schmerzen
Unter eure Wurzeln ein.
Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freude jeden Tag,
Nur daß ich sie dichte, dichte,
Dicht bei ihr genießen mag!"

Wieviel mehr Wärme verrät sich darin, als in den Hexametern! Und wären diese, was die Welt in ihnen zu sehen glaubt, so hätte Goethe doch wohl nicht zwei Tage später von Eisenach aus an die geliebte Frau geschrieben: „Wenn ich mir nur ein Andenken für Dich irgendwo aussinnen

könnte! Ich hatte vor, in irgend einen Felsen einhauen zu lassen:

„Was ich leugnend gestehe und offenbarend verberge,
Ist mir das einzige Wohl, bleibt mir ein reichlicher Schatz.
Ich vertrau es dem Felsen, damit der Einsame rathe,
Was in der Einsamkeit mich, was in der Welt mich beglückt."

Der Bergmeister a. D. Mahr hat den Wunsch des liebenden Dichters verwirklicht und diese Distichen auf eiserner Gedenktafel in der Hermannsteiner Höhle anbringen lassen. Wenn der Meister die Verse, die er in seinem „Tempel" auf steinerne Tafel schrieb, auch in seine Gedichte aufnahm und ihnen die Überschrift gab „Erwählter Fels" — scheint da nicht die Schönheit des Psalmisten darüber zu schweben? Goethe sagt im Divan:

„Das Band gilt auch für jede Art von Bezirkung, die einen Eingang hat und deswegen wohl auch eines Pförtners bedarf." So raunt die Franseneinfassung der „Wissenden" zu:

„Wünschelruthen sind hier; sie zeigen am Stamme nicht die Schätze.
Nur in der fühlenden Hand regt sich das magische Reis."

Aber zugleich erklingt es von dem alten Stein wie eine Warnung, indem der Dichter zu ihm sprach:

„Doch erhebe dich nicht, du hast noch viele Gesellen."

Wir stehen also noch nicht an der „rechten Stelle", die in der Mütterszene angedeutet wird:

„Der Schlüssel wird die rechte Stelle wittern."

Die „rechte Stelle" muß aber auch im „Faust" zu finden sein, wo wir dem Worte „hier" oft genug begegnen. In der Mitternachtsszene sagt, seltsam genug, Faust zu sich selbst:

„Nimm dich in Acht und sprich kein Zauberwort!"

Und das Wort, das an dieser Stelle fallen müßte und offenbar geflissentlich vermieden wird, ist wiederum das Wort „hier". So wäre der ,,hieros logos" also das „Zauberwort", das auch Chiron ursprünglich so besonders hervorheben sollte.

Wenn Goethe sagt, daß es ihm „von jeher Spaß gemacht, Versteckens zu spielen“, so hat er ein richtiges Versteckspiel neckisch-übermütig in den „Faust“ verwoben. „Wo bist du, Proteus?“ ruft Thales. Und die Antwort lautet: „bauchrednerisch, bald nah, bald fern“ (also in allen Variationen), „hier und hier!“ und unwillkürlich sieht man den „klugen Finger“ ausgestreckt, der sich so redlich müht, den Weg zu weisen. Wenn daher die Welt einmal mit einer ganz kleinen Variation fragen wird:

„Wie konnte die denn das erlangen?“

so antwortet der Meister selber für mich:

„Sie ist auf Fingerchen gegangen.“

Das Wort „hier“ scheint in der Tat die Aufgabe zu haben, den Suchenden schrittweis zu fördern auf dem „dunkeln Gang“ zur Wahrheit. Weit über hundertmal wird es betont; es erscheint sogar zweimal gesperrt gedruckt, es ist in der Handschrift unterstrichen, und das Nichtverstandenwerden ruft zuletzt den zornigen Ausbruch im fünften Akt hervor, wo es heißt:

Meph.: „So sprich, daß hier, hier vom Palast
Dein Arm die ganze Welt umfaßt.
Von dieser Stelle ging es aus,
Hier stand das erste Breterhaus;
Ein Gräbchen ward hinabgeritzt,
Wo jetzt das Ruder emsig spritzt.
Dein hoher Sinn, der Deinen Fleiß
Erwarb des Meers, der Erde Preis.
Von hier aus —“

Faust: „Das verfluchte hier! (gesperrt gedruckt)
Das eben leidig lastet mir.
Dir Vielgewandtem muß ichs sagen,
Mir gibt's im Herzen Stich um Stich,
Mir ists unmöglich zu ertragen!
Und wie ich's sage, schäm' ich mich.“

Der heftige Nachdruck, der dem Worte „hier“ zuteil wird, zeigt, daß dieser schon so oft gegebene Wink beherzigt möchte. Ein „Breterhaus“ im „Faust“? Freilich, bei dem großen Werk, von dem diese Szene handelt, war eine Bauhütte wohl nicht zu entbehren zum Schutz für die „Knechte“, die Tag und Nacht des „Patrons“ Befehle vollführten. Doch daß dieselbe gerade „hier, an dieser Stelle“ gestanden, hat bisher für den Leser kein Interesse gehabt. Der Dichter aber wollte sie uns finden lassen, unter allen Umständen, das heißt, nicht die Bauhütte im „Faust“, sondern die Stelle, da die Bauhütte des „Tempels“ in seinem Garten gestanden. „Das erste Breterhaus!“ Könnte das Bienenhaus damit gemeint sein, das jahrelang seinem heimlichen Walten zugeschaut, und das seine bewegliche Phantasie, sich alles dienstbar machend, alsbald in eine „Bauhütte“ verwandelte, als welche es sich prächtig sowohl in die Kette der freimaurerischen Symbole als auch in die Strandszene des fünften Aktes einfügte? Da Goethe vom „Breterhaus“ im Imperfektum spricht, so galt dieser Wink nur den sich desselben noch erinnernden Freunden, und es schwand, um einem edleren Wegweiser Platz zu machen. Waren dies nun Bäume, die der seltsame „Gärtner“ pflanzte, war es eine Figur oder dergleichen? Als Goethe im Jahre 1827 an Zelter schrieb: „Ich möchte euch wohl noch ein paarmal überraschen und in Verwunderung setzen, wozu wohl die Anlage schon da ist“ — war nicht lange vorher, am 3. März, folgende Bestellung an den Hofgärtner Baumann nach Jena gewandert: „Ich wünsche, mein werthester Herr Hofgärtner, schöne, schlanke Akazienstämmchen, gepfropft mit der hübschen Art hängender Zweige, die sich auf dem Karlsplatz und sonst gar artig wie Orangerie ausnehmen. Können Sie mir dergleichen verschaffen, so bitte sie bald herüber zu senden, da es Zeit wird, sie zu pflanzen.“ Am 10. April steht im Tagebuche: „Im

Garten. Die angekommenen Akazien wurden gepflanzt.“ Schon am 7. April bestätigte Goethe die Sendung und schrieb an Baumann: „Mit vielem Dank für die gefällig besorgten Akazien werde diese pflanzen lassen und die von Ihnen bemerkte Vorsicht soll nicht unbeachtet bleiben, damit ich mich bei einem glücklichen Wachstum Ihres Antheils an der Erfüllung meines Wunsches immerfort erinnern möge.“ Und der Wunsch des Greises, daß die Bäumchen grünen und wachsen und noch zur Nachwelt sprechen möchten, scheint sich erfüllt zu haben. Bei der schon früher erwähnten Bank an der oberen Hecke stehen drei prächtige Akazien, deren Auffindung mich seiner Zeit nicht wenig erfreute und erregte, denn es steht geschrieben, daß die sinnbildliche Bedeutung der Akazie im dritten Grad mitgeteilt wird, und daß „vielfach der Gebrauch herrscht, den Sarg eines Maurers mit einem Akazienzweig oder Akazienkranz zu schmücken“. So glaubte ich hier vor einem Grabe zu stehen, vor dem Grabe Fausts, das der Meister eigenhändig geschaufelt. Bei häufigerem Verweilen an dieser Stätte fielen mir auch die alten Steine auf, die der Bank als Stütze dienen; es sind zwei ehemalige Torsteine, wie sie früher an Stadttoren angebracht wurden, den Draußenwartenden zum Trost. Als mein Sohn, der sich mit Archäologie beschäftigt, mich einmal dahin begleitete, kam ihm der Gedanke, ob dies am Ende die „Thürpfosten“ seien, nach denen ich schon so lange suchte, da es doch im „Faust“ heißt: „Faust, aus dem Palaste tretend, tastet an den Thürpfosten.“ So einfach nun auch der ganze Platz wirkt, so lag doch der Gedanke nahe, daß Goethe bei Entfernung der Weimarer Stadttore diese Steine erworben, um damit das dritte Tor in seinem Tempel anzudeuten. Eine Untersuchung, die ich mit gütiger Erlaubnis Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs hier machen durfte, hatte jedoch keinen Erfolg, und nun erst wagte ich Kritik zu üben und mir zu gestehen, daß diese An-



Die „Türpfosten“ bei den Akazien

Garten. Die angekommenen Akazien wurden gepflanzt.“ Schon am 7. April bestätigte Goethe die Sendung und schrieb an Baumann: „Mit vielem Dank für die gefällig besorgten Akazien werde diese pflanzen lassen und die von Ihnen bemerkte Vorsicht soll nicht unbeachtet bleiben, damit ich mich bei einem glücklichen Wachstum Ihres Antheils an der Erfüllung meines Wunsches immerfort erinnern möge.“ Und der Wunsch des Greises, daß die Bäumchen grünen und wachsen und noch zur Nachwelt sprechen möchten, scheint sich erfüllt zu haben. Bei der schon früher erwähnten Bank an der oberen Hecke stehen drei prächtige Akazien, deren Auffindung mich seiner Zeit nicht wenig erfreute und erregte, denn es steht geschrieben, daß die sinnbildliche Bedeutung der Akazie im dritten Grad mitgeteilt wird, und daß „vielfach der Gebrauch herrscht, den Sarg eines Maurers mit einem Akazienzweig oder Akazienkranz zu schmücken“. So glaubte ich hier vor einem Grabe zu stehen, vor dem Grabe Fausts, das der Meister eigenhändig geschaufelt. Bei häufigerem Verweilen an dieser Stätte fielen mir auch die alten Steine auf, die der Bank als Stütze dienen; es sind zwei ehemalige Torsteine, wie sie früher an Stadttoren angebracht wurden, den Draußenwartenden zum Trost. Als mein Sohn, der sich mit Archäologie beschäftigt, mich einmal dahin begleitete, kam ihm der Gedanke, ob dies am Ende die „Thürpfosten“ seien, nach denen ich schon so lange suchte, da es doch im „Faust“ heißt: „Faust, aus dem Palaste tretend, tastet an den Thürpfosten.“ So einfach nun auch der ganze Platz wirkt, so lag doch der Gedanke nahe, daß Goethe bei Entfernung der Weimarer Stadttore diese Steine erworben, um damit das dritte Tor in seinem Tempel anzudeuten. Eine Untersuchung, die ich mit gütiger Erlaubnis Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs hier machen durfte, hatte jedoch keinen Erfolg, und nun erst wagte ich Kritik zu üben und mir zu gestehen, daß diese An-



Die „Türpfosten“ bei den Akazien

lage ganz aus dem Rahmen fällt, da die Fluchtlinie von unten herauf doch hätte gewahrt sein müssen. Da zudem auf dem Hang noch deutlich die alten Baumlöcher des ehemaligen Obstgartens zu erkennen sind, so erfuhr ich bei weiterer Umfrage, daß die Steine gar nicht von Goethe an diesen Platz gesetzt worden, sondern seinerzeit irgendwo im Garten verloren gelegen haben und auf Wunsch Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs Carl Alexander zu einer Bank benutzt wurden. Bezüglich der Akazien wüßte ich keine andere Lösung, als daß sie vielleicht von einer anderen bedeutsamen Pflanzung übriggeblieben, die der Zeit nicht getrotzt, und daß der Meister sich hier auf der Höhe eine Art Luginsland geschaffen, von dem aus er sein Werk übersehen konnte, da es doch im „Faust“ heißt:

„Dort wollt' ich, weit umher zu schauen,
Von Ast zu Ast Gerüste bauen,
Dem Blick eröffnen weite Bahn,
Zu sehn was alles ich gethan,
Zu überschaun mit einem Blick
Des Menschengeistes Meisterstück —“

Nachdem der Greis am 12. Mai 1827 ins Gartenhäuschen übergesiedelt war, notierte er am 18. in sein Tagebuch: „Ich griff das Hauptgeschäft an und brachte es auf den rechten Fleck.“ Der rechte Fleck aber ist „hier“ in jedem Sinne, also auch wörtlich. Darum: „Hier stand das erste Breterhaus!“ Wer uns doch noch sagen könnte, wo es gestanden! „Hier — hier“ — kommt uns kein anderes „Hier“ zu Hilfe? Es heißt im vierten Akt:

„Hier, auf der Mittelwiese flachen Räumlichkeiten,
Siehst du den Phalanx, wohlgemuth zu streiten.
Die Piken blinken flimmernd in der Luft,
Im Sonnenglanz, durch Morgennebelduft.
Wie dunkel wogt das mächtige Quadrat!
Zu Tausenden glüht's hier auf große That.“

Ist nicht „der Mittelwiese flache Räumlichkeiten“ ein kaum zu verzeihender Ausdruck im Munde eines Dichters? Nur gezwungen konnte er Goethes Feder entfließen, und wir dürfen getrost darin einen Wegweiser erblicken, der indes, da wir auf der „Mittelwiese“ nichts gewahren, entweder verloren gegangen oder nicht zur Ausführung gekommen ist. Dieser Punkt, als fünfter genommen, könnte die Tempelanlage zu einem Pentagramm gestalten. Sollte sich dort noch eine zweite Tafel befunden haben, deren sibyllinischer Spruch ebenfalls mit dem Worte „hier“ begann? Hätten auch die „Thürpfosten“ dort ihren Platz gehabt? Sie erhalten erhöhte Bedeutung durch des Meisters neckende Verse:

„Du bist sehr eilig, meiner Treu,
Du suchst die Thür und läufst vorbei.“

Von seltsamen Geschehnissen berichtend, hören wir Philemon sagen:

„Nicht entfernt von unsern Dünen
Ward der erste Fuß gefaßt,
Zelte, Hütten! — Doch im Grünen
Richtet bald sich ein Palast.“

Der kritische Leser, der gewiß schon lange einen „gespitzten Pfeil“ für mich in Bereitschaft hatte wegen der Willkür, womit ich es wage, „das erste Breterhaus“ in Goethes Garten zu verlegen, trotzdem die betreffende Szene die Überschrift trägt: „Palast. Weiter Ziergarten. Großer, geradgeführter Canal —“, wird, nach den „Dünen“ Umschau haltend, mir am Ende nicht weiter folgen wollen, indem er all diese Vorgänge bisher am Meer sich abspielen sah. Doch keine der szenarischen Angaben berechtigt zu dieser Voraussetzung; die Szenen tragen nacheinander folgende Überschriften: „Offene Gegend. Im Gärtchen. Palast. Tiefe Nacht. Mitternacht. Großer Vorhof des Palastes. Grablegung. Glorie von oben, rechts. Bergschluchten, Wald,

Fels, Einöde.“ Goethe, der sich so gern mit einem „Wandrer“ vergleicht, erscheint nach dem Gesetz der „Wiederholten Spiegelungen“ unter diesem Namen auch im „Faust“.

„O frage nicht! Denn ich bin nicht bereit,
Des Fremden Neugier leicht zu stillen;
Sogar verbitt' ich deinen guten Willen;
Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit.
Ich bin dir nicht im Stande selbst zu sagen
Woher ich sei, wer mich hierher gesandt;
Von fremden Zonen bin ich her verschlagen
Und durch die Freundschaft festgebannt.“

Ein ähnlich geheimnisvoller Ton, wie hier in dem Gedichte „Ilmenau“ erklingt auch im „Faust“, denn

„Ist es doch die alte Stelle,
Jene Hütte, die mich barg,
Als die sturmerregte Welle
Mich an jene Dünen warf.“

Wir sind den „Dünen“ ganz nah. Konnte der Dichter die Terrassen seines Gartens mit vollem Recht als „Dünen“ bezeichnen, wenn er einmal das Bild eines „Meeres“ gewählt hatte, so zeigt besonders die schöne „Mittelwiese“ den Charakter eines „wellenförmigen Planes“, der in „flachen Räumlichkeiten“ verläuft. Hier könnten sich prächtig des Kanzlers Worte von „Faustus, dem Glücklichen“ in die Tat umsetzen:

„Auch heut am Tage glückt's ihm, hohe Kräfte,
Wie sie der Berg verschließt, hervorzurufen.“

Der „letzte Akt“ des „Faust“ muß sich in in des Meisters Garten abspielen, und so verschieden auch die Überschriften der einzelnen Szenen sind, sie scheinen mir trotzdem alle ins Ilmtal zu weisen. In der „Offenen Gegend“, vor der rechten Pforte Halt machend, begrüßten wir ahnungsvoll „die dunkeln Linden“, befinden uns nun „Im Gärtchen“, und

der „Palast im Grünen“, von dem die beiden Alten sprechen, hat sich uns längst enthüllt. Es kann nur zur Bekräftigung dienen, daß, dem Ritterwesen der Loge entsprechend, der Versammlungsort der „Ritter“ der „Palast“ genannt wurde, z. B. in dem sogenannten Clermontschen System. Auch scheint ein Ton aus Bacons Nova Atlantis hier mitzuschwingen, denn Goethe schrieb im März 1780 an Lavater: „In der Jugend traut man sich zu, daß man den Menschen Paläste bauen könne und wenn's um und an kömmt, so hat man alle Hände voll zu thun, um ihren Mist beiseite bringen zu können.“ Doch ein Goethe gibt nicht so leicht einen Jugendtraum auf; die Muse überwand alle Hindernisse, der „Palast“ wurde gebaut, und der Schauplatz im „Faust“ verändert sich nicht, auch wenn es heißt: „Palast. Weiter Ziergarten. Großer, geradgeführter Canal.“ Der „Canal“ kann nur der den ganzen Garten durchschneidende Hauptweg sein, der zum „Hafen“ führt, nämlich zum Denkmal des „Guten Glückes“. Denn gerade in dieser Szene erscheint der „kluge Finger“ und kann gar nicht laut genug sein „hier“ betonen. Das „Glück“ kann also nicht weit sein. Das vielgebrauchte Wort:

„Willst du immer weiter schweifen,
Sieh, das Gute liegt so nah;
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da —“

ist von Goethe, und wer könnte vor der „guten Tyche“ stehen, ohne zu fühlen, daß sich hier dies Wort bewahrheiten soll? Zudem sagt der Meister noch an anderer Stelle:

„Benutze redlich deine Zeit,
Willst was begreifen, such's nicht weit!“

Wer mit Goethes Sprachgebrauch vertraut ist und weiß, wie er z. B. statt „begegnen“ gern „entgegnen“ gebraucht im Sinne von „entgegen kommen“, der wird auch nicht anstehen,

„ergreifen“ und „begreifen“ miteinander zu verschmelzen. Und heißt es nicht im „Faust“:

„Dich grüßt das Glück zur höchsten Zeit —“

„Lang und schmal ist ein Weg. Sobald du ihn gehest, so wird er
Breiter; aber du ziehst Schlangengewinde dir nach.
Bist du ans Ende gekommen, so werde der schreckliche Knoten
Dir zur Blume, und du gib sie dem Ganzen dahin.“

Es folgen dann die Szenen „Tiefe Nacht“, „Mitternacht“, für den Freimaurer die „höchste Zeit“, die Zeit der Arbeit. Dann „Großer Vorhof des Palastes“. Wenn wir den Obstgarten von dem „Lustgarten“ ausschließen, den „Palast“ in seiner kreuzförmigen Anlage bis an die Grenzen verfolgen, so bleibt als „Großer Vorhof“ nur wieder die „Mittelwiese“ übrig, die sich bis zum Denkmal des „Guten Glücks“ hin erstreckt. Hier also wurde das geheimnisvolle Grab gegraben, und als der Meister in sein Tagebuch schrieb: „Die wenigen Erdarbeiten betrachtet“, da wird er an dieser Stelle gestanden haben.

„Aus dem Palast in's enge Haus,
So dumm läuft es am Ende doch hinaus.“

Das kann doch nur heißen sollen, „so dumm“ mußte es scheinbar hinauslaufen, „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb“, und die ungeheure Ironie, die in diesen Versen sich birgt, hat etwas unsagbar Ergreifendes. Muß ich noch nach Worten suchen, um in des Lesers Herzen eine Ahnung zu wecken von der ganzen schier übermenschlichen Tragik dieses „Endes“? „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!“ Wer's aber mit- und nachfühlt, wer ihn im Geiste sieht, den greisen Lebenskünstler, wie er in höchster Selbstverleugnung sein „Bestes“ der „Mutter Erde“ vertraut,

den wird es erschüttern bis ins tiefste Mark. Vor solcher Seelengröße wird er in heiligen Schauern bekennen müssen —

„Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht."

In dem schon zitierten Briefe an Lavater aus dem Jahre 1780 blickt der „Palast" noch deutlicher durch: „Diese Begierde, die Pyramide meines Daseyns, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spizzen, überwiegt alles andre und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte und der Babilonische Thurn bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen es war kühn entworfen und wenn ich lebe, sollen wills Gott die Kräfte bis hinauf reichen." Der Meister hat's vollbracht, sein großes Tagewerk, und bereit, in Frieden abzufahren, konnte er in Wahrheit singen:

„Ich scheide von hinnen mit leichtem Gepäck" —

Und:

„Nun will ich zum Danke fliegen,
Nur mein Bündel bleibe liegen."

Wie befreit von Last und Bürde, erstieg er noch einmal die Höhen des geliebten Thüringer Waldes, rückschauend auf sein Leben, von dem er sagen durfte: „Und wenn es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen."

Indes — wird ein „Palast" nicht auch schon im ersten Teil erwähnt? Darf auch da dieselbe Übersetzung walten? Er taucht auf in einer Szene, die der Wahn beherrscht, in der Walpurgisnacht, und es heißt daselbst:

„Erleuchtet nicht zu diesem Feste
Herr Mammon prächtig den Palast?
Ein Glück daß du's gesehen hast."

„Ein Glück daß du's gesehen hast?" Wer ist damit gemeint? Faust spürt offenbar noch nichts von diesem Glück, ich aber

juble, denn ich hörte durch all den Spuk des Meisters Stimme, und dankbar für diesen neckischen Wink gestehe ich gern: „Ein Glück, daß ich's gesehen habe," daß ich in Weimar war, im Ilmtal, in Goethes Garten, nicht einmal, nein, unzählige Male, bis sich mir der „Palast im Grünen" enthüllte.

„Anschaun, wenn es dir gelingt,
Daß es erst ins Innere dringt,
Dann nach außen wiederkehrt,
Bist am herrlichsten belehrt."

Wer aber ist „Herr Mammon"? Dürfen wir ihm schon im Alltagsleben kein Herrenrecht über uns einräumen, so kann er auch im „Faust" nichts anderes sein, als Mittel zum Zweck. Hier, wo alles in der Erkenntnis der Wahrheit gipfelt, kann sich darunter nur ein Begriff bergen, der für den Suchenden verhängnisvoll, der ihm zum Stein des Anstoßes werden kann, denn

„Verflucht sei Mammon, wenn mit Schätzen
Er uns zu kühnen Thaten regt,
Wenn er zu müßigem Ergetzen
Die Polster uns zurechte legt."

Wir stehen vor demselben Gedanken, der in den „Zahmen Xenien" lautet:

„Ich schreibe nicht, euch zu gefallen,
Ihr sollt was lernen!"

Einen tiefen Einblick in des Meisters Vermummungssystem, in das Laboratorium, wo er das „nicht ganz verwerfliche poetische Ungeheuer", wo er, von seinem „Faustrecht" Gebrauch machend, den „Tragelaphen" gestaltete, kann ich dem Leser erst in einem späteren Abschnitt eröffnen. So viel aber muß ich schon hier verraten, daß „Berge" und „Felsen", in denen ja bekanntlich das „Gold" verborgen ist, Geisteswerke bedeuten, ein Bild, das Goethe in diesem Sinne auch brieflich öfter gebraucht. Bei Besprechung von Seismos' Ball-

spiel und des Parnassos „Doppelmütze" wurde dies schon angedeutet. Wie schelmisch mag es in des Dichters Antlitz geleuchtet haben, als er schrieb:

„In Bergesadern, Mauergründen
Ist Gold gemünzt und ungemünzt zu finden,
Und fragt ihr mich, wer es zu Tage schafft:
Begabten Manns Natur- und Geisteskraft."

Oder noch deutlicher:

„Gold in Blättchen, Gold in Flittern
Durch die Ritzen seh' ich zittern.
Laßt euch solchen Schatz nicht rauben;
Imsen, auf! es auszuklauben."

Im Gegensatz zum Golde der Weisheit verbirgt sich unter dem bewußt Geprägten, dem Gelde oder dem Mammon, die Sophisterei, die leicht zu Trugschlüssen führt. Sie war es, die an Stelle des gediegenen Goldes der alten Philosophie die leicht geprägte, leichter zu erwerbende Scheidemünze philosophischer Schlagwörter und Schlagsätze in Umlauf brachte. Ein richtiger Blick in den Berg „Faust" zeigt solchen „Mammons" überraschende Fülle, und zwar in der „Walpurgisnacht", wo er in „Wiederholter Spiegelung" erscheint:

„Fasse wacker meinen Zipfel!
Hier ist so ein Mittelgipfel,
Wo man mit Erstaunen sieht,
Wie im Berg der Mammon glüht."

Der Leser wird sich damit befreunden müssen, denn der „Faust" ruft nicht zum Genuß, sondern zur Arbeit.

„Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
Deßwegen haltet euch nicht wie Schlaraffen;
Harte Bissen gibt es zu kauen:
Wir müssen erwürgen oder sie verdauen."

Was Faust, plötzlich seltsam beredt geworden, nun schildert, das kann auch der Leser gewahren:

„Wie seltsam glimmert durch die Gründe
Ein morgenröthlich trüber Schein!
Und selbst bis in die tiefen Schlünde
Des Abgrunds wittert er hinein.
Da steigt ein Dampf, dort ziehen Schwaden,
Hier leuchtet Gluth durch Dunst und Flor,
Dann schleicht sie wie ein zarter Faden,
Dann bricht sie wie ein Quell hervor.
Hier schlingt sie eine ganze Strecke,
Mit hundert Adern, sich durchs Thal,
Und hier in der gedrängten Ecke
Vereinzelt sie sich auf einmal.
Da sprühen Funken in der Nähe,
Wie ausgestreuter goldner Sand.
Doch schau'! in ihrer ganzen Höhe
Entzündet sich die Felsenwand."

Mephisto:

„Erleuchtet nicht zu diesem Feste
Herr Mammon prächtig den Palast?
Ein Glück daß du's gesehen hast;
Ich spüre schon die ungestümen Gäste."

Faust:

„Wie rast die Windsbraut durch die Luft!" usw.

Den ganzen Hang in seinem Garten, den Rosenberg, hat der Dichter seinem Geheimnis dienstbar gemacht, und getreu seiner „geistlichen" Rolle sich einmal im Ariel verbergend, ruft er uns zu:

„Folget meiner leichten Spur,
Auf! zum Rosenhügel!"

Da schrieb er es ein, in großen Zügen, in „Natur- und Felsenschrift", und um solche „Chiffern zu entziffern", gilt es, wie die Zwerge, wie das „Bergvolk" in jede Ritze gucken. „Glück auf! Glück auf!" so erklingt auch im „Faust" der

fröhliche Bergmannsgruß, und welche Lust, ein Gnom zu sein, wenn solche Schätze winken! Wie es Gnomen waren, die „hieneben“ entdeckten „eine Quelle wunderbar“, so ist es auch das „Bergvolk“, dem die Verheißung wird:

„Dann im Krystall und seiner ewigen Schweigniß
Erblicken sie der Oberwelt Ereigniß.“

Die Entdeckung dieses „Ereignisses“ wird der Greis sich unendlich oft im Stillen ausgemalt haben. Ist sein Garten auch jetzt schon ein Wallfahrtsort für Tausende, so wird dies künftig in noch ganz anderem Sinne der Fall sein, und dies voraussehend, schrieb der Schelm:

„Ich spüre schon die ungestümen Gäste.“

„Die Windsbraut“ aber setzt an dieser Stelle so kräftig ein, daß der feine Scherz übertönt wurde. Gleichsam als „Wiederholte Spiegelung“ mögen zum Schluß hier noch die Verse Platz finden, mit denen Mephisto an anderer Stelle den Leser neckt:

„Doch, daß ich endlich ganz verständlich spreche,
Gefiel dir nichts an unsrer Oberfläche?“

Der Winke sind so unendlich viele, daß man mit dem Famulus sagen kann:

„Seinen Blicken, seinen Winken
Möcht' ich in die Kniee sinken.“

Und wer das Geheimnis des alten Gartens erfaßt, wer das Heiligtum empfindet, der sieht mit den Augen der Seele auch den Hierophanten darin walten, denn „der Dichter spricht mit der Gottheit und verkündet das große Mysterium“.

„Der Canzler ging hinweg, der Bischof ist geblieben.“

Es steht aber geschrieben: „Das ist gewißlich wahr, so jemand ein Bischofsamt begehrt, der begehrt ein köstlich Werk.“ (Timoth. 3, 1). Und wenn es am Schluß des „Vorspiels“ heißt:

„Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren“ —

so blickt auch hier ein Bibelwort durch: „Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich, was aber unsichtbar ist, das ist ewig“. (2. Korinther 4, 18.)

Ganz erfüllt von tiefen Ahnungen, „kaum wag' ich's, mich herein zu wagen“, klopfen wir nun noch einmal an die heilige Klause des großen Einsiedlers, um beim ersten Sonnenstrahl den Greis in seltener Jugendfrische bei der Arbeit zu finden für die Menschheit, die ihm so bitter weh getan. Was könnten die Wände seines Gartenstübchens erzählen, wenn sie reden könnten! Das Geheimnis der „heiligen Frühe“ ist auch das Geheimnis des Rosenhügels, und erst das „Hauptgeschäft“ wird beides enthüllen; die „Zahmen Xenien“ aber, denen der Meister so viel vertraut, rühren auch die zartesten Saiten:

„Nachts, wann gute Geister schweifen,
Schlaf dir von der Stirne streifen,
Mondenlicht und Sternenflimmern
Dich mit ewigem All umschimmern,
Scheinst du dir entkörpert schon,
Wagest dich an Gottes Thron.
Aber wenn der Tag die Welt
Wieder auf die Füße stellt,
Schwerlich möcht' er dir's erfüllen
Mit der Frühe bestem Willen;
Zu Mittage wandelt sich
Morgentraum gar wunderlich.“

Seltsam, daß es bisher niemand lockte, Goethes „Träume“ zu erlauschen, die sich wie ein roter Faden durch alle seine Werke ziehen, und obwohl er gerade mit Bezug auf den „Faust“ schon Schiller bat, ihm „als ein wahrer Prophet seine eigenen Träume zu deuten.“ Doch warum kehrt der „Erzbischof“ „beim Ausgang wieder um“ und „mit tiefster Verbeugung abermals zurück?“

„Und ein Gewebe, sollt' es ewig sein?
Zerstört's die Magd nicht, reißt die Spinn' es selber ein."

Muß dazu die „Spinne", die so wunderfein gesponnen, nicht noch einmal wiederkommen?

„Auch werd' ich, seiner Zeit, euch von den Theuren trennen,
Dann sei es eure Pflicht den Folger zu ernennen.
Gekrönt erhebt ihn hoch auf heiligem Altar,
Und friedlich ende dann was jetzt so stürmisch war."

Hochbedeutsam will es mir scheinen, daß diese Gestalt auch in die „Geheimnisse" verwoben ist, jener wunderbar tiefsinnigen Dichtung, die leider Fragment geblieben. Es heißt darin von „Humanus, dem Weisen", er habe

„Zwar keinen noch zum Folger sich ernennet,
Doch lebt er schon im Geist von uns getrennet."

Das Rätsel seines Lebens tief in sich verschließend, hat Goethe nicht verschwiegen, daß er an Wiederverkörperung glaubte, z. B. in den bekannten Versen, die Frau von Stein gewidmet sind:

„Sag', was will das Schicksal uns bereiten?
Sag', wie band es uns so rein genau?
Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau."

Und als er nach Italien kam und ihm zumute war, als ob er alles nicht zum erstenmal, sondern als ob er es wiedersähe, da meinte er, zur Zeit des Kaisers Hadrian schon einmal gelebt zu haben.

„Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser!
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd."

Goethe war kein „trüber Gast auf der dunkeln Erde"; das „stirb und werde" hatte sich ihm schon früh erschlossen und half ihm tragen, was ihm das Schicksal auferlegt. An nach solcher Weisheit Strebende wendet sich auch sein „Faust":

„Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen;
Ein Werdender wird immer dankbar sein."

Im Mai 1780 schrieb Goethe in sein Tagebuch: „Dafür weis ich auch, was sie alle nicht wissen und thu was sie alle nicht wissen, oder auch wissen", und „Es offenbaren sich mir neue Geheimnisse. Es wird mit mir noch bunt gehn." Was er in der „Stille" gewonnen zu „Qual und Glück", es war uralte, es war theosophische Weisheit:

„Du hast getollt zu deiner Zeit mit wilden
Dämonisch-genialen jungen Schaaren,
Denn sachte schlossest du von Jahr zu Jahren
Dich näher an die Weisen Göttlich-Milden."

Nie aber werde ich die Stunde vergessen, da mir, was ich lange geahnt, zu voller Gewißheit wurde; es war, als ich die Verse fand:

„Heute geh' ich; komm' ich wieder,
Singen wir ganz andre Lieder.
Wo so viel sich hoffen läßt,
Ist der Abschied ja ein Fest."

Wie Moses, so schied auch Goethe mit einer Verheißung auf den Lippen, und „es kommt der Tag, da dies alles geschieht", denn

„Seltsam ist Propheten Lied,
Doppelt seltsam, was geschieht."

„Und alles stimmt mit ein, er braucht nicht zu befehlen
Herr Gott dich loben wir aus Millionen Kehlen."

Die schon die Friedensglocken dieses Tages läuten hören, müssen sie nicht mit Ulrich von Hutten ausrufen: „O Jahrhundert, es ist eine Lust, in dir zu leben" — Das war ja

des Meisters tiefes Weh, daß es damals noch nicht „an der Zeit" war, oder um mit Schiller zu reden:

„Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht."

Nicht umsonst gab der Dichter den „Wanderjahren" den Untertitel „Die Entsagenden". Auch er mußte — entsagen, und so schuf er sein Meisterstück, was er der Welt einstweilen schuldig blieb. Mußte es nicht sein höchstes Sehnen sein, einer gläubigen, wenn auch noch so kleinen Gemeinde selbst „sein Schauen zu offenbaren", eine „brünstige Menge" ein- und ausströmen zu sehen „durch's würdige Portal"?

„In goldnen Frühlings-Sonnenstunden
Lag ich gebunden
An dies Gesicht
In holder Dunkelheit der Sinnen
Konnt ich wohl diesen Traum beginnen
Vollenden nicht."

Nicht das Werk ist unvollendet geblieben, die „Pyramide" ist abgeschlossen, aber des Traums Erfüllung zu erleben, war dem Meister nicht beschieden.

„Wie? Wann? und Wo? Die Götter bleiben stumm;
Du halte dich an's Weil, und frage nicht Warum!"

Oder:

„Prüft das Geschick dich, weiß es wohl warum;
Es wünschte dich enthaltsam. Folge stumm!"

Hoffend auf den Einen, der die Arbeit da wiederaufnehmen würde, wo er sie niederlegen mußte, hauchte er Mignon, dem „heil'gen Kind", die ganze Glut seiner Sehnsucht ein:

„Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,

Seh' ich an's Firmament
Nach jener Seite.
Ach! der mich liebt und kennt,
Ist in der Weite.
Es schwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide,
Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!"

Aber trotzdem der Meister diesen Liedern den Vorspruch mitgab:

„Auch vernehmet im Gedränge
Jener Genien Gesänge" —

so wurde die holde Engelstimme im bunten Getriebe des Alltags nicht gehört. Wer ist Mignon? Ein Rätsel, wie Goethe selber, der sie mit den Worten einführt: „Hier ist das Räthsel."

„Heiß' mich nicht reden, heiß' mich schweigen
Denn mein Geheimniß ist mir Pflicht
Ich möchte dir mein ganzes Innere zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht."

So schied denn der Meister unerkannt von dieser Erde, indem er, wie er es vorhergesagt, sein „Bestes" in ein „Eckelchen" begrub, doch

„Es bringt wohl der Tag Räthsel und Lösung zugleich."

Wird er jetzt kommen, dieser Tag, sind es nicht Morgenstunden, in denen wir leben? „Wer sein Ohr an die Felsen legt, hört ein fernes Tönen, ein Rauschen und erstes Rieseln, als wollten die Quellen sich wieder füllen und die Schleusen sich wieder heben. Als wollte wieder Geist und Gott wie Wasser strömen über alles Trockene und alles Durstige erquicken. Denn wir kommen aus dürren Tagen, aus einer Zeit der Trockenheit und der staubigen Wüstenglut, aus einer Zeit, wo das Leben nicht quoll und die Gottheit sich verbarg,

aus einer Zeit, die drauf und dran war, das Geheimnis im Ätheratom zu erwischen, seht da: es ist nichts. Wir stehen da, wartend und händeausstreckend, als noch ganz Betrübte, noch ganz Sehnsuchtsvolle." „Ihr staunt über das Zeitalter, über die gährende Riesenkraft und wißt nicht, welche neue Geburt ihr erwarten sollt? Auferstehung der Religion." So sagte Friedrich Schlegel schon vor mehr als hundert Jahren, und der religiöse Genius, der Erlöser, auf den die Besten hofften, er war „mitten unter ihnen". Aber bei aller Begeisterung erkannten sie ihn nicht, denn seine Wege waren am Ende doch nicht ihre Wege, seine Gedanken waren nicht ihre Gedanken. Friedrich Schlegel schrieb an Novalis im Jahre 1798: „Ich denke eine neue Religion zu stiften oder vielmehr sie verkündigen zu helfen: denn kommen und siegen wird sie auch ohne mich. — Das scheint mir ein Hauptverdienst von Kant und Fichte, daß sie die Philosophie gleichsam bis an die Schwelle der Religion führen und dann abbrechen. So lustwandelt von der andern Seite auch Goethe in den Propyläen des Tempels." Nie hatte der Meister verlauten lassen, daß er in heißem Ringen eingedrungen ins „Allerheiligste", daß er in der Tat den Schleier der Göttin zu Sais gelüftet; so hatten die Freunde auch keine Ahnung vom „Hauptgeschäft", und als der „Faust" die Welt so schmerzlich enttäuschte, da verglühte das himmlische Morgenrot, das so Großes verheißen, und die Sonne wartet, bis es wieder „an der Zeit" ist. „Fortschreitende, immer mehr sich vergrößernde Evolutionen," sagt Novalis, „sind der Stoff der Geschichte. Was jetzt nicht die Vollendung erreicht, wird sie bei einem künftigen Versuch erreichen oder bei einem abermaligen; vergänglich ist nichts, was die Geschichte einmal ergriff, aus unzähligen Verwandlungen geht es in immer reicherer Gestalt erneut wieder hervor." Goethe aber wurde im Schweigen und Entsagen der Lorbeerkranz zu einer

Märtyrerkrone, die er willig trug, denn „im Reiche des Idealen wird Großes nur leisten, wer die Schmerzen der Passion nicht scheut".

„Ein Mann der Thränen streng entwöhnt,
Mag sich ein Held erscheinen,
Doch wenn's im Innern sehnt und dröhnt,
Gab ihm ein Gott — zu weinen."

Immer wieder mußte der Begeisterte es erfahren, daß die Menschen „an das Beste nicht gewöhnt" sind, und dieses „Beste", es war — sein Gotteserlebnis. Nun erst wird verständlich, warum der sonst so Beredte sich bescheidet:

„Was mit mir das Schicksal gewollt? Es wäre verwegen
Das zu fragen, denn meist will es mit Vielen nicht viel;
Einen Dichter zu bilden, die Absicht wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt.

„Verworrenheit deutet auf Überfluß an Kraft und Vermögen, — aber mangelhafte Verhältnisse," heißt es bei Novalis. Wie kleinlich mußten dem die Tadler erscheinen, der vor „der Fülle der Gesichte" anbetend verstummte. Eine heilige Scheu verschließt auch mir die Lippen, die ich „im Menschenbild genieße, daß ein Gott sich hergewandt", und in meiner Ohnmacht tröste ich mich mit dem Worte, daß „bei allem, was der Mensch auf sich selbst beziehen, was in ihm praktisch werden soll, das Beste ihm selbst muß überlassen bleiben".

„Betrachtet, forscht, die Einzelheiten sammelt,
Naturgeheimniß werde nachgestammelt!"

In kurzer Frist habe ich den Leser einen Weg geführt, zu dem ich selber Jahre gebrauchte, und auch der kühnste Wanderer bedarf der Rast; darum

„Hier stehe nun still und wende die Blicke
Rückwärts, prüfe, vergleiche, und nimm vom Munde der Muse,
Daß du schauest, nicht schwärmst, die liebliche volle Gewißheit."

Der Tag aber ist wohl nicht mehr fern, den Goethe seinem Lebenswerk ersehnte, den er vorbereitet hat mit Liebe und Ernst, mit Heiterkeit und Würde, wie ein Vater sein Haus bestellt, wenn sein Lieblingskind, sein Schmerzenskind nach langem Irren heimkehrt aus der Wanderschaft in kalter Fremde. Dann, o der unsagbaren Freude —

„Badet in der reinsten Quelle
Der bestaubte Wandrer sich."

Wieder ist es Thüringen, das die heilige Ahnung eines gottbegnadeten großen Geistes genährt und zur Tat entfacht, Thüringen, durch dessen tiefe Wälder ein Hauch ewiger Pfingsten weht. „Da singt und jubelt die Liebe, da wächst des Glaubens festwurzelnde Kraft, da wird die Begeisterung geboren, die in Zungen redet." „Ja Thüringen — dazu hat ein Gott es erkoren — ist Deutschlands heiliger Wald!"

„O Weimar, dir fiel ein besondres Loos!
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß!"—

„Mancherlei hast du versäumet:
Statt zu handeln, hast geträumet,
Statt zu denken hast geschwiegen,
Solltest wandern, bliebest liegen."
„Nein, ich habe nichts versäumet!
Wißt ihr denn, was ich geträumet?
Nun will ich zum Danke fliegen,
Nur mein Bündel bleibe liegen,
Heute geh' ich. Komm ich wieder.
Singen wir ganz andre Lieder,
Wo so viel sich hoffen läßt,
Ist der Abschied ja ein Fest."

Anhang

Die Zahlenangaben beziehen sich auf den Band, die Seite oder auf die Verszählung der Weimarer Goethe-Ausgabe

---

Erster Teil

Einführung

S. 2: Euch o Grazien . . . . (Römische Elegien) Bd. I, 246
„ 5: Gedichte sind gemahlte . . . . . (Zahme Xenien) Bd. III, 171
„ 7: Märkte reizten dich . . . . Divan Bd. VI, 75
„ 8: Wolltet ihr ihm dies . . . . . Aus: „Hegire“ Divan Bd. VI, 5
„ 13: Wir quälen uns immerfort . . . (Zahme Xenien) Bd. III, 305
„ 36: Seit sechzig Jahren . . . . (Zahme Xenien) Bd. III, 253
„ 37: Was bin ich denn 1803
„ 37: Euer Geflüster und . . . . Nachlaß Bd. V, 1, 123
„ 37: Wartet nur! alles wird . . . . Nachlaß Bd. V, 1, 93
„ 38: Was ich nicht weiß . . . . (Sprichwörtlich) Bd. II, 244

Zweiter Teil

Das „Hauptgeschäft“

S. 39: Für und wieder zu dieser . . . . Nachlaß Bd. V, 1, 105
„ 41: Es ist gethan, und alle Welt 10 257
„ 43: Weh mir wenn du 2343
„ 43: Wenn er nichts Besseres 3039
„ 43: Das Beste was du 1840
„ 43: Der Zauberer fordert . . . . Nachlaß Bd. V, 1, 109
„ 44: Tag vor dem Tage . . . . Aus: „Pandora“ L.
„ 62: Schade, daß die Natur . . . . Nachlaß Bd. V, 1, 208
„ 62: Alles mischt die Natur . . . . Nachlaß Bd. V, 1, 208
„ 62: Im neuen Jahre Glück . . . . . (Sprichwörtlich) Bd. II, 223
„ 63: Warum ist Wahrheit . . . (Buch der Sprüche Divan) Bd. VI, 126
„ 65: Die bunten Scheiben sind 6572
„ 65: Und ein Gewebe . . . . Nachlaß Bd. V, 1, 120
„ 66: Ich weiß schon — was 4887
„ 67: Gleichnisse dürft ihr mir . . . . Nachlaß Bd. V, 1, 186
„ 67: Alle Blüthen müssen vergehen (Vier Jahreszeiten) Bd. I, 352
„ 68: Dichter lieben nicht zu . . . . Bd. I, 12

Dritter Teil

„Creaturen"

S. 110: Wir tollten fort 7562
„ 110: Du hast getollt zu . . . . (Mich nach- und umzubilden) Divan Bd. VI, 283
„ 110: Wenn sich der Most 6813
„ 110: Die Alten lächelten . . . Lesarten zu 7562. . Bd. XV, 2, 53
„ 111: Ohne gräßliches Gepolter . . . Paralipomenon 133, XV, 2, 218
„ 111: Als ich einstmals starck . . . Paralipomenon 134, XV, 2, 218
„ 111: Ich tadl' euch nicht . . . . . . (Zahme Xenien) Bd. III, 298
„ 111: Und wenn er ganz gewaltig . . . (Zahme Xenien) Bd. III, 298
„ 112: Apollen hält ein froh Verweilen 7566
„ 112: Nun thronen sie auf . . . Lesarten zu 7566 . Bd. XV, 2, 53
„ 113: Selbst Jupiter und seinen 7568
„ 113: Selbst Jupiter mit seinen Blitzen . . . Lesarten zu 7566 Bd. XV, 2. 53
„ 114: Uralt, müßte man gestehen 7574
„ 115: Bebuschter Wald 7578
„ 115: Wer weiß denn hier nur 7684
„ 116: Wie? — dort hinten in der Zelle 6711
„ 116: Hier zuckt noch manches 7690
„ 117: Jeder möge durch die Feuer 7064
„ 117: Die Masse könnt Ihr nur 95
„ 117: Die größten Gaben 5630
„ 118: Harte Bissen gibt es . . . (Die Welt ist nicht) (Sprichwörtlich) Bd. II, 250
„ 118: Sie kauen längst . . . . (Zahme Xenien) Bd. III, 335
„ 118: Ihr Täppischen! 5733
„ 119: Hier zuckt noch 7690
„ 119: Fände sich ein Niederländer . . . (Das alles sieht) Bd. III, 136
„ 119: Am Ende hängen wir 7003
„ 119: Niemand kann ich glücklich . . . . (Buch Suleika) Divan Bd. VI, 165
„ 120: Welch ein himmlischer Garten . . . . Bd. II, 129
„ 120: Steile Höhen besucht . . . . Bd. IV, 119
„ 121: Mephisto scheint ganz nah . . . . Nachlaß Bd. V, 95
„ 121: Sie fühlt, daß ich ganz sicher 3540
„ 121: Da muß ich mich durch steile 7951
„ 123: Ist erst eine dunkle Kammer . . . . Nachlaß Bd. V, 1, 177
„ 124: Hier träumte Magnus 7022
„ 126: Daß dein Leben Gestalt . . . (Tabulae votivae) Bd. V, 1, 310

S. 126: Heute ruhen wir 4223
„ 127: Wer den Dichter . . . . . (Noten zum Divan) Bd. VII
„ 127: Gab die liebende Natur 4391
„ 128: Das alles sieht so lustig aus . . . . Bd. III, 136

Vierter Teil
Der „Ewige Tempel“

S. 129: Was belohnet den Meister . . . (Tabulae votivae) Bd. V, 1 312
„ 131: Ein tiefer Blick in die Natur 2288
„ 135: Das Wahre war . . . (Kein Wesen kann zu nichts). Aus: „Vermächtnis“ Bd. III, 82
„ 137: Jetzt zu der Alpe 4699
„ 139: Welcher Unsterblichen . . . . . . (Meine Göttin) Bd. II, 58
„ 139: Ja, sie sind's 11 043
„ 139: Ich erkenne dich . . . (Gott segne dich) Aus: „Der Wanderer“ Bd. II, 170
„ 140: Willkommen zu dem Stern 6832
„ 140: Da droben ist uns Glück 4764
„ 142: Denkst du nun wieder . . . . (Römische Elegien I, 13) Bd. I, 249
„ 142: Bunte Blumen 6132
„ 142: Lebet wohl, geliebte . . . . Nachlaß Bd. V, 1, 11
„ 144: Was er dem Treusten 10 256
„ 145: Ich weiß schon 4487
„ 145: Hingesunken alten Träumen . . . . Bd. IV, 115
„ 146: All' unser redlichstes Bemühn . . . (Zahme Xenien) Bd. III, 279
„ 146: Was wollen wir 6875
„ 148: Blick auf hier steht 7469
„ 148: Wohin er auch die Blicke . . . . Bd. IV, 60
„ 149: Gekrönt erhebt ihn 10 959
„ 149: Wartet nur, Alles . . . . . . (Zahme Xenien) Bd. V, 1, 93
„ 151: Heilig waren vordem . . . . Nachlaß Bd. V, 1, 288
„ 152: War das Antike — . . . (Amor bleibet) (Römische Elegien I, 13) Bd. I, 249
„ 153: Hier stehe nun still . . . (Wagt ihr also bereitet) Metamorphose der Thiere Bd. III, 89
„ 153: Behende steigt im Geist 11 007
„ 154: Sicher ruhst du auf uns . . . . Nachlaß Bd. V, 1. 288
„ 154: Fröhlich dienen wir . . . . Nachlaß Bd. V, 1, 288

Fünfter Teil

Die „Sibylle“

Sechster Teil

Das „Testament“

S. 196: Ich weiß schon — Was dahinter 4487
„ 196: Daß sich das größte Werk 11 509
„ 196: Alles Vergängliche 12 104
„ 197: Ist eben hier eine 7795
„ 197: So schließen wir . . . . (Sprichwörtlich) Bd. II, 251
„ 197: Wie weit soll das noch . . . (Zahme Xenien) Bd. III, 254
„ 197: Und ganz erwünscht 5058
„ 197: Ihr edlen Deutschen . . . . (Zahme Xenien) Bd. III, 345
„ 198: Wir sind gewohnt 1205
„ 199: Wer schaut hinab 4782
„ 199: O glücklich wer noch 1064
„ 199: Kommt aber nur . . . (Gedichte sind gemahlte) Bd. III, 171
„ 200: Warum erklärst du's nicht . . . (Zahme Xenien) Bd. III, 236
„ 200: Sie kauen längst . . . . . . (Zahme Xenien) Bd. III, 335
„ 200: Wer aber recht bequem ist . . . (Sprichwörtlich) Bd. II, 228
„ 201: Darf sich die Phantasie 10 893
„ 201: Ewig wird er euch sein . . . . Bd. I, 342
„ 201: Freuet euch des wahren . . . (Aus: Epirrhema) Bd. III, 88
„ 201: Dann sei es uns 10 879
„ 202: Des Kaisers Wort ist 10 927
„ 202: Ich fühle Muth 464
„ 203: Doch was steh' ich (Lebet wohl, geliebte) . . . Bd. V, 1, 11
„ 204: Behende steigt im Geist 11 007
„ 205: Was er den Treusten 10 256
„ 206: Nur zickzack geht 3862
„ 206: Als Canzler fördr' ich 11 020
„ 206: Alle viere mehr und minder . . . (Vier Jahreszeiten) Bd. I, 343
„ 206: Beglückt genug 6053
„ 207: Das ist doch nur der alte . . . (Zahme Xenien) Bd. III, 330
„ 208: Die nirgends würd'ger 1218
„ 209: Dem Pergament alsbald 10 911
„ 210: O gewiß! das Allerbeste . . . . (Buch der Betrachtungen) Divan Bd. VI, 74
„ 211: Ach! es möchte gern . . . (Aus: An Lottchen) Bd. I, 76
„ 211: Sodann ist auch vor . . . (Aus dem Nachlaß) XV, 1, 342
„ 212: Für diesmal spare 4751
„ 212: Suche nicht vergebne . . . . (Sprichwörtlich) Bd. II, 236
„ 212: Reinschrift und Sieglung 10 973
„ 212: Mit heiliger Signatur 10 974

S. 213: Des Kaisers Wort ist groß 10 927
„ 213: Wenn man einen 2007
„ 213: Am besten ist's auch hier 1988
„ 216: Sag' ich's euch, geliebte Bäume . . . Nachlaß Bd. IV, 101
„ 217: Was ich leugnend gestehe . . . . . Nachlaß Bd. IV, 119
„ 217: Wünschelruthen sind hier . . . (Nicht Zukünftiges) (Weissagungen des Bakis) Bd. I, 335
„ 217: Der Schlüssel wird die rechte Stelle 6263
„ 217: Nimm dich in Acht 11 423
„ 218: Wie konnte die denn das erlangen . . . Sprichwörtlich Bd. II, 248
„ 218: So sprich, daß hier, hier vom Palast 11 225
„ 221: Dort wollt' ich, weit umher 11 243
„ 221: Hier, auf der Mittelwiese 10 359
„ 222: Du bist sehr eilig . . . . . (Sprichwörtlich) Bd. II, 232
„ 222: Nicht entfernt von 11 119
„ 223: O frage nicht! Denn . . . . . Aus: „Ilmenau“ Bd. II, 141
„ 223: Ist es doch die alte Stelle 11 047
„ 223: Auch heut am Tage . . . (Sodann ist auch) Bd. XV, 1, 342
„ 224: Willst du immer weiter . . . . Bd. I, 67
„ 224: Benutze redlich deine Zeit . . . (Sprichwörtlich) Bd. II, 224
„ 225: Dich grüßt das Glück 11 150
„ 225: Lang und schmal ist ein . . . (Weissagungen des Bakis) Bd. I, 335
„ 225: Aus dem Palast in's enge 11 529
„ 226: Daß Manneswürde nicht 713
„ 226: Ich scheide von hinnen . . . . (Ergo bibamus) Bd. I, 144
„ 226: Nun will ich zum Danke . . . (Mancherlei hast du) Sprichwörtlich Bd. II, 247
„ 226: Erleuchtet nicht zu diesem 3932
„ 227: Anschaun, wenn es dir gelingt . . . . . . Nachlaß Bd. IV
„ 227: Verflucht sei Mammon 1599
„ 227: Ich schreibe nicht, euch zu gefallen . . . (Warum willst du) (Zahme Xenien) Bd. III, 229
„ 228: In Bergesadern, Mauergründen 4893
„ 228: Gold in Blättchen 7582
„ 228: Fasse wacker meinen Zipfel 3912
„ 228: Die Welt ist nicht aus . . . . (Sprichwörtlich) Bd. II, 250
„ 229: Wie seltsam glimmert 3916
„ 229: Folget meiner leichten Spur 4393
„ 230: Dann im Krystall 10 435

Inhaltsverzeichnis

Verzeichnis der Abbildungstafeln

Abbildungen (Grundrisse) im Text

Anzeigen



Veröffentlichungen aus dem

Delphin-Verlag München

Hebels Schatzkästlein

Des Rheinländischen Hausfreundes vollständige Ausgabe mit einem Nachwort von Professor Karl Voll, München

Die 30 ganzseitigen Abbildungen sind Reproduktionen nach Holzschnitten der alten Hausfreundkalender

Pappband 10 Mark; Halblederband 14 Mark; Luxusausgabe 30 Mark

Über diese endgültige Neuausgabe dieses schönsten und humorvollsten unserer Erzählungsbücher schreibt Dr. E. Schaub in den „Basler Nachrichten" daß sie „ein für allemal die mustergültige und einzig würdige Ausgabe ist". Ueber die Holzschnitte schreibt Hermann Hesse: „Sie atmen den Duft der Biedermeierzeit und geben dem Buch einen neuen Reiz und Klang." Und Professor Hans Thoma in Karlsruhe urteilt: „Nun aber mag wohl die Kritik stille sein, es sind gerade die Bilder, wie sie zu Hebels klarer Erzählungsweise gehören; sie sind die richtigsten und passendsten Illustrationen, die man sich zu diesen Kalendergeschichten denken kann."

Carl Spitzweg

Des Meisters Leben und Werk und seine Bedeutung in der Geschichte der Münchner Kunst von H. Uhde-Bernays

Zweite Auflage mit über 160 Abbildungen, darunter 8 Kupferätzungen und 4 Farbtafeln, Zeichnungen, Gedichten und Briefen

In Pappband 14 Mark; in Ganzlederband 18 Mark; Luxusausgabe vergriffen.

Carl Spitzweg, der Altmeister der Münchner Kunst, der heitere Erzähler und ausgezeichnete Maler, dessen goldene Laune die Zeiten des seligen Biedermaier lebendig vor unsern Augen wiedererstehen läßt, hat in diesem Buch endlich das lang erwartete und vielfach geforderte Denkmal erhalten. Die ungewöhnlich reichhaltige Anzahl der Abbildungen, die Reihe der köstlichsten Briefe und Gedichte des Meisters verleihen dem Buch einen ganz besonderen Wert und verschafften ihm überall dort Eingang, wo noch ein gut deutscher Sinn für die Schöpfungen eines beglückenden Humors zu finden ist. „Wer ein paar traumverlorene Stunden in Humorseligkeit und Herzerquickung genießen will, der greife nach dem vorliegenden Buche." (Augsburger Postztg.)

Veröffentlichungen aus dem

Delphin-Verlag München

Cézanne und Hodler

Einführung in die Probleme der Malerei der Gegenwart von Fritz Burger

2 Bände mit 171 Kunstdruckbildern und 2 Farbtafeln. Zusammen in Karton: brosch. 20 Mark, in Halbpergament geb. 24 Mark, Luxusausgabe 40 Mark

Groß sind die Umwälzungen in der heutigen Kunst, und der Weg zu ihrem Verständnis muß vielfach erst gesucht, erarbeitet werden. Diesen Weg zu zeigen, die Wandlung in der heutigen Kunstentwicklung zu erklären, versucht Burger an Hand zahlreicher Vergleiche dieser modernen und modernsten Werke mit Bildern längst anerkannter Meister alter und neuer Zeit. Er entrollt in scharf umrissenen Linien das Problem eines Cézanne, Hodler, Van Gogh, Gauguin, Picasso, Kandinsky usw. oder Böcklin, Liebermann, Klinger usw. und behandelt auch die Richtungen wie „Blauer Reiter", „Kubismus", „Futurismus". Dabei soll der Leser möglichst nicht nur fertige Urteile kennen lernen, sondern diese durch seine Mitarbeit bei den angestellten Vergleichen selbst gewinnen. „Seit langer Zeit wieder einmal eine positiv rein wissenschaftliche Leistung auf dem Gebiete der Kunstliteratur. Das notwendige Dritte zur Reihe Konrad Fiedler, Hildebrand. Etwas Glänzenderes als Burgers Werk kann uns nicht geboten werden." (Neue Freie Presse.)

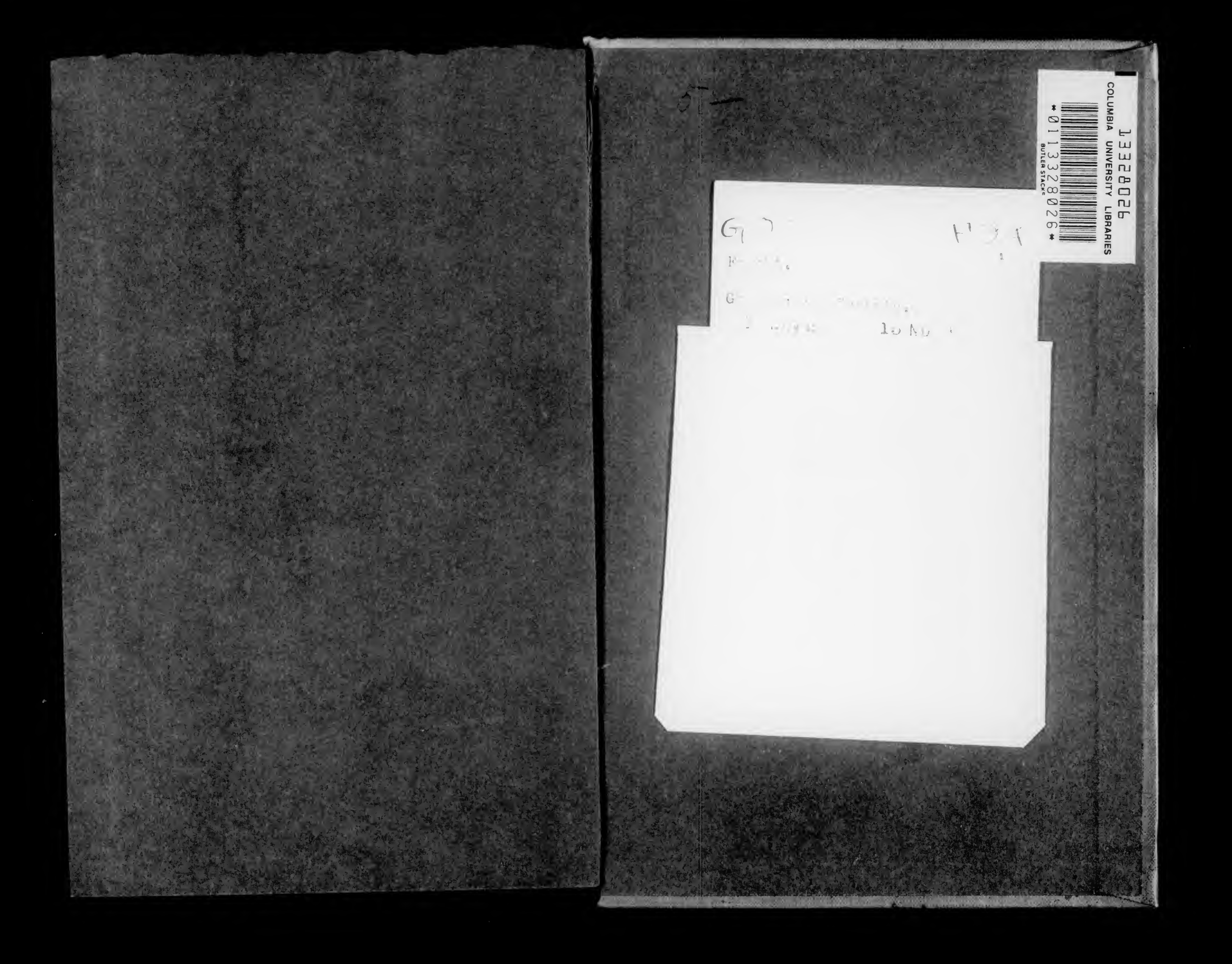
El Greco

Einführung in das Leben und Wirken des Domenico Theotocopuli, genannt El Greco von August L. Mayer

2. Aufl. mit 50 Abbildungen. In Pappband 4 Mark, Luxusausgabe vergriffen

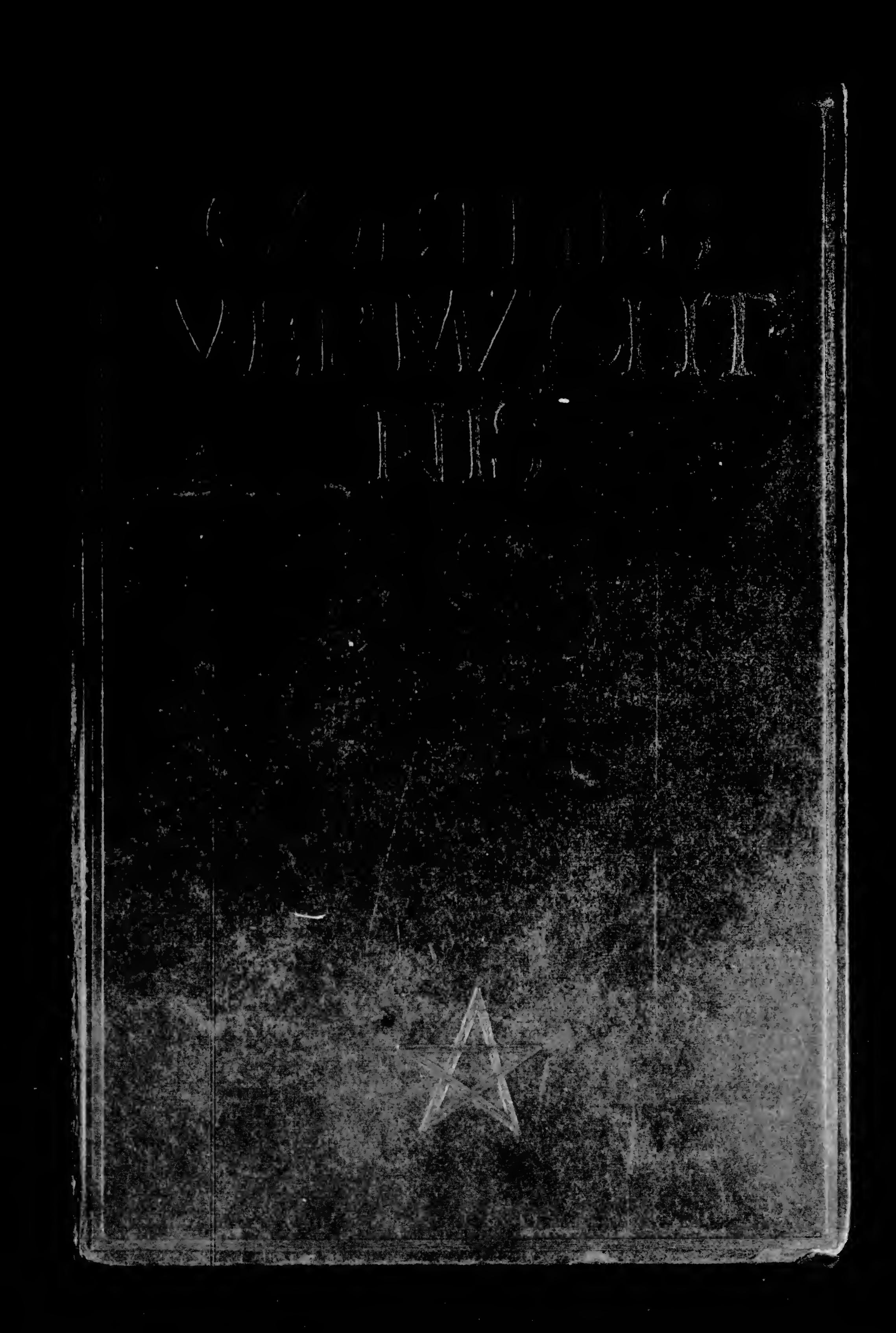
In dieser ersten deutschen Greco-Monographie wird in klaren Strichen ein Bild dieses „modernsten" und einflußreichsten der alten Maler entworfen. „Mayer, der als einer der besten Kenner spanischer Kunst wie kein zweiter berufen war, die Greco-Monographie zu schreiben, hat sich seiner Aufgabe mit Geschmack entledigt und ein kunstwissenschaftlich ganz vorzügliches Buch geschrieben." (Professor Georg Biermann im „Berliner Tageblatt".) „Es ist eine sachliche, ruhig abwägende Arbeit, die unbekümmert um Modeströmungen ein lebendiges Bild von dem künstlerischen Wollen des Greco zu entrollen versucht." (Dr. Georg M. Richter im „Kunstwart".)

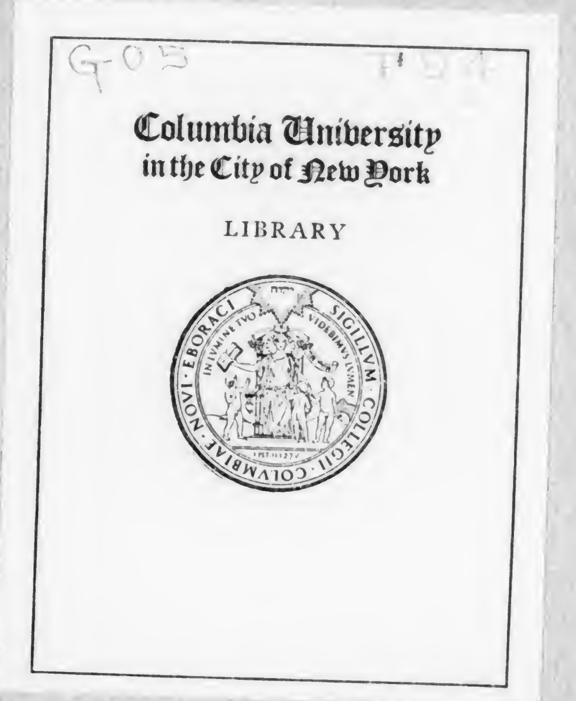
Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg, S.-A.





VOLUME 2




G-05
Columbia University
in the City of New York
LIBRARY

Goethes Vermächtnis



„Nun weiß man erst was Rosenknospe sei,
Jetzt da die Rosenzeit vorbei;
Ein Spätling noch am Stocke glänzt
Und ganz allein die Blumenwelt ergänzt.“

Goethes Vermächtnis

von

Else Frucht

„Eine frohe Botschaft“

Georg D. W. Callwey · München · 1914

Des Werkes zweiter Teil


Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig.



Nach der Zeichnung von Karl Bauer

Des Werkes zweiter Teil

Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig.



Nach der Zeichnung von Karl Bauer

„Was machst du an der Welt? sie ist schon gemacht,
Der Herr der Schöpfung hat alles bedacht.
Dein Loos ist gefallen, verfolge die Weise,
Der Weg ist begonnen, vollende die Reise:
Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht,
Sie schleudern dich ewig aus gleichem Gewicht.“

Vorwort

„Den besten Köpfen sei das Stück empfohlen!" Ich versagte mir, meinem Buch diesen Wandersegen aus der unterbliebenen „Abkündigung" zum „Faust" mitzugeben; doch hat sich der darin enthaltene Wunsch trotzdem erfüllt. In mannigfacher Form sind Anerkennung, Begeisterung und glaubensstarke Zuversicht auf meine „frohe Botschaft" mir zu Gesicht gekommen, und selber nur wie die Nymphe Echo wiedergebend, was mir zugerufen wurde, gleichsam erntend, was der Meister gesät, kann ich, so köstlichen Lohn empfangend, nur in Demut mich neigen. Stimmen, die in andrer Weise laut geworden, möchte ich ohne Groll entgegnen:

„Nichts wird rechts und links mich kränken,
Folg' ich kühn dem raschen Flug;
Wollte jemand anders denken,
Ist der Weg ja breit genug."

Den Willkomm erhofft auch dieser zweite Band nicht von den „Fertigen", denen selbst ein Goethe „nichts recht machen" konnte, auch nicht von solchen, die erlösendem Licht die alte Dämmerung vorziehen, nicht von den Ungeduldigen, die gleich nach den ersten Schritten schon „lüstern, wie die Fische", alles zu erfahren verlangen, sondern von den „Werdenden, immer Dankbaren", die wie der Meister das Gesetz verehren, „wonach die Ros' und Lilie blüht". Wenn ich, von frischen

Winden umweht, auch heute sage: „Es ist an der Zeit“, so muß mit ganzem Nachdruck doch auch der mahnende Weise zu Wort kommen:

„Erst müssen wir in Fassung uns versühnen,
Das Untere durch das Obere verdienen.“

Kein „Weihrauchsgeruch“ ohne „feurige Kohlen“, doch das „aparte Kistchen“ mit leeren Händen, also ohne den „Schlüssel“ zu empfangen, die Beschämung sähe ich einem Volke gern erspart, von dem Goethe so Großes erwartete:

„Höchstes hast du vollbracht, mein Volk, Schmachvolles erduldet:
Stets dir selber nur gleich hast du das Schönste bewahrt.
Wirst du dereinst dich deiner bewußt . . .“

Es war der unerschütterliche Glaube an eine besondere Mission des deutschen Volkes, der dem Seher auch zur Zeit der tiefsten Erniedrigung unsrer Nation noch Kraft und Stimmung gab, „der Verwüstung zu harfeniren“. Ist es da nicht mehr als Ehrensache, dieses rührende Vertrauen zu rechtfertigen? Noch immer warten meisterliche Hände, liebevoll ausgestreckt, ehrlich Suchende zu führen. Doch „lang und schmal ist ein Weg“, nämlich der Weg zur Wahrheit, und nur „Schritt für Schritt auf steilen Pfaden“ ist das hohe Ziel zu erreichen. Wenn es daher von „sanft gebahnterem Pfad im Thal“ nun mehr und mehr aufwärts geht zu den Höhen ernster Weisheit, so muß ich mit des Lesers Geduld auch seine Nachsicht erbitten. Denn wenig vorbereitet, wie ich war, mußte ich selber erst hineinwachsen in das große Werk, das weiter zu führen ich mir lange nicht getraute, mußte im Wandern mir aneignen, was ich mitzubringen versäumt, nämlich das „Wissen“, das dem Fühlen sich paaren soll. Ab-

sichtlich ließ ich dabei möglichst die mich Belehrenden selber, wenn auch nicht immer mit Nennung ihres Namens, zu Wort kommen, ihre Beiträge auffassend als willkommene Reiser zu dem Kranz, den ich dem verkannten Dichter flechte. Ferner möchte ich freundlich zu bedenken geben, daß wohl niemals ein Autor sich in einer der meinen zu vergleichenden Lage befunden haben dürfte, in der Notwendigkeit eines immerwährenden Beweisführens, wobei ein Sichwiederholen unvermeidlich war. Wenn ich dabei etwas vom Geiste Proteus, des Neckenden, mit einstreute, mir „den alten Scherz“ erlaubend, bald „hier“, bald „hier“ zu rufen, so leitete mich dabei die mir um keinen Preis feile Erfahrung, daß bei diesem „ernsten Spiele“ endliches Finden um so köstlicher ist, je mühevoller das Suchen war. Da nun schon die „Luft erfüllt ist mit dem Duft des Versprechens“, so sei der Voranschreitenden denn noch ein Drittes gewährt, — Vertrauen, „wenn auch der Pfad sacht in die Büsche gleitet“. Denn

„Schon ist mir das Thal gefunden,
Wo wir einst zusammen gehn.“

„Glück auf“ denn, mein Wandergeselle, „Glück auf“ — „es ist an der Zeit!“

Ahrensburg, Pfingsten 1914 Else Frucht

Inhaltsverzeichnis

Von des Meisters „Sagen“

„Wie weit soll das noch gehn!
Du fällst gar oft ins Abstruse,
Wir können dich nicht verstehn.“
„Deßhalb thu' ich Buße:
Das gehört zu den Sünden.
Seht mich an als Propheten!
Viel Denken, mehr Empfinden
Und wenig Reden.“

„Merket bescheiden leise Worte“.

Das Geheimnis des „Faust“, wie es sich zu entschleiern beginnt, hat uns schon längst in jene Geistesrichtung geführt, die am Ausgang des vorigen Jahrhunderts eine kurze hohe Blüteperiode erlebte, in die Romantik. Wenn Goethe damals seinen Reisewagen schirren ließ, um nach dem „lieben närrischen Nest“ zu fahren, das die Rolle Weimars übernehmend, dem Athen des Perikleischen Zeitalters gleich die Besten in seinen Mauern vereinigte, „während die Völker Europas gegeneinander in Waffen standen“, so umfing, trotz räumlich kurzer Fahrt, ihn dort geistig sogleich eine ganz andere Sphäre. An der Hand von Dorothea Schlegels begeisterter Schilderung Jenas ist dem mit seiner glühenden Sehnsucht nach Italien in den „cimmerischen Norden“ Verbannten unschwer nachzufühlen, was ihn bewegte, wenn er das liebliche Tal betrat. „Grünsamtne Teppiche die Berge hinan, mit Veilchen, Schlüsselblumen und Primeln gestickt und lauter wohlriechenden Kräutern durchwirkt; alle Bäume in der glorreichsten Blüte; Flieder und Maiblumen in dicken Haufen; eine Art Weide, die wie Orangen riecht, steht allenthalben auf allen Wiesen und Bergen. Der lebhaft rauschende Fluß, wie ein Spiegel hell; warm vom Morgen bis wieder zum Morgen; eine Luft, die sich weich, lau und blau um einen her lagert und auf den Bergen wie eine Decke ruht— so sieht der Frühling in Jena aus.“ Und als, wie durch höhere Führung in diesem Wundergarten der Natur Seelen sich zu See-

len fanden, in denen wieder die heilige Flamme der Sehnsucht brannte nach der verlorenen Harmonie, nach der alten Schönheit, da zog ein junger, herrlicher Geistesfrühling über unser Vaterland herauf. Erfüllt von dem glühenden Wunsch, die ganze Welt gleichsam in einen solchen Wundergarten zu verwandeln, alles Unkraut, das sich darin eingenistet, auszureißen, unser Leben auf einen Grundton zu stimmen, den der Liebe und des Dankes gegen den Schöpfer, stürmte ein „kleiner furchtloser Trupp" von Idealisten erobernd über „die breite, träge Masse Deutschlands" dahin und verkündete mit göttlicher Begeisterung den Morgenhauch einer neuen Zeit. Goethe, der die Liebe zu Natur und Kunst, die Sehnsucht und den Glauben an ein höheres Menschentum mit ihnen teilte und gleich ihnen den Griechen opferte, sollte ihr Führer werden; „er sollte ihr Gott, und sie wollten sein auserwähltes Volk sein".

„Bewundert nur die feingeschnitzten Goetzen
Uns laßt Meister, Führer, Freund uns Goethe'n —
Uns sandte Goethe, dich, der Götter Güte,
Befreundet mit der Welt durch solche Boten,
Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüt."

Wie Wilhelm Schlegel hier dem Meister huldigt, so hat auch dieser nicht versäumt, sich zu den Romantikern zu bekennen:

„Die Abgeschiednen betracht ich gern,
Stünd' ihr Verdienst auch noch so fern;
Doch mit den edlen lebendigen Neuen
Mag ich wetteifernd mich lieber freuen."

In Ricarda Huchs „Blütezeit der Romantik", einem Buch, von dem ich wie von Marie Joachimis „Weltanschauung der Romantik" nur mit tiefer Dankbarkeit sprechen kann, heißt es: „Die dunkeln Vorstellungen, die die

meisten Menschen von der romantischen Poesie haben, als stehe sie in einem unversöhnlichen Gegensatze zu der sogenannten klassischen, als sei sie die überschwängliche, phantastische, verworrene, sind weit ab von der großartigen Idee, die den romantischen Ästhetikern vorschwebte." Die Frühromantik, denn nur von dieser kann hier die Rede sein, ist vielmehr nach Marie Joachimi „wie ein See, in welchem alle lebendigen Strömungen der Zeit und Vergangenheit einmünden, in dem sie gedanklich verarbeitet und geläutert werden, aus dem sie wieder in getrennten Bahnen heraustreten, um vielleicht jetzt, nach einem Jahrhundert, zu einer neuen Romantik zusammenzuströmen. Sie ist universalistisch in ihrer Tendenz; oder — wie man klarer sagen könnte — sie will eine All-Einheit zunächst der Literatur, dann des ganzen geistigen Lebens überhaupt herbeiführen". Die Romantiker wollten „Liebe, Freundschaft, Ehe, Bildung und Dichtung, Religion und Philosophie veredeln, alles Tiefe und Große im Leben miteinander verbinden und aus dieser Vereinigung ein neues wunderbar erhöhtes Leben schaffen". Ihre Weltanschauung war „ein majestätischer Idealismus": „Alle Kunst soll Wissenschaft und alle Wissenschaft soll Kunst werden; Poesie und Philosophie sollen vereinigt sein", denn „die Trennung von Philosoph und Dichter ist nur scheinbar und zum Nachteil beider. Es ist ein Zeichen einer Krankheit und krankhafter Konstitution", sagt Novalis, zugleich mit Seherblick verkündend: „Der Dichter schließt, wie er den Zug beginnt." „Was sich tun läßt, so lange Philosophie und Poesie getrennt sind, ist getan und vollendet. Also ist die Zeit nun da, beide zu vereinigen." (Friedrich Schlegel.) Das war durchaus Wasser auf Goethes Mühle, der in „Wahrheit und Dichtung" umständlich erzählt, wie er mit dem

Freunde, der ihn zuerst mit den Geheimnissen der Philosophie bekannt gemacht, nicht übereinstimmen konnte. „Unsere wichtigste Differenz“, heißt es daselbst, „war jedoch diese, daß ich behauptete, eine abgesonderte Philosophie sei nicht nöthig, indem sie schon in der Religion und Poesie vollkommen enthalten sei“. Auch der Zug nach Osten, nach den verlorenen Ideen des Naturzustandes der Menschheit, nach den „Morgenträumen unsers Geschlechts“ war ein Band, das Goethe mit den Romantikern verknüpfte. Indes bei mancherlei harmonischem Gleichklang waren ihre Wege doch nicht seine Wege, ihre Gedanken waren letzten Endes doch nicht seine Gedanken, und während die heißblütige Jugend um ihn herumtanzte, „wie die ersten Jünger der Revolution um die Freiheitsbäume oder wie Kinder um die Weihnachtstanne, stand er ruhevoll in der Mitte, ließ sich mit Gold und Flitter behängen, ohne ein anderes Lebenszeichen zu geben, als etwa ein gelindes Nicken oder ein wohlwollendes, humoristisches Lächeln“. Ihre verständnisvolle Teilnahme tat ihm wohl, um so mehr, als seine ersten Geisteskinder damals noch wenig offne Herzen gefunden, und da die Romantiker ihn so öffentlich als Haupt ausgeschrieen hatten, wollte er, wie er selber sagte, sich auch auf honette Weise als solches zeigen. Über sein „Bestes“ ließ er jedoch auch ihnen gegenüber nichts verlauten, treu seinem Grundsatz: „Was ich denke, was ich fühle, ein Geheimniß bleibe das.“ Dieser Ton schweigender Resignation, womit die Paria-Legende ausklingt, diese „höchst bedeutende Fabel“, die Goethe als einen „stillen Schatz“ Jahrzehnte lang im Herzen trug, webt auch in den Mignonliedern; er war dem Meister zum Grundton seines Lebens geworden. Da aber die Romantiker mehr von ihm erwarten mußten, als er geben

konnte und wollte, da sie, so sehr sie auch das Apollinische an ihm betonten, doch das Dionysische vermißten, so war eine Entfremdung unvermeidlich, und sie führte zu gänzlicher Trennung, als sie, die sich fähig gefühlt, „mit dem feurigen Schwert des Worts das Reich der Geister welterobernd zu überziehen“, um die Menschheit zu nie gekannten Höhen zu führen, als die „Götterbuben“ selber geistiger Knechtschaft oder religiösen Verirrungen anheimfielen. Und obwohl die deutschen Romantiker nicht denkbar wären ohne den befruchtenden Atem Goethescher Geniedichtung, obwohl Goethe selber damals eine poetische Wiedergeburt erlebte, indem die Romantik zu vollem Bewußtsein weckte und nährte, was schon ursprünglich der eigensten Tiefe seines Geistes entkeimt war, so war sie ihm doch nur der Übergang zur höchsten Stufe des Künstlers.

„Die Feinde, sie bedrohen dich,
Das mehrt von Tag zu Tage sich:
Wie dir doch garnicht graut!“
„Das seh' ich alles unbewegt:
Sie zerren an der Schlangenhaut,
Die jüngst ich abgelegt,
Und ist die nächste reif genung,
Abstreif' ich die sogleich
Und wandle neu belebt und jung
Im frischen Götterreich.“

Ahnungsvoll nennt Friedrich Schlegel Goethes Poesie „die Morgenröte echter Kunst und reiner Schönheit“, die eine neue endlose Aussicht eröffnet, auf das, was die höchste Aufgabe aller Dichtkunst zu sein scheint, die Harmonie des Klassischen und Romantischen“. Besaß Goethe, „klassischer als Schiller durch seine Harmonie, jenes weibliche, christlich-germanische Element, das ihn

zum Ideal des modernen Dichters, zum Haupt der romantischen Schule machte", so ist seine Naivetät und Harmonie „nur ihrer Erscheinung nach mit der Antike zu vergleichen; in ihrem Wesen war sie die wiedergewonnene, die zweite, in der zwei anfänglich widerstrebende Hälften zu einem befriedigten Ganzen verschmolzen sind". Gleich einem Januskopf mit doppeltem Gesicht, rückschauend und schwelgend in den Schätzen der Vergangenheit und vorwärtsschauend, bauend und schaffend an einer neuen, herrlichen Zukunft, ist es dem Heros von Weimar gelungen, „die unendlich strömende Fülle unseres Gemütes in die harmonische Rundung der Antike" zu fassen, so daß er am Ende von erklommenem Gipfel aus, Klassiker und Romantiker zugleich, auf dieses „Erdetreiben" niederschaute.

„Unsichtbar, sichtbar" ist auch in der „Welt" des „Faust" überall der „heilige Hauch" zu spüren, der Geist der romantischen Liebe, „welcher seine Ahndungen oder unnennbaren Anschauungen vom Unendlichen in der sinnbildlichen Erscheinung sinnbildlich niederlegen will". Mephistos bislang nicht ernst genommene Worte:

„Wer will was Lebendigs erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben" —

gewinnen unter dem „Doppelblick" das Ansehen meisterlicher Unterweisung.

„Alle heiligen Spiele der Kunst," sagt Friedrich Schlegel, „sind nur ferne Nachbildungen von dem unendlichen Spiele der Welt, dem ewig sich selbst bildenden Kunstwerk. Mit anderen Worten: „Alle Schönheit ist Allegorie." Ein „Spiel" ist auch der „Faust", vom Dichter nicht ohne Zagen in deutsche Lande hinausgesandt:

„Bei so verworrnem Spiele
Wird mir wahrhaftig bang!"

Und wenn er dann fortfährt:

„Es gibt der Menschen so viele,
Und es ist der Tag so lang" —

so war es seine „stille Freundin, die edle Treiberin, Trösterin, Hoffnung", die ihm die Sorge scheuchte. Einem Frühaufsteher wie Goethe, der, jede Stunde weise nutzend, bei sich selbst zu Hause war, bedeutete freilich jeder Tag einen Schritt zum Ziel, während Unrast, Zerfahrenheit, Sucht nach Zerstreuung sich schon damals empfindlich bemerklich machten. Mit tiefem Schmerz sah der Weise auch seines Volkes Menge

„Zu dieser Wildniß frechen Städtelebens,
Zu diesem Wust verfeinerter Verbrechen,
Zu diesem Pfuhl der Selbstigkeit gewendet!"

„Die Bevölkerung unserer großen Städte", sagt Emerson, „ist gottlos, materialistisch — kennt keine Bande, keine Brudergefühle, keine Begeisterung. Das sind keine Menschen, sondern wandelnder Hunger und Durst, Fleisch gewordene Fieberträume und Begierden. Wie können Menschen überhaupt weiter leben — so ziellos, wie sie sind!" „Zerstreutes Wesen führt uns nicht zum Ziel." Doch wenn wir in dem „ernsten Spiele" erst des „wahren Scheins" uns „freuen" gelernt —

„Dann sammelt sich der Jugend schönste Blüthe
Vor euerm Spiel und lauscht der Offenbarung."

Dann werden auch Frage und Antwort der Gretchenscene: „Was soll das? Einen Strauß?" „Nein, es soll nur ein Spiel" — ihren tiefen Sinn enthüllen. Denn „der Dichter ist ein Vertrauter und Bote der Götter, deren Offenbarung er den Sterblichen überbringt", (Novalis) und es war in dem Sinne, daß jung Wolfgang schon früh nichts glühender ersehnte, als „den Lorbeerkranz, der den Dichter zu zieren geflochten ist".

Waren die Jenenser Philosophen, wie Schiller s. Zt. dem Freunde schrieb, außerordentlich gespannt auf die Fortsetzung des „Faust“, so war es das Bekenntnis von Goethes Weltanschauung, das sie darin erwarteten, und das auch wirklich offen darin ausgesprochen ist, wenngleich „das Beste“ uns zunächst noch vorenthalten wurde. Doch Goethe blieb Dichter, auch wenn er philosophierte. „Von Kind an“, sagt Wilhelm Dilthey von ihm, „hat dies Genie der Phantasie die Welt poetisch gesehen.“ Sein größtes Glück war sein „poetisches Sinnen und Schaffen“.

„Ich halte diesen Drang vergebens auf,
Der Tag und Nacht in meinem Busen wechselt.
Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt:
Das köstliche Geweb' entwickelt er
Aus seinem Innersten, und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen,
O geb' ein guter Gott uns auch dereinst
Das Schicksal des beneidenswerthen Wurms,
Im neuen Sonnenthal die Flügel rasch
Und freudig zu entfalten.“

Tassos Sehnsucht lebt auch in der Seele des „Faust“. Ganz überhört wurde indes des Helden Klage: „Dem Wurme gleich ich, der den Staub durchwühlt“, und daß am Schluß die Engel ihn „freudig“ empfangen „im Puppenstand“. Die Geschichte eines „Werdenden“ konnte und sollte offenbar nur bis zu diesem Punkte geführt werden, denn

„Des Menschen Leben ist ein ähnliches Gedicht,
Es hat wohl einen Anfang, hat ein Ende,
Allein ein Ganzes ist es nicht.“

Den fragmentarischen Charakter seines Werkes hat Goethe oft genug betont. Wenn er uns im „Faust“ „ein inneres lebendiges Knochengerippe“ hinterließ, das er „mit Sehnen, Fleisch und Oberhaut bekleidet“, fehlt da nicht „das Beste“, die Seele?

„Gar manches artig ist geschehn
Durch leichte Griffel-Spiele;
Doch, recht betrachtet, wohl besehn,
Fehlt immer Hain und Mühle.“

Fausts gequälter Brust entringt sich denn auch eine Frage, die mir die Frage aller Fragen zu berühren scheint:

„Was bin ich denn, wenn es nicht möglich ist
Der Menschheit Krone zu erringen,
Nach der sich alle Sinne dringen?“

Mephistos Antwort lautet: „Du bist am Ende — was du bist.“ Der „Puppenstand“ kann aber nie und nimmer „das Ende“ sein. „Das Ende“ ist es eben, was der Weise verschweigen mußte, denn „das Beste, was du wissen kannst, darfst du den Buben doch nicht sagen“. Aber „Nur stille nur, wenn alle lispeln, wird Einer es auch am Ende sagen“. „Am Ende“ wird er kommen, der Eine, der „auf neue Form bedacht, jener todten Form ein Ende macht“, der das „Wunder wirkt“, sie dichtend zu beseelen. Wie die Schmetterlingslarve auf Sonne wartet, auf daß, erlöst aus „starrem Puppenzwang“, ein leuchtender Falter im Äther bade, so wartet der „Faust“ auf — Liebe, dem „Chaos“ gleich, das „nur auf die Berührung der Liebe wartet, um sich zur harmonischen Welt zu entfalten“.

„Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.“

Wie in den Blüten der Keim zu künftigen Früchten schlummert, wie der Wurm nur der Vorbote des Schmetterlings ist, so hat auch der „Faust“ eine vorbereitende Aufgabe. Nicht, daß solche von vornherein ihm zugedacht gewesen; er erfuhr vielmehr, nachdem Goethe sich seiner eigentlichen Sendung bewußt geworden, eine Umgestaltung, womit die Vernichtung des „Urfaust“ zusammenhängt. Die rechte Würdigung erst von der Zukunft erhoffend, von der „Nachwelt“, der „das Echte unverloren bleibt“, wendet der Dichter des „Faust“ sich an die „Mitwelt“, sich mit „Wintergrün“ bescheidend, „bis die Rose wieder heranreift“. Was auf des „gefürchteten Gipfels schneebehangenem Scheitel“ der „Einsame“ erlebte, mit dem „Gott wie mit seinen alten Heiligen“ verfuhr, wir wissen es nicht, aber in der „Harzreise im Winter“ atmet ein Geist, der ahnen läßt, daß die Mission des Dichters der „Liebe“ mit dem „Faust“ nicht zu Ende ist. Unter der Überschrift „Problem“ gibt er selber zu bedenken:

„Warum ist alles so räthselhaft?
Hier ist das Wollen, hier ist die Kraft;
Das Wollen will, die Kraft ist bereit
Und daneben die schöne lange Zeit.
So seht doch hin, wo die gute Welt
Zusammenhält!
Seht hin, wo sie auseinanderfällt!“

Die „schwache Stelle“ hat Discussionen genug ins Leben gerufen — das „Vorgefühl von solchem hohen Glück“, das auch in uns ein „Vorgefühl“ erwecken sollte, fand ich dabei niemals erwähnt. Der „Faust“ ist die Sonne nicht, die man ersehnte, er ist nur „schmetternd im Vorüberziehn“ der „Herold“, der sie uns verkündet, der Regenbogen, der zerfließt, sobald sie selber hervortritt.

„Ihm sinne nach und du begreifst genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.“

Die Mission des „Faust“ ist eine Johannesmission; gilt es doch wie damals, für das „Beste“ eines Meisters erst den Weg zu bereiten. Denn während die Romantiker, „die blitzenden Augen auf die Zukunft gerichtet, auf die Spitze des Berges“, übersahen, „was im Wege hinderte und drohte“, so war Goethe „der Kluge, der Weitumsichtige“, der es nicht übersah, denn zu oft hatte er sich daran gestoßen, so daß sein armes Herz aus tausend Wunden blutete. Zu der schmerzlichen Erkenntnis gekommen, daß es noch nicht „an der Zeit“ sei, beugte der „Bischof“ sich willig unter das Kreuz der Entsagung, „die Gegenwart aufopfernd, der Zukunft sich widmend“, denn

„Im Gedränge hier auf Erden
Kann nicht jeder was er will,
Was nicht ist, es kann noch werden,
Hüte dich und bleibe still.“

„Die Zeit der Angst verkürzen“ half der „Faust“, indem des „Kanzlers“ glühender Tatendrang damit ein Feld gefunden hatte, auf dem er, wie ich noch zeigen werde, kämpfend sich betätigen konnte. Wir stehen vor der überwältigenden Tatsache, daß ein Verkannter, „grausam mißhandelt“, in tantalisch-sisyphischer Qual sich mühte, „mit eignen, hohen Händen“ hinweg zu räumen, was ihm „den Weg verrannt“, damit „zu rechter Zeit“ ein anderer das Ziel gewinne. So kam Goethe zu der Doppelrolle, der ich schon auf früheren Blättern breiten Raum gegönnt, so trat in „classischer Walpurgisnacht“ die „Doppelmütze des Parnaß“ ins Leben.

„Alle Schönheit ist Allegorie“, oder wie es im „Faust“ heißt: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß.“ Denn

„das Wahre, mit dem Göttlichen identisch, läßt sich niemals von uns direct erkennen, wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, im Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen; wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsch nicht entsagen, es dennoch zu begreifen“ (M. u. R.). Goethes romantische Weltanschauung, die hinter allem Materiellen das Geistige sucht, ist also auch in die Sonnenaufgangsscene verwoben: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.“ Und wie der Abglanz in der Welt der Erscheinungen auf ein höheres Dasein hinweist, auf die Welt der Ursachen, so ist auch der „Faust“ nur ein „Abglanz“ von dem „Echten“, das als „unverloren“ uns verheißen wird, und das zu suchen und zu erringen der Weise von Weimar uns als heilige Aufgabe hinterlassen hat. Das „Hauptgeschäft“ und der „Faust“ verhalten sich zueinander wie Ursache und Wirkung; dem „Regenbogen“, dem „nachzusinnen“ wir schon so lange Zeit gebraucht, muß eine Sonne folgen; denn:

„Einen langen Tag über lebt' ich schön,
Eine kurze Nacht;
Die Sonne war eben im Aufgehn,
Als ich zu neuem Tag erwacht“ —

und

„Tönend wird für Geistes-Ohren
Schon der neue Tag geboren.“

Die Auffindung des „Urfaust“, dem nach Goethes Wunsch nicht bestimmt war, auf die Nachwelt zu kommen, hat nur dazu beigetragen, die „Labyrinthe“ zu vermehren.

Einem zudringlichen Frager der letzten Jahre nach Zweck und Ziel der rätselhaften Dichtung ward die Antwort: „Im Greisenalter werden wir Mystiker“; doch schon

jung Wolfgang entdeckte in sich diesen dem deutschen Wesen tief innewohnenden Zug als ein Urerbteil, für das er den Göttern dankte. Mystik, nicht zu verwechseln mit Mystizismus, ist „die Kunst, Gott in sich zu finden durch Entwicklung der verborgenen Tiefen, der latenten Fähigkeiten des Bewußtseins“, und alle ihre Jünger, deren Kette sich von den ältesten vorhistorischen Zeiten bis auf die Gegenwart verfolgen läßt, haben sich als solche überaus glücklich gefühlt und freudig alles geopfert, um ihrer Richtung treu zu bleiben. „Wenn man also jetzt“, heißt es bei Friedrich Schlegel, „bisweilen der deutschen Nation ihre Neigung zur Mystik zum Vorwurf macht, so ist dieser Fehler viel älter als die Tadler selbst vielleicht wissen; denn man könnte ihn von dem zwölften Jahrhundert, ja von den Zeiten Karls des Großen an, mit historischen Beweisen und Belegen in fast ununterbrochener Reihe, als allerdings gegründet durchführen. Weit entfernt aber, daß dieses in dem rechten und würdigen Sinne des Wortes, ein Tadel sein sollte, können wir vielmehr nur das höchste Lob der geistigen Richtung einer Nation darin sehen, wenn wir in dem welthistorischen Fortgange der intellektuellen Entwicklung, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, nebst den Indern und Griechen, die Deutschen als das dritte unter diesen metaphysischen Völkern bemerken und jenen in diesem Stücke beizählen müssen; indem bei diesen drei genannten Völkern die Anlage zur Metaphysik, oder der Wissenschaft von den göttlichen Dingen, so wie die Richtung darauf, in allen Höhen und Tiefen, Wegen und Abwegen, welche dieses Streben mit sich führt, nicht erst von außen eingepflanzt und angeregt, sondern ganz bei ihnen einheimisch und gleichsam angeboren war.“ Von jeher beriefen alle Mystiker sich

auf ein inneres Erlebnis. „Gefühl ist alles!" So lautet auch Goethes mystischer Gottesbeweis. Und bezeichnet er seine Werke ausdrücklich als „Bruchstücke einer großen Confession", so ist der „Faust" davon das bedeutendste als Gefäß der Weisheit seines ganzen Lebens. Strahlt uns doch daraus ein „Abglanz" entgegen von dem „Besten", was vor der Welt zu bergen „himmlische Mächte" über ihn verhängt hatten. Denn

„Die wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt."

Ein Blick in die Geistesgeschichte zeigt jedoch, daß „die religiöse Innerlichkeit, so gewiß aus ihr die gewaltigsten und fruchtbarsten Bewegungen der Weltgeschichte erwachsen sind, doch für sich allein und unmittelbar keine kulturschöpferische Macht ist. Sie muß sich mit der Objektivität, Freiheit und Universalität des Gedankens, der formenden, gliedernden und zusammenschließenden Kraft künstlerischen Bildens vereinen, soll sie die allgemeine Kultur in positivem Schaffen fördern". Heil uns, daß uns in Goethe ein Mystiker geboren wurde „mit hellen Augen, mit klaren Sinnen, aber mit schwelgendem Herzen", den wir ihn an der Hand seines Tagebuches unzählige Male der Mystik ernstes Feierkleid, in dem er in „heiliger Frühe" schaffte an „dem Einzigen, was Noth ist", vertauschen sehen mit dem Werktagsgewand des Naturforschers, um noch mit Aufbietung seiner letzten Kräfte den ewigen Gesetzen nachzugehen. Und nur wer „dieselben Pfade wandernd schleicht", kann hoffen, dem Meister zu gemeinsamem Aufstieg zu begegnen. „Poesie", so belehrt er selber, „deutet auf die Geheimnisse der Natur und sucht sie durch's Bild zu lösen; Philosophie deutet auf die Geheimnisse der Vernunft und sucht sie durchs Wort zu lösen; Mystik deutet auf die Geheimnisse der Natur und Vernunft und sucht sie durch Wort und Bild zu lösen" (M. u. R.). Sie erstrebt demnach die große Synthese, welche Poesie und Philosophie getrennt nicht vollbringen. Friedrich Schlegels Wort: „Mystik ist das, was allein das Auge des Liebenden an dem Geliebten sieht", darf also hier nicht fehlen. Nur einem „Liebenden" wird der alte Stein am Rosenberge offenbaren, wie „der Liebende seiner Geliebten gedachte"; darum: „Liebe nur Liebende führet herein!" Romantische Liebe ist Weltenliebe, die „höher ist als alle Poesie und Philosophie", und nur wer da fühlt, wie der beseelende Geist der ursprünglichen Liebe hier von neuem „über den Wassern schwebt", wird „meisterlich Flüstern" im „Faust" verstehen. Ein Funken dieser Liebe lebt in uns allen; es ist der Enthusiasmus, „das Organ für die Poesie und das Auge für die Schönheit der Welt", ein göttliches Geschenk aus den Händen der Mutter Natur, vom Dichter höher geschätzt, als tote Gelehrtenweisheit, weshalb er scheidend noch „den Guten" zuruft:

„Laßt euch einen Gott begeisten,
Euch beschränket nur mein Sagen!"

„Aristoteles und andere Prosaisten", gegen die schon jung Wolfgang kühn zu Felde zog, konnten daher der absurden Form des „Faust" nichts abgewinnen und des mystischen Tempels nicht gewahr werden.

Unter diesen mancherlei Schlaglichtern ist es dem Leser wohl selbst schon zur Gewißheit geworden, daß das alte Puppenspiel „Faust", das, wie Goethe in „Wahrheit und Dichtung" erzählt, „gar vieltönig in ihm widersummte und klang", nur eine „Schale" ist, die wir endlich „fortwerfen" müssen, um zum Genuß des Kernes zu gelangen.

Von jeher war es aller Weisen Art, sich in Bildern, also nicht ohne weiteres verständlich auszudrücken, und „man muß die Dunkelheit einer Schrift so wenig tadeln, als die Dämmerung des Ausdrucks in einem Nacht- oder den Stempel des Altertums auf einem echten Schaustück", sagt Hamann, der „Magus in Norden". Es beginnt denn auch im „Faust" sogleich zu tagen, wenn wir, um „der Hieroglyphe ursprünglichen Sinn wieder zu finden" nach des Meisters eigenem Verfahren der „großen Welt" gegenüber, die „Welt" im „Faust" romantisieren.

In Tiecks Malerroman „Franz Sternbald" findet sich das große vielumstrittene Wort, alle Kunst sei allegorisch, eine Auffassung, die speziell den Romantikern eigen ist. „Wir fügen zusammen, wir suchen dem Einzelnen einen allgemeinen Sinn anzuheften, und so entsteht die Allegorie." „Denn der Dichter schafft ja nicht seinen eigenen Geist, noch seine unendlichen Anschauungen, noch seinen Mittelpunkt, sondern nur eine Form, einen Körper, in dem sich dieser unendliche Geist und seine unendlichen Anschauungen darstellen, „allegorisieren", offenbaren kann." „Für den Materialisten ist die Welt, für den Spiritualisten bedeutet sie etwas, dem Romantiker — oder sage man Künstler oder Idealisten ist und bedeutet sie gleichviel." So fühlt man auch in der „Welt" des „Faust", daß nicht das, was geschieht, das Wichtigste ist, sondern das, was es bedeutet. Wie wäre es auch sonst möglich, Goethe in der Person des Faust zu finden? Sind die Konsequenzen dieses Gedankens ohne weiteres überhaupt auszudenken? Des siebenfachen Mordes, der sich im poetischen Rahmen des Stückes vollzieht, ganz zu geschweigen, begeht Faust am Kaiserhofe auch noch ein ungeheures „Falsum", um als „Wasserbauinspektor" alle diese Untaten zu sühnen und in einem

katholischen Himmel zu landen. „O, ihr Athenienser!" Unbeachtet blieb das freimütige Bekenntnis:

> „Im neuen Jahre Glück und Heil!
> Auf Weh und Wunden gute Salbe!
> Auf groben Klotz ein grober Keil!
> Auf Einen Schelmen anderthalbe!"

Wahrlich, es erging uns nicht besser, als Eulenspiegel, der alles eigentlich nimmt, während die andern figürlich sprechen, und vergeblich hoffte der „Spielmann", daß man, nicht zufrieden mit dem „Tagtäglichen, Gemeinen" den höheren Sinn dahinter suchen würde. Schon im Jahre 1774 schrieb Goethe an Pfenninger: „Ich bin vielleicht ein Thor dass ich euch nicht den Gefallen thue mich mit euern Worten auszudrücken, und dass ich nicht einmal durch eine reine Experimental Psychologie meines Innersten, euch darlege daß ich ein Mensch binn, und daher nichts anders sentiren kann als andre Menschen, daß das alles was unter uns Widerspruch scheint nur Wortstreit ist der daraus entsteht weil ich die Sachen unter andern Combinationen sentire und drum ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muss. Welches aller Controversien Quelle ewig war und bleiben wird." Versuchte schon der Dichter des „Werther" die „Widerbellenden" aufmerksam zu machen:

> „Und wer mich nicht verstehen kann,
> Der lerne besser lesen" —

so hat er auch im „Faust" sein eigenartiges „Sagen" betont, und zwar in der Gretchenscene:

> „Es sagen's aller Orten
> Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
> Jedes in seiner Sprache;
> Warum nicht ich in der meinen?"

An eine allegorische Darstellung eines so „unbegränzbaren" Stoffes durfte gerade Goethe sich kühnlich wagen. Denn „mit stiller Seele" empfangen, war ihm ein köstlich Gut geworden, „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit". „Sie wissen, wie simbolisch mein Leben ist", schrieb er an Frau von Stein, und noch im Jahre 1824 vernahm Eckermann aus seinem Munde das Geständnis: „Ich habe all mein Wirken und Leisten immer nur symbolisch angesehen, und es ist mir im Grunde ziemlich gleichgültig gewesen, ob ich Töpfe machte oder Schüsseln." Schiller, des großen Freundes Eigenart klar durchschauend, ermunterte ihn sogar dazu: „Ich wünsche Ihnen Glück zu dem Schritt, den Sie in Ihrem „Faust" gethan. Lassen Sie sich aber ja nicht durch den Gedanken stören, wenn die schönen Gestalten und Situationen kommen, daß es schade sei, sie zu verbarbariren. Der Fall könnte Ihnen im zweiten Theil des „Faust" noch öfters vorkommen, und es möchte einmal für allemal gut sein Ihr poetisches Gewissen darüber zum Schweigen zu bringen. Das Barbarische der Behandlung, das Ihnen durch den Geist des Ganzen auferlegt wird, kann den höheren Gehalt nicht zerstören und das Schöne nicht aufheben, nur es anders specificiren und für ein höheres Seelenvermögen zubereiten. Eben das Höhere und Vornehmere in den Motiven wird dem Werk einen eigenen Reiz geben, und Helena ist in diesem Stück ein Symbol für alle die schönen Gestalten, die sich hinein verirren werden. Es ist ein sehr bedeutender Vortheil, von dem Reinen mit Bewußtsein ins Unreinere zu gehen, anstatt von dem Unreinen einen Aufschwung zum Reinen zu suchen, wie bei uns übrigen Barbaren der Fall ist. Sie müssen also in Ihrem „Faust" überall Ihr Faustrecht behaupten" (12. Sept. 1800).

Wenn die Allegorie nicht immer zugleich schön wurde, sondern, in Verstandesspiel übergehend, den Boden der Kunst verlassen mußte, so wird das dem Künstler selber Qual genug bereitet haben, und ein feines Ohr kann des öfteren seine Klage darüber vernehmen. Sinnend hören wir ihn z. B. im „Vorspiel" fragen:

„Wie machen wir's, daß alles frisch und neu
Und mit Bedeutung auch gefällig sei?"

Denn der Künstler konnte der Grazie nicht entbehren, und auch in dieser seltsamsten seiner Schöpfungen wartet eine tiefe, geheimnisvolle Schönheit auf den, dem es in ihr Allerheiligstes einzudringen glückt. Der Dichter des „Faust" hat gehalten, was er im „Tasso" versprochen:

„Und soll mein Lied die besten Männer wecken,
So muß es auch der Besten würdig sein."

Es als „Herold" in die Welt entsendend, gab er ihm zum Geleit die Worte mit:

„Es schwebet nun in unbestimmten Tönen
Mein lispelnd Lied, der Aeolsharfe gleich."

Es gilt also, sich so weit zu dem Weisen zu erheben, daß auch sein „Lispeln", sein „Flüstern", sein „Gemurmel" verständlich wird, sich mit ihm so vertraut zu machen, daß er die „Mantelfalten" zurückschlägt und sein wahres Wesen zeigt. „Wo es ein Sein gibt, muß es auch ein Erkennen geben." „Alle Wahrheit ist uralt. Der Reiz der Neuheit liegt nur in den Variationen des Ausdrucks. Je constrastirender die Erscheinung, desto größer die Freude des Wiedererkennens." „Folgende Blätter", sagt Goethe in „Verschiedenes über Kunst" „streu' ich ins Publicum mit der Hoffnung, daß sie die Menschen finden werden, denen sie Freude machen können". Und welche Freude empfand ich, weiter zu lesen: „Sie enthalten Bemerkungen und Grillen des Augenblicks über

verschiedene Kunst und sind also für eine besondere Klasse von Lesern nicht geeignet. Sei's also nur denen, die einen Sprung über die Gräben, wodurch Kunst von Kunst gesondert wird, als salto mortale nicht fürchten, und solchen, die mit freundlichem Herzen aufnehmen, was man ihnen in harmloser Zutraulichkeit hinreicht." Unter „Manier" heißt es dann von dem Künstler: „Er sieht eine Übereinstimmung vieler Gegenstände, die er nur in ein Bild bringen kann, indem er das einzelne aufopfert; — —er erfindet sich selbst eine Weise, macht sich selbst eine Sprache, um das, was er mit der Seele ergriffen, wieder nach seiner Art auszudrücken, einem Gegenstande, den er öfters wiederholt hat, eine eigne bezeichnende Form zu geben." Schon der Hinweis auf die „Wiederholten Spiegelungen" läßt erraten, daß der Meister, um unter „so verschiedenen Leuten" etwas Heimliches reden zu können, sich eine eigene Sprache schuf, eine Tropen- und Rätselsprache, bei der er natürlich vor allem den Begriff des Ganzen festhalten mußte, ohne sich „allzu ängstlich" um das Einzelne zu sorgen. „An kleinen Dingen muß man sich nicht stoßen, wenn man zu großen auf dem Wege ist", sagt Hebbel. Sollten wir Mephisto in der Schülerscene noch immer nicht recht verstanden haben, wenn er sagt:

„Schon gut! Nur muß man sich nicht allzu ängstlich quälen;
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein" —

In der Tat waltet durch das ganze Werk hindurch eine wunderbar durchdachte, fest bestimmte „Terminologie", die „Faustsprache", also Goethesche Sophisterei, deren Erfassen zum Verständnis unerläßlich ist, daher:

„Wem fehlt's nicht irgendwo auf dieser Welt?
Dem dieß, dem das, hier aber fehlt das Geld."

Einmal ergriffen, wirkt aber diese „Terminologie" gleich einem Zauberstabe, und der „Herold" zeigt, wie derselbe, in „Sud und Gluth" getaucht, sogleich „die Masken aus dem Felde schlägt". So verbirgt sich, um nur einiges anzuführen, alles Gesprochene, bezw. Gedichtete unter dem Bilde des Wassers, und dem wohlunterrichteten Leser wird sich um diesen einen Begriff sogleich eine ganze Familie von Worten krystallisieren, die nach Rang und Würde selbst zu bestimmen nicht schwer ist. Die „Wellen" z. B. sind die Verse, daher —

„Und in schwanken Silberwellen
Wogt die Saat der Ernte zu."

Die „Tropfen" als kleinste Größe, verkörpern die Buchstaben, womit die verhängnisvolle Wirkung der drei Tropfen im ersten Teil, ohne „das Schöne aufzuheben", d. h. ohne an dem poetischen Bilde zu rühren, zu einem geistigen Vorgang wird. Die „Schwäne", „hin und wieder schwimmend" auf der Dichtung „glattem Spiegel", sind die Faust-Deuter, und Heil ihnen, wenn sie zugleich „Dichter" sind, denn:

„Schöpft des Dichters reine Hand,
Wasser wird sich ballen."

Auch die „Wasserschlacht" wird sich in diesem Sinne enthüllen und — begeben. Wird sie so harmlos enden, wie auf dem alten Relief? Berge und Felsen erwiesen sich schon als Geisteswerke, und Seismos, der sie hervorschiebt, kann nichts anderes sein, als das Genie, was schon früher angedeutet wurde. In dunklen Tiefen ruht der Weisheit „Gold", und wie Goethe wohl zu sagen pflegte, „solche Mühe hat Gott dem Menschen gegeben", so wartet auch auf den Faustforscher emsige Bergmannsarbeit:

„In welchen Klüften, welchen Gängen
Muß sich der Schatzbewußte drängen.“

Da braucht es freilich der „Lämplein hell“ von listigen kleinen Gnomen, die unermüdlich mit fröhlichem „Glück auf!“ in alle „Ritzen“ leuchten. Das Gold „behende auszuklauben“ wird Geduld empfohlen, denn „Greife“ legten ihre „Klauen“ darauf. In genialer Künstlerhand nimmt das Gewonnene dann Gestalt an, wie durch Zaubermacht sich wandelnd in „Kronen, Ketten, Ringe“ u. dgl., nämlich in Übersetzungen, Folgerungen und Schlüsse, die behufs Collegium logicum so überaus wichtig sind. Womit also Faust freigebig sein Liebchen beschenkt, und was der „Knabe Lenker“ neckend austeilt, das bietet der Dichter auch anderwärts freundlich zu Kauf. Mußte ich nicht Herz und Hände öffnen, um beglückt von ihm zu empfangen?

„Ringlein kauft! geschwind ihr Fraun!
Möcht' nicht weiter wandeln;
Gegen Aug' und Augenbrau'n
Wollt' ich sie verhandeln.“

Durfte ich vorüber gehen? Der Schelm, er schaute allzeit gern in schöne Augen; wer aber schaute nach dem ersten Blick nicht mit wachsendem Entzücken in die seinen, in die großen, sonnenhaften Dichteraugen?

„Allerlieblichste Trochäen
Aus der Zeile zu vertreiben
Und schwerfälligste Spondeen
An die Stelle zu verleiben,
Bis zuletzt ein Vers entsteht,
Wird mich immerfort verdrießen.
Laß die Reime lieblich fließen,
Laß mich des Gesangs genießen
Und des Blicks, der mich versteht!“

Unter dem „Doppelblick“ eines „Glücklichen“ werden die „scheuen Mädchen“ im Stück ganz zutraulich, und wie Gretchen ein volles Recht hat, zu sagen: „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles,“ so ist wie echten Königskindern auch uns erlaubt, zu „spielen mit Scepter, mit Krone und Stern“. Wenn es in der „Hexenküche“ heißt: „Den Zepter halt' ich hier, es fehlt nur noch die Krone —“ so ist die kabbalistische „Übersetzung“ sogleich bereit, den „Zepter“ in ein „Rezept“ zu verwandeln, dem genesungsuchenden Faust zum Heil. Scheint das Rezept nicht „hier“ zu heißen? „Der Zettel hier ist tausend Kronen werth“. Und der Meister hoffte, daß in edlem Wettbewerb „die Besten“ danach suchen würden. Auch „Wein“, an dem es im Kaiserreich mangelt, ist als „geistiger Gehalt“ uns sehr vonnöten, und „Herr Mammon“ hält sich zur Mitarbeit empfohlen. Die „Wälder“, deren „Krachen“ in der „Walpurgisnacht“ vernehmlich wird, sind die philosophischen Systeme; die „Sonne“, das „größte Licht“, das „Himmelslicht“, das allein „klar und ohne Schnuppen leuchtet“, ist die Erkenntnis.

„Aber die Sonne duldet kein Weißes,
Überall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sie mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt geputzte Menschen dafür.“

Und

„Selbst von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.“

Armer Goethe! wie weit mußte deine Poesie sich erniedrigen? Nur Kleider — keine Menschen von Fleisch und Bein? Wer haucht den Schatten eine Seele ein?

„Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?

Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Daß es in herrlichen Accorden schlägt?"

Wann wird der Wind kommen, die Saiten der „Aeolsharfe" zu rühren? Wann wird für den „Schlafenden" die Sonne aufgehen? „Flämmchen und Feuerchen" als Teile „des seit Prometheus auf Erden nicht Erloschenen" schließen sich „leuchtend" an; darum muß eben jeder „durch die Feuer versuchen sich sein eigen Abenteuer". Hätte der Meister auch sonst wohl einen so fragwürdigen Rat erteilen können, wie: „Im Ganzen haltet euch an Worte?" Unter richtiger Beleuchtung gewinnen die ironischen Verse hohe Bedeutung, denn:

„Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten,
An Worte läßt sich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt sich kein Jota rauben."

„Merket bescheiden leise Worte", bittet „der Dichter", doch niemand beachtete die feine Andeutung im „Vorspiel":

„Von allen Geistern die verneinen
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last."

Denn Mephistos Schalkheit erhellt sogleich, wenn er an andrer Stelle sagt:

„Die Frage scheint mir klein
Für Einen, der das Wort so sehr verachtet,
Der, weit entfernt von allem Schein
Nur in der Wesen Tiefe trachtet —"

Der „Faust" mit seinen vermummten Gestalten ist aber nichts weniger als „weit entfernt von allem Schein", und es wird von ihm einmal heißen: „Es war nur Schein allein der Schein war groß —" denn sein Zweck war, eine höhere Wirklichkeit ahnen zu lassen.

Zu dem Gebot im „Faust": „Im Ganzen haltet euch

an Worte", gehört aber unbedingt die Mahnung aus dem Lehrbrief Wilhelm Meisters: „Die Worte sind gut, aber sie sind nicht das Beste. Das Beste wird nicht deutlich durch Worte. Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste. Die Handlung wird nur vom Geiste begriffen und wieder dargestellt." „Die einfachsten Worte", sagt Emerson, „wir wissen nicht, was sie bedeuten, außer wenn wir lieben und streben", oder um mit Goethe zu reden: „Blasen ist nicht flöten, ihr müßt die Finger bewegen." Wir dürfen bei dem „Wort" nicht „stehen bleiben", denn ein Wort läßt sich auch „übersetzen", und sehen wir den Dr. Faust sich darum mühen einer altheiligen Überlieferung gegenüber, so konnte der Dichter nicht deutlicher sein. „Eine Übersetzung", notierte sich Novalis, „ist entweder grammatisch, oder verändernd, oder mythisch. Mythische Übersetzungen sind Übersetzungen im höchsten Stil. Sie stellen den reinen, vollendeten Charakter des individuellen Kunstwerks dar. Sie geben uns nicht das wirkliche Kunstwerk, sondern das Ideal. Der wahre Übersetzer dieser Art muß in der That der Künstler selbst sein, und die Idee des Ganzen so oder so geben können. Er muß der Dichter des Dichters sein, und ihn also nach seiner und des Dichters eigner Idee zugleich reden lassen können", was Goethe mit den Worten andeutet:

„Dieß Wunder wirkt auf so verschiedne Leute
Der Dichter nur; mein Freund, o! thu' es heute!"

Wenn wir nun die „Übersetzung", lat. translatio, ins Griechische übersetzen, so stehen wir alsbald vor der Metapher, griechisch μεταφορα Metaphora, also vor einem uneigentlichen bildlichen Ausdruck. Auch Faust „übersetzt" gar nicht im gewöhnlichen Sinne, er sucht nur nach einem andern Ausdruck. „Seht mich an als

Propheten", sagt der Meister. Die Propheten aber kleideten ihre Weisheit gern in „gnomologisches Fabelgewand"; ihre Sprache ist „Bilderspruch", und an diesbezüglichen Winken ist bei Goethe kein Mangel:

„Der Sinn ergreift und denkt sich was,
Die Feder eilt hiernach zu walten:
Ein flüchtig Bild, es ist gefaßt,
Allein es läßt sich nicht erhalten."

Klagen nicht immer unsere Großen, daß der naive symbolische Verstand der Alten uns Neueren so ganz verloren gegangen? „Sie nennen die Alten ihre Lehrer, sie gestehen jenen Werken eine unerreichbare Vortrefflichkeit zu und entfernen sich in Theorie und Praxis doch von den Maximen, die jene beständig walten lassen" (M. u. R.). Zeigt uns die Logosscene Faust-Goethe dem Vorbild der Alten folgend, so ist das eine Aufforderung, es ihm nachzutun. Gerade zu Goethes Zeit wurde vielfach erörtert, daß die Sprache eine Entwicklung durchgemacht hat und nicht etwa, so wie Pallas in voller Rüstung aus dem Gehirn Jupiters entsprang, von einem Philosophen erfunden wurde. In seinem „Leben Homers" hatte Blackwell bewiesen, daß die ältesten Menschen sich mit weit stärkeren Tönen untereinander verständigten, als wir, und daß das erste Sprechen mehr ein Singen gewesen. Er hatte ferner gezeigt, daß, wenn die Dichter sich bestreben, in Metaphern zu sprechen, sie nur zur ursprünglichen Natur der Sprache zurückkehren, da jede Ursprache eine Fülle von Metaphern, und zwar der kühnsten aufweist. Demnach spiegelt sich in Homers Dichtungen, wenn auch veredelt, nur die Sprache der Zeit in ihrem metaphorischen Alltagsgewande. Auch Herder sagt vom poetischen Sprachalter, daß man sang im gemeinen Leben, und daß der Dichter nur die gewöhnlichen

Accente in einem für das Ohr gewählten Rhythmus erhöhte. Im „Vorspiel auf dem Theater" fragend:

„Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt" usw.

gibt Goethe selbst die Antwort: „Des Menschen Kraft im Dichter offenbart." Auf die „große Welt" bezogen will das sagen, daß das Genie „diejenige Kraft im Menschen ist, welche durch Handeln und Thun Gesetz und Regel gibt", also Rhythmus. Mit Bezug auf den „Faust" als die „kleine Welt" wird das Genie, dessen Phantasie, alles veredelnd, sich auch die Sprache dienstbar macht, berufen, die „fließend immer gleiche Reihe" „rhythmisch zu beleben" und so Prophetenweisheit zu enthüllen. Gerade Goethe beherrschte der Sprache mannigfach abstufende Mittel mit außerordentlicher schöpferischer Genialität. Nicht umsonst hatte Freund Herder immer wieder auf den Wörterreichtum der morgenländischen Sprachen, den Wert und Sinn der Synonyme hingewiesen und das Studium der älteren Dichter und Schriftsteller „voll idiotistischer Stärke" empfohlen. Auf der Metapher beruht Anmut, Kraft und Glanz der Rede, wird sie aber länger, und zieht sie sich durch mehrere Vorstellungen hin, so wird sie zur Allegorie. Und „es gibt eine Poesie ohne Tropen, die ein einziger Tropus ist", (M. u. R.) nämlich die Transzendentalpoesie. So kleidete der Meister seinen sehnlichsten Wunsch in die anmutige Bitte:

„Laß mich des Gesangs genießen
Und des Blicks, der mich versteht."

Und

„Nur nicht lesen! immer singen!
Und ein jedes Blatt ist dein!"

„Es käme auf einen Versuch an", meint Novalis, „ob man nicht in der gewöhnlichen Landessprache so sprechen

könnte, daß es nur der verstehen könnte, der es verstehen sollte. — Jedes wahre Geheimnis muß die Profanen von selbst ausschließen. Wer es versteht, ist von selbst, mit Recht, ein Eingeweihter". Daß auch die Romantiker zunächst gar nicht die Absicht hatten, auf ein größeres Publikum zu wirken, geht aus einem Briefe A. W. Schlegels aus dem Jahre 1806 hervor, in welchem er an Fouqué schreibt: „Was den Werken der neuesten Periode zur vollkommen gelungenen Wirkung fehlt, liegt keineswegs an dem Maße der aufgewandten Kraft, sondern an der Richtung und Absicht. — Jene Richtung rührt zum Teil von den Umständen her, unter welchen wir die Poesie wieder zu beleben gesucht haben. Wir fanden eine solche Masse prosaischer Plattheit vor, so erbärmliche Götzen des öffentlichen Beifalls, daß wir so wenig als möglich mit einem gemeinen Publikum wollten zu schaffen haben und beschlossen, für die paar Dutzend echte Deutsche, welche in unsern Augen die einzige Nation ausmachten, ausschließend zu dichten." Und so herrscht in der kleinen „Gemeinde der Heiligen" in der Tat ein gewisser „Mystizismus des Ausdrucks", eine eigene Sprache mit gewissen Schlagwörtern, deren Bedeutung ihnen allein bekannt war. Wenn es daher in der Schülerscene heißt:

„Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein",

so ist das des Meisters voller Ernst, um so mehr, als es „Bilder unbegriffener Wahrheit" sind, in denen die Romantiker sich ahnungsvoll ergingen. Unaufhörlich ertönt in ihren Schriften die Klage über die Unzulänglichkeit der Sprache. „Unsre Sprache", sagt Tieck, „besteht darin, daß wir ganze Massen von Gedanken und Bildern als einen Begriff hinstellen, wir nehmen die Phantasie zu

Hülfe, um der fremden Seele zu erläutern, was uns selbst nur halb deutlich ist, und auf diese Art entstehen Gemälde, die dem kälteren Geiste, der nicht gespannt ist, Mißgeburten scheinen. Es ist ein Fluch, der auf der Sprache des Menschen liegt, daß keiner den Andern verstehen kann, und das ist die Quelle alles Haders und aller Verfolgung: die Sprache ist ein tötliches Werkzeug, das uns wie unvorsichtigen Kindern gegeben ist, um Einer den Andern zu verletzen". Schon in den „Xenien" werden, mit Bezug auf „Begriff und Wort", „Meister und Dilettant" einander gegenüber gestellt:

„Melodien verstehst du noch leidlich elend zu binden,
Aber gar jämmerlich, Freund, bindest du Wort und Begriff".

Der Wink von „Begriff" und „Wort", der sich im „Urfaust" noch nicht findet, wird aber erst recht fruchtbar in Verbindung mit den „Wiederholten Spiegelungen", deren Goethe sich, wie er selber sagt, seit langem bedient, „um den geheimen Sinn dem Aufmerkenden zu offenbaren". Nicht oft genug können wir uns dieses Weisers erinnern.

Was im romantischen Drama nicht fehlen darf, das ist ein „Ausblick in die Ferne", daher der Dichter gleich zu Beginn des Stückes gesteht:

„Was glänzt ist für den Augenblick geboren;
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren —"

um im zweiten Teil noch deutlicher zu werden:

„Farbig glitzert's in der Ferne,
Irrend leuchten bunte Sterne,
Wie von magischer Laterne."

Diese „Wunderlampe" und ihre magische Wirkung durfte ich schon früher zeigen:

„Wie kommt dir denn das alles vor?
Es glänzt als wie durch Silberflor;

Durchscheinend ist's, es steht ein Licht
Dahinter, lieblichstes Gesicht.
Durch solcher holden Lampe Schein
Wird alles klar und überrein,
Was sonst ein garstig Ungefähr,
Tagtäglich ein Gemeines wär."

Doch keinesfalls ist dabei an die „Lampe" zu denken, mit welcher Wagner „ängstlich" herbeikommt, denn er trägt ja „Schlafrock und Nachtmütze"; er

„sieht die Welt kaum einen Feiertag,
Kaum durch ein Fernglas, nur von weiten."

Er, der Philosoph, der „vieles weiß", möchte vom Dichter lernen, der „allwissend", der ein Mikrokosmus, eine „Welt im Kleinen" ist: „Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich Alles wissen." Wie eine Freundesstimme klingt es da aus dem Athenäum, das ja im Grunde aus den Unterhaltungen Befreundeter hervorging, herüber: „Der Dichter kann wenig vom Philosophen, dieser aber viel von ihm lernen. Es ist sogar zu fürchten, daß die Nachtlampe des Weisen den irre führen möchte, der gewohnt ist, im Lichte der Offenbarungen zu wandeln." Daher —

„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt."

O möchte ich doch „Herz zu Herzen schaffen", da es mir so „von Herzen geht", denn —

„Heut ist mir alles herrlich, wenn's nur bliebe,
Ich sehe heut durch's Augenglas der Liebe."

„Was man liebt", sagt Novalis, „findet man überall und sieht überall Ähnlichkeiten." Damit rechnete auch Goethe, als er die „Wiederholten Spiegelungen" schuf,

denen selber auf die Spur zu kommen, der geniale Leser sich berufen fühlen wird.

Die Romantiker fassen wie die griechischen Weisen das ganze Leben als eine „schöne genialische Täuschung", als ein herrliches „Schauspiel" auf, was wiederum im romantischen Drama zum Ausdruck kommen muß, von dem Wilhelm Schlegel sagt: „Es sondert nicht wie die alte Tragödie den Ernst und die Handlung unter den Bestandteilen des Lebens aus, es faßt das ganze bunte Schauspiel desselben mit allen Umgebungen zusammen', und darauf im „Vorspiel" hinzudeuten, hat Goethe nicht versäumt:

„Laßt uns auch so ein Schauspiel geben!
Greift nur hinein ins volle Menschenleben!"

Als romantisches Schauspiel untersteht aber der „Faust" nicht dem Zwang der alten Gesetze, denn indem der unendliche Geist sich in einem endlichen Stoffe zum Sinnbild oder Kunstwerk begrenzt, entsteht ein „bewußter Gegensatz von Form und Stoff", in welchem Endlichkeit und Unendlichkeit sich zu einer höheren Einheit verkörpern sollen. Daher ist gerade diese Form, die ihrem „Streben ins Unendliche hin nur durch Annäherung Genüge leisten kann, wegen eines gewissen Scheins von Unvollkommenheit um so eher in Gefahr, verkannt zu werden", ein Schicksal, auf welches der Dichter des „Faust" gefaßt war:

„Ach was in tiefer Brust uns da entsprungen,
Was sich die Lippe schüchtern vorgelallt,
Mißrathen jetzt und jetzt vielleicht gelungen,
Verschlingt des wilden Augenblicks Gewalt."

Ein „Mißrathender" ist auch Mephisto, der kritisierend sich auf den „blutgeschriebenen Titel" beruft und die unbewußte Einheitlichkeit von Stoff und Form vermißt, auf

der die Vollendung der antiken Tragödie beruht, nämlich die drei Einheiten des Aristoteles:

„Und wenn ich Tag und Stunden mich zerplage,
Wann? Wie? und Wo? das ist die leidige Frage."

Hier mag, orakelnd, der Meister dazwischen reden: „Gegen die drei Einheiten des Aristoteles ist nichts zu sagen, wenn das Sujet sehr einfach ist; gelegentlich aber werden dreimal drei Einheiten, glücklich verschlungen, eine sehr angenehme Wirkung thun" (M. u. R.). Indes setzt Mephisto seine Untersuchungen fort:

„Der alte Tod verlor die rasche Kraft,
Das Ob? sogar ist lange zweifelhaft."

In einer Tragödie pflegt der Held am Schluß zu sterben zu „rascher" Sühne seiner Schuld. Im „Faust" aber wirkt der Tod nicht als Sühne, und

„Oft sah ich lüstern auf die starren Glieder;
Es war nur Schein; das rührte, das regte sich wieder."

Sind dem Leser nicht auch schon Zweifel gekommen, ob Faust überhaupt eigentlich stirbt? Sobald man an der Hand des Meisters nur erst wagt, „sich über sich selbst hinauszumuthen" und die engen Grenzen des poetischen Rahmens hinter sich zu lassen, sobald man den „Faust" zugleich als Werk auffaßt, so wird die Seele, die es zu erhaschen gilt, zur Seele des Werkes, also zur Idee. Als lächelnder Zuschauer bei dem sich darum entwickelnden Kampf zwischen Engeln und Teufeln ist der Weise oft genug anzutreffen.

„In meinem Revier
Sind Gelehrte gewesen,
Außer ihrem eigenen Brevier
Konnten sie keins lesen."

Die Philologen, Goethe sagt von ihnen: „Apollo Sauroktonos, immer mit dem spitzen Griffelchen in der Hand

aufpassend, eine Eidechse zu spießen —" (M. u. R.) mußten bei ihrer Methode im „Faust" naturgemäß auf zahllose Widersprüche stoßen, denn es beliebt dem Dichter uns in seinem „poetischen Ungeheuer" arge Ungereimtheiten aufzutischen. Dazu gehört auch die wenig beachtete Rede der Gnomen, die, so befremdlich sie auf den ersten Blick erscheint, außerordentlich wichtige Winke enthält. Nachdem ihr fröhliches

„Glück auf! Glück auf!
Das ist von Grund aus wohl gemeint:
Wir sind der guten Menschen Freund' —"

offenbar des Lesers ganzes Vertrauen erbeten, fühlt man solches sogleich wieder schwinden, wenn sie fortfahren:

„Doch bringen wir das Gold zu Tag
Damit man stehlen und kuppeln mag,
Nicht Eisen fehle dem stolzen Mann,
Der allgemeinen Mord ersann.
Und wer die drei Gebot' veracht't
Sich auch nichts aus den andern macht."

Doch von den „Geboten", deren wir zehn kennen, konnte Goethe unmöglich in solchem Tone sprechen; es sind vielmehr auch hier in „Wiederholter Spiegelung" die drei Einheiten des Aristoteles gemeint, die wir schon zu „verachten" gelernt, und ein „Verwegener", wie Manto ihn ersehnt, wird kühn genug sein, sich auch „nichts aus den andern zu machen". Daß ich's nur gestehe, im „Stehlen und Kuppeln" habe ich mir schon einige Fertigkeit erworben, ohne daß Reue mich anwandelte, und der „allgemeine Mord", an dem ich mich beteilige, belastet mir die Seele nicht. Nur ein tapferer Schwertstreich hilft durch die „Symbol-, Ideen- und Nebelwelt" hindurch, nur ein „allgemeiner Mord" schlägt sie aus dem Felde, die täuschenden Allegorien, die „spitzbübisch gaukelnd"

in der „Classischen Walpurgisnacht“ in antiker Maske erscheinen, nämlich als „Lamien“, denen „zu schwerer Buße“ nachzustolpern Mephisto vom Meister selber verurteilt ist.

Wie der Maler, um seinem Gemälde Leben zu verleihen, nach ewigen Gesetzen Licht und Schatten darin verteilt, so wechseln im romantischen Drama Ernst und Scherz „in ihrer ewigen Verwandtschaft, wie sie das Leben mischt“. Die „Lustige Person“ war also eine Notwendigkeit:

„Laßt Phantasie, mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
Doch, merkt euch wohl! nicht ohne Narrheit hören.“

In dem allen war Shakespeare Goethes Lehrer:

„William, Stern der höchsten Höhe
Lida, Glück der nächsten Nähe,
Euch verdank' ich, was ich bin.“

Die Perspektive, die Mischungen, die ganze Technik, vor allem die romantische Ironie, kurz, alles, was Wilhelm Schlegel in seinen „Dramat. Vorlesungen“ an Shakespeares Dramen nachweist, das findet sich auch im „Faust“, nur daß eben Goethe, wie ein echtes Genie, auf dem Überlieferten weiterbauend, sich für seinen besonderen Stoff auch eine besondere Form schuf, die eine Höherentwicklung bedeutet, eine Form, wie sie die Romantik forderte, die sich zur Unendlichkeitsform erweitern ließ. Nach Friedrich Schlegel ist „die höchste Schönheit, ja die höchste Ordnung denn doch nur die des Chaos“, und auch im „Faust“ herrscht „jene reizende Symmetrie von Widersprüchen, jener wunderbare, ewige Wechsel von Enthusiasmus und Ironie“, wie er bei Shakespeare herrscht, und der schon „eine indirekte Mythologie“ zu sein scheint.

„Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichsten Genuß,
Verliebtem Haß, erquickendem Verdruß.“

Shakespeare's Geist war sicherlich nicht fern, als Goethe im „Vorspiel auf dem Theater“ schrieb:

„Laßt Phantasie mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
Doch, merkt euch wohl, nicht ohne Narrheit, hören.“

Aber hört man diese „Narrheit“ wirklich? Ein „Narr“ erscheint nur am Kaiserhofe, und auf die Frage: „Allein wo ist der Narr geblieben?“ erfolgt die Antwort: „Mein alter Narr ging, fürcht' ich, weit ins Weite.“ Das leise Bedauern darin gemahnte mich an Shakespeares Wort: „Seit das bischen Witz, was die Narren haben, zum Schweigen gebracht worden ist, so macht das bischen Narrheit, was die weisen Leute besitzen, große Parade.“ Der Narr allein hatte das Recht, bei Hofe ungestraft die Wahrheit zu sagen, jedoch auf seine Weise. Indem Mephisto nun des „alten Narren“ Platz einnimmt, entsteht ein „Gemurmel“:

„Ein neuer Narr — Zu neuer Pein —
Wo kommt er her — Wie kam er ein —
Der alte fiel — der hat verthan —
Es war ein Faß — Nun ist's ein Span —“

„Murmelnd“ erwartet der Meister immer besonders offne Ohren, und sicher ist es nicht ein zufälliger Personalwechsel am Kaiserhofe, der ihn diese „leise“ Stimme heranziehen läßt. Zudem ist die Rolle des Hofnarren, als welcher Mephisto neben dem „Weisen“ erscheint, mit dem Verlauf der Scene vorüber; Paralipomenon 3 aber spricht von einer größeren:

„Und wenn der Narr durch alle Scenen läuft
So ist das Stück genug verbunden.“

Hat Goethe etwa seinen Plan geändert? Durchaus nicht, wie würde er sonst im Vorspiel sagen:

„Laßt Phantasie mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
Doch merkt euch wohl nicht ohne Narrheit hören“ —

Warum die „Narrheit“ nicht zu entbehren war, das ist vom Sänger des „Kophtischen Liedes“ zu erfahren:

„Lasset Gelehrte sich zanken und streiten,
Streng und bedächtig die Lehrer auch sein!
Alle die Weisesten aller der Zeiten
Lächeln und winken und stimmen mit ein:
Thöricht, auf Beßrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!
Merlin der Alte, im leuchtenden Grabe,
Wo ich als Jüngling gesprochen ihn habe,
Hat mich mit ähnlicher Antwort belehrt:
Thöricht, auf Beßrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!
Und auf den Höhen der indischen Lüfte
Und in den Tiefen ägyptischer Grüfte
Hab' ich das heilige Wort nur gehört:
Thöricht, auf Beßrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!“

Und der „Narr“ läuft tatsächlich im „Faust“ „durch alle Scenen“, und zwar als „neuer Narr“. Es ist kein anderer als Mephisto als Erbe einer alten Rolle, nämlich der der „Lustigen Person“, deren Maske er trägt mit dem Lächeln der „romantischen Ironie“ auf den Lippen. Ironie ist eine von den vielen Begriffsbestimmungen, die Friedrich Schlegel, angeregt durch das Stu-

dium platonischer Schriften, in die Literatur einführte. Sie nimmt die Begebenheiten, die Menschen, kurz, das ganze Spiel des Lebens als Spiel, ist also eine gewisse Meisterschaft und bedeutet einen Sieg, einen Triumph über den Stoff, gleichsam ein „geistiges Fliegenkönnen.“ Die „Ironie“ ist aber zugleich als Kunstrichter über das Kunstwerk bestellt, auf daß, wie bei allen wahrhaft großen Meistern, die künstlerische Absicht der Begeisterung die Wage halte. „Nicht jeder Kunstrichter“, sagt Lessing, „ist ein Genie, aber jedes Genie ist ein geborener Kunstrichter“. „Die sokratische Ironie ist die einzige durchaus unwillkürliche und durchaus besonnene Vorstellung“, hören wir von Friedrich Schlegel. „Es ist gleich unmöglich, sie zu erkünsteln und sie zu verraten. Wer sie nicht hat, dem bleibt sie auch nach dem offensten Geständnis ein Rätsel. Sie soll niemand täuschen, als die, welche sie für Täuschung halten und entweder ihre Freude haben an der herrlichen Schalkheit, alle Welt zum Besten zu haben, oder böse werden, wenn sie ahnen, sie wären auch wohl mit gemeint. In ihr soll alles Scherz und alles Ernst sein, alles treuherzig, offen und alles tief versteckt. Sie entspringt aus der Vereinigung von Lebenskunstsinn und wissenschaftlichem Geist, aus dem Zusammentreffen von vollendeter Naturphilosophie und vollendeter Kunstphilosophie. Sie enthält und erregt ein Gefühl von dem unauflöslichen Widerstreit des Unbedingten und des Bedingten, der Unmöglichkeit und Notwendigkeit einer vollständigen Mitteilung. Sie ist die freieste aller Licenzen, denn durch sie setzt man sich über sich selbst weg; und doch auch die gesetzlichste, denn sie ist unbedingt notwendig. Es ist ein sehr gutes Zeichen, wenn die harmonisch Platten gar nicht wissen, wie sie diese stäte Selbstparodie zu

nehmen haben, den Scherz gerade für Ernst und den Ernst für Scherz halten.“ In Mephisto steht uns demnach auch ein Stück Goethe gegenüber, der sich also doch „von der Seite mit Äsopen und Lafontaine verwandt“ fand, „wo sie nach Hamann mit dem Genius des Sokrates sympathisiren“, und der zu so hoher Vollendung der Darstellung gelangte, indem er Genialität mit Kritik zu zu vereinen verstand. Mephisto bringt die auf der unendlichen Individualität des Dichters beruhende Objektivität zum Ausdruck, „welche alles übersieht und sich auch über die eigene Kunst und die eigenen Werke unendlich erhebt“, denn die Ironie bedeutet, wie Tieck sagt, „jene letzte Vollendung eines poetischen Kunstwerks, die Gewähr und den höchsten Beweis der echten Begeisterung, jenen Äthergeist, der, so sehr er das Werk bis in seine Tiefen hinab mit Liebe durchdrang, doch befriedigt und unbefangen über dem Ganzen schwebt und es von dieser Höhe nur — so wie der Genießende — erschaffen und fassen kann“. Goethe selber äußerte im Jahre 1825 zu Eckermann, daß der Charakter des Mephistopheles „durch die Ironie und als lebendiges Resultat einer großen Weltbetrachtung“ etwas sehr Schweres sei. Von diesem erhabenen Standpunkt aus scheint nun der Künstler „auf sein Meisterwerk herab zu lächeln, als sei es ihm nicht der heiligste Ernst“. „Man lasse sich aber dadurch nicht täuschen,“ sagt Friedrich Schlegel; „Menschheit ist eine humoristische Rolle,“ heißt es bei Novalis. Der starke Einschlag von Ironie, der sich im „Faust“ oft so empfindlich fühlbar macht, und der besonders in der Schülerscene zum Ausdruck kommt, wo der Dichter „übermüthig, selbst im Kummer lustig sich beweget“, hätte also eigentlich dem „Genie“ zur Entlarvung verhelfen müssen. Angesichts so vielfacher Vermummung sei schon hier verraten, daß Mephisto „Tag und Stunden sich zerplagend“ die Faustkritik als solche repräsentiert und also eine, eben nur durch die Ironie ermöglichte Doppelrolle spielt. Sein „über die Binde“ Herblicken macht sich indes am meisten fühlbar in den Scenen, in denen er sich in Fausts Mantel hüllt, also in den Schülerscenen. Schon hier seine Meisterschaft zu erweisen, lebensvoll zu wirken in einem Kreise von Getreuen, sei er auch noch so klein, und unter seinen „Schülern“ einen zu finden, dem er sein „Bestes“ hätte vererben können, das alles war Goethe versagt.

„Will einer in die Wüste pred'gen,
Der mag sich von sich selbst erled'gen;
Spricht aber Einer zu seinen Brüdern,
Dem werden sie's oft schlecht erwidern.“

Denn

„Sprach ich vernünftig wie ich's angeschaut,
Erklang der Widerspruch gedoppelt laut;
Mußt' ich sogar vor widerwärtigen Streichen
Zur Einsamkeit, zur Wildernіß entweichen.“

Wie er darunter gelitten, das ist nur in Mignons zarter Stimme zu erlauschen:

„Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh' ich an's Firmament
Nach jener Seite.
Ach! der mich liebt und kennt
Ist in der Weite.“

Nur „im Geist“ konnte er mit ihm Zwiesprach pflegen, ihn sich gleichsam selbst erziehen, und so wurde in beiden Teilen eine Schülerscene eingeflochten, um ihn „heran zu winken“. Welch einen andern Daseinszweck könnte auch der „Schüler“ haben in einem Werke, das

„die höchsten Forderungen berührt“, als den, des Meisters Weisheit zu erlauschen, in sich aufzunehmen und der horchenden Nachwelt zu überliefern. So es ihn wahrhaft „gelüstet“ nach „der Weisheit Brüsten“, das heißt, wenn er „mit vorbereiteter Seele“ sich naht, soll er „nicht ungetröstet gehn“. Und hier wie auch sonst verdient Mephisto sich das Lob:

„Du sprichst als erster aller Mystagogen,
Die treue Neophyten je betrogen.“

Denn treuen Lehrers Winke, wie sie in schalkhafter Weise in die Schülerscene verwoben sind, sind nur dem verständlich, der hinter der Satire auf das Professoren- und Studententum noch etwas Höheres ahnt und weiß, woher „der Wind weht“, der also, um erst mal eine Seite des „Collektivwesens, das den Namen Goethe trägt“, zu erfassen, gleich ihm Romantiker ist. Die mancherlei Schlagwörter des genialen kleinen Kreises werden bei ihm ein Echo finden, und er wird die „Feuerluft aus Friedrich Schlegels Laboratorium“ „wittern“. „Die Maske muß mir köstlich stehn“ — sagt Mephisto in Fausts Mantel schlüpfend; er will also ernst genommen sein, nur immer in seiner Weise.

„Ein Schelm vielleicht! — Denn welcher Lehrer spricht
Die Wahrheit uns direct ins Angesicht?“

Hören wir einmal zu, wie Meister und Schüler sich miteinander verständigen:

Meph.: „Erklärt euch, eh' ihr weiter geht,
Was wählt ihr für eine Facultät?“
Schüler: „Ich wünschte recht gelehrt zu werden,
Und möchte gern was auf der Erden
Und in dem Himmel ist erfassen,
Die Wissenschaft und die Natur.“

Meph.: „Da seid ihr auf der rechten Spur;
Doch müßt ihr euch nicht zerstreuen lassen.“

So naiv des Schülers Worte klingen, so enthalten sie doch das Programm der Romantik: Unendlichkeit, denn „was ist denn unsre Würde, als die Kraft und der Entschluß, Gott ähnlich zu werden und die Unendlichkeit immer vor Augen zu haben?“ (Fr. Schlegel a. s. Bruder Wilhelm 1793). Und schreibt Mephisto dem Schüler nicht ins Stammbuch: „Eritis sicut Deus scientes bonum et malum —“ Damit stehen wir aber zugleich vor dem Konflikt, der der immer wiederkehrenden Magussage zugrunde liegt, und der Goethe nicht verborgen bleiben konnte, nämlich dem Konflikt des Abstandes zwischen Gott und dem Menschen, der nirgends schärfer normiert ist, als im Dogma des heutigen Christentums. Goethe hat, „mit feinem Gefühle dafür, daß das Tiefste, was Menschenbrust bewegt, in den Sagen und Mythen der Völker eingeschlossen ist, wo über- und unterirdische Mächte in das gewöhnliche Dasein eingreifen, aus diesen Schachten seine Stoffe geholt“, wie Bielschowsky bei Besprechung seiner Balladen zeigt. So trat ihm in der Geschichte des alten Schwarzkünstlers, der „den Stein der Weisen“ suchte, die Geschichte und das Sehnen der Menschheit überhaupt entgegen, nämlich das Sehnen nach Gottähnlichkeit, und indem er den Dr. Faust, anstatt ihn zu verdammen, menschlich zu verstehen suchte, sah er sich in gewissem Sinne einem Geistesverwandten gegenüber, dessen Historie ihm zu einer Form wurde, in der er sibyllinisch seine eigene uns darreicht. Der Schüler ist gekommen —

„Einen Mann zu sprechen und zu kennen,
Den alle mir mit Ehrfurcht nennen“ —

d. h. er will den „Faust“ studieren.

„Eure Höflichkeit erfreut mich sehr!
Ihr seht einen Mann wie andre mehr" —

ist Mephistos doppelsinnige Antwort. Der Schüler ist „allhier erst kurze Zeit"; er sieht den „Faust" ebenso an, wie alle andern es tun und ist daher — enttäuscht.

„Aufrichtig, möchte schon wieder fort:
In diesen Mauern, diesen Hallen,
Will es mir keineswegs gefallen.
Es ist ein gar beschränkter Raum."

Auf jedem Schritt kann man hier Goethe als Schelm ertappen und ihn den „guten, treuen Jungen hänseln" hören, denn: „Die Dichtkunst verlangt im Subject, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmüthige, ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt," sagte er einmal zu Schiller. Der Geist ist an und für sich formlos, unendlich; erst dadurch, daß er sich im Stoff begrenzt, und zwar nach seinen eigenen Gesetzen, wird er zum Kunstwerk, und eben in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister, denn das ist seine eigentliche Schöpfertat. Dem Schüler aber ist das alles noch fremd; er kennt sich nicht aus auf diesem Gebiet und klagt:

„Man sieht nichts Grünes, keinen Baum,
Und in den Sälen, auf den Bänken,
Vergeht mir Hören, Sehn und Denken."

Meph.: „Das kommt nur auf Gewohnheit an.
So nimmt ein Kind der Mutter Brust
Nicht gleich im Anfang willig an,
Doch bald ernährt es sich mit Lust.
So wird's euch an der Weisheit Brüsten
Mit jedem Tage mehr gelüsten."

Schüler: „An ihrem Hals will ich mit Freuden hangen;
Doch sagt mir nur, wie kann ich hingelangen?"

Wenn Mephisto nun u. a. betont:

„Vergebens daß ihr ringsum wissenschaftlich schweift,
Ein jeder lernt nur, was er lernen kann —"

so ist das abermals ein Wink, daß nicht der Verstand zur Lösung des Fausträtsels berufen ist. „Gelehrsamkeit ist ein großer Schlüsselbund, der aber noch lange nicht alle Schlösser aufschließt. Nur das Genie ist der Dietrich, der für alle paßt." Denn das höchste Kunstwerk, „aus tiefster Brust entsprungen", spricht wiederum auch nicht nur zum Verstande, sondern vielmehr zur Empfindung, „aber eine höhere Sprache, die man freilich verstehen muß; es fesselt die Gefühle und die Einbildungskraft, es nimmt uns unsere Willkür; wir können mit dem Vollkommenen nicht schalten und walten wie wir wollen, wir sind genöthigt, uns ihm hinzugeben, um uns selbst von ihm erhöht und verbessert wieder zu erhalten" (Einl. i. d. Propyläen). Das Genie schafft sowohl nach höheren, wie nach eigenen Gesetzen, die der Schüler, wenn anders er sich dem Meister nähern will, erfassen, und denen er sich unterwerfen muß. Ihm würde freilich mehr behagen

„Ein wenig Freiheit und Zeitvertreib
An schönen Sommerfeiertagen."

Zu solchem Zweck hat nun freilich Meister Goethe „die holden Musen" nicht „geplagt", und ich war überrascht, zu finden, daß Novalis von ihm, als von dem „wahren Statthalter des poetischen Geistes auf Erden" sagt: „Ein großer Mann, der jetzt unter uns ist, wird daher so gemein als möglich behandelt und schnöde angesehn, wenn er die Erwartungen des gewöhnlichen Zeitvertreibs nicht befriedigt, und sie einen Augenblick in Verlegenheit gegen sich selbst setzt. Ein interessantes Symptom dieser direkten Schwäche der Seele ist die Aufnahme

von Hermann und Dorothea." Der Dichter der „Lehrlinge von Sais" sah freilich tiefer als die große Menge, die nicht ahnt, warum Goethe beim Vorlesen einer Scene einmal tief ergriffen war und unter Tränen sagte: „So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen." Wer aber möchte noch ferner vor dem „Guten und Schönen", wenn es auch „beschwerlich" ist, „murren?" Zwar der Weg dahin sieht nicht sehr verlockend aus:

„Da wird der Geist euch wohl dressirt,
In spanische Stiefeln eingeschnürt,
Daß er bedächtiger so fortan
Hinschleiche die Gedankenbahn,
Und nicht etwa, die Kreuz und Quer,
Irrlichtelire hin und her."

Aber es ist nur Goethes „Sagen", das uns so lange „beschränkte", die „Ironie" ließ uns den heiligen Ernst verkennen, der dem „Schüler" strenge Zucht anrät, ohne die noch keiner den Weg der Wahrheit gefunden. Aus Wilh. v. Humbolds Munde klingt derselbe Gedanke etwas tröstlicher:

„Man ziehet straffer an des Schülers Zügel,
Bewegen muß er sich im engen Kreise,
Arbeiten auf die vorgeschriebne Weise,
Und wenn er abschweift, kürzt man ihm die Flügel.
So mühvoll er erklimmt des Wissens Hügel,
Bis frei er gehn lernt in der Forschung Gleise,
Und wenn er litt erst, wird belohnt mit Preise,
Und endlich löst der Weisheit ächtes Siegel.
Die bis zu ihr aufragenden Gedanken
Bedürfen fest bestimmt gezogner Schranken;
Des Geistes Fesseln seine Flügel werden.
Die Schönheit nur entspringt aus Formenstrenge,
Die Wahrheit aus des tiefen Spähens Enge,
Und Freiheit fessellos nie frommt auf Erden."

Wenn Novalis „Heinrich von Ofterdingen" fragt: „Kann ein Gegenstand zu überschwänglich für die Poesie sein", so antwortet Klingsohr: „Allerdings. Nur kann man im Grunde nicht sagen für die Poesie, sondern nur für unsere irdischen Mittel und Werkzeuge." Dem Schöpfer des „Faust", der „mit seinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen" wollte, der sich vor der gewaltigen Aufgabe sah „das Unzulängliche" zum „Ereigniß" zu machen, lähmte aber noch etwas anderes die Schwingen:

„Gesetz ist mächtig, mächtiger ist die Noth."

Und

„Der schlechteste Behelf! Die Noth ist groß."

Ja, die „Noth" war groß; sie war es, die den Gottbegeisterten zwang, sein Herz zu verschließen; sie hemmte des Genius Höhenflug und bannte den „Faust" in den „Puppenstand".

„Wie mancher Mißwillige schnuffelt und wittert
Um das von der Muse verliehene Gedicht;
Sie haben Lessing das Ende verbittert,
Mir sollen sie's nicht."

Wenn also dem ohnehin „Unzulänglichen" gegenüber noch obendrein die Not gebieterisch Beschränkung forderte, so daß der Meister „schlechtesten Behelf" in seiner Werkstatt dulden mußte, konnte da etwas anderes entstehen, als „ein nicht ganz verwerfliches, poetisches Ungeheuer", an dem er selber keine „reine Freude" hatte? Dennoch dürfen und müssen wir ihm glauben, daß er „auf das beste Werkzeug gehalten", denn „Und seht nur hin für wen ihr schreibt!" Es war daher höchste Zeit, in seiner Werkstatt einmal Umschau zu halten, denn die Entdeckung des Tempels allein macht uns des hohen Vermächtnisses noch nicht würdig.

„Erst müssen wir in Fassung uns versühnen,
Das Untre durch das Obere verdienen —“
und nachdem erfolgreich mit Homunculus „ein Stückchen Welt“ durchwandert wurde, gilt es nun zu erkunden, ob Wagner, daheim bleibend, über „alten Pergamenten“ zu demselben Resultat kommt. Denn nur wenn Idee und Erfahrung sich einen, durch „deren Wechselwirkung die ganze sittliche und wissenschaftliche Welt regiert wird“, „dann ist der große Zweck erreicht.“ Was auch in diesen Worten sich bergen mag, sie weisen auf jene höhere Sphäre hin, wo allein der Einheitspunkt des Kunstwerks zu suchen ist, daher der „Schüler“ den dringlichen Rat erfährt:
„Nachher, vor allen andern Sachen,
Müßt ihr euch an die Metaphysik machen.“
Wie unentbehrlich dieselbe ist, um zwischen Ideal und Wirklichkeit zu vermitteln, betont besonders Schopenhauer: „Die Aufgabe der Metaphysik ist nicht, die Erfahrung, in der die Welt dasteht, zu überfliegen, sondern sie von Grund aus zu verstehen, indem Erfahrung, innere und äußere, allerdings die Hauptquelle aller Erkenntnis ist.“ Wer je gewagt, Goethe zuzutrauen, diese hohe Wissenschaft zum Gegenstand des Spottes gemacht zu haben, wird „heißen Reuestich im Herzen fühlen.“ Weiter heißt es in der Schülerscene:
„Zwar ist's mit der Gedankenfabrik
Wie mit einem Weber-Meisterstück,
Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.“
Und da dem Schalk zugleich der Seufzer entfährt:
„Das preisen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden“ —

so wird es uns sicher zum Heil gereichen, bei den „Parzen“ in die Lehre zu gehen. Atropos sagt:
„Mich die Älteste zum Spinnen
Hat man diesmal eingeladen;
Viel zu denken, viel zu sinnen
Gibts beim zarten Lebensfaden.
Daß er euch gelenk und weich sei
Wußt ich feinsten Flachs zu sichten;
Daß er glatt und schlank und gleich sei
Wird der kluge Finger schlichten.“
Muß ich den „klugen Finger“ noch nennen? Er ist dem Leser längst nicht mehr fremd; Lachesis aber möchte auch noch gehört sein:
„Mir, die ich allein verständig,
Blieb das Ordnen zugetheilt;
Meine Weife, stets lebendig
Hat noch nie sich übereilt.
Fäden kommen, Fäden weifen,
Jeden lenk' ich seine Bahn,
Keinen lass' ich überschweifen,
Füg' er sich im Kreis heran.
Könnt' ich einmal mich vergessen
Wär' es um die Welt mir bang,
Stunden zählen, Jahre messen
Und der Weber nimmt den Strang.“
Nicht ein einziges Mal hat der Dichter „webend“ sich „vergessen“, und darum ist nichts törichter, als ihm Fehler nachweisen zu wollen, wie dies von philologischer Seite so vielfach geschehen. Wo etwas Befremdendes vorliegt, da walten eben Motive, die uns noch verborgen sind. Sagte doch sogar ein Sokrates von dem Werke Heraklits: „Was ich davon verstand, scheint mir vortrefflich, und eben darum glaube ich, es werde auch

das vortrefflich sein, was ich nicht verstehe.“ Ist’s indes nicht eine wunderliche Zumutung, wenn Proteus dem kleinen Homunculus, der „gern entstehen“ möchte, rät:

„Im weiten Meere mußt du anbeginnen!
Da fängt man erst im Kleinen an
Und freut sich Kleinste zu verschlingen,
Man wächst so nach und nach heran
Und bildet sich zu höherem Vollbringen“ —

Bei solchen und ähnlichen Stellen ist mir’s immer, als hörte ich den alten Herrn in seinem einsamen Hinterstübchen leise lachen, wie er „Spaß und Trug“ in seinen „Faust“ hineinwebt. Zu denken, daß Homunculus, das künstlich erzeugte Männlein, zu seiner Menschwerdung „Kleinste verschlingen“ soll, ist doch gar zu komisch, selbst wenn Goethe schon die Darwinsche Entwicklungsgeschichte ahnte. Hier darf also ein Seufzer laut werden, daß die Schüler „keine Weber geworden“ und die Mahnung nicht verstanden, „im Kleinen anzufangen“, kleinste (Fäden), also auch ungesehene, zu „verschlingen“, um darin allmählich zu größerer Fertigkeit zu gelangen. Kann ich selbst jetzt doch nicht anders als mit Lächeln meiner ersten schüchternen Versuche in dieser Kunst gedenken. Inzwischen aber ist das Gewebe immer kunstvoller und die Ehrfurcht vor dem „Webermeisterstück“ immer größer geworden; der „kluge Finger“ muß fleißig seines Amtes walten. Denn nun endlich sollen sich die Zeiten erfüllen, von denen der Dichter ahnend sang:

„Was ich in dem Kämmerlein
Still und fein gesponnen,
Kommt — wie kann es anders sein? —
Endlich an die Sonnen.“

Goethe spricht gelegentlich auch von „dem neusten Geschlinge“ seiner „Wanderjahre“, und so möge der

Leser sich darauf gefaßt machen, daß auch ich das Weberschifflein tanzen lasse. Wenn Mephisto nun weiter doziert:

„Mein theurer Freund, ich rath’ euch drum,
Zuerst Collegium Logicum“ —

so ist man erstaunt, in logischer Folge manches wirklich so wunderbar einfach und selbstverständlich zu finden, daß man gar nicht begreift, wie es sich so lange verbergen konnte. So ist z. B. die Unterweisung des „Schülers“ nicht nur auf die betreffenden Scenen beschränkt; sie geht vielmehr durch das ganze Werk, und wo immer die Anrede „mein Freund“ erscheint, ist zugleich der „Schüler“ gemeint, insofern er ein „Liebender“ ist. Was ferner den Heilungsprozeß des „Unglücksmanns“ betrifft, von ihm selber in beiden Teilen so glühend ersehnt, und von uns fürder nicht mehr auf die Person, sondern auf das Werk als solches bezogen, so liegt es doch nahe, einmal mit dem Propheten Jeremias zu fragen: „Ist denn keine Salbe in Gilead? Oder ist kein Arzt nicht da?“ Des Dichters eigene Worte: „Der Herr der Schöpfung hat alles bedacht“, die ich auch mit „Doppelblick“ zu lesen wage, sind hier die beste Antwort. Wie treu er gesorgt, bis ins Kleinste hinein, mit welch unendlicher Weisheit und Liebe er alles bestellt, das wird, tief ergriffen, selbst erfahren, wer zu „weben“ versucht, des Winkes eingedenk, daß in dem wunderbaren „Webermeisterstück“ „ein Schlag tausend Verbindungen schlägt“. Es warten demnach laut Collegium logicum alle in dieses Gebiet gehörenden Ausdrücke wie „Arzt“, „Arzenei“, „Medicin“, der „Trank“ das „Glas von dem bekannten Saft“, das „Heil“, die „Verjüngung“ und ähnliche nur darauf, in gleichem Sinne gedeutet und — angewandt zu werden. So war es nicht „senile Schwäche“, als vielmehr weiser Bedacht, der Manto, die

Tochter des Tiresias verwandelte in die „Tochter Aesculaps", als welche sie des Verkannten sehnlichsten Wunsch zum Ausdruck bringt:

„Im stillen Beten
Fleht sie zum Vater: daß, zu seiner Ehre,
Er endlich doch der Ärzte Sinn verkläre
Und vom verweg'nen Todtschlag sie bekehre"...

Denn was bei Friedrich Schlegel über Homer zu lesen ist mit bezug auf die große Zahl seiner Bewunderer, Beurteiler und Erklärer: „Wie die Gefahr des Kranken mit der Zahl der Ärzte, so pflegt auch die Unverständlichkeit eines Gegenstandes mit der Menge der „Erklärer zu wachsen", das gilt auch vom „Faust", und den „Aerzten", die Goethe schon bei Lebzeiten so viel Weh bereitet, konnte dieser Vorwurf nicht erspart werden. Mild wie immer, ist indes der große Dulder sogleich wieder bereit, zu versöhnendem Ausklang die Hand zu reichen:

„Wer lebenslang dir wohlgethan,
Verletzung rechne dem nicht an."

„Steile Höhen" umgehend „der ernsten, forschenden Weisheit" führte eine glückliche Spur uns dennoch schon zu Chiron als dem „Arzt", der „Wurzeln bis in's Tiefste kennt, dem Kranken Heil, dem Wunden Lindrung schafft." Von Faust entzückt „umarmt in Geist- und Körperkraft", und als habe er nur auf diesen „Augenblick" gewartet, trägt er den Ahnungsvollen sogleich zu Manto, auf daß das „Heil der edlen Quelle" sich bewähre. Doch auch aus „alten Pergamenten" winkt Genesung, und der „Mittel" scheinen mehrere zu sein, denn:

„Mein Freund, nun sprichst du wieder klug!
Dich zu verjüngen gibt's auch ein natürlich Mittel;
Allein es steht in einem andern Buch,
Und ist ein wunderlich Capitel."

Der „Schüler" wird also dieselbe „Renaissance" erleben müssen, die den Dichter des „Faust" verjüngte. Das „natürliche Mittel" wird von Mephisto warm empfohlen:

„Ein Mittel, ohne Geld
Und Arzt und Zauberei zu haben!
Begib Dich gleich hinaus aufs Feld,
Fang' an zu hacken und zu graben,
Erhalte Dich und Deinen Sinn
In einem ganz beschränkten Kreise,
Ernähre Dich mit ungemischter Speise,
Leb' mit dem Vieh als Vieh, und acht es nicht für Raub,
Den Acker, den Du erntest, selbst zu düngen;
Das ist das beste Mittel, glaub,
Auf achtzig Jahr Dich zu verjüngen!"

Die auffallende Ironie, die über dieser Stelle liegt, läßt mich Mysterien vermuten, die sich vielleicht
pitel" vollzogen, denn

„Am Tag erkennen das sind Possen,
Im Finstern sind Mysterien zu Haus."

Diesen „wunderlichen", auf Eingeweihte wartenden Dingen ist aber trotzdem etwas abzugewinnen, sobald man dem „Acker" und seinem Beiwerk mit bildlicher Auffassung gegenübertritt. Alsdann wird der „Spaten" zur Feder, und Fausts Antwort:

„Ich kann mich nicht bequemen,
Den Spaten in die Hand zu nehmen —"

ist nur eine andere Form für des Dichters immer gleiche Erwiderung auf den bedenklichen Vorschlag, seinem rätselvollen Werke selbst den Schlüssel beizugeben. So weiß sein Geselle keinen andern Rat als: „So muß denn doch die Hexe dran." Der „Hexenmeister" weist allerdings mit nicht mißzuverstehender Gebärde auf die

„Hexenküche", wo sich tatsächlich die seltsame „Verjüngung auf achtzig Jahr" vollzieht. Doch ob der „Trank" des „alten Weibes" so schwierig zu „brauen" ist — genug, Faust scheint seine „Genesung" nicht so bald von dieser Seite zu erhoffen:

„Weh mir, wenn Du nichts Bess'res weißt!
Schon ist die Hoffnung mir verschwunden!
Hat die Natur und hat ein edler Geist
Nicht irgend einen Balsam ausgefunden?"

Schiller sagt:

„Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde;
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß."

Wie Goethes ureigene Natur und ein „edler Geist", nämlich der edle Geist der „Königl. Kunst" den Tempel ins Leben riefen, so mußten auch „Natur und ein edler Geist" wieder zusammen wirken, um ihn zu entdecken. Der „Balsam" kann also nicht weit sein. Wie leicht aber hätte das „Heil dir", das der Meister auf die Schwelle schrieb, und das innerhalb der Frist von dreißig Jahren, um die er die Seinen behufs Erhaltung des Gartens gebeten, nicht erkannt wurde, verloren gehen können! Die Möglichkeiten sind nicht auszudenken. Gesegnet sei das Andenken der Enkel, in denen des Ahnherrn hoher Sinn sich fortpflanzte, daß sie pietätvoll das Ererbte hüteten, mit des Lebens Not sich ohne Klage abfanden, um am Ende ihres sonnenarmen Daseins die Welt mit der großzügigen Schenkung zu überraschen. Blieb auch die bedeutungsvolle Pforte des Tempels noch verschlossen, so pilgerten doch seitdem Tausende zu der geweihten Stätte, und die Geister der Vergangenheit, die so lange geschlummert, wurden wieder lebendig. Ihr seltsames Raunen und Flüstern verriet das hohe Geheimnis.

„Ein kräftig Wörtchen von der Medicin" ist in der

Schülerscene zu erlauschen. Zu vollem Verständnis desselben ist es indes nötig, mit einem Scherz vertraut zu sein, den sich Herder einmal mit Bezug auf Goethes Namen erlaubte. Er kleidete eine Bitte an den Freund gelegentlich in folgende Form:

„Wenn des Brutus Briefe dir sind in Ciceros Briefen,
Dir, den die Tröster der Schulen von wohlgehobelten Brettern,
Pracht gerüstete, trösten, doch mehr von außen als innen,
Der von Göttern du stammst, von Gothen oder vom Kothe,
Goethe, sende sie mir!"

Und Goethe setzte diesen Scherz, den er in „Wahrheit und Dichtung" wohl nicht ohne Grund überliefert, fort, indem er sich selbst in seiner „Schöpfung" unter dem Namen „Gott" versteckte. Außer der Erinnerung, daß dem Romantiker das Höchste und Letzte namenlos ist, wird hier auch am Platze sein, was Goethe einmal zu Soret äußerte mit Bezug auf den Mißbrauch des göttlichen Namens: „Die Leute traktiren ihn, als wäre das unbegreifliche, gar nicht auszudenkende höchste Wesen nicht viel mehr als ihresgleichen. Sie würden sonst nicht sagen: der Herr Gott, der liebe Gott, der gute Gott. Er wird ihnen, besonders den Geistlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich garnichts denken. Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen." Und empfindet man nicht die Abwehr eines Vorwurfs, wenn es in der Gretchenscene heißt:

„Miß hör mich nicht, du holdes Angesicht!
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub ihn?

Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?"
„Ich habe keinen Namen
Dafür: Gefühl ist alles.
Name ist Schall und Rauch!" —
„Es sagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
Jedes in seiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen?"

In der Hand des „Webers, der „den Strang nimmt", werden die Fäden sich ebenso „heranfügen", wie ich sie schon zu Beginn des ersten Teils meiner Arbeit gelenkt. Denn wie die Welt die Schöpfung Gottes ist, oder wie die Romantiker sagen, „ein Kunstwerk der Gottheit", „ein Gedicht, dessen Teil und Blüte auch wir sind", so ist Goethes „Schöpfung" seine „Welt", sein Kunstwerk, der „Faust", in dem „der Herr der Schöpfung alles bedacht", als „Webermeisterstück" dem „Gedicht der Gottheit" gleichend, von dem der Dichter-Naturforscher singt:

„So schauet mit bescheidnem Blick
Der ewigen Weberin Meisterstück,
Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber herüber schießen,
Die Fäden sich begegnend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt,
Das hat sie nicht zusammen gebettelt,
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt;
Damit der ewige Meistermann
Getrost den Einschlag werfen kann."

In der Naturphilosophie aber ist die Welt ein lebender Organismus, was im letzten Grunde dasselbe bedeutet wie Kunstwerk. Denn „jeder Organismus muß sich als freies

Kunstwerk darstellen; jedes wahre Kunstwerk muß, wie das Wesen des Organismus, unerschöpflich sein". Das ist auch der „Faust":

„So baut man sich ein mäßig Kartenhaus,
Der größte Geist baut's doch nicht völlig aus."

Die „Wiederholten Spiegelungen" durften nicht fehlen; sie führen auch hier zu dem geheimnisvollen Mittelpunkt, der sich zwar nicht „begreifen", denn „das Unbegreifliche, hier ist's gethan" — wohl aber ahnen und fühlen läßt.

„Wodurch gibt sich der Genius kund? Wodurch sich der Schöpfer
Kund gibt in der Natur, in dem unendlichen All,
Klar ist der Äther und doch von unermeßlicher Tiefe;
Offen immer dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim."

Ein Doppelsinn waltet daher auch über dem Meisterwort:

„Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken."

Den anscheinenden Geringfügigkeiten des „Wilhelm Meister", sagte Goethe im Jahre 1825 zu Eckermann, „liegt immer etwas Höheres zum Grunde, und es kommt bloß darauf an, daß man Augen, Weltkenntniß und Uebersicht genug besitze, um im Kleinen das Größere wahrzunehmen. Anderen mag das gezeichnete Leben als Leben genügen". Ebenso ist es auch im „Faust", darum „merket bescheiden leise Worte!" „Der Gott, der den Sturm, das Erdbeben, das Feuer zu seinen Boten hat, wählt eine stille, leise Stimme zum Zeichen seiner Gegenwart". Wie aber der Dichter in köstlicher Selbstironie „Versteckens" spielt, das zeigen folgende Verse:

„Natürlich wenn ein Gott sich erst sechs Tage plagt
Und selbst am Ende Bravo sagt,
Da muß es was Gescheidtes werden.“

Das „Bravo“ gilt doch gewiß nicht dem „poetischen Ungeheuer“, als vielmehr der eigentlichen „Schöpfung seiner regen Brust“, dem „Hauptgeschäft“, nach dessen Abschluß „der Herr seinen Diener in Frieden fahren“ ließ. „Es war freilich nicht fein“, heißt es in „Wahrheit und Dichtung“ weiter, „daß er (Herder) sich mit meinem Namen diesen Spaß erlaubte: denn der Eigenname eines Menschen ist nicht etwa wie ein Mantel, der bloß um ihn her hängt, und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst, ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen“. „Bin ich ein Gott?“ „Mir wird so licht“ — Also fragend achtete Faust-Goethe es nicht „für einen Raub“, sich seines „göttlichen“ Namens zu freuen, und neben dem Bekenntnis, in ihn „verliebt“ gewesen zu sein, hinterließ er uns auch den bedeutsamen Wink:

„Ihr sucht die Menschen zu benennen,
Und glaubt am Namen sie zu kennen.
Wer tiefer sieht, gesteht sich frei,
Es ist was Anonymes dabei.“

An das „Faustrecht“ erinnernd, das schon Schiller betonte, darf ich es wohl wagen, die „Theologie“ im Werke in einem Sinne zur „Goethewissenschaft“ zu stempeln, deren Unentbehrlichkeit der „Schüler“ ahnungsvoll selber empfindet:

„O glücklich der den ihr belehrt,
Fast möcht' ich nun Theologie studiren.“

„Wir werden die Welt verstehn wenn wir uns selbst verstehn, weil wir und sie integrante Hälften sind,“ sagt Novalis. So werden wir auch Goethes „Welt“, seinen „Faust“ erst verstehn, wenn wir mit heiligem Ernst uns mühen, das Wesen seines „Schöpfers“ zu ergründen. „Und es bringt wohl der Tag Räthsel und Lösung zugleich.“ Bei des Dichters „Lust am Trug“ ist es jedoch nicht leicht, zwischen dem Spaß und dem Ernst glücklich hindurch zu kommen“, weshalb Mephisto „in Faustus altem Vließe“ den „Schüler“ warnt:

„Ich wünschte nicht euch irre zu führen.
Was diese Wissenschaft betrifft,
Es ist so schwer den falschen Weg zu meiden,
Es liegt in ihr so viel verborgnes Gift,
Und von der Arzenei ist's kaum zu unterscheiden.
Am besten ist's auch hier, wenn ihr nur Einen hört,
Und auf des Meisters Worte schwört.“

Dieser Rat, im poetischen Rahmen seltsam genug, wird ernst genommen zum Geschenk und will wörtlich befolgt sein. Mit dieser Art der „Theologie“ verträgt sich prächtig die „Arzenei“ als „Aufklärung“ und was ihr ähnlich ist, das „Gift“, nämlich die „Satire“, die „Ironie“, die sehr reichlich im Werke ausgestreut ist. Mit aller Kühnheit kann dieser Satz sich behaupten unter „Wiederholter Spiegelung“ nach des Meisters Rezept:

„Hier war die Arzenei, die Patienten starben,
Und Niemand fragte: wer genas?
So haben wir mit höllischen Latwergen
In diesen Thälern, diesen Bergen,
Weit schlimmer als die Pest getobt.
Ich habe selbst den Gift an Tausende gegeben,
Sie welkten hin, ich muß erleben
Daß man die frechen Mörder lobt.“

Tausende hatten die Dichtung, wie sie 1790 als Fragment erschien, kennen gelernt und gingen dahin, ohne ihren tiefen Sinn zu ahnen. Sie „welkten hin“, aber nicht infolge des „Giftes“. „Daß man die frechen Mörder“ (im Werke) „lobte“, daß der „Tragelaph“, bei dessen Schöpfung das „poetische Gewissen“ zum Schweigen verdammt war, in dem „das Ungesetz gesetzlich überwaltet“, Bewunderung fand, daß man „in jedem Quark seine Nase begrub“ ohne den Kernpunkt zu treffen, es wird des Meisters Herz qualvoll gefoltert haben. Ungehört verhallte des Divansängers Geständnis:

„Denn gerade jene Kleinigkeiten
Außerhalb der Grenze des Gesetzes
Sind das Erbtheil, wo er übermüthig,
Selbst im Kummer lustig, sich beweget.“

Nur wer „Schlangengift und Theriak zu sondern“ versteht, findet auch hinter seltsamster Vermummung den wahren Sinn, denn:

„Hafis Dichterzüge, sie bezeichnen
Ausgemachte Wahrheit unauslöschlich,
Aber hie und da auch Kleinigkeiten
Außerhalb der Gränze des Gesetzes.
Willst du sicher gehn, so mußt du wissen
Schlangengift und Theriak zu sondern —
Doch der reinen Wollust edler Handlung
Sich mit frohem Muth zu überlassen
Und vor solcher, der nur ew'ge Pein folgt,
Mit besonnenem Sinn sich zu verwahren,
Ist gewiß das Beste, um nicht zu fehlen.
Dieses schrieb der arme Ebusuud euch.
Gott verzeih' ihm seine Sünden alle!“

Das „kräftig Wörtchen von der Medicin“ gedenke ich jedoch dem Leser nicht schuldig zu bleiben.

Meph. (vor sich): „Ich bin des trocknen Tons nun satt,
Muß wieder recht den Teufel spielen.“
(laut) „Der Geist der Medicin ist leicht zu fassen;
Ihr durchstudirt die groß' und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu lassen,
Wie's Gott gefällt.“

Wie schon betont, sind es nicht etwa willkürliche Wege, auf denen der „Schüler“ zu des Meisters „Ziel“ gelangt, dem „selbstgesteckten“, wie er es selber nennt, es ist vielmehr seine Hand, es sind die von ihm bestellten Weiser, die ihn führen und leiten, und „kleine Gedichte“, von den Musen „gegönnt“, lassen den „Reisenden“ des Führers beglückende Nähe ahnen. „Ein Titel muß sie erst vertraulich machen,“ heißt es dann weiter. Ein Titel? Welcher? Und wer ist es, der „vertraulich“ werden soll? Niemals fällt der Dichter aus der Rolle; er bleibt vielmehr immer streng im Rahmen des einmal gefaßten Bildes. Doch haben wir ihn hier bei einem von den „Mitteln“ ertappt, welche „der Zweck heiligt“. Wenn Faust in scheinbarer Willkür zu seinem Genossen bald „Du“ sagt, bald „Er“, und Mephisto seinerseits das Spiel fortsetzt, mit „Du“ und „ihr“ und „Er“ beliebig wechselnd, so verbergen sich darunter verwegene kabbalistische Sprünge, auf die ich noch zurück komme. „Wer die drei Gebot' veracht'“, der würde, so hoffte der Meister, auch die persönlichen Fürwörter nicht nach den Regeln eines deutschen Aufsatzes verteilen, sondern vielmehr erkennen, daß das Abweichen von der Form mit Fleiß und Bedacht geschehen. Wenn es daher heißt: „Ein Titel muß sie erst vertraulich machen“, so sind wahrlich nicht die eben vorher genannten „Weiber“ gemeint, sondern die „Wissenden“, an die recht eigentlich der „Faust“ sich wendet. Die Lösung des Fausträtsels ist die Axe,

um die sich alles dreht; es kann also hier nur ein Titel in Frage kommen, nämlich der Titel des verborgenen Dokumentes, das unter der scheinbar harmlosen Bezeichnung „Hauptgeschäft" unzählige Male in Goethes Tagebüchern figuriert. Da dieser „Titel" die „Wissenden" aber bislang noch nicht „vertraulich" gemacht, so haben sie offenbar versäumt, „die Uebergänge zu suppliren". Die Freimaurerei kam in ihrer heutigen Gestalt von unsern englischen Nachbarn. Darum „Sind Briten hier?" Sollte der Meister nicht auch einmal „englisch lispeln?"

„Es schwebet nun in unbestimmten Tönen
Mein lispelnd Lied der Aeolsharfe gleich —"

Wenn die Sphinxe sagen:

„Wir hauchen unsre Geistertöne
Und ihr verkörpert sie alsdann —"

so erwarten sie künstlerisches Mitschaffen. Mein Versuch, wie Faust, „das Wort zu übersetzen", und zwar ins Englische, ergab das doppelsinnige „Mystery". Heute unterscheidet man zwei Schreibweisen, Mistery = Handwerk, Gewerbe, Zunft, Kunst, Kunstgeheimnis, Geschäft und Mystery = Rätsel, Mysterium, Geheimnis. Zu Goethes Zeit aber wurde beides noch gleich geschrieben, und so ließ der Titel eines i. J. 1725 in England erschienenen Werkes „The Grand Mystery of the Free-Masons Discovered" auch beide Deutungen zu. Es wurde viel darüber gestritten; auch Herder berührt diesen Punkt in seinen „Gesprächen für Freimaurer". Es ist daselbst von einer „unsichtbaren Gesellschaft" die Rede, die das „große Geschäft", wovon Lessing als dem der Freimaurer gesprochen, nicht als Nebensache, sondern als „Hauptzweck" verfolgt. Und in einer andern Schrift: „Aufklärung über wichtige Gegenstände in der Freymaurerey" (1787) heißt es: „Unseres Erachtens ist es

ein bloßer Mißverstand, daß man das englische Wort Mystery für Geheimnis genommen, da es doch nichts mehr als Zunft heißt. — — — Die falsche Uebersetzung des Wortes Mystery in andere Sprachen ist also als der eigentliche Grund und als die Mutter der Geheimnißsucht anzusehen." Wenn Goethe seinem verschwiegenen Werke den Titel „Hauptgeschäft" gab, so handelte er also nicht willkürlich, wie denn immer und überall Beziehungen walten; er wählte vielmehr eine Bezeichnung, die den Uneingeweihten verhüllte, was sie den Kundigen offenbaren sollte, nämlich, daß sich im „Hauptgeschäft" ein Geheimnis verbirgt, oder besser gesagt, ein „Mysterium". Meiner inneren Stimme folgend, mich auf mein ahnendes Fühlen verlassend, bin ich also zu einem Resultat gekommen, das „alte Pergamente" bestätigen, und der Leser wird rückschauend erkennen, wie Homunculus und Wagner hier einander begegnen, bezw. wie zwei Wege zusammentreffen. Und sie müssen und werden immer zusammentreffen, damit der „große Zweck erreicht" wird. Von den „Wissenden", die Goethe im vierten Akt einmal direkt anspricht, und zwar „leise", erwartete er, daß sie das Wort „Hauptgeschäft" alsbald richtig „übersetzen" würden, wenn seine sorgfältig bewahrten Tagebücher ans Licht kämen. Auch blickt dies „Geschäft" fein verwoben vielfach als Einschlag aus dem „Webermeisterstück" hervor, und die „vertraulich" geworden, werden sich berufen fühlen und wissen, daß Herder sagt:

„Wer die Sache des Menschengeschlechts als seine betrachtet,
Nimmt an der Götter Geschäft, nimmt am Verhängnisse theil."

Vielleicht wurde es noch nicht beachtet, das auch Schiller diesen Ausdruck gebraucht in seiner „Jungfrau von Orleans":

„Dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft!
Geh hin, du sollst auf Erden für mich zeugen!“

Die neusten Forschungen haben es zur Gewißheit gemacht, daß auch dieser edle Geist dem Bruderbunde der Freimaurer angehörte, und in dem Sinne leuchtet doppelt herrlich Goethes Wort: „Denn er war unser!“ Wenn derselbe daher i. J. 1799 von Jena aus an den Freund schrieb: „Gestern habe ich einiges Geschäftsähnliche besorgt und heute einen kleinen Knoten im „Faust“ gelöst,“ so wußte er, zu wem er sprach. Auch wird Beiden das Gebot Moses aus der damals zuerst erschienenen Koran-Übersetzung bekannt gewesen sein: „O Herr, mache mir Raum in meiner engen Brust. Mache mir auch mein Geschäfft leicht!“ Sollte dieses „Geheimnis“ als solches aber nicht irgendwo im „Faust“ durchschimmern? Wenn es heute im vierten Akt heißt:

„Ein offenbar Geheimniß wohl verwahrt
Und wird nur spät den Völkern offenbart —“

so redete die ursprüngliche Fassung deutlicher:

„Bisher wars ein Geheimniß —
Nur durch Verrath ward's allen offenbart.“

„Nur durch Verrath“, durch die Schrift: „The Grand Mystery of the Freemasons Discovered“ ward's allen offenbart, daß Mystery (Mistery) auch „Geschäft“ heißt. Das scheint das „lebendige Knochengerippe“ dieser Verse zu sein, dem der Meister, damit es sich in die Welt wagen konnte, die nötigen „Mantelfalten“ mitgab. Wenn er dann vorzog, zu sagen: „Und wird nur spät den Völkern offenbart“ — so ist des Geheimen hier natürlich noch mehr verkapselt, und die „Offenbarung“ rückt nicht etwa abermals in entlegene Fernen, sondern das „Hauptgeschäft“ wird eine alte Wahrheit enthüllen, die „nur spät den Völkern offenbart“ wird. Auf ihren Spuren ist der

Meister öfter anzutreffen, z. B. in seinem Gedicht „Vermächtniß“:

„Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre, fass' es an!“

Das „kräftig Wörtchen von der Medicin“ hat also wirklich seine Kraft bewährt, denn wir nähern uns der Basis, von der Goethe gelegentlich der „Pyramide“ seines Daseins spricht, deren „Basis“ ihm „gegeben und gegründet“.

„Ein Titel muß sie erst vertraulich machen,
Daß eure Kunst viel Künste übersteigt;
Zum Willkomm tappt ihr dann nach allen Siebensachen,
Um die ein andrer viele Jahre streicht.“

Die „Kunst aller Künste“ ist die „Königl. Kunst“, die die „Wissenden“ kennen. „Der echte Schüler“, heißt es im Lehrbrief Wilhelm Meisters, „lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert sich dem Meister“. Einem „echten Schüler“, welcher, das „Hauptgeschäft“ ahnend, nach des „Liebenden“ Wunsch durch die zahllosen Winke ins Ilmtal geführt werden sollte, konnte der „Willkomm“ auf der Schwelle des Heiligtums nicht lange verborgen bleiben. Es war ja nicht vorauszusehen, daß die neu errichtete Pforte nach Goethes Tode sich für ewig schließen würde. So war es mir denn vorbehalten, den „Scheidegruß“ des Weisen zu entdecken, den „in Sand er niederschrieb“ und nach den „Siebensachen zu tappen“, „um die ein andrer viele Jahre streicht,“ und auf deren tiefsinniger Symbolik der „Ewige Tempel“ aufgebaut ist. Und einmal so weit vorgedrungen, wagte die Hoffnung sich zu regen, nun auch „das Beste“ zu finden. Indes

„Nicht Kunst und Wissenschaft allein,
Geduld will bei dem Werke sein.“

Beschließen nicht auch die kleinen Gnomen ihre seltsame Rede mit der Mahnung:

„Das alles ist nicht unsere Schuld,
Drum habt sofort wie wir Geduld —“

Auch ein Meisterwort reiht sich hier ein:

„Glaube nur, du hast viel gethan,
Wenn dir Geduld gewöhnest an.“

Und „Geduld“ in Goethes Sinn ist mehr, als es auf den ersten Blick scheint, denn — „Glaube, Liebe, Hoffnung fühlten einst in ruhiger, geselliger Stunde einen plastischen Trieb in ihrer Natur; sie befleißigten sich zusammen und schufen ein liebliches Gebild, eine Pandora im hohen Sinne, die Geduld“. „Glaube ist Liebe zum Unsichtbaren, Vertrauen auf's Unmögliche, Unwahrscheinliche“ (M. u. R.). „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt“, sagt Manto, und es ist ein Held in diesem Sinne, der in der „Helena“ ersehnt wird als Retter in höchster Not: „Dem Klugen, Weitumsichtigen zeigt fürwahr sich oft Unmögliches noch als möglich.“ Heil dem also „Begehrenden“; herrlichster Lohn soll ihm werden, denn:

„Zu wissen sei es jedem der's begehrt:
(nämlich das Unmögliche)
Der Zettel hier ist tausend Kronen werth.“

„Jedes edle Werk“, sagt Carlyle, „ist anfangs unmöglich“. Und sicher ist es nicht „der Verstand der Verständigen“, der es trotzdem vollbringt, denn —

„O Beste! glaube, was man so verständig nennt,
Ist oft mehr Eitelkeit und Kurzsinn.“

Doch „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubet“. Darum laß dir, o Leser, vom Verstande keine Dornenhecken bauen, wo doch die Rosen schon anfangen, zu

blühen. Nicht der Verstand ist zum Richter in der Kunst bestellt, die nur durch und für den Menschen ist. „Denn der Mensch ist nicht bloß ein denkendes, er ist auch ein empfindendes Wesen. „Er ist ein Ganzes, eine Einheit vielfacher, innig verbundener Kräfte, und zu diesem Ganzen des Menschen muß das Kunstwerk reden, es muß dieser reichen Einheit, dieser innigen Mannigfaltigkeit in ihm entsprechen“ (Der Sammler und die Seinigen). Denn der Künstler, diese „unendliche Mannigfaltigkeit in geschlossener Einheit“ ist eben ein ganzer Mensch. Daher kann die Idee seines Werkes auch nur von einem „ganzen Menschen“ erfaßt werden. Infolge der fortschreitenden Entwicklung in Technik und Kultur und der erhöhten Anforderungen des Tages wurden solche aber schon zu Goethes Zeit immer seltener. In einem Briefe aus Frankfurt aus dem Jahre 1797 heißt es mit Bezug auf das Publikum: „Es lebt in einem beständigen Taumel von Erwerben und Verzehren, und das, was wir Stimmung nennen, läßt sich weder hervorbringen noch mittheilen. Alle Vergnügen, selbst das Theater, sollen nur zerstreuen, und die große Neigung des lesenden Publicums zu Journalen und Romanen entsteht eben daher, weil jene immer und diese meist Zerstreuung in die Zerstreuung bringen. Ich glaube sogar eine Art von Scheu gegen poetische Productionen oder wenigstens, insofern sie poetisch sind, bemerkt zu haben, die mir aus eben diesen Ursachen ganz natürlich vorkommt. Die Poesie verlangt, ja sie gebietet Sammlung, sie isoliert den Menschen wider seinen Willen, sie drängt sich wiederholt auf und ist in der breiten Welt (um nicht zu sagen in der großen) so unbequem wie eine treue Liebhaberin.“ So war Goethe der Meinung, daß von der Größe Shakespeares vieles seiner großen kräftigen Zeit angehöre

und legte Eckermann die Frage vor, ob denn „eine solche staunenerregende Erscheinung in dem heutigen England von 1824, in diesen schlechten Tagen kritisirender und zersplitternder Journale“ überhaupt möglich sei. „Jenes ungestörte, unschuldige, nachtwandlerische Schaffen, wodurch allein etwas Großes gedeihen kann, ist gar nicht mehr möglich. Unsere jetzigen Talente liegen alle auf dem Präsentirteller der Öffentlichkeit. Die täglich an fünfzig verschiedenen Orten erscheinenden kritischen Blätter und der dadurch im Publicum bewirkte Klatsch lassen nichts Gesundes aufkommen. Wer sich heutzutage nicht ganz davon zurückhält und sich nicht mit Gewalt isolirt, ist verloren. Es kommt zwar durch das schlechte, größtentheils negative aesthetisirende und kritisirende Zeitungswesen eine Art Halbcultur in die Massen, allein dem hervorbringenden Talent ist es ein böser Nebel, ein fallendes Gift, das den Baum seiner Schöpfungskraft zerstört vom grünen Schmuck der Blätter bis in das tiefste Mark und die verborgenste Faser. Und dann, wie zahm und schwach ist seit den lumpigen paar hundert Jahren nicht das Leben selber geworden! Wo kommt uns noch eine originelle Natur unverhüllt entgegen! Und wo hat einer die Kraft, wahr zu sein und sich zu zeigen wie er ist! Das wirkt aber zurück auf den Poeten, der alles in sich selber finden soll, während von außen ihn alles im Stich läßt.“ So klagt er auch im „Faust“: „Man eilt zerstreut zu uns, wie zu den Maskenfesten“, und „Zerstreutes Wesen führt uns nicht zum Ziel“. Wie würde erst das heutige Gesamtbild des Lebens den Weisen schmerzen!

„Sich zu schmücken begierig verfolgte den rinnenden Bach einst
Früh die Muse hinab, sie suchte die ruhigste Stelle.

Eilend und rauschend indeß verzog die schwankende Fläche
Stets das bewegliche Bild; die Göttin wandte sich zürnend;
Doch der Bach rief hinter ihr drein und höhnte sie: Freilich
Magst du die Wahrheit nicht sehn, wie rein dir mein Spiegel sie zeiget!
Aber indessen stand sie schon fern, am Winkel des Seees,
Ihrer Gestalt sich erfreuend und rückte den Kranz sich zurechte.“

„Das Beste ist überall die Stimmung“, heißt es in den „Lehrlingen von Sais“; darum flüchtet der Dichter so gern in die heilige Stille der Natur:

„Zu erfinden, zu beschließen,
Bleibe, Künstler, oft allein.“

Darum wird auch der „Knabe Lenker“ entsandt: „Zur Einsamkeit! — Da schaffe deine Welt!“

Wie dankbar muß ich dem Schicksal sein, das mich fern hielt von dem großen Getriebe der Welt, das mich bannte in den lauschigsten Winkel eines stillen Dörfchens, über dem noch obendrein eine Stimmung liegt, die an Alt-Weimar erinnert. Wie meine Phantasie das alte Schloß, dessen Türme ich von unsern Fenstern aus durch die Bäume schimmern sehe, mit Weimarischen Farben schmückt, so wandelt sich auch unsere Wiese, von kleinem Flüßchen durchschlängelt, zum Ilmtal mit all seinem Zauber, besonders in klaren Vollmondnächten. Da schlingen Elfen ihren wundersamen Reigen, Erlkönig treibt sein heimlich Wesen, Moorfrauen breiten weiße Schleier aus, und im Bach plätschert der Nix, während ich träumend im Boot dahingleite. Wie die alten Weiden ge-

spenstisch ragen, wie's im Schilfe flüstert, wie vom Park her der Ruf der wilden Taube herüberklingt, klagend, fragend — da wachen Sagen und Märchen auf, da spinnt mit wunderfeinen Fäden das Geheimnis, und wenn der Sohn unseres Schloßherrn sein Waldhorn nimmt und liebe, alte Lieder in die Sommernacht hinausbläst, dann sind es „Wedells Waldhörner", die in meiner horchenden Seele ein Echo alter Zeiten wecken, einen Abglanz der Stimmung, die Goethe beseelte, wenn er „des Treibens müde", in sein liebes Tal sich rettete.

„Welch ein himmlischer Garten entspringt aus Öd' und aus Wüste,
Wird und lebet und glänzt herrlich im Lichte vor mir.
Wohl den Schöpfer ahmet ihr nach, ihr Götter der Erde!
Fels und See und Gebüsch, Vögel und Fisch und Gewild.
Nur daß euere Stätte sich ganz zum Eden vollende,
Fehlet ein Glücklicher hier, fehlt euch am Sabbat die Ruh."

Nur wer Ruhe und Muße hat zu stiller Beschaulichkeit, vermag die innere Welt in sich zu ordnen und aus den Bausteinen dieser Welt der Gottheit opfernd einen Tempel zu errichten. „Wir alle sind Sonntagskinder," sagt Wilhelm Raabe, „in jedem liegt ein Keim der Fähigkeit, das Geistervolk zu belauschen; aber es ist freilich ein zarter Keim, und das Pflänzchen kommt nicht gut fort unter dem Staub der Heerstraße und dem Lärm des Marktes." Am Ende wird es gar nicht mehr so teuflisch klingen, wenn Mephisto sagt: „Den edlen Müssiggang lehr' ich hernach dich schätzen." Nennt doch Friedr. Schlegel in seiner „Lucinde" den Müßiggang „das einzige Fragment von Gottähnlichkeit, das uns noch aus

dem Paradiese bleibt", und sagt: „Nur mit Gelassenheit und Sanftmut in der heiligen Stille der echten Passivität kann man sich an sein ganzes Ich erinnern und die Welt und das Leben anschauen. Wie geschieht alles Denken und Dichten, als daß man sich der Einwirkung irgend eines Genius ganz überläßt und hingibt?" Wer aber hat heute noch Zeit, oder wer nimmt sich solche, um „wie ein nachdenkliches Mädchen in einer gedankenlosen Romanze am Bach" zu sitzen, „gleich einem Weisen des Orients in heiliges Hinbrüten und ruhiges Anschauen der ewigen Substanzen". Die Kunst der Versenkung ist verloren gegangen. „Es ist ein einförmiges Ding um das Menschengeschlecht," klagt schon Werther unterm 17. Mai, „die meisten verarbeiten den größten Theil der Zeit, um zu leben, und das Bißchen, das ihnen von Freiheit übrig bleibt, ängstigt sie so, daß sie alle Mittel aufsuchen, um es los zu werden. O Bestimmung des Menschen!" „Dichten ist ein Uebermuth", gesteht Goethe im „Divan", und gerade der „Faust" soll den Leser in einen „übermüthigen Zustand" versetzen, ihn nötigen, „sich über sich selber hinauszumuthen". Goethes eigene Worte: „Je incommensurabler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Production, desto besser", scheinen allerdings die Tore zum „Faust" für viele Menschen ewig zu verschließen. „Nein, mein Junge," heißt es bei Cäsar Flaischlen, „Verstand ist nichts! Verstand hat jeder! Empfindung ist es, die das Leben weiht und heiligt." Daß doch diese Mahnung aus Dichtermund noch immer ungehört verhallt! Wie im Gefühl überströmender Herzensfülle der junge Goethe ausruft: „Armer Mensch, an dem der Kopf alles ist!" so hören wir auch Schiller sagen:

„Wohl denen, die des Wissens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen!"

Wird mein Werk, mit dem Herzen geschaffen, den Weg finden zu anderen Herzen? Wird des Meisters Wort aus seinem „Vermächtniß“ sich erfüllen?

„Und wie von Alters her, im Stillen,
Ein Liebewerk, nach eignem Willen,
Der Philosoph, der Dichter schuf,
So wirst du schönste Gunst erzielen:
Denn edlen Seelen vorzufühlen
Ist wünschenswerthester Beruf —“

So mag man immer von mir sagen, sie hatte „mehr Glück als Verstand“, es wird wie Musik in meinem Ohre klingen, da ich denn nichts glühender erstrebe, als dem „Glücklichen“ in etwas ähnlich zu werden.

Wenn es mir gelungen, des „Spielmanns“ Weise zu erlauschen, und wenn die Welt sie hören mag, so hoffe ich, auch einmal kühnlich sagen zu können: „Da liegt der Spielmann, liegt der Schatz!“ Verborgene Schätze schimmern oft genug im „Faust“ zwischen den Zeilen hervor, und von einem „Geistlichen“ versteckt zu „ernstem Spiel“, wollen sie auch geistig aufgefaßt sein.

„Der Bauer der die Furche pflügt
Hebt einen Goldtopf mit der Scholle,
Salpeter hofft er von der Leimenwand
Und findet golden-goldne Rolle
Erschreckt, erfreut in kümmerlicher Hand.“

Endlich ist die „Furche“ gefunden, der Goethe seiner Weisheit Saat vertraut, und:

„Die Ernte, reift sie nicht? Ein grün Gelände,
Zieht sich's nicht hin am Fluß durch Busch und Matten?
Und wölbt sich nicht das überweltlich Große,
Gestaltenreiche, bald gestaltenlose?“

Der „Bauer“ ist ein „Bauender“, also in der „Königl. Kunst erfahren, und mit dem „Augenglas der Liebe“ sich in

des Meisters „Landschaft“ orientierend, wird er auch die „Hütte“ finden, die zu „heiterm Andenken“ ein „Glücklicher“ daselbst gebaut. Das Verständnis schelmischer Winke wie:

„Das alles sieht so lustig aus,
So wohl gewaschen das Bauerhaus“ —

wird vom Dichter durch deutlichere belohnt, denn:

„Diese Pappeln auf den Wiesen,
Diese Buchen in dem Hain!
Ach! und hinter allen diesen
Wird doch auch ein Hüttchen sein!“

Und

„Seh' ich doch das Lämpchen schon
Aus der Hütte schimmern,
Laß um deinen Wagenthron
Alle Sterne glimmern.“

Der „Ewige Tempel“, „überweltlich groß“, er ist auch jetzt noch „herrlich wie am ersten Tag“. Von den „Schätzen“ aber ist noch weiter die Rede:

„Vom Estrich zwar ist es nicht aufzuraffen;
Doch Weisheit weiß das Tiefste herzuschaffen.
In Bergesadern, Mauergründen
Ist Gold gemünzt und ungemünzt zu finden,
Und fragt ihr mich, wer es zu Tage schafft:
Begabten Manns Natur- und Geisteskraft.“

Und

„Es liegt schon da, doch um es zu erlangen
Das ist die Kunst, wer weiß es anzufangen?
Bedenkt doch nur: in jenen Schreckensläuften
Wo Menschenfluthen Land und Volk ersäuften,
Wie der und der, so sehr es ihn erschreckte,
Sein Liebstes da- und dortwohin versteckte.
So war's von je in mächtiger Römer Zeit,
Und so fortan, bis gestern, ja bis heut.

Das alles liegt im Boden still begraben,
Der Boden ist des Kaisers, der soll's haben."

Bleibt dem Leser auch noch manches dunkel, so wird er sich gedulden müssen, denn:

„Wer will denn alles gleich ergründen!
Sobald der Schnee schmilzt, wird sich's finden."

In dieser Scene kann Goethe sich scheinbar gar nicht genug tun, was „Miene, Wink und leise Hindeutung" betrifft, so daß der Kaiser die Bemerkung macht:

„Ich höre doppelt, was er spricht,
Und dennoch überzeugt's mich nicht."

Darauf — „Gemurmel:

„Was soll uns das — Gedroschner Spaß —
Kalenderei — Chymisterei —
Das hört' ich oft — Und falsch gehofft —
Und kommt er auch — So ist's ein Gauch —"

Meph.: „Da stehen sie umher und staunen,
Vertrauen nicht dem hohen Fund,
Der eine faselt von Alraunen
Der andre von dem schwarzen Hund.
Was soll es daß der Eine witzelt,
Ein andrer Zauberei verklagt,
Wenn ihm doch auch einmal die Sohle kitzelt,
Wenn ihm der sichre Schritt versagt.
Ihr alle fühlt geheimes Wirken
Der ewig waltenden Natur,
Und aus den untersten Bezirken
Schmiegt sich herauf lebend'ge Spur.
Wenn es in allen Gliedern zwackt,
Wenn es unheimlich wird am Platz,
Nur gleich entschlossen grabt und hackt,
Da liegt der Spielmann, liegt der Schatz!"

Obwohl nur „murmelnd" verrät sich doch gleich darauf der „Spielmann" in dem immer wiederkehrenden Rätsel:

„Nach solchen Zeichen wäre hier,
Das allerreichste Schatzrevier."

Und verständlicher wird nun auch die dunkle Rede:

„Den Weg dahin wüßt' allenfalls zu finden —
Doch kann ich nicht genug verkünden
Was überall besitzlos harrend liegt.
Der Bauer der die Furche pflügt,
Hebt einen Goldtopf mit der Scholle,
Salpeter hofft er von der Leimenwand,
Und findet golden-goldne Rolle
Erschreckt, erfreut in kümmerlicher Hand.
Was für Gewölbe sind zu sprengen,
In welchen Klüften, welchen Gängen
Muß sich der Schatzbewußte drängen,
Zur Nachbarschaft der Unterwelt!
In weiten allverwahrten Kellern,
Von goldnen Humpen, Schüsseln, Tellern,
Sieht er sich Reihen aufgestellt.
Pokale stehen aus Rubinen
Und will er deren sich bedienen
Daneben liegt uraltes Naß.
Doch — werdet ihr dem Kundigen glauben —
Verfault ist längst das Holz der Dauben,
Der Weinstein schuf dem Wein ein Faß.
Essenzen solcher edlen Weine,
Gold und Juwelen nicht alleine
Umhüllen sich mit Nacht und Graus.
Der Weise forscht hier unverdrossen;
Am Tag erkennen, das sind Possen,
Im Finstern sind Mysterien zu Haus."

Um „Schätze" zu heben, bedurfte es aber von jeher einer „Wünschelrute", und da Bakis, der Weise, sie selber darreicht: „Wünschelruthen sind hier", so glaubte ich auch diesem „Fingerchen" trauen zu dürfen. Und wirklich, am Anfang des langen Hauptwegs in Goethes Garten, der zum „Denkmal des Guten Glücks" führt, grünt noch heute ein alter, seltsam „gespaltener Baum", offenbar mit außerordentlicher Sorgfalt in Gestalt eines Hufeisens gezogen, eine Form, in der auch die Wünschelrute vorkommt. An ander Stelle könnte es Zufall sein, hier aber hat offenbar der Meister gewaltet in seiner wundersam sinnigen Weise, denn:

„Lang und schmal ist ein Weg. Sobald du ihn gehest, so wird er
Breiter; aber du ziehst Schlangengewinde dir nach."

Ja, „lang und schmal ist ein Weg", nämlich ein ganz bestimmter. Von dem Wege zur Wahrheit im allgemeinen, das heißt nur von diesem hätte der Dichter doch wohl gesagt: „Lang und schmal ist der Weg." Darum „merket bescheiden leise Worte"; „das Beste" sagt der Meister nur „ins Ohr".

„Bist du an's Ende gekommen, so werde der schreckliche Knoten
Dir zur Blume, und du gib sie dem Ganzen dahin."

So weist auch die „Wünschelruthe" zur „Guten Tyche" hin, vor der der kühne Baumeister betend stand:

„Gib das tagwerk meiner Hände
Gutes Glück das ichs vollende
Sei ein Bild der Garten hier
Pflanzt ich ahndungsvolle Träume
Jetzt noch Stangen diese Bäume
Geben einst noch Schatten mir."

Mephisto schließt die Scene mit den Worten:



Die Wünschelrute in Goethes Garten
Nach einer Photographie von Otto Peintze, Weimar

Um „Schätze“ zu heben, bedurfte es aber von jeher einer „Wünschelrute“, und da Bakis, der Weise, sie selber darreicht: „Wünschelruthen sind hier“, so glaubte ich auch diesem „Fingerchen“ trauen zu dürfen. Und wirklich, am Anfang des langen Hauptwegs in Goethes Garten, der zum „Denkmal des Guten Glücks“ führt, grünt noch heute ein alter, seltsam „gespaltener Baum“, offenbar mit außerordentlicher Sorgfalt in Gestalt eines Hufeisens gezogen, eine Form, in der auch die Wünschelrute vorkommt. An ander Stelle könnte es Zufall sein, hier aber hat offenbar der Meister gewaltet in seiner wundersam sinnigen Weise, denn:

„Lang und schmal ist ein Weg. Sobald du ihn gehest, so wird er
Breiter; aber du ziehst Schlangengewinde dir nach.“

Ja, „lang und schmal ist ein Weg“, nämlich ein ganz bestimmter. Von dem Wege zur Wahrheit im allgemeinen, das heißt nur von diesem hätte der Dichter doch wohl gesagt: „Lang und schmal ist der Weg.“ Darum „merket bescheiden leise Worte“; „das Beste“ sagt der Meister nur „ins Ohr“.

„Bist du an's Ende gekommen, so werde der schreckliche Knoten
Dir zur Blume, und du gib sie dem Ganzen dahin.“

So weist auch die „Wünschelruthe“ zur „Guten Tyche“ hin, vor der der kühne Baumeister betend stand:

„Gib das tagwerk meiner Hände
Gutes Glück das ichs vollende
Sei ein Bild der Garten hier
Pflanzt ich ahndungsvolle Träume
Jetzt noch Stangen diese Bäume
Geben einst noch Schatten mir.“

Mephisto schließt die Scene mit den Worten:



Die Wünschelrute in Goethes Garten
Nach einer Photographie von Otto Peintze, Weimar

„Wie sich Verdienst und Glück verketten,
Das fällt den Thoren niemals ein;
Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein.“

Wie aber sollte es sich zeigen, ob es „an der Zeit“ sei?

„Hat man das Gute dir erwidert?
Mein Pfeil flog ab, sehr schön befiedert;
Der ganze Himmel stand ihm offen,
Er hat wohl irgendwo getroffen.“

Hinaus flog der „Probepfeil“, ins Blaue hinein, und daß er „getroffen“, sollte ein Zeichen sein, daß es „an der Zeit“ sei. Wer mit „Geistesohren“ in die Zeit hineinhorcht, wird ahnend fühlen, daß einer von den „Augenblicken“ gekommen ist, von denen Chiron so bedeutsam zu der Seherin spricht:

„Denn alle Jahr, nur wenig Augenblicke,
Pfleg' ich bei Manto vorzutreten.“

Das „Jahr“ ist wie die Tage der Schöpfung, eine Periode, und zwar in diesem Falle glücklicherweise kein Jahrtausend, sondern nur ein Jahrhundert. „Schon seit Jahren“, sagt Friedrich von der Leyen, „haben wir uns auf die reine Romantik zurückbesonnen und finden auch von unserm Sehnen viel in ihr wieder. Wie viele der romantischen Worte könnten heute gesprochen sein oder sollten heute gesprochen werden! Wie jene, sehnen wir uns wieder aus drückenden Vorurteilen nach einer freien und schönen Menschlichkeit, wir sehnen uns aus unsern Wissenschaften und Wissenschäftchen zurück nach der großen Wissenschaft, wir wollen uns nicht mehr mit gelehrtem Wissen belasten, aber wir möchten unsre Kultur durch andre höhere Kulturen veredeln und an ihren Schätzen uns erquicken, wir streben wieder nach dem Universalen, wir wollen unser Leben wieder vertiefen, über

alle Ideale zu einem Ideal uns erheben, und wir ahnen wohl auch wieder eine neue Religion, die sich über die verwahrlosten Konfessionen emporhebt und uns wieder zum Unendlichen führt." Von verheißungsvollem Rot erglüht der Himmel, erschauernd lauschen die Weisen in die „Geisterwelt" hinein, und vernehmlich flüstert im „Faust" eine Stimme:

„Dorthin mein Blick!
Ein günstiges Geschick,
Soll es mich schon erreichen?
O Wunder ohne Gleichen!"

Und

„Von Pferdes Hufe
Erklingt die heilige Stufe."

Es ist träumender Seherin Mund, die solches kündet, und es wird sich alles so begeben, wie die Sibylle und ihr männliches Gegenbild, der weise Bakis es geweissagt. Doch nur einem „Verwegenen" verheißt sie die große Freude, und nur ein „Verwegener" wagt zu hoffen, daß das ideale Programm der Romantik in ihrer Wiedergeburt sich realisieren, daß des Meisters „Traum" sich jetzt „vollenden" könne.

„War es möglich, die Schönheit zu sehn und nicht zu empfinden?
Wirkte der himmlische Reiz nicht auf Dein stumpfes Gemüth?
Klage dich, armer, nicht an! — So legt der Dichter ein Räthsel,
Künstlich mit Worten verschränkt, oft der Versammlung ins Ohr.
Jeden freuet die seltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung,
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.
Ist es endlich entdeckt, dann heitert sich jedes Gemüth auf,
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn."

Ein Verkannter

„Euer Geflüster und leises Fispeln
Mag ich am Ende nicht mehr ertragen.
Nur, stille nur! wenn alle lispeln,
Wird einer es auch am Ende sagen.“

„Mags die Welt zur Seite weisen,
Wenig Schüler werden's preisen,
Die an deinem Sinn entbrannt,
Wenn die Vielen dich verkannt."

Endlich dürfte nun der Augenblick gekommen sein, da ich eine heilige Pflicht erfüllen und mich bekennen kann als Schülerin des Mannes, der mir zu Meister Goethes „Pyramide", die ich mit kühner Lust nachzuschaffen begonnen, das Fundament gebaut hat. Wenn ich dies auszusprechen zögerte, so lag das an einer Mißstimmung, der ich fast überall begegnete, wo ich seinen Namen nannte. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb hatte ich es mir zur Lebensaufgabe gemacht, den Verkannten zu Ehren zu bringen. Um für einen anderen eine Lanze zu brechen, muß man jedoch selber erst sattelfest sein, und bitterschmerzliche Erfahrungen nötigten mich, mich im ersten Bande meines Buches auf Andeutungen zu beschränken, die von „Freunden" verstanden zu sehen, ich nicht umsonst gehofft. Mein hochverehrter Lehrer, in dessen Geist zuallererst die Ahnung von Goethes „Vermächtnis" aufdämmerte, hat etwas großzügig Begonnenes als Torso hinterlassen, da der Tod seinem Schaffen ein Ende machte. Wo der Faden seiner Hand entsank, habe ich ihn aufgenommen. Der verstorbene Faustforscher F. A. Louvier, denn von ihm ist hier die Rede, beschenkte die Welt i. J. 1887 mit seiner überraschenden philosophischen Faustdeutung, mit seinem Werk „Sphinx locuta est". Doch da er auf ganz anderen Wegen zum Verständnis des Dichters durchgedrungen, als bislang

üblich war, so war damit über die bestehende Faustphilologie als solche der Stab gebrochen, und das mußte er büßen. Unbeirrt indes zog der kühne Forscher seine Bahn und förderte Dinge zu Tage, die freilich den „Faust“ erst als wahres „Hexenproduct“ erscheinen ließen. Nachdem Louvier den philosophischen Plan erkannt, der sich mit logischer Klarheit durch das Werk hindurchzieht, nachdem er also gewissermaßen den genialen Grundriß zu dem labyrinthischen Gebäude aufgefunden hatte, nachdem er mit ungeheuerm Scharfsinn im „Faust“ auch eine Kulturgeschichte jener Zeit entdeckt, geriet er fast wider Willen auf kabbalistische Spuren. Und warum solche nicht verfolgen, wenn sie sich „zudrängen?“ Goethes Selbstbiographie zeigt, wie er in seiner Jugend eifrig dem Studium der alten Kabbalisten obgelegen, und wir sehen ihn in späteren Jahren wieder dazu zurückkehren, da sein Herz noch immer „jenem Wahn geneigt“. In zwei weiteren Büchern veröffentlichte F. A. Louvier die überraschenden Ergebnisse seiner kabbalistischen Studien, welche vielfach bereits gefundene Lösungen bestätigten, was die Philologen immerhin hätte aufmerksam machen sollen. Denn wenn das Fragment „Faust“ s. Zt. mit einer Radierung von Rembrandt erschien, auf der das Fenster von einem kabbalistischen Zeichen durchglüht ist, so geschah es sicherlich mit Goethes Wunsch und Willen. „Alle Kabbalah“ aber, sagt der bekannte Orientalist Prof. Dr. Redslob, „hat immer nur Wert, wenn sie Eines zum Ziel hat; sie muß nämlich schließlich die Hinleitung bilden, um ein Dokument, eine Handschrift, ein Testament od. dgl., kurz ein Schriftstück auffindbar zu machen, welches in ganz zweifelloser Weise authentische Gewißheit gibt“. Und so sprach Louvier vor nun zwanzig Jahren schon das

große Wort aus, daß Goethe diese seltsame Wissenschaft nur deshalb mit in den „Faust“ verflochten habe, um auf ein Manuskript hinzuweisen, das er einstweilen den Augen der Welt entrückte, das aber zu rechter Stunde dadurch ans Licht zu kommen bestimmt sei. Er vermutete solches in der bislang nicht gefundenen, im Tagebuch genannten letzten Arbeit des Greises, im „Hauptgeschäft“, und brachte zugleich auch für diese Hypothese aus dem „Faust“ selbst geistvolle und schlagende Beweise. Doch während er des Glaubens war, seiner Forschung damit das beste Fundament gegeben zu haben, mußte er gerade das Gegenteil erfahren. Hätten seine Widersacher sich nur zu offnem Kampf herausgewagt, er fühlte sich ihnen gewachsen und hatte sich gewappnet. Aber gerade die Art und Weise, wie man diesen zur Offenbarung berufenen Mann tot zu schweigen versuchte, hat etwas grausam Kränkendes, etwas Tragisches, unter dem er und die Seinen schwer gelitten. Er starb im Jahre 1900, nicht ohne Anerkennung im engeren Kreise, in dem erhebenden Bewußtsein, den rechten Weg gezeigt zu haben und mit der festen Zuversicht, daß der Tag der Erkenntnis kommen werde. Leider war es mir nicht vergönnt, selber lernend zu seinen Füßen zu sitzen; ich bekam seine Schriften erst zu Händen, nachdem er von den Seinigen, die ich bald darauf kennen lernte, geschieden. Von dem Augenblick aber, da ich „seines Geistes einen Hauch verspürt“, war ich für ewig gefesselt und wurde eine eifrige Anhängerin seiner Ideen. Mit Stolz und Dankbarkeit nenne ich mich seine Schülerin, denn wenn es mir geglückt, des Dichters „Flüstern“ zu verstehen, so haben die scharfsinnigen Forschungen Louviers, dem diese Gabe in hervorragendem Maße eigen war, mich in

dieser Kunst zuerst unterwiesen. Zwei Söhnen, die des Vaters Vermächtnis hüteten, stand ein Freund desselben, Herr Oberst Hellwig, zuletzt in Kassel wohnhaft, treu zur Seite. Es waren schöne Jahre, als wir, nachdem ich die vierte im Bunde geworden, jeder für sich arbeitend, selbstlos und freudig kleine Funde einander mitteilten, und mein Glaube an die gute Sache war durch nichts zu erschüttern. Die persönliche Bekanntschaft des Herrn Oberst Hellwig machte ich erst im Jahre 1912, doch standen wir seit 1906 miteinander in Briefwechsel, und er war immer bereit, die Forschung zu fördern mit Rat und Tat. Sein Verdienst ist es, angeregt durch die Burckhardtsche Publikation über den Weimarer Park die ersten Spuren desselben in der „Classischen Walpurgisnacht" entdeckt zu haben, und zwar im Jahre 1904. Nie vergesse ich die Stunde, als ich gelegentlich meiner ersten Wallfahrt nach Weimar in das Geheimnis eingeweiht und Chirons Orientierung der „edlen Quelle" mir mitgeteilt wurde. Man hatte begreiflicherweise zur Zeit die Sphinx im Verdacht, Bewahrerin des Gesuchten zu sein, und in großer Erregung stieg ich zum erstenmal „hinab". Den „Ewigen Tempel" vertrat damals noch das Tempelherrenhaus, und als nach mehrfachen Reisen ins heilige Land sich mir die Konsequenzen ergaben, fing ich an, den Hintergrund der „Classischen Walpurgisnacht" auszugestalten. Inzwischen hatte ich im Juni 1906 das Pentagramm entdeckt, und Großes ahnend, und bei eifrigem Studium im Verständnis der Louvierschen Schriften wachsend, durchstöberte ich wieder und wieder des Meisters Tagebücher und Briefe, weil ich des Glaubens war, daß sein „Hauptgeschäft", das nach wie vor den Mittelpunkt der Bewegung bildete, sich irgendwie dort durch Fugen oder Ritzen müsse erkennen lassen. Auf solchen

Streifzügen fand ich in den „Lesarten" zu „Faust" die Zeichen ⊙ und ☾ bei den bewußten Versen des vierten Aktes, was nach voraufgegangener Einsicht der betr. Stelle im Archiv die Veranlassung wurde zur Entdeckung der „Basilika", der kreuzförmigen Anlage mit Altar und Hochaltar. Im collegium secretum herrschte große Freude. Man wagte es, mehr und mehr der stolzen Hoffnung Raum zu geben, die ersehnte Lösung selbst herbeizuführen. Einmal aufmerksam geworden auf seltsame Dinge in „Wilhelm Meisters Wanderjahren" erschloß sich mir ein inniger Zusammenhang dieser Schöpfung Goethes mit dem „Faust", und meine Studien verlegten sich nun intensiv auf freim. Gebiet. Sie haben mir von dem Wesen und den Zielen der „Brüder" einen hohen Begriff gegeben, und meine Begeisterung wuchs in dem Maße, wie sich mir der „Ewige Tempel" enthüllte. Dennoch währte es eine geraume Weile, bis geschah, was längst hätte geschehen müssen, indem zu den vielen inzwischen gefundenen Weisern nun eines Tages auch der erste so herumgedreht wurde, daß er nicht mehr zum Tempelherrenhause, sondern zum Heiligtum des Gartens wies. An einer Wahrheit, „durch zweier Zeugen Mund", also in „Wiederholter Spiegelung" vom Meister selber bestätigt, war nicht mehr zu zweifeln, und wenn es in den nun folgenden arbeitsreichen, aber köstlichen Jahren auch wahrlich nicht an dunklen Stunden fehlte, so überwiegt doch das Glück inneren Erlebens alles in solchem Falle unausbleibliche Leid. Eine Einzeichnung in Bettinas Tagebuch, mir wie aus der Seele gesprochen, mag im Leser die Stimmung wecken, die von nun an die bleibende in mir geworden war: „Zum Tempeldienst bin ich geboren. Wo mir nicht die Luft des Heiligtums entgegenweht, da fühl ich mich unsicher, als hab ich mich ver-

irrt. Du bist mein Tempel. Wenn ich mit dir sein will, reinige ich mich von des Alltäglichen Bedrängnis wie einer, der Feierkleider anlegt; so bist Du der Eingang zu meiner Religion. — Diese Lebensepoche mit Dir zieht eine Grenze, die das Ewige umfaßt, weil alles, was sich innerhalb ihrer bildet, das Ueberirdische ausspricht; sie zieht einen Kreis um ein inneres Leben; nenne es Religion, Offenbarung über alles, was der Geist Unermeßliches zu fassen vermag! Was wacht, das weckt! Gewiß, in Dir wacht, was mich weckt. Es geht eine Stimme von Dir aus, die mir in die Seele ruft. — Was durch diese Stimme geweckt wird, ist Geheimnis; erwachtes Geheimnis ist Erleuchtung. Manches sehe und fühle ich, was schwer ist auszusprechen. Wer liebt, lernt wissen, das Wissen lehrt lieben: so wachse ich vielleicht in die Offenbarung, die jetzt noch Ahnung ist. Ich habe das Gefühl, von dem Zeitpunkt an, wo mir's so freudig in den Sinn kam, meine Gedanken, mein geistiges Leben in Deinen Busen zu ergießen, als habe ich mich aus tiefem Schattental erhoben in die sonnigen Lüfte." Doch, wenn es mir geglückt ist, das kunstvoll verschlungene Gewebe des „Faust" zu entwirren, so empfing ich den ersten Faden dazu aus Louviers Hand, dankbar weiter webend mit dem „Strang", den er mir gewiesen. Am „Freudentag, wenn wir die Gäste grüßen", am Tage der Enthüllung von Goethes Vermächtnis, werden wir schmerzlich die Heimgegangenen vermissen, und zwar neben Herrn Oberst Hellwig, der erst kürzlich, und dem älteren Herrn Louvier, der im vorigen Jahre gestorben, vor allem denjenigen, der zuerst vom „Hauptgeschäft" Kunde gegeben. Für alle Zeiten sichern ihm seine Bücher, zu deren Studium bislang nur wenige durchgedrungen sind, den Ruhm, der erste Pfadfinder zu dem großen Geheimnis gewesen zu sein.

„Nur stille nur, wenn alle lispeln,
Wird Einer es auch am Ende sagen."

Und Louvier „sagte" uns schon sehr viel. Er ist tatsächlich „der stolze Mann, der allgemeinen Mord" ersann, indem er alle Gestalten im „Faust" als Allegorien erkannte. Die Dichtung mit mehreren Lampen beleuchtend, entdeckte er neben dem Poetischen einen philosophischen, einen historischen und einen kabbalistischen Sinn, wodurch schon viele Widersprüche des „Tragelaphen" verständlich wurden, und wunderbare Harmonien aus dem Chaos hervortraten. Denn hören wir nicht aus Fausts Munde manches, was zu Goethes Wesen ganz und gar nicht paßt und uns geradezu im tiefsten Innern verletzt? Dann ist es eben nicht der Dichter, der da spricht, sondern der „speculirende Verstand" als solcher, wie denn Novalis sagt: „Es sind zweie im Menschen: Ein Verständiger und ein Dichter." Im philosophischen Sinne entrollt sich also im „Faust" die „Tragödie des menschlichen Verstandes", und damit wird der Held unter demselben Gesichtspunkt zum „speculirenden Verstand" (im Gegensatz zum „gesunden Menschenverstand"), der die mannigfachsten „Verbindungen" eingeht:

„Verbinde dich; Du sollst in diesen Tagen,
Mit Freuden meine Künste sehn,
Ich gebe dir was noch kein Mensch gesehn."

Unter dem Bilde des Dr. Faust, der sich in allem Wissen umhergetrieben, verbirgt sich also nach Louvier jene Geisteskraft, die immer mehr erkennen will, als sie ihrer Natur nach vermag, die die Grenzen der Erkenntnis, die ihr gesetzt sind, zu überschreiten sucht und hinübergreifen möchte in ein ihr „fremdestes Gebiet", nämlich ins Transzendentale. Erscheint demnach der „speculirende Verstand" mit vollem Recht als Held einer Geistes-

tragödie, so stehen wir damit zugleich der Tragödie aller Tragödien gegenüber, nämlich der Tragödie der Menschheit, was der Dichter auch andeutet, wenn er vom „Faust“ sagt: „Der Welt- und Menschengeschichte gleich, bietet das zuletzt aufgelöste Problem immer wieder ein neues aufzulösendes dar.“ Historisch ist Faust natürlich Goethe, der das alles „derb an eigner Haut erfahren“. Indem wir voll Ehrfurcht zu ihm aufschauen, als zu dem größten Künstler in unserer Literatur, sehen wir ihn auf jener reinen Höhe stehen, die auch er in stufenweiser Entwicklung erst erklimmen mußte, und es ist die Geschichte dieses Aufstiegs, „künstlich mit Worten verschränkt“, die er uns darreicht, denn:

„Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?“

Goethes Wissen ist Weltenwissen, Goethes Weh ist Menschheitsweh, und wir stehen vor einem Problem, an das sich nur ein Genie wagen konnte, das „mit kühner Lust in die Tiefen des geistigen Leidens der Menschheit hinabstieg“, und sich berufen fühlte, ihre unvergänglichen Schmerzen zu lindern. In nicht mißzuverstehender Weise spricht Faust dies aus:

„Mein Busen, der von Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.“

Wie Faust, so war auch sein Dichter beseelt von einem tiefen Sinnen und Denken über unser Woher, Wohin

und Wozu, über Probleme, die die höchsten Aufgaben des Menschendaseins, die letzten Zwecke und Ziele alles menschlichen Strebens betreffen und also weit über die Grenzen der darstellenden Kunst hinausgreifen. Er lechzte nach geistigen Aufschlüssen und erstrebte Aufklärung über Punkte, über welche „überall das tiefste Stillschweigen herrschte“. „Er wollte durch alle Geheimnisse vordringen bis zu dem Unerforschlichen, das er mit jener göttlichen Scheu, die Wilh. v. Humboldt als einen Hauptzug an ihm hervorhebt, ehrfurchtsvoll anerkannte. Ueberdenkt man dies alles,“ heißt es bei Michael Bernays, „so darf sich wohl der Zweifel melden, ob das Künstlerische der Mittelpunkt sei, in welchem alle Eigenschaften des Goethe'schen Wesens zusammentreffen.“ Wo dieser „Mittelpunkt“ zu suchen ist, hat der Meister jedoch nicht versäumt, durchblicken zu lassen:

„Gar manches Herz verschwebt im allgemeinen,
Doch widmet sich das edelste dem Einen.“

Ist damit der Konflikt angedeutet, so erklärt es sich zugleich, daß Goethe alles andere war, als ein spekulativer Philosoph und sich nur so weit mit der Philosophie beschäftigte, als er ihr nicht ausweichen konnte, „weil alles, was einen umgibt, sich dahin neigt und gewaltsam dahin strebt“. (An H. Meyer, 18. März 1797.) In einem Brief an Knebel aus derselben Zeit heißt es: „Nimmst Du nun dazu, daß Fichte eine neue Darstellung seiner Wissenschaftslehre im Philosophischen Journal herauszugeben anfängt, und daß ich bei der speculativen Tendenz des Kreises, in dem ich lebe, wenigstens im ganzen Antheil daran nehmen muß, so wirst Du leicht sehen, daß man manchmal nicht wissen mag, wo einem der Kopf steht.“ „Sie sehen wohl,“ schrieb er im Jahre 1799 an Wilhelm von Humboldt, „daß die

Deutschen verdammt sind, wie vor alters in den cimmerischen Nächten der Speculation zu wohnen", und in dem „Brief eines Landgeistlichen" findet sich der Satz: „Bleibt denn Philosoph, weil ihr's einmal seid, und Gott habe Mitleiden mit euch! So pflege ich zu sagen, wenn ich mit so einem zu thun habe." Goethe war alles „verhaßt, was ihn bloß belehrte, ohne seine Thätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben". So schrieb Schiller an Körner, während der Dichter des „Faust" in Italien weilte: „Goethes Geist hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine stolze Verachtung aller Speculation und Untersuchung, mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne, kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Secte. Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfinge." Wohl war gerade Schiller berufen, den Freund tiefer in die Kantische Philosophie einzuführen, doch sagte Goethe noch im Jahre 1804 zu Riemer: „Bloß die Naturwissenschaften lassen sich practisch machen und dadurch wohlthätig für die Menschheit. Die abstracten der Philosophie und Philologie führen, wenn sie metaphysisch ist, ins Absurde der Möncherei und Scholastik, sind sie historisch, in das Revolutionäre der Welt- und Staatsverbesserung." Es war Goethes Art, von geistigen Werten sich nur anzueignen, was seiner Natur gemäß war, und so hatte Schiller die Genugtuung, von dem Freunde zu hören: „Die Philosophie wird mir deshalb immer werther, weil sie mich täglich lehrt, mich von mir selbst zu scheiden, das ich um so mehr thun kann, da meine Natur wie getrennte Quecksilberkugeln sich so leicht und schnell wieder vereinigt", und wir werden sehen, daß es der „Faust" war, um deßwillen diese Eigenheit den Meister freute. Im allgemeinen aber verharrte der Olympier bei seiner ursprünglichen Meinung, daß man immer wohl tue, „in dem philosophischen Naturzustande zu bleiben und von seiner ungetrennnten Existenz den besten möglichen Gebrauch zu machen, bis die Philosophen einmal übereinkommen, wie das, was sie nun einmal getrennt haben, wieder zu vereinigen sein möchte". Deshalb war die Identitätsphilosophie Schellings dem Meister so sympathisch, und wir sehen ihn aus Jena, dem „lieben, närrischen Nest", an Schiller schreiben: „Mit Schelling habe ich einen sehr guten Abend verlebt. Die große Klarheit bei der großen Tiefe ist immer sehr erfreulich. Ich würde ihn öfters sehen, wenn ich nicht auf poetische Momente hoffte. Die Philosophie zerstört bei mir die Poesie, und das wohl deshalb, weil sie mich in's Object treibt, indem ich mich nie rein speculativ verhalten kann, sondern gleich zu jedem Satze eine Anschauung suchen muß und deshalb gleich in die Natur hinausfliehe." Scheint es nicht, als ob Mephisto aus Erfahrung spräche, wenn er sagt:

„Ich sag' es dir: ein Kerl, der speculirt,
Ist wie ein Thier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herum geführt,
Und ringsumher liegt schöne grüne Weide —"

Darum „Flieh, auf! Hinaus ins weite Land!" Schelling aber war Romantiker und wie Goethe, ein Schüler Brunos und Spinozas; so liegt nahe, was die beiden Geister verband. Goethe sagt: „Ein großes Uebel in den Wissenschaften, ja überall, entsteht daher, daß Menschen, die kein Ideenvermögen haben, zu theoretisiren sich vermessen, weil sie nicht begreifen, daß noch so

vieles Wissen hiezu nicht berechtigt. Sie gehen im Anfange wohl mit einem löblichen Menschenverstand zu Werke, dieser aber hat seine Gränzen, und wenn er sie überschreitet, kommt er in Gefahr, absurd zu werden. Des Menschenverstandes angewiesenes Gebiet und Erbtheil ist der Bezirk des Thuns und Handelns. Thätig wird er sich selten verirren; das höhere Denken, Schließen und Urtheilen jedoch ist nicht seine Sache," und „der Menschenverstand, der eigentlich aufs Practische angewiesen ist, irrt nur alsdann, wenn er sich an die Auflösung höherer Probleme wagt." „Man hat sich lange mit der Kritik der Vernunft beschäftigt; ich wünschte eine Kritik des Menschenverstandes. Es wäre eine wahre Wohlthat fürs Menschengeschlecht, wenn man dem Gemein-Verstand bis zur Ueberzeugung nachweisen könnte, wie weit er reichen kann, und das ist gerade so viel, als er zum Erdenleben vollkommen bedarf" (M. u. R.). Das alles sind Wegweiser zum Problem des „Faust". Den bedeutsamsten Wink aber gab der Meister unter der Überschrift:

Anschauende Urtheilskraft.

„Als ich die Kantische Lehre, wo nicht zu durchdringen, doch möglichst zu nutzen suchte, wollte mir manchmal dünken, der köstliche Mann verfahre schalkhaft ironisch, indem er bald das Erkenntnißvermögen aufs engste einzuschränken bemüht schien, bald über die Gränzen, die er selbst gezogen hatte, mit einem Seitenwink hinausdeutete. Er mochte freilich bemerkt haben, wie anmaßend und naseweis der Mensch verfährt, wenn er behaglich, mit wenigen Erfahrungen ausgerüstet, sogleich unbesonnen abspricht, und voreilig etwas festzusetzen, eine Grille, die ihm durchs Gehirn läuft, den Gegenständen aufzuheften trachtet. Deßwegen beschränkt

unser Meister seinen Denkenden auf eine reflectirende, discursive Urtheilskraft, untersagt ihm eine bestimmende ganz und gar. Sodann aber, nachdem er uns genugsam in die Enge getrieben, ja zur Verzweiflung gebracht, entschließt er sich zu den liberalsten Äußerungen und überläßt uns, welchen Gebrauch wir von der Freiheit machen wollen, die er einigermaßen zugesteht. In diesem Sinne war mir folgende Stelle höchst bedeutend: „Wir können uns einen Verstand denken, der, weil er nicht wie der unsrige discursiv, sondern intuitiv ist, vom synthetisch Allgemeinen, der Anschauung eines Ganzen, als eines solchen, zum Besonderen geht, das ist von dem Ganzen zu den Theilen. — Hiebei ist gar nicht nöthig, zu beweisen, daß ein solcher intellectus archetypus möglich sei, sondern nur, daß wir in der Dagegenhaltung unseres discursiven, der Bilder bedürftigen Verstandes (intellectus ectypus) und der Zufälligkeit einer solchen Beschaffenheit auf jene Idee eines intellectus archetypus geführt werden, diese auch keinen Widerspruch enthalte."

Zwar scheint der Verfasser hier auf einen göttlichen Verstand zu deuten, allein wenn wir ja im Sittlichen, durch Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit, uns in eine obere Region erheben und an das erste Wesen annähern sollen, so dürft' es wohl im Intellectuellen derselbe Fall sein, daß wir uns durch das Anschauen einer immer schaffenden Natur zur geistigen Theilnahme an ihren Productionen würdig machten. Hatte ich doch erst unbewußt und aus innerem Trieb auf jenes Urbildliche, Typische rastlos gedrungen, war es mir sogar geglückt, eine naturgemäße Darstellung aufzubauen, so konnte mich nunmehr nichts weiter verhindern, das Abenteuer der Vernunft, wie es der Alte vom Königsberge selbst nennt, muthig zu bestehen."

„Der Inhalt des Dramas", notierte sich Novalis, „ist ein Werden oder ein Vergehen. — Es kann beides zugleich enthalten, und dann ist es ein vollständiges Drama. Man sieht leicht, daß der Inhalt desselben eine Verwandlung, ein Läuterungs-, ein Reduktionsprozeß sein müsse." Ein solcher vollzieht sich auch im „Faust", und es genügt ein Blick in die Blätter der Geschichte, in den „universellen Prozeß der Kritik, der Skepsis, der Verwirrung, der erbitterten oder frivolen Zermürbung alles Ueberlieferten und bisher Gültigen", um zu zeigen, daß es an der Zeit" war, die „Tragödie des Verstandes" zu schreiben, wenn nicht „das altüberlieferte Kapital an religiösen, ethischen, historischen und autoritären Werten" gänzlich verzehrt werden sollte. Darum:

„Was hilft es viel von Stimmung reden?
Dem Zaudernden erscheint sie nie.
Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So commandirt die Poesie."

Über die „philosophische Idee" des „Faust", die des Dichters schriftlichen Gedankenaustausch mit Schiller durchwebt, findet sich in einem Brief an Schubarth die bedeutsame Äußerung: „Daß man sich dem Ideellen nähern, und zuletzt darin sich entfalten werde, haben Sie ganz richtig gefühlt; allein meine Behandlung mußte ihren eignen Weg nehmen, und es gibt noch manche herrliche, reale und phantastische Irrthümer auf Erden, in welchen der arme Mensch sich edler, würdiger, höher, als im ersten gemeinen Theile geschieht, verlieren dürfte. Durch diese sollte unser Freund Faust sich auch durchwürgen. In der Einsamkeit der Jugend hätte ich's aus Ahnung geleistet; am hellen Tage der Welt säh' es wie ein Pasquill aus." Wenn im „Faust", wie Goethe selber sagt, „Verstand und Vernunft sich wie zwei Klopffechter grimmig herumschlagen", so griff der Dichterphilosoph mit diesem Stück allerdings in das Programm des achtzehnten Jahrhunderts hinein, indem damals zwei Strömungen „mit größter Mannigfaltigkeit und mit den feinsten Abstufungen ihrer Vermittlung nebeneinander herliefen", die Aufklärung oder Verstandesbildung, der Rationalismus und die leise Unterströmung, die mit dem Gefühl der Individualität und der persönlichen Freiheit sich dagegen auflehnte.

Kabbalistisch ist es das Werk „Faust", welches mit drein redet in den mancherlei Phasen seiner Entwicklung, in der Rolle eines „Mißrathenen" und in der Hoffnung dereinstiger Würdigung, und indem Goethes Künstlerhand die verschiedenen Bedeutungen wie Blumengewinde durcheinanderwand, mußte ein „Tragelaph" entstehen mit all den ungeheuern Widersprüchen, die jedem gewissenhaften Faustleser zur Qual werden. Darum:

„O glücklich, wer noch hoffen kann,
Aus diesem Meer des Irrthums aufzutauchen!"

Dem Verstand als solchem ist also eine Grenze gesetzt, an der auch Faust angekommen ist, wenn er zu Beginn des Stückes sagt:

„Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medicin,
Und leider auch Theologie!
Durchaus studirt, mit heißem Bemühn —
Und sehe daß wir nichts wissen können."

Denn alles Wissen ist noch keine Weisheit. „Eigentlich weiß man nur, wenn man wenig weiß; mit dem Wissen wächst der Zweifel." „Die Wissenschaft wird dadurch sehr zurückgehalten, daß man sich abgibt mit dem was nicht wissenswerth, und mit dem, was nicht wißbar ist" (M. u. R.). „Unser Verstand", sagt Fichte, „ist

ebenso hinlänglich für die Geschäfte, die wir auf der Erde zu betreiben haben — zu einer Wohnung der Gottheit ist er zu enge, für diese ist nur unser Herz ein würdig Haus." „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!" Denn, wie Novalis sagt, „nur das Unvollständige kann begriffen werden, kann uns weiter führen. Das Vollständige wird nur genossen."

„Wie soll ich meine Kinder unterrichten,
Unnützes, Schädliches zu sichten?
Belehre mich!
Belehre sie von Himmel und Erden,
Was sie niemals begreifen werden!"

Denn „ganz begreifen werden wir uns nie, aber wir werden und können uns weit mehr als begreifen" (Novalis). So kommt auch Faust zur Erkenntnis, daß ihm, nachdem er sich in allem Wissen umhergetrieben, doch das Beste fehlt, und zu dieser Einsicht will Meister Goethe alle führen, die noch in dem Wahn befangen sind, durch „Wissen", also mit Hilfe des Verstandes unseres Lebens Rätsel lösen zu können.

„Was ist denn die Wissenschaft?
Sie ist nur des Lebens Kraft.
Ihr erzeuget nicht das Leben,
Leben erst muß Leben geben."

„Armer Mensch, an dem der Kopf alles ist", und „unter allen Besitzungen auf Erden ist ein eigen Herz die kostbarste, und unter tausend haben sie keine zween." Diese beiden hochwichtigen Aussprüche Goethes entstammen eben der Zeit, in welcher „der Faust keimte".

Schon Louvier hat darauf aufmerksam gemacht, daß das Erscheinen von Kants „Kritik der Reinen Vernunft" dem „Faust" verhängnisvoll wurde.

„Des Lebens Fackel wollten wir entzünden,
Ein Feuermeer umschlingt uns, welch ein Feuer!"

War der Philosoph dem Dichter in die Quere gekommen? „Ist's Lieb', ist's Haß, die glühend uns umwinden?" War dies das Werk eines Gottes oder eines Dämons? „Es ist mir in den Wissenschaften gegangen wie Einem, der früh aufsteht, in der Dämmerung die Morgenröthe, sodann aber die Sonne ungeduldig erwartet und doch, wie sie hervortritt, geblendet wird" (M. u. R.). Dieselben Bilder beherrschen die Eingangsscene des zweiten Teils, und die Bemerkung: „Ungeheures Getöse verkündet das Herannahen der Sonne" hätte den Doppelsinn eigentlich eher verraten und so die Spur weisen müssen zu der „Spiegelung" obiger Worte im „Faust": „Sie tritt hervor und leider schon geblendet
Kehr ich mich weg, von Augenschmerz durchdrungen."

Ein wirklicher Sonnenaufgang hätte andre Gefühle in der Brust des Dichters ausgelöst. So aber klingt tiefes Weh noch durch die folgenden Verse:

„So ist es also, wenn ein sehnend Hoffen
Dem höchsten Wunsch sich traulich zugerungen,
Erfüllungspforten findet flügeloffen;
Nun aber bricht aus jenen ewigen Gründen
Ein Flammen-Übermaß, wir stehn betroffen;
Des Lebens Fackel wollten wir entzünden,
Ein Feuermeer umschlingt uns, welch ein Feuer!
Ist's Lieb? ist's Haß? die glühend uns umwinden,
Mit Schmerz und Freuden wechselnd ungeheuer,
So daß wir wieder nach der Erde blicken,
Zu bergen uns in jugendlichstem Schleier."

Es ist „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit", in den der „Betroffene" sich hüllt, wie um sich zu schützen vor dem „Feuermeer" des Philosophen. Hat-

ten beide, der Philosoph und der Dichter und Künstler nach dem gleichen Problem gegriffen, so konnte der letztere unmöglich von der Lösung des ersten befriedigt sein. Sah er doch wieder getrennt, was er versöhnen wollte und in seiner eigenen Persönlichkeit vereinigte. Denn „mit sauberem Schnitt hatte Kant das rein Verständige und das rein Vernünftige aus der Gesamttätigkeit des menschlichen Geistes herausgeschnitten. Zerschnitten waren damit die Fäden, welche, im Zusammenwirken mit der logischen Geistesarbeit, die Phantasie und das Gefühl in das Gewebe der Weltauffassung einschießt. Daher die Sehnsucht so vieler, sich zu der zerrissenen Einheit der menschlichen Natur und der Welt zurückzufinden". Auch für die ästhetische Kraft des Gemüts hat Kant keinen Raum gelassen, vergessend, daß neben den Denkformen auch die schönen Formen zu ihrem Recht kommen müssen, daß „neben der Welt als gedachte Tat auch die Welt als schöne Tat stehen" muß. „Wenn Sie einmal später etwas von ihm (Kant) lesen wollen," sagte Goethe i. J. 1827 zu Eckermann, „so empfehle ich Ihnen seine „Kritik der Urteilskraft", worin er die Rhetorik vortrefflich, die Poesie leidlich, die bildende Kunst aber unzulänglich behandelt hat." Doch der Dichter ist dem Philosophen, der ihn ignorierte, durchaus gerecht geworden, denn in den Heften zur Morphologie widmet er der Einwirkung Kants auf seine diesbezüglichen Studien einen eigenen Aufsatz und bekennt dankbar, daß er der „Kritik der Urteilskraft" eine höchst frohe Lebensepoche schuldig sei. Was Goethe selbst erzählt: „Aber- und abermals kehrte ich daher zu der Kantischen Lehre zurück; einzelne Capitel glaubte ich vor andern zu verstehen und gewann gar manches zu meinem Hausgebrauch", das ist im „Faust" deutlich

zu erkennen. Einzelne Scenen, die sich auf Kant stützen, wurden eingefügt, wie z. B. die Valentin-Scene und der Gang zu den „Müttern"; ebenso wurde die Schlachtscene auf Grund Kantscher Lehren geschaffen.

Die verschiedenen Verbindungen, welche der Verstand eingeht und ihre Folgen, führten naturgemäß auf entsprechende Erscheinungen in der Geistesgeschichte, so daß sich der Stoff unter den Händen des bildenden Künstlers zu einer Art Kulturgeschichte gestaltete, dem Weisen zugleich erwünschte Gelegenheit bietend, sich verblümt über vieles auszusprechen, was ihn bewegte. So ist, um nur eines heraus zu greifen, in der „Hexenküche", als der Verbindung des Verstandes mit dem Wahn als historische Folge das Zeitalter der Hexenprozesse verwoben, und dreinschlagend tritt Friedrich der Große auf, versteckt in der Figur des Mephistopheles mit „Zepter und Krone". Doch sei gleich hier ein für allemal betont, daß jede einzelne Verbindung des „Verstandes" von der früheren unabhängig ist, und daß nur der „poetische Reif" für die Reihenfolge bestimmend war. Goethe selbst sagt vom „Faust": „Der Welt- und Menschengeschichte gleich bietet das zuletzt aufgelöste Problem immer wieder ein neues, aufzulösendes dar." Wer wie ich, diese Worte an sich erfährt, kommt aus dem Staunen gar nicht heraus, wie es möglich war, in ein Gefäß so viel „hinein zu geheimnissen". Obwohl schon viel Historisches im „Faust" entdeckt worden, hat doch noch niemand es, wie Louvier, zu einem Ganzen zusammengereiht. Im Jahre 1827 äußerte Goethe sich gelegentlich eines Gesprächs über die „Helena" zu Eckermann: „Ich hatte den Schluß früher ganz anders im Sinne, ich hatte ihn mir auf verschiedene Weise ausgebildet und einmal auch recht gut; aber ich will es euch nicht ver-

rathen. Dann brachte mir die Zeit dieses mit Lord Byron und Missolunghi, und ich ließ gern alles übrige fahren.“ Warten und nehmen, was die Zeit brachte, konnte der Dichter aber nur, weil die Idee des „Faust“ die Menschheitsidee war, denn „es ist der Geist, der sich den Körper baut“. „In allen großen Dichtern ist eine allgemeine menschliche Weisheit, die höher steht als alle ihre Talente. Das Menschliche ist es, das aus Homer, Shakespeare, Milton herausleuchtet. Die Allwissenheit strömt in den Intellekt und erzeugt das, was wir Genie nennen. Die Wahrheit ist ihnen genug. Sie wurden zu Dichtern infolge des freien Strömens, das sie der bildenden Weltseele gestatteten, die nun die Dinge, die sie selbst geschaffen, durch des Dichters Augen wiederschaut und segnet.“ (Emerson.)

„Was man an der Natur Geheimnißvolles pries,
Das wagen wir verständig zu probiren,
Und was sie sonst organisiren ließ,
Das lassen wir krystallisiren.“

Indem Goethe die einzelnen Teile wie Krystalle ruhig anschießen und wachsen ließ, wurde der „Faust“, was er werden sollte, ein Allumfassendes, von dem der Meister sagen konnte:

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.“

Die Mission des „Faust“, den Weg zur Auffindung des „Hauptgeschäftes“ zu zeigen, erforderte aber außerdem die kabbalistischen Zutaten, als diejenige Form, die allein gestattete, die doppelsinnigen Weiser und Winke einzuflechten. Wächst nicht die Ehrfurcht vor einem Geist, der eine solche Schöpfung vollbracht, ins Grenzenlose? Daher die oft so seltsame Sprache im Werk, die nicht Altersstil, vielmehr als gewollte

Manier schon früh zu bemerken ist und die größte Bewunderung erheischt, da sie mehreren Bedeutungen zugleich zum Ausdruck verhilft. Verständlich aber wird damit, wenn der Greis im Jahre 1828 zu Eckermann sagte: „Jetzt, am zweiten Theil meines „Faust“ kann ich nur in den frühen Stunden des Tages arbeiten, wo ich mich vom Schlaf erquickt und gestärkt fühle, und die Fratzen des täglichen Lebens mich noch nicht verwirrt haben. Und doch, was ist es, das ich ausführe: Im allerglücklichsten Fall eine geschriebene Seite; in der Regel aber nur so viel, als man auf den Raum einer Handbreit schreiben könnte, und oft, bei unproductiver Stimmung, noch weniger.“ Wenn Schiller s. Zt. dem Freunde schrieb, es müsse in dem Werke alles liegen, was zu seiner Erklärung nötig sei, so hat Goethe diese Forderung nicht nur erfüllt, sondern auch direkt ausgesprochen, denn Fausts Frage:

„Und dies geheimnißvolle Buch,
Von Nostradamus eigner Hand,
Ist dir es nicht Geleit genug?“

gilt zugleich dem Forscher, und Louvier hat sie verstanden. „Nostradamus“ übersetzte er sehr feinsinnig in „Wir geben das unsrige“ und konstatierte damit, daß Goethe hier wie an vielen andern Stellen im Pluralis majestaticus von sich selber spricht und also zugleich im kabbalistischen Sinne von seinem eigenen geheimnisvollen Werke, vom „Faust“. Wir stehen vor einem schwerwiegenden Wort, das gar nicht hoch genug gewertet werden kann, denn es will sagen, daß der „Faust“ selbst in der Tat „Geleit genug“ ist dem Suchenden, der sich auf „Miene, Wink und leise Hindeutung“ versteht. „Gib meine Jugend mir zurück“, heißt es im Vorspiel auf dem Theater, und es darf allerdings nie vergessen wer-

den, daß es der „junge Goethe“ war, der den Plan zum „Faust“ wagte, und wenn der Dichter nach langen Pausen die alten Fäden wieder aufnahm, so mußte auch er die Erinnerung an die entschwundene Jugend zu Hilfe rufen:

„So gib mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war,
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich die tausend Blumen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten.
Ich hatte nichts und doch genug,
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.
Gib ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe schmerzenvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
Gib meine Jugend mir zurück!“

Nur durch liebevolles Versenken in des Dichters Jugend steigt der Forscher zu den Quellen, die den „Faust“ ins Dasein riefen; „nur in der fühlenden Hand regt sich das magische Reis“, das die Pforten erschließt, aus denen wiederum Faust in „erster Jugendkraft hervortritt“. Eine anmutige, bedeutungsvolle Wechselwirkung:

„Kinder werfen den Ball an die Wand, und fangen ihn wieder;
Aber ich lobe das Spiel, wirft mir der Freund ihn zurück.“

Auch die „Lustige Person“ hält Zwiesprach mit ihm:

„Der Jugend, guter Freund, bedarfst du allenfalls,
Wenn dich in Schlachten Feinde drängen,
Wenn mit Gewalt an deinen Hals
Sich allerliebste Mädchen hängen,

Wenn fern des schnellen Laufes Kranz,
Vom schwer erreichten Ziele winket,
Wenn nach dem heft'gen Wirbeltanz
Die Nächte schmausend man vertrinket.“

Da entrollt sich Zug für Zug Goethes eigenes Leben, wie er es uns im Rahmen von „Wahrheit und Dichtung“ hinterlassen. Dort erfahren wir, daß es dem jungen Feuergeist an Kämpfen nicht gefehlt; dort erzählt er das seltsame Erlebnis mit den beiden Töchtern seines Tanzlehrers in Straßburg, die sich beide „an seinen Hals hängten“, und deren eine schließlich die Lippen, die sie eben geküßt, verfluchte. Historisch aufgefaßt ist also „das Buch“ Goethes Leben, das offen vor uns läge, auch wenn er seine Selbstbiographie nicht geschrieben hätte. Obige Bilder sind jedoch doppelsinnig: sie enthalten zugleich eine verblümte Schilderung künftiger Erlebnisse des — Freundes:

„Wenn dich in Schlachten Feinde drängen,
Wenn mit Gewalt an deinen Hals
Sich allerliebste Mädchen hängen u. s. w.“

Louvier würde dies vollauf bestätigen; war er es doch, der, die Allegorien entlarvend, sich mit den „allerliebsten Mädchen“ auseinandersetzte. Der Leser, dem es geht wie mir, die ich, die Louviersche Forschung kennen lernend, von Kabbalismus und dergleichen nie gehört hatte, wird „Wahrheit und Dichtung“ aufschlagen müssen, um dort verzeichnet zu finden: „Am meisten aber verbarg ich vor Herdern meine mystisch-kabbalistische Chemie und was sich darauf bezog, ob ich mich gleich noch sehr gern heimlich beschäftigte, sie consequenter auszubilden, als man sie mir überliefert hatte.“ Das hier angedeutete frühere Studium fand seine Fortsetzung in der Frankfurter Krankenstube, aus der es gelegentlich

der Lektüre von Gottfried Arnolds „Kirchen- und Ketzerhistorie“ uns entgegen klingt: „Der neue Platonismus lag zum Grunde; das Hermetische, Mystische, Kabbalistische gab auch seinen Beitrag her u. s. w.“ Als Goethe alternd die Geschichte seines Lebens schrieb, lagen ihm diese Studien gar nicht so fern, wie es den Anschein hat, denn am 25. März 1809 findet sich im Tagebuch eingetragen: „Picus von Mirandola, Agrippa von Nettesheim und kabbalistische Lehrer.“ Der Schüler hat seinen Lehrern alle Ehre gemacht, und ein schelmisches Lächeln wird des einsam Schaffenden Züge verklärt haben, als folgende Verse Gestalt gewannen:

„Doch in's bekannte Saitenspiel
Mit Muth und Anmuth einzugreifen,
Nach einem selbstgesteckten Ziel
Mit holdem Irren hinzuschweifen
Das, alte Herrn, ist eure Pflicht,
Und wir verehren euch darum nicht minder;
Das Alter macht nicht kindisch, wie man spricht,
Es findet uns nur noch als wahre Kinder.“

In den „alten Herrn“, gegen deren Vorwurf der Meister sich hier im voraus verwahrt, die „Philologen“ zu sehen, würde ich nicht wagen, wenn sie nicht, im poetischen Rahmen seltsam genug, gelegentlich der Altersfrage der Helena sogar mit Namen genannt wären:

„Ich seh', die Philologen
Sie haben dich so wie sich selbst betrogen.“

Für „holdes Irren“ sind die „alten Herren“ nicht empfänglich; ein einziger Buchstabe genügt, um ihnen den Weg zu verbauen. So merkten sie nicht, daß hier ein Scherz der Entdeckung harrte, um zu einem der wichtigsten Wegweiser zu werden in einer Hand, die kühnlich

wagen würde, „mit Muth und Anmuth einzugreifen in das bekannte Saitenspiel“. „Wahrheit und Dichtung“ ist uns auch hier „Geleit genug“: „Sie“, (nämlich Fräulein von Klettenberg), heißt es daselbst a. r. O., „hatte schon insgeheim Welling's Opus mago-cabbalisticum studirt, wobei sie jedoch, weil der Autor das Licht, was er mittheilt, sogleich wieder selbst verfinstert und aufhebt, sich nach einem Freunde umsah, der ihr in diesem Wechsel von Licht und Finsterniß Gesellschaft leiste. Es bedurfte nur einer geringen Anregung, um auch mir diese Krankheit zu inoculiren. Ich schaffte das Werk an, das wie alle Schriften dieser Art seinen Stammbaum in gerader Linie bis zur neuplatonischen Schule verfolgen konnte. Meine vorzüglichste Bemühung an diesem Buche war, die dunkeln Hinweisungen, wo der Verfasser von einer Stelle auf die andere deutet und dadurch das, was er verbirgt, zu enthüllen verspricht, aufs genauste zu bemerken und am Rande die Seitenzahlen solcher sich einander aufklären sollender Stellen zu bezeichnen. Aber auch so blieb das Buch noch dunkel und unverständlich genug; außer daß man sich zuletzt in eine gewisse Terminologie hineinstudirte, und indem man mit derselben nach eigenem Belieben gebahrte, etwas wo nicht zu verstehen, doch wenigstens zu sagen glaubte.“ Durfte der Meister voraussetzen, daß man, bei intensivem Studium seines Lebenswerkes, sich dieses so ausführlich geschilderten „Spiels mit den Seiten“ des seltsamen Buches erinnern würde, so gehört doch der „Muth“ eines kabbalistischen Forschers dazu, um hier die „Brücke“ zu schlagen. Ihm hat, in solchem Falle, ein Buchstabe nichts zu bedeuten. Außerordentlich interessant aber ist das Ergebnis, daß demnach schon Welling mit den „Wiederholten

Spiegelungen" operierte, womit wir wenigstens in einem Sinne das „bekannte Saitenspiel" erklingen machten.

Kabbalistische Scherze tischt Goethe auch in „Auerbachs Keller" auf, wo sie als „Taschenspielersachen" erscheinen, vor allem aber in der „Hexenküche":

„Ei, Possen! das ist nur zum Lachen;
Sei nur nicht ein so strenger Mann!
Sie muß als Arzt ein Hocuspocus machen,
Damit der Saft dir wohl gedeihen kann."

„Possen" sind dem Dichter vielfach geläufig; ich erinnere nur an den Hexameter im elften Gesang von „Reineke Fuchs", der noch wenig bekannt ist:

„Und sie legt' ihm die Hand auf's Haupt und sagte die Worte:
Nekräst negibäul geid sum namteflih dnudna mein tedachs."

Dergleichen Scherze wollen sich natürlich nicht in den Vordergrund drängen; sie gehören mit zum Gefolge des „Hexenmeisters", dem Goethe im „Abschied" den Abschied gab:

„Und so geschlossen sei der Barbareien
Beschränkter Kreis mit seinen Zaubereien."

Der „Spaß", der eigentlich der „Mitwelt" zugedacht war, um sie für des Rätsels Lösung, die sie nicht erlebte, zu entschädigen, wird nun uns Glücklichen noch obendrein gegeben. Und müssen wir nicht wieder und wieder bekennen, daß „der Herr der Schöpfung alles bedacht", da er zu „holdem Irren" sogar ein lustig hin und her hüpfendes „Irrlicht" bestellte:

Meph.: „Erlaub' daß ich ein Irrlicht bitte!
Dort seh' ich eins, das eben lustig brennt.
He da! mein Freund! Darf ich dich zu uns fodern?
Was willst du so vergebens lodern?
Sei doch so gut und leucht' uns da hinauf!"



Faust
Nach der Radierung von Rembrandt

Spiegelungen" operierte, womit wir wenigstens in einem Sinne das „bekannte Saitenspiel" erklingen machten.

Kabbalistische Scherze tischt Goethe auch in „Auerbachs Keller" auf, wo sie als „Taschenspielersachen" erscheinen, vor allem aber in der „Hexenküche":

„Ei, Possen! das ist nur zum Lachen;
Sei nur nicht ein so strenger Mann!
Sie muß als Arzt ein Hocuspocus machen,
Damit der Saft dir wohl gedeihen kann."

„Possen" sind dem Dichter vielfach geläufig; ich erinnere nur an den Hexameter im elften Gesang von „Reineke Fuchs", der noch wenig bekannt ist:

„Und sie legt' ihm die Hand auf's Haupt und sagte die Worte:
Nekräst negibäul geid sum namteflih dnudna mein tedachs."

Dergleichen Scherze wollen sich natürlich nicht in den Vordergrund drängen; sie gehören mit zum Gefolge des „Hexenmeisters", dem Goethe im „Abschied" den Abschied gab:

„Und so geschlossen sei der Barbareien
Beschränkter Kreis mit seinen Zaubereien."

Der „Spaß", der eigentlich der „Mitwelt" zugedacht war, um sie für des Rätsels Lösung, die sie nicht erlebte, zu entschädigen, wird nun uns Glücklichen noch obendrein gegeben. Und müssen wir nicht wieder und wieder bekennen, daß „der Herr der Schöpfung alles bedacht", da er zu „holdem Irren" sogar ein lustig hin und her hüpfendes „Irrlicht" bestellte:

Meph.: „Erlaub' daß ich ein Irrlicht bitte!
Dort seh' ich eins, das eben lustig brennt.
He da! mein Freund! Darf ich dich zu uns fodern?
Was willst du so vergebens lodern?
Sei doch so gut und leucht' uns da hinauf!"



Faust
Nach der Radierung von Rembrandt

Manches kühne Wort der Verfasserin wird durch seine neckische Antwort gerechtfertigt:

„Aus Ehrfurcht, hoff' ich, soll es mir gelingen,
Mein leichtes Naturell zu zwingen;
Nur zickzack geht gewöhnlich unser Lauf.
Allein bedenkt! Der Berg ist heute zaubertoll,
Und wenn ein Irrlicht euch die Wege weisen soll,
So müßt ihr's so genau nicht nehmen."

Die Kabbala, d. i. „Ueberlieferung", die okkulte Tradition Israels, ist eine „im Schoße des Judentums entstandene und ausgebildete Geheimlehre, die durch babylonisch-persische, griechische (insonderheit neuplatonische und neupythagoräische), sowie durch essäische Anschauungen nachhaltig beeinflußt wurde." Erst durch Raimundus Rullus, Marsilius Ficinus, Joh. Picus von Mirandola, Parazelsus und besonders durch Reuchlin wurde in christlichen Kreisen das Interesse für die Kabbala geweckt, die durch die Rosenkreuzer und die Martinisten dann auch in die Freimaurerei Eingang fand. Die Radierung Rembrandts mit dem kabbalistischen Zeichen im Fenster, mit welcher der „Faust" ursprünglich erschien, war daher ein Wink des Meisters für die „Wissenden". Friedrich Schlegel betont, von der heiligen Schrift sprechend, vier eigentümliche „oder doch auf eigene Weise in ihr vorwaltende Formen", den „Spruch, den Parallelismus besonders in den poetischen Teilen, die Vision in den prophetischen Büchern und Stellen und endlich die Parabel und Allegorie, welche letztere nicht bloß in einzelnen Teilen waltet, sondern das Ganze selbst, in der durchgehends bildlichen Gedankenweise beseelt". Entspricht die Form des „Spruches" vor allem „dem Geiste einer höheren Offenbarung", als „natürlicher Ausdruck, in welchem der Ausspruch des Ewigen unter die

Menschen und in die Welt hinein tritt“, so bemerken wir in dem „Parallelismus der hebräischen Sprüche und Gesänge — schon mitempfindend, eine von der Begeisterung ganz überwältigte, und in den Strom der ewigen Liebe mit fortgerissene Seele; in der Vision aber — sehen wir den Geist durch Gott völlig in eine höhere Gegend reiner Anschauungen entrückt, wo er nicht mehr sich selbst lenkend, nur Dinge sieht und spricht, die nicht von dieser Welt sind“. „Wie aber das innere verborgene Wesen des Göttlichen überhaupt nur durch Offenbarung sich kund geben, und äußerlich werden kann, so sind auch seine geistigen Anschauungen aus der unsichtbaren Welt durchaus in eine eigne Bildersprache eingehüllt, und können nicht anders als symbolisch mitgeteilt werden. Dieses leitet uns auf die vierte eigentümliche Form des biblischen Vortrags; nämlich den durchgehends in der Schrift vorwaltenden Geist der Allegorie. Es sind aber nicht nur alle Ausdrücke, und die ganze Sprache bildlich und symbolisch, es werden hier nicht bloß die Geheimnisse der Urwelt in unwandelbar hellen Hieroglyphen hingestellt und aufbewahrt; sondern selbst das ganz Nahe und lebendig Geschichtliche hat außer dem einfachen, historischen, noch einen andern, tiefern, sinnbildlichen Sinn.“ Von Jugend auf mit der Bibel vertraut, erzählt Goethe selbst in „Wahrheit und Dichtung“, wie er „immer wieder zu den heiligen Schriften und zu Betrachtung religiöser Gefühle und Meinungen“ hingeleitet wurde. „Ich hatte“, hören wir ihn bekennen, „überhaupt zu viel Gemüth an dieses Buch verwandt, als daß ich es jemals wieder hätte entbehren sollen.“ Noch kurz vor seinem Tode sagte er zu Eckermann: „Doch gibt es zwei Standpuncte, von welchen aus die biblischen Dinge zu betrachten. Es gibt den Standpunct einer Art Urreligion, den der reinen Natur und Vernunft, welcher göttlicher Abkunft. Dieser wird ewig derselbe bleiben und wird dauern und gelten, solange gottbegabte Wesen vorhanden. Doch ist er nur für Auserwählte und viel zu hoch und edel, um allgemein zu werden.“ Doch obwohl der Sänger des „Divan“ sich mit Hafis vergleicht, dem „des Korans geweiht Vermächtniß“ Bewahrenden, so hat niemand dieses unzweideutigen Bekenntnisses Konsequenzen gezogen.

„Hafis drum, so will mir scheinen,
Möcht’ ich dir nicht gerne weichen:
Denn, wenn wir wie Andre meinen,
Werden wir den andern gleichen,
Und so gleich’ ich dir vollkommen
Der ich unsrer heil’gen Bücher
Herrlich Bild an mich genommen.“

Wo könnte dies mehr zum Ausdruck kommen, als im „Faust“? „Die Priester Aegyptens, sagen uns die griechischen Schriftsteller,“ so heißt es in „Edouard Schuré Die großen Eingeweihten“, „hatten eine dreifache Art, ihre Gedanken auszudrücken. Die erste war klar und einfach, die zweite symbolisch und bildlich, die dritte heilig und hieroglyphisch. Dasselbe Wort erhielt, je nach ihrer Wahl, einen unmittelbaren, bildlichen oder transzendenten Sinn. Heraklit hat diesen Unterschied ausgezeichnet angedeutet durch die Benennung des ausgesprochenen, des angedeuteten und des verborgen gehaltenen.“ „Die Hieroglyphen konnten in drei Arten gelesen werden: die Lesarten entsprachen einander, waren aber doch von einander verschieden. Die zweite und dritte konnten ohne Schlüssel nicht verstanden werden.“ „Wenn man die Erziehung des Moses ins Auge faßt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß er die Genesis in aegyp-

tischen Hieroglyphen mit ihrem dreifachen Sinn niederschrieb. Den Schlüssel dazu und die mündliche Erklärung vertraute er seinen Nachfolgern an. Als man zur Zeit des Salomo die Genesis in phönizische Schriftzüge übersetzte, als nach der babylonischen Gefangenschaft Esdros sie in aramäisch-chaldäischen Schriftzeichen redigierte, handhabte die jüdische Geistlichkeit diese Schlüssel nur auf sehr unvollkommene Art. Als endlich die griechischen Uebersetzer der Bibel kamen, hatten sie nur noch eine schwache Idee vom esoterischen Sinn der Texte. Sankt Hieronymus konnte, während er seine lateinische Übersetzung nach dem griechischen Texte machte, trotz seiner ernsten Absichten und seines großen Geistes, nicht mehr in den ursprünglichen Sinn eindringen, und hätte er es getan, so hätte er schweigen müssen. So haben wir, wenn wir die Genesis in unserer Uebersetzung lesen, nur deren primitiven und niederen Sinn. Die Bibelausleger und die Theologen, ob Gläubige oder Freidenker, sehen den hebräischen Text immer nur durch die Brille der Vulgata. Der vergleichende und höhere Sinn, welcher zugleich der tiefe und wirkliche Sinn ist, entgeht ihnen. Er ist dennoch geheimnisvoll vergraben im hebräischen Text, und taucht mit seinen Wurzeln bis in die heilige, von Moses umgearbeitete Sprache der Tempel, einer Sprache, wo jeder Vokal, jeder Konsonant einen weltumfassenden Sinn hatte, der Beziehungen schuf zwischen dem akustischen Wert des Buchstabens und dem Seelenzustand des Menschen, der ihn hervorbringt. Für die Intuition springt manchmal dieser tiefe Sinn wie ein Lichtfunke aus dem Fest hervor; für die Seher erstrahlt er in der phonetischen Struktur der von Moses herübergekommenen oder erschaffenen

Worte: in diese magischen Silben goß der Eingeweihte des Osiris seinen Gedanken, wie man tönendes Metall in eine vollendete Form goß. Durch das Studium dieser Phonetik, welche das Gepräge der heiligen Sprache der uralten Tempel trägt, durch die Schlüssel, welche uns die Kabbalah gibt, und von denen einige bis zu Moses zurückführen, endlich durch den vergleichenden Esoterismus ist es uns heute möglich, einen Einblick in die wirkliche Genesis zu gewinnen und sie wieder aufzubauen."
Seltsam, daß wir uns fast ein Jahrhundert von Meister Goethe eine „Explosion" auftischen ließen, hervorgerufen durch die Berührung des Paris mit einem „Schlüssel", und daß Louvier, der so feinsinnig in jener Scene den „Auflösungsprozeß" des „Faust" erkannt, bis heute nicht gehört wurde. Und doch sagt Mephisto von dem „kleinen Ding":

„Erst faß ihn an und schätz ihn nicht gering" —
und:

„Merkst du nun bald was man an ihm besitzt?"

Der „Faust" ist ein „Rätsel", und da Louvier die „drei Mütter" im Buch Jezirah fand, dem ältesten hebräischen Buch, das wir kennen, so weist der „Schlüssel" in dieselbe Sphäre. Doch

„Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen steigt!"

Goethe aber hat aus diesen „Quellen" schon früh geschöpft, und rückschauend auf sein Leben und Streben, konnte er, befriedigt Atem holend, sagen:

„Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft geründet,

Ältestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun! man kommt wohl eine Strecke."

Wie der Gottsucher spähend sich erging —
„Und auf den Höhen der indischen Lüfte,
Und in den Tiefen ägyptischer Grüfte" —
so möchte auch Faust mit seinem Geist „das Höchst' und Tiefste greifen". Es wird zur Lösung des „Räthsels" also eines „Schlüssels" bedürfen, und die Welt wird staunend erfahren, daß auch Goethe in Hieroglyphen zu schreiben verstand, denn „Geheimer Chiffern Sendung beschäftige die Welt".

Auch in der „Farbenlehre" ist von der „talmudistischen und kabbalistischen Behandlung der Bibel" die Rede. Denn „mit der Kabbala", heißt es daselbst, „verband sich frühzeitig eine mehrfache mystische Auslegung der Schrift, wie sie bei Philo, im Neuen Testamente, im Sohar und im Talmud am häufigsten zu Tage tritt, und ich bin kühn genug, zu glauben, daß man im Buch „Sohar", das um 1300 n. Chr. durch einen spanischen Juden niedergeschrieben wurde, den „spanischen Stiefeln" auf die Spur kommen wird, auf daß Mephisto's Drohung sich in eine weise Schulung wandle. Der „Schüler" wird sich also mit der heute fast vergessenen Wissenschaft befreunden müssen, wobei nicht unerwähnt bleiben soll, daß der Kabbalismus als solcher nur als ein wilder Schößling der Kabbala anzusehen ist. Schon Louvier deutete die „Hexenküche" in diesem Sinne als die „hebräische Wissenschaft", die „Sudelköcherei" als die „Afterwissenschaft des Kabbalismus", und das Heil der „Verjüngung" winkt dem Werk aus dieser Sphäre. Da Faust-Goethe sich „nicht bequemen"

kann, „den Spaten in die Hand zu nehmen", „so muß denn doch die Hexe dran", nämlich als „Exegese", denn „Gehalt bringt die Form mit", notierte sich der Dichter. Der Brei im Kessel bedeutet die hebräische Literatur. „Auf einem niedrigen Heerde steht ein großer Kessel über dem Feuer. In dem Dampfe, der davon in die Höhe steigt, zeigen sich verschiedene Gestalten." Der Dampf oder Rauch ist — Reuchlin, der berühmte Humanist, der Großoheim Melanchthons, dem das Verdienst gebührt, das Hebräische zuerst in außerjüdischen Kreisen eingeführt zu haben. Es verbirgt sich hier ein kabbalistischer Scherz, ein Wortspiel mit dem Namen des Gelehrten, der nach damaliger Mode sowohl lateinisch in „Fumulus" als auch griechisch in καπνιον Capnion-Rauch - Räuchlein - Reuchlin umgewandelt wurde. Seine Anhänger nannte man Capnionisten. „Recht fremdartig muten uns alle diese Namen an, trotzdem sich gute deutsche Bürger und Bauernsöhne darunter bergen. — Was kann z. B. gemütlicher, kleinstädtischer klingen, als Reuchlin? man sieht ordentlich das blaue Räuchlein von braunen Stroh- und Ziegeldächern zu den sanften Höhen des schwäbisch - fränkischen Ländle's emporziehen" (Heycks Deutsche Geschichte). Der ganze wunderliche Hausrat der „Hexenküche" wird unter Louviers Beleuchtung zu einem harmonischen Ganzen. Die verschiedenen Säfte und Tränke, darunter eine „Flasche", aus der die Alte „selbst zuweilen nascht", sind kabbalistische Bücher, denn „Saft" heißt im Griechischen ὀπός opos, und das lateinische opus bildet die „Brücke" zu den „Werken", darunter Reuchlins „De arte cabbalistica", und „De verbo mirifico", dessen Bedeutung den „Wissenden" bekannt ist, und das zart, wie durch einen „Flor" in der „Zueignung" durchschimmert:

„Gleich einer alten halbverklungnen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf."

Wenn Wagner den Auftrag erhält:

„Entfalte du die alten Pergamente,
Nach Vorschrift sammle Lebens-Elemente —"

so sind auch diese damit gemeint.

„Und alles was dazu gehört
Es sind gar wunderbare Sachen!"

Und gewiß war der Meister sich einer „Spiegelung" bewußt, wenn er nach Abschluß seines Lebenswerkes an Boisserée schrieb, er habe „alles, was hiezu gehört", in einem „aparten Kistchen" verwahrt. „Wer Wunder hofft, der stärke seinen Glauben!" Ich kann dies Wort nicht lesen, ohne des Bibelwortes zu gedenken: „Wenn du könntest glauben. Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubet" (Marc. 9, 23). Gibt die Hexe den Wink:

„Hier ist ein Lied! Wenn ihr's zuweilen singt,
So werdet ihr besondre Wirkung spüren"

so denke ich, wir haben es schon öfter „gesungen" und seine „Wirkung" dankbar empfunden. Es will eben alles „ergriffen" sein; „der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig."

Auf Wunsch des Herrn Oberst Hellwig teile ich hier noch ein eigenartiges Erlebnis mit. Seinen Freund F. A. Louvier zum letzten Mal besuchend, fand er ihn über allerhand Schriftstücken und astrologischen Tabellen, in „heißem Bemühn", dem „Faust", den er als „Chiffernrätsel" erkannt, durch Chiffrieren etwas abzugewinnen. Die Eingangsverse des „Prologs im Himmel" hatten bei dieser Behandlung das Resultat ergeben: „Gehen Sie nach Erlangen, Erlangen kündet Ihnen Werke!" In den beiden Stellen im „Faust": „Das Übrige ist alles zu erlangen" (Erlangen) und „Gelehrte wissen's zu erlangen" glaubte

er bedeutsame Wegweiser sehen zu dürfen und schien im Augenblick keinen größeren Wunsch zu haben, als in Erlangen einmal zu revidieren. So war es Herrn Oberst Hellwig Bedürfnis, nach dem bald darauf erfolgten Tode Louviers dem letzten Weiser des Freundes zu folgen; er fuhr nach Erlangen im Jahre 1903, und — es hat „Werke gekündet". Denn auf der dortigen Universität befindet sich ein Schrank, angefüllt mit freimaurerischen, kabbalistischen, okkultistischen und astrologischen Schriften, zu dem der Dekan der theologischen Fakultät den Schlüssel verwahrt. Sie sind ein Vermächtnis I. F. v. Meyers, des Herausgebers der „Blätter für höhere Wahrheit" (1830), des Übersetzers des Buches „Jezirah", der ältesten kabbalistischen Urkunde der Hebräer, die ihm den Ehrendoktor eintrug. Goethe hat, wie ich aus seinem Tagebuche sehe, im Jahre 1804 mit v. Meyer in Briefwechsel gestanden. Es wäre also nicht unmöglich, daß zwischen den beiden ein Abkommen stattgefunden hätte, damit dem glücklichen Forscher zu „rechter Stunde" Kunde würde von Dingen, die damals nur handschriftlich überliefert wurden.

Zu besserem Verständnis will ich der „Normen" der Kabbalisten Erwähnung tun, von denen Louvier in dem Kapitel „Rostige Waffen" sagt: „Ich teile nachstehend die Hülfsmittel der alten talmudischen Exegese für Liebhaber mit. Dr. Hamburger, Ober-Rabbiner in Mecklenburg: Die Talmudischen Artikel, S. 190: Die Normen der Exegeten sind folgende:

a. Es gibt kein Vorher und kein Nachher in der Thora.
b. Die Schriftstellen sind oft nicht an ihrem Platz.
c. Man umstelle und ändere die Wortfolge eines Verses.

d. Man nehme ein Wort, einen Buchstaben weg und füge ihn zu einem anderen Wort.
e. Lies nicht, wie es geschrieben steht.
f. Notarikon ist die Kunst, das Wort in seine Buchstaben zu zerlegen und aus jedem Buchstaben ein neues Wort zu machen.
g. Gematria. Berechnung des Zahlenwertes der Buchstaben eines Wortes.
h. Temurah. Verwechslung. Erklärung der Schrift mittelst Buchstaben-Vertauschung.
i. Umbiegung der Buchstaben in ähnlich lautende.
k. Man vertausche die Aufeinanderfolge der Sätze.
l. Man gebrauche Scheidung und Trennung der Abschnitte.

„Endlich bringt Dr. Hamburger: „Encyklopädie“, als ein kabbalistisches Hülfsmittel die Uebersetzung eines dunkeln Wortes in eine fremde Sprache, nämlich ins Griechische, und die Rückübersetzung ins Hebräische zurück.“ Wer in des Meisters „Reich“ orientiert ist, findet auch einen darauf bezüglichen Wink in poetischer Einkleidung:

„Das mußt du als ein Knabe leiden,
Daß dich die Schule tüchtig reckt.
Die alten Sprachen sind die Scheiden
In denen das Messer des Geistes steckt.“

„Selbstverständlich ist diese zweimalige Uebersetzung nur dann möglich, wenn dasselbe Wort in der fremden Sprache zwei Bedeutungen hat.“ — Es folgt dann ein Register solcher polyglotter „Brücken“, deren Goethe sich im „Faust“ oft bedient, und worauf er in der „Hexenküche“ mit den Worten anspielt: „Ich wollt' indeß wohl tausend Brücken bauen.“ Wir können wahrlich nichts

Besseres tun, als diese „Brücken“ fleißig und dankbar benutzen.

Wirkt aber die Entlarvung Fausts als Verstand nicht wie ein Feuerwerk, das raketenartig sein Licht über das seltsame Stück verbreitet? In einem Briefe an Bertuch aus Rom vom 5. April 1788 nennt Goethe selber seinen „Faust“ „die Girandel“ in Erinnerung an das grandiose Feuerwerk auf der Engelsburg, wobei einige tausend Raketen aus einem Punkte aufsteigen, „ein Anblick wie ein ungeheures Märchen“. In der Geschichte des Werkes, die den kabbalistischen Inhalt des rätselvollen Textes ausmacht, ist denn auch der „Knalleffekt“ nicht vergessen. Schon Louvier deutete die Explosion mit den seltsamen Worten: „Nu! im Nu!“ als „Auflösungsprozeß“, denn er hatte den Wink beherzigt:

„Man paßt, man merkt auf jedes günstige Nu.
Gelegenheit ist da, nun, Fauste, greife zu!“

Und „zugreifend“ ergriff er zugleich den „Augenblick“, von dem es heißt:

„Doch der den Augenblick ergreift,
Das ist der rechte Mann“ —

denn ist der „Augenblick“ nicht ein „Nu“? Ich fand diesen für uns etwas befremdlichen Ausdruck auch mehrfach in Angelus Silesius' „Cherubinischem Wandersmann“, z. B.:

„Ein Gott ergebner Mensch ist Gotte gleich an Ruh,
Und wandelt über Raum und Zeit in jedem Nu.“

Daß Goethe das Wort so aufgefaßt wissen wollte, bestätigt die gleich darauffolgende Scene, in der Greif und Adler „in gleichem Nu“ aufeinander zufahren. Was aber hätte dies alles mit der Entlarvung Fausts als Verstand zu tun? Freilich —

„Wen Helena paralysirt,
Der kommt so leicht nicht zu Verstande.“

Nicht nur Faust, sondern auch der Leser ist von Helena paralysiert, wenn er nämlich — kein Griechisch kann. Denn Helena ist nach Louvier kabbalistisch „das Griechische“ im Werke, und wen das Griechische „lähmt“, wer also das Griechische nicht beherrscht, der verfällt nicht darauf den Dr. Faust in νοῦς (Nous), den Verstand zu übersetzen, und doch fordert die Logosscene, in der Faust selber bei der Übersetzungsarbeit ist, geradezu dazu heraus. Es heißt daselbst:

„Geschrieben steht: „im Anfang war das Wort!“
Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muß es anders übersetzen,
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.
Geschrieben steht: im Anfang war der Sinn.
Bedenke wohl die erste Zeile,
Daß deine Feder sich nicht übereile!
Ist es der Sinn, der Alles wirkt und schafft?
Es sollte stehn: im Anfang war die Kraft.
Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rath
Und schreibe getrost: im Anfang war die That!“

Daß hier die gnostische Theosophie mit ihrer allegorischen Art der Schriftauslegung und ihrer Äonenlehre zwischen den Zeilen hervorblickt, bemerkte schon Louvier, und es fiel ihm auf, daß eben von den Äonen der Gnostiker, den Emanationen Gottes, die alle „im Anfang“ waren, nur drei genannt sind, nämlich λόγος Logos, das Wort, πνεῦμα Pneuma der Sinn und δύναμις Dynamis die Kraft, während der oberste und älteste, νοῦς der

Nous, der Verstand ausgelassen ist. Er gesellt sich aber selber herzu mit den sieghaften Worten:

„Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn —“

und wer fühlte dem geistvollen Manne nicht die Freude nach, als er seine kühne Kombination hier bestätigt fand. Da aber durch den ersten Teil niemand auf den Gedanken gekommen war, in Faust den Verstand zu sehen, so erfand Goethe die kabbalistischen Scherze mit dem Worte „Nu“, die ohne tieferen Sinn etwas Bedenkliches hätten, und da der „Zugreifende“ eine „Faust“ macht, so fehlt es nicht an „Wiederholter Spiegelung“. Man kann das Wort „Fauste“ in Vers 10 239 also auch klein geschrieben denken, so daß es zum Imperativ wird. Alle diese „Brücken“ zu benutzen gibt Goethe selber Erlaubnis mit dem Ausspruch:

„Jeder Weg zum rechten Zwecke
Ist auch recht in jeder Strecke.“

Sind es doch alles nur „Mittel“, einen „unselig Verführten“ zu retten. Wenn es von ihm heißt:

„Hier lieg Unseliger verführt
Zu schwer gelöstem Liebesbande“ —

so soll das Wort „verführen“ als „übersetzen“ aufgefaßt und das „Liebesband“ in diesem Falle in eine grammatische Ehe verwandelt werden, nämlich in das französische „nous“. Die „Helena“ hat hoffentlich bei dieser „barbarischen Behandlung“, über deren Notwendigkeit sich Goethe in Briefen an Schiller klagend äußert, in des Lesers Augen nichts eingebüßt von ihrer Schönheit, die zu enthüllen hier noch nicht der Ort ist.

Das Geheimnis der Logosscene hätte sich indes auch auf andre Weise verraten können bei Beherzigung folgenden Winkes:

„Das Allermindeste
Müßt ihr entdecken
Auf das Geschwindeste
In allen Ecken."

„Geschrieben steht: „im Anfang war das Wort!" Zeigt Goethe mit dem kleinen Anfangsbuchstaben nicht deutlich genug, daß hier ein Problem verborgen ist? Mußten wir nicht fragen, warum der schwerwiegende, für unsre ganze christliche Dogmengeschichte so verhängnisvoll gewordene Eingang des Johannes-Evangeliums klein geschrieben sei? Man hat auch hier geglaubt, schlimmbessernd eingreifen zu müssen, und erst die Weimarer Ausgabe brachte wieder die von Goethe sanktionierte Fassung. Und als ich ihr beglückt diese Entdeckung dankte, hörte ich alsbald auch des Meisters eigene Stimme „flüstern": „Bedenke wohl die erste Zeile" — denn sie ist allem Sprachgebrauch entgegen klein geschrieben. Chirons Mahnung: „Ganz recht, nur die Augen aufgethan", wäre hier also am Platze gewesen.

Indem Dr. Faust als *νοῦς*, als Verstand entlarvt ist, können auch die andern Figuren im Werk nicht länger als Menschen von Fleisch und Bein bestehen und müssen sich eine „Umartung" gefallen lassen. Die „Umartung" ist aber zugleich ihre „Rettung". Daher

„Blicket auf zum Retterblick,
Alle reuig Zarten,
Euch zu seligem Geschick
Dankend umzuarten."

So scheint über dem ganzen „Faust" die Verheißung zu schweben: „Doch der den Augenblick ergreift, das ist der rechte Mann." Wer einmal so glücklich war, einen „Augenblick" des Meisters aufzufangen, wird seiner noch öfter gewahr. „Blick auf! Hier steht bedeutend nah im

Mondenschein der ewige Tempel da!" Die Brüder Freimaurer kennen dieses Zeichen geheimer Verständigung sehr wohl, denn wo die Zunge zum Schweigen verdammt ist, müssen die Augen um so beredter sein. Und der Dichter, der es an „Blicken" nicht fehlen läßt, bittet so innig um Erwiderung:

„Laß mich des Gesangs genießen,
Und des Blicks, der mich versteht,"

und an andrer Stelle:

„Augen sagt mir, sagt, was sagt ihr?
Denn ihr sagt was gar zu Schönes,
Gar des lieblichsten Getönes;
Und in gleichem Sinne fragt ihr.
Doch ich glaub' euch zu erfassen:
Hinter dieser Augen Klarheit
Ruht ein Herz in Lieb' und Wahrheit
Jetzt sich selber überlassen,
Dem es wohl behagen müßte,
Unter so viel stumpfen, blinden
Endlich einen Blick zu finden,
Der es auch zu schätzen wüßte.
Und indem ich diese Chiffern
Mich versenke zu studiren,
Laßt euch ebenfalls verführen,
Meine Blicke zu entziffern!"

Und wahrlich, je tiefer ich mich in Goethes „Chiffern" versenke, desto mehr verstehe ich auch seine „Blicke". Dichterblicke aber sind Götterblicke, und die „That", die an Stelle des ersten der Äonen steht, ist kein Verstandesproblem, sondern eine Göttertat, denn:

„Hier ist es Zeit durch Thaten zu beweisen,
Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht."

Doch soll nicht unerwähnt bleiben, daß die Bedeutung des *νοῦς* bei den Alten schwankt zwischen Verstand und Vernunft, und da Kants „Kritik der Reinen Vernunft“ zur Zeit der Konzeption des „Faust“ noch nicht erschienen war, so muß ich die Frage offen lassen, was Goethe in der Logosszene unter dem Nous begriffen wissen wollte. Doch der bei all seinem Wissen so unbefriedigte, nach Höherem sich sehnende Faust ist philosophisch der Verstand.

Harren die Gestalten im Werk eines „Retterblicks“, sie „zu seligem Geschick dankend umzuarten“, so ist es kein Wunder, daß Mephisto schon jetzt dem Vorwurf begegnet, seiner „teuflischen“ Rolle nicht überall gerecht zu werden: „Wo siehst du Hörner, Schweif und Klauen?“ Sogar die Hexe hat sich täuschen lassen:

„O Herr, verzeiht den rohen Gruß!
Seh' ich doch keinen Pferdefuß.“

Und Paralipomenon 6 sollte Mephistos Selbstbekenntnis überliefern:

„Mich darf niemand aufs Gewissen fragen
Ich schäme mich oft meines Geschlechts
Sie meynen wenn sie Teufel sagen
So sagen sie was rechts.“

Im Maskenzug von 1818 führt der „Vielbeschrieene“ sich also ein:

„Wie wag' ich's nur bei solcher Fackeln Schimmer!
Man sagt mir nach, ich sei ein böser Geist,
Doch glaubt es nicht! Fürwahr ich bin nicht schlimmer
Als mancher, der sich hoch-fürtrefflich preist.
Verstellung sagt man sei ein großes Laster,
Doch von Verstellung leben wir;
Drum bin ich hier, ich hoffe nicht verhaßter
Als andre jene, vor und hinter mir.“

Mephisto versteht sich aufs Handwerk, darum:

„Den Teufel spürt das Völkchen nie,
Und wenn er sie bei'm Kragen hätte.“

Fausts höfliche Anrede der wüsten Gesellen in „Auerbachs Keller“: „Seid mir gegrüßt, ihr Herren,“ gab mir schon immer zu denken, und wem es zu kühn erscheint, wenn ich mich dadurch an das Xenion erinnert fühle:

„Gut, daß ich euch, ihr Herren, in pleno beisammen hier finde,
Denn das Eine was Noth, treibt mich herunter zu euch —“

den verweise ich auf Goethes Brief an Zelter vom 14. November 1816, worin es heißt: „Die Leser und Meiner, die mir Dein letzter Brief vorführt, mögen zu den Gesellen in Auerbachs Hof gehören, von denen Mephistopheles schon vor fünfzig Jahren gesagt hat: alles spüren die Kerle, nur nicht den Teufel und wenn er ihnen noch so nahe ist.“ Sollten wir Gretchen nicht vertrauen dürfen, die unberührt von Philosophie und Gelehrtenweisheit in ihrer entzückenden Naivetät so richtig fühlt, „daß ich“, wie Mephisto sagt, „ganz sicher ein Genie, vielleicht sogar der Teufel bin?“ Mit diesem „Teufel“ „Du und Du“ zu sein, wer dürfte solcher Gunst sich rühmen? Um endlich zu erleben, wie „Mephistopheles, indem der Nebel fällt, gekleidet wie ein fahrender Scholasticus, hinter dem Ofen hervortritt“, gebe ich zu bedenken, daß Goethe, als er auf der Heimreise von Italien Studien halber in Nürnberg Station machte, in sein Notizheft schrieb: „Schola Druidica Faustus scholasticus vagans.“ Ein „fahrender Scholasticus“ ist ein „Wanderer“, und „Ja wohl bin ich nur ein Wanderer, ein Waller auf der Erde. Seid ihr denn mehr?“ fragt er im „Werther“. Wenn aber im zweiten Teil geschrieben steht:

„Das treu-gemeine Volk allein begreift
Und läßt sich im Begriff nicht stören;
Ihm ist die Weisheit längst gereift:
Ein Wunder ist's, der Satan kommt zu Ehren" —

so sind dies inhaltsschwere Worte, und in der Verheißung, die sich darin birgt, hat zugleich die Selbstironie das Möglichste geleistet: man sieht den hohen Meister unter Tränen lächeln. Denselben Doppelsinn glaube ich auch an andrer Stelle zu empfinden:

„Ich kann mich nicht bereden lassen,
Macht mir den Teufel nur nicht klein:
Ein Kerl, den alle Menschen hassen,
Der muß was sein!"

Auf Fausts schalkhaft ironische Rede:

„Es ist doch auch bemerkenswerth zu achten,
Zu sehn wie Teufel die Natur betrachten" —

erfolgt die Antwort:

„Was geht mich's an! Natur sei wie sie sei!
's ist Ehrenpunct! — Der Teufel war dabei."

Diese Stelle ist allerdings „bemerkenswerth zu achten", denn sie verrät uns, sogar mit besonderer Beteuerung größter Wahrhaftigkeit, Goethes Weltanschauung, wie er sie auch sonst ausgesprochen hat: „Unsere Zustände schreiben wir bald Gott, bald dem Teufel zu und fehlen einwie das anderemal: in uns selbst liegt das Räthsel, die wir Ausgeburt zweier Welten sind." Ohne schon hier weiter auf Goethes Weltanschauung eingehen zu können, sei nur an seinen Brief an Lavater erinnert, in dem es heißt: „Ich gestehe gern, Gott und Satan, Höll und Himmel in mir Einem."

Dem Verstande gegenüber, also im philosophischen Sinne, empfand Louvier Mephisto als eine Doppelnatur, nämlich als Egoismus und Negation, und letztere ist in

der Tat Egoismus, des Verstandes einzige Waffe gegen die ihn überfliegende Phantasie. Faust charakterisiert seinen Gesellen ebenso:

„Der Vater bist du aller Hindernisse, (Negation)
Für jedes Mittel willst du neuen Lohn." (Egoismus)

Und

„Nein, nein! der Teufel ist ein Egoist
Und thut nicht leicht um Gottes Willen
Was einem andern nützlich ist."

„Hat nicht auch", wagte einst Eckermann klüglich zu sondieren, „der Mephistopheles dämonische Züge?" „Nein," war Goethes Antwort, „der Mephistopheles ist ein viel zu negatives Wesen; das Dämonische aber äußert sich in einer durchaus positiven Thatkraft." Es scheint, als ob der Begriff vom Dämonischen bei beiden nicht der gleiche gewesen.

Seltsam, daß „der Geist, der stets verneint", daß der „Gefährte, der zu nichts mit einem Worthauch deine Gaben wandelt", sich so lange verbergen konnte. „Es steckt etwas Verruchtes in solcher steten Negation", sagte Goethe zu Friedrich Wilhelm Gubitz, indem ihm offenbar in der Erregung derselbe Ausdruck entschlüpfte, den er auch im „Faust" für den Zerstörer bereit hat. „Verruchter, hebe dich von hinnen!" Der „Pudel", in dessen Gestalt Mephisto sich eingeschlichen, ist philosophisch der „negative Beweis"; er wird sich später „produciren". Zu der Frage in „Auerbachs Keller": „Was hinkt der Kerl auf einem Fuß?" fand ich die Antwort: „Die Kritik erscheint wie Ate: sie verfolgt die Autoren, aber hinkend" (M. u. R.). In dieser Rolle steht Mephisto dem Werke gegenüber, und zwar völlig verständnislos, und Meister Goethe rechnet einmal gründlich mit ihm ab, denn „das Vortreffliche", schrieb er noch im Jahre 1827

an Zelter, „sollte durchaus nicht bekrittelt noch besprochen, sondern genossen und andächtig im stillen bedacht werden.“ Schon im „Werther“ ist unterm 12. August zu lesen: „Daß ihr Menschen, rief ich aus, um von einer Sache zu reden, gleich sprechen müßt: Das ist thöricht, das ist klug, das ist gut, das ist bös! Und was will das alles heißen? Habt ihr deßwegen die inneren Verhältnisse einer Handlung erforscht? wißt ihr mit Bestimmtheit die Ursachen zu entwickeln, warum sie geschah, warum sie geschehen mußte? Hättet ihr das, ihr würdet nicht so eilfertig mit euren Urtheilen sein.“ Die Kritiksucht ist eine Krankheit, welche nur Disharmonie in die Welt bringt; sie verbittert die Menschen, macht sie blind für das Gute und Schöne und hält die Vervollkommnung, nach der die Edlen streben, nur auf. Und hat Faust für Mephisto das treffende Wort:

„Dein widrig Wesen, bitter, scharf,
Was weiß es was der Mensch bedarf“ —

so reden die „Zahmen Xenien“ noch deutlicher:

„Soll man euch immer und immer beplappern?
Gewinnt ihr nie einen freien Blick?
Sie frieren, daß ihnen die Zähne klappern,
Das heißen sie nachher Kritik.“

Und

„Ihr schmähet meine Dichtung;
Was habt ihr denn gethan?
Wahrhaftig, die Vernichtung,
Verneinend fängt sie an.
Doch ihren scharfen Besen
Strengt sie vergebens an;
Ihr seid garnicht gewesen!
Wo träfe sie euch an?“

Der Pakt mit Mephisto:

„Wenn wir uns drüben wiederfinden,
So sollst du mir das Gleiche thun“ —

ist also ganz unverfänglich, denn:

„Sei nicht so heftig, sei nicht so dumm!
Da drüben bildet sich alles um.“

Ich kann dies alles nur in großen Zügen andeuten, denn wollte ich auch ebenso viele Bücher schreiben, wie jetzt Kapitel, so könnte ich dem unerschöpflichen Stoffe doch nicht gerecht werden. Indes hat Mephisto ein Recht, einmal auch so zu erscheinen, wie der Meister ihn in den „Zahmen Xenien“ schildert:

„Mephisto scheint ganz nah zu sein!
Es däucht mich fast, er spricht mit ein.
In manchen wunderlichen Stunden
Hat er sich selbst das Maul verbunden,
Doch blickt er über die Binde her,
Als ob er ein doppelter Teufel wär.“

Dergleichen „wunderliche Stunden“ muß man allerdings selbst erlebt haben, um zu wissen, daß dann — die Kritik schweigt.

Immer und immer hat Goethe betont, daß der Plan zum „Faust“ ihm „von vornherein jugendlich klar“ gewesen sei, und daß man ihm das bis heute nicht glauben will, liegt eben daran, daß die Weltreise, auf welcher Mephisto den Dr. Faust begleitet, nur im gewöhnlichen Sinne aufgefaßt wurde. Hätte der junge Dichter, der die Welt doch gar nicht kannte, einen solchen Plan machen können? Wenn Goethe einmal zu Eckermann sagte, daß „dem echten Dichter die Kenntnis der Welt angeboren sei, und daß es zu ihrer Darstellung keineswegs vieler Erfahrung und einer großen Empirie bedürfe“, so sprach

er eben von einer andern Welt. „Ich schrieb meinen Götz von Berlichingen als junger Mensch von zweiundzwanzig und erstaunte zehn Jahre später über die Wahrheit meiner Darstellung. Erlebt und gesehen hatte ich bekanntlich dergleichen nicht, und ich mußte also die Kenntniß mannigfaltiger menschlicher Zustände durch Anticipation besitzen. Ueberhaupt hatte ich nur Freude an der Darstellung meiner inneren Welt, ehe ich die äußere kannte. Als ich nachher in der Wirklichkeit fand, daß die Welt so war, wie ich sie mir gedacht hatte, war sie mir verdrießlich, und ich hatte keine Lust mehr, sie darzustellen. Ja, ich möchte sagen: hätte ich mit der Darstellung der Welt so lange gewartet, bis ich sie kannte, so wäre meine Darstellung Persiflage geworden.“ „Faust ist ein so seltsames Individuum,“ sagte er ein andermal, „daß nur wenige Menschen seine inneren Zustände nachempfinden können.“ Der „neue Lebenslauf“, zu dem Mephisto „gratulirt“, ist also keine Reise durch die Welt im landläufigen Sinne; daher:

„Du nimm bei diesem kühnen Schritt
Nur keinen großen Bündel mit —“

und „Ich gebe dir, was noch kein Mensch gesehn.“ „Wir träumen von Reisen durch das Weltall“, sagt Novalis, „ist denn das Weltall nicht in uns?“ „Im Innern ist ein Universum auch“; so beginnt ein Gedicht Goethes, das er, damit es ja nicht übersehen werden möchte, zweimal in die Ausgabe letzter Hand einreihte. „Weltkenntnis ist Ichkenntnis“, und die Weisen wissen es alle, „nach Innen geht der geheimnisvolle Weg“. Unbegreiflicherweise hat man, indem man auf mancherlei Art dem großen Rätsel „Faust“ beizukommen suchte, gerade das nächstliegende außer Acht gelassen. Als „derb und tüchtig“ darf daher auch folgendes Meisterwort nicht fehlen:

„Was fragst du viel: wo will’s hinaus,
Wo oder wie kann’s enden?
Ich dächte, Freund, du bliebst zu Haus,
Und sprächst mit deinen Wänden.“

Und nun will ich nicht länger zurückhalten mit dem was mir längst zur Gewißheit geworden; ich muß es aussprechen, so ungeheuerlich es auch erscheinen wird, daß die von Louvier festgelegten verschiedenen Bedeutungen noch immer nicht ausreichen, das eigentliche „Ziel“ erkenntlich zu machen, daß vielmehr noch eine fünfte, die humanistische hinzutreten muß. Faust erscheint als Repräsentant der Menschheit, und Goethe selber sagt:

„Der Teufelskerl muß eine Welt sein,
Dergleichen Widerwärt’ges zu vereinen.“

Auch fällt im Laboratorium, allerdings nur „leise“, das bedeutsame Wort: „Es wird ein Mensch gemacht“, also eine „kleine Welt“, ein „Mikrokosmus“; da sind die fünf Sinne nicht zu entbehren, und

„Sicher ist es, ich gewinne
Einen Sinn für alle diese.“

Denn, „den Worten des Dichters entnehmen die Menschen den Sinn, der ihnen gefällt“, sagt Rabindranath Tagore, der große Preisgekrönte, „doch ihr letzter Sinn deutet auf Dich“. Der Dr. Faust des poetischen Rahmens wandelt sich also, philosophisch genommen, in den Verstand, und wir erleben die Tragödie des „speculirenden Verstandes“. Historisch gibt Goethe bruchstückweise Kunde von der geheimnisvollen Tragödie seines eigenen Lebens, wobei der Leser, welcher die Rollen zu verteilen versucht, die Worte beherzigen wolle:

„Freuet euch des wahren Scheins,
Euch des ernsten Spieles:
Kein Lebendiges ist Eins,
Immer ist's ein Vieles."

Späteren Geschlechtern wird es sicher unbegreiflich erscheinen, wie das Versteckspiel so lange dauern konnte, denn ein wenig „Theologie" sollte auch den Doppelsinn der „Weissagung des Bakis" erschließen:

„Ewig wird er euch sein der Eine, der sich in Viele
Theilt, und Einer jedoch, ewig der Einzige bleibt.
Findet in Einem die Vielen, empfindet die Viele, wie Einen;
Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunst."

Kabbalistisch redet zu uns das Werk „Faust", in welchem „leise" seines Schöpfers Seele atmet, und das sein herbes Schicksal teilt. Im fünften Sinne, ich sage absichtlich nicht im „letzten", könnte man den „Faust" wie Dantes „Göttliche Komödie" ein „Epos vom inneren Menschen" nennen, das man nacherleben muß, um Weg und Ziel zu erkennen, nämlich, wie Faust „immer strebend sich bemüht", „Gott ähnlich zu werden", also den geistig-göttlichen Teil der menschlichen Natur in sich zum herrschenden zu machen. „Jeder gute Mensch wird mehr und mehr Gott. Gott werden, Mensch sein, sich bilden sind Ausdrücke, die einerlei bedeuten" (Friedrich Schlegel). Diese „Wahrheit" war „schon längst gefunden"; sie ist ein Erbteil der Antike, denn: „Eins ist der Götter und der Menschen Geschlecht", sagt Pindar. So konnte Goethe in der Maske des Mephistopheles, bezw. dieser im Mantel seines Meisters dem „Schüler" nichts Bedeutsameres ins Stammbuch schreiben, als: „Eritis sicut Deus scientes bonum et malum", denn „der Mensch, der Gott erkennen will, muß selbst Gott werden" (Plotin). Das vielumstrittene Wort: „Vom Himmel durch die Welt zur Hölle" weist also doch den rechten Pfad, sobald wir nur die Geschehnisse vom physischen auf den mentalen Plan verlegen, denn „nichts als die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis bahnt uns den Weg zur Vergötterung", sagt der „Magus in Norden". Und auch das letzte, was nach so vielerlei Winken dem „Schüler" noch nachgerufen wird:

„Folg' nur dem alten Spruch und meiner Muhme der Schlange,
Dir wird gewiß einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange" —

rückt nun ins rechte Licht. „Sollte Gott gesagt haben?" Das war die verhängnisvolle Frage, die die „Muhme, die berühmte Schlange" im Paradiese an die Urmutter der Menschheit richtete. Wir stehen „des Zweifels unsterblicher Hydra" gegenüber und damit jener Kraft, „Die stets das Böse will und stets das Gute schafft" — denn erst der Zweifel führt durch Irrtum zur Wahrheit, und „die Irrtümer der Zweifelnden waren in der Regel dem Menschengeschlecht weit nützlicher und heilsamer als die Wahrheiten der zweifelfrei Glaubenden." In der „Tragödie des Verstandes" fällt dem Zweifel eine Hauptrolle zu, und stellt Mephisto sich dar als „Theil von jener Kraft", so müssen auch die anderen „Theile" sich finden lassen, damit wir ein Ganzes erkennen. „Die Natur ist so, daß die Dreieinigkeit sie nicht besser machen könnte", äußerte Goethe einmal zu Boisserée. „Es ist eine Orgel, auf der unser Herrgott spielt, und der Teufel tritt die Bälge dazu." Daß Mephisto, von sich selber sagend: „Ich bin keiner von den Großen", auch mit solcher Mission betraut wurde, verrät der „Prolog im Himmel", zu dem der Leser selber den Weg finden wird:

„Des Menschen Thätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen."

Er ist der „böse Geist", „so früh als Freund und Feind gekannt", der Faust nicht zur Erkenntnis seiner wahren Bestimmung kommen läßt, und er ist, wie ein Doppelgänger, immer da; bald tritt er „hinter einem Vorhang hervor", bald spricht er „aus dem Kasten", oder „taucht aus dem Souffleurloche auf." „Da drüben" gibt es indes mit diesem „Teufel" kein „Wiederfinden"; ihm geht es „wie der Katze mit der Maus", und der Pakt zerfällt in sich selber.

Die poetischen Bilder des „Faust" verbergen also vier andere Bedeutungen, und

„Alle viere, mehr und minder,
Necken wie die hübschen Kinder."

Lautete die Adresse der „Xenien":

„Alles ist nicht für alle, das wissen wir selber, doch nichts ist
Ohne Bestimmung, es nimmt jeder sich selbst sein Packet" —

so heißt es im „Faust": „Ein jeder sieht, was er im Herzen trägt", und „Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus". Goethe selber nennt sein Werk „eine Art Sauerteig", aus dem die Menschen sich ein Backwerk nach ihrem Geschmack zurecht machen mögen, und sandte es mit dem Geleitwort in die Welt:

„Es schwebet nun in unbestimmten Tönen
Mein lispelnd Lied, der Äolsharfe gleich."

Damit es aber endlich „in herrlichen Accorden schlägt", muß ein frischer Wind die Seiten rühren, und so wartet alles auf den einen, von dem mit Seherblick der Sänger kündet:

„Nur, stille nur! Wenn alle lispeln,
Wird Einer es auch am Ende sagen."

Und

„Wartet nur! Alles wird sich schicken,
Was man von mir auch denken mag;
Mein Buch bringt es einmal zu Tag
In Usum Delphini mit Lücken."

Kam Meister Louvier nicht auch auf einem Delphin, d. h. mit einer „Uebersetzung"? Wenn er sein Werk „Sphinx locuta est" nannte, so geschah es in dem Sinne: „Der Buchstabe hat gesprochen." Denn er erkannte in den Sphinxen der „Classischen Walpurgisnacht" in philosophischem Sinne die Buchstaben, die ihre Rolle selber andeuten mit den Worten:

„Wir hauchen unsre Geistertöne,
Und ihr verkörpert sie alsdann."

„Du wirktest nicht, alles bleibt so stumpf.
Sei guter Dinge!
Der Stein im Sumpf
Macht keine Ringe.“

„Ein Project“

„Hab' ich gerechter Weise verschuldet
Diese Strafe in alten Tagen?
Erst hab' ich's an den Vätern erduldet,
Jetzt muß ich's an den Enkeln tragen.“

„Sie wollten dir keinen Beifall gönnen,
Du warst niemals nach ihrem Sinn.
Hätten sie mich beurtheilen können,
So wär ich nicht was ich bin.“

Obwohl im „Vorspiel auf dem Theater“ die nicht mißzuverstehenden Worte fallen: „Gebt ihr euch einmal für Poeten, so commandirt die Poesie“, so hat doch bislang noch niemand gefragt, welche Motive das „poetische Ungeheuer“ ins Dasein riefen und den Dichter während seines ganzen Lebens an einen Stoff fesselten, der eine solche Vergewaltigung der Poesie ihm abnötigte. Die „Tragödie des Verstandes“ macht des „Directors“ ermunternden Zuruf zwar schon verständlicher, doch wenn auch Goethe nur zu gern und „von jeher Versteckens spielte“ und gerade mit Bezug auf den „Faust“ gemächlich zusah, wie man an „dem harten Bissen“ kaute, so muß er dem Bedürfnis sich zu rechtfertigen über das, was sein eignes „poetisches Gewissen“ so oft in Unruhe versetzte, doch Rechnung getragen haben. Glücklicherweise ist das befremdliche „Gemurmel“ im zweiten Teil:

„Ich weiß schon — Was dahinter steckt —
Und was denn weiter — Ein Project —“

auch heute noch vernehmlich. „Volkes Stimme, Gottes Stimme“, sagt das Sprichwort, und etwas „Theologie“ nach kabbalistischem Rezept ermutigt zu der bedeutsamen

Folgerung: „Gottes Stimme, Goethes Stimme“; heißt es doch auch im „Divan“: „In mir liebt Ihn für diesen Augenblick.“ Ein „Project“, mit naheliegendem Seitenblick auf das „Problem“, ist ein „Vorwurf“. Das Wort ist indes doppelsinnig, und wenn es, wohl nicht zufällig, in derselben Scene heißt: „Ich höre doppelt, was er spricht,“ so ist „doppelt zu hören“ auch uns erlaubt, und ich meine, der „Vorwurf“, um Goethes eigene Worte zu gebrauchen, „läßt sich mit Händen greifen“. Große Männer werden immer zu früh geboren. Wer wagte es, an die tausend Wunden zu rühren, die eine herzlose Kritik ihm schlug, bis aus dem himmelstürmenden Prometheus der still gefaßte Mann geworden, als welcher er der Welt erschien! „Mißverstanden zu werden ist das Schicksal von unsereinem“; das war Werther's „letzter Schluß“, und „wie haben die Deutschen sich nicht gebärdet“, klagt der alternde Meister, „um dasjenige abzuwehren, was ich allenfalls gethan und geleistet habe, und thun sie's nicht noch? Hätten sie alles gelten lassen und wären weiter gegangen, hätten sie mit meinem Erwerb gewuchert, so wären sie weiter, als sie sind“ (M. u. R.). Welche Qual, den Seinen so weit voraus zu sein und von lichtumflossener Höhe herab sie aller Winke ungeachtet im Nebel verharren zu sehen! Darum:

„Das ist doch nur der alte Dreck!
Werdet doch gescheidter!
Tretet nicht immer denselben Fleck,
So geht doch weiter!“

„Weiter“ im Sinne von vorwärts geht indes die Welt- und Menschengeschichte und alle Entwicklung von selber, bezw. mit Hilfe der Errungenschaften des Verstandes. Des Dichters Weg aber geht aufwärts, und „man geht nie weiter, als wenn man nicht mehr weiß,

wohin man geht“ (M. u. R.). So wäre also wirklich „holdes Irren“ uns „Pflicht“?

„Willst du dir aber das Beste thun,
So bleib' nicht auf dir selber ruhn,
Sondern folg' eines Meisters Sinn;
Mit ihm zu irren ist dir Gewinn.“

Kommt nicht auch „Bruder Marcus“ „außer Steg und Bahn in einem Thal am schönen Abend an“? (Die Geheimnisse). „Alles Vortreffliche und Außerordentliche“, sagt Hamann, „liegt außer dem betretenen Wege. Ausschweifung und Abweichung sind notwendig, wenn man dasselbe erreichen will. Je weiter euer Pfad von der Heerstraße abgeht, desto rühmlicher ist er für euch.“ „Euch ist kein Maß und Ziel gesetzt,“ sagt Mephisto gelegentlich des Aufbruchs zur Fahrt, und zahllose Winke des Meisters, sinnig verbunden mit dem sogar in „Wiederholter Spiegelung“ gegebenen Wort: „Wir würden gar vieles besser erkennen, wenn wir es nicht zu genau nehmen wollten“ (M. u. R.), lassen jenen „höheren Standpunkt“ ahnen, von dem aus die Welt allerdings anders erscheint, als im „Labyrinth der Thäler“. Wer ist geneigt, dem „Irrlicht“ zu folgen, das, bereit, „uns dahinauf“ zu leuchten, wie um Entschuldigung bittend neckt:

„Und wenn ein Irrlicht euch die Wege weisen soll,
So müßt ihr's so genau nicht nehmen —“

„Wir alle sind so bornirt, daß wir immer glauben, Recht zu haben; und so läßt sich ein außerordentlicher Geist denken, der nicht allein irrt, sondern sogar Lust am Irrthum hat“ (M. u. R.). Dank sei dem Weisen für sein „holdes Irren“, denn „wenn weise Männer nicht irrten, müßten die Narren verzweifeln“. Der kalte, immer nur messende und wägende Verstand, der da „bebt vor allem, was nicht trifft“, ist jedoch kein Weggenosse

zu des Dichters „schöner Welt“; ihm bleibt die geheimnisvolle Pforte dazu ewig verschlossen. Das Organ für das „Jenseits — des — Systems“ ist — die Phantasie, die da anfängt, wo der Verstand aufhört, und es war gewissermaßen die Wiederentdeckung dieser Elementarkraft des Menschen und die Anerkennung ihrer Macht, wodurch die Romantiker die ältere literarische Generation überwanden. Darum

„Begegnet ihr lieblich
Wie einer Geliebten!
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!“

Im Mai 1806 sagte Goethe zu Eckermann: „Es ist lächerlich, wenn die Philister sich der größeren Verständigkeit und Aufklärung ihres Zeitalters rühmen und die früheren barbarisch nennen. Der Verstand ist so alt wie die Welt, auch das Kind hat Verstand: aber er wird nicht in jedem Zeitalter auf gleiche Weise und auf einerlei Gegenstände angewendet. Unser Zeitalter wendet seinen ganzen Verstand auf Moral und Selbstbetrachtung; daher er in der Kunst und wo er sonst noch thätig sein und mitwirken muß, fast gänzlich mangelt. Die Phantasie wirkte in früheren Jahrhunderten ausschließend und vor, und die übrigen Seelenkräfte dienten ihr; jetzt ist es umgekehrt, sie dient den andern und erlahmt in diesem Dienst.“ Hörte denn niemand den tiefen Seufzer aus Dichterbrust, den Seufzer der Resignation, der, von des „Vorwurfs“ glühendem Blick begleitet, uns auch aus dem „Faust“ entgegenklingt?

„Wenn Phantasie sich sonst mit kühnem Flug
Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,
So ist ein kleiner Raum ihr nun genug,
Wenn Glück auf Glück im Zeitenstrudel scheitert —“

Was sich hier losringt, ist eine Klage um verlorenes Menschheitsglück, also um ein „verlorenes Paradies“, das zu besingen auch Schiller seine Leyer stimmte:

„Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!“ —

„Die früheren Jahrhunderte“, so fuhr Goethe, bei dem Thema verweilend, fort, „hatten ihre Ideen in Anschauungen der Phantasie; unseres bringt sie in Begriffe. Die großen Ansichten des Lebens waren damals in Gestalten, in Götter gebracht; heutzutage bringt man sie in Begriffe. Dort war die Productionskraft größer, heute die Zerstörungskraft, oder die Scheidekunst.“ Und das Ergebnis:

„Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
Die entgötterte Natur.“

Auch die Romantiker fühlten tief, wo es uns fehlt. Friedrich Schlegel sagt in seinem „Gespräch über die Poesie“: „Es fehlt, behaupte ich, unsrer Poesie an einem Mittelpunkt, wie es die Mythologie für die Poesie der Alten war, und alles Wesentliche, worin die moderne Dichtkunst der antiken nachsteht, läßt sich in die Worte zusammenfassen: Wir haben keine Mythologie, keine geltende, symbolische Naturansicht, als Quelle der Phantasie und lebendigen Bilder-Umkreis jeder Kunst und Darstellung. Aber ich setze hinzu, wir sind nahe daran eine zu erhalten, nicht bloß jede alte Symbolik zu verstehen,

sondern eben dadurch auch eine neue für uns zu gewinnen; oder vielmehr es wird Zeit, daß wir ernsthaft dazu mitwirken sollen, eine solche symbolische Erkenntnis und Kunst wieder hervorzubringen." — Doch „nur durch die Spuren von dem, was in den Mysterien den Eingeweihten offenbart wurde, kann man den tiefern Sinn der alten Mythologie verstehen lernen". Mir ist, als sähe ich Goethe Beifall nicken: „So etwas freut mich alten Fabler", und was dem kranken Faust mangelt, das ist von Homunculus zu erfahren:

„Setz ihn nieder
Deinen Ritter und sogleich
Kehret ihm das Leben wieder,
Denn er sucht's im Fabelreich."

Ohne sein mütterliches Erbteil, „die Lust zu fabuliren", ist der „Baumeister" Goethe und sein „Project" nicht zu denken. „Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude habe." Schon in der Jugend hatte er sich „zugetraut, den Menschen Paläste zu bauen". Verstand und Skeptizismus, der Tyrann und der Zerstörer, die immer wieder einreißen, was das Genie zu „bauen" sich müht, mußten daher seine größten Widersacher sein. Von Goethes Haß gegen den Skeptizismus weiß u. a. Kestner in dem bekannten Brief zu sagen. Dieser Haß aber ist uralt und beruht auf Gegenseitigkeit; ich rufe die „Xenien" zu Zeugen auf:

„Sorgend bewacht der Verstand des Wissens dürftigen Vorrath,
Nur zu erhalten ist er, nicht zu erobern geschickt.
Darum haßt er dich ewig, Genie. An die neue Erwerbung
Wagst du den alten, du wagst kühnlich den ganzen Besitz."

Verstand und Skeptizismus sind sozusagen des Genius „retardirende Dämonen", und ihnen gilt der „Vorwurf", der, nun endlich erfaßt, uns zugleich den großen Schmerz nahe bringt, der sich durch des Dichters ganzes Leben zieht. „Ein deutscher Schriftsteller — ein deutscher Märtyrer," sagte er im März 1830 zu Soret, und „wollen Sie wissen, was ich gelitten habe, so lesen Sie meine „Xenien", und es wird Ihnen aus meinen Gegenwirkungen klar werden, womit man mir abwechselnd das Leben zu verbittern gesucht hat." „Weit darf man nicht ins deutsche Publicum hineinhorchen, wenn man Muth zu arbeiten behalten will", schrieb Goethe am 3. Dezember 1795 an Wilhelm von Humboldt, denn:

„Die Deutschen sind ein gut Geschlecht,
Ein jeder sagt: will nur, was recht;
Recht aber soll vorzüglich heißen
Was ich und meine Gevattern preisen:
Das übrige ist ein weitläufig Ding,
Das schätz' ich lieber gleich gering."

Und Eckermann's Feder schrieb für alle Zeiten des Meisters Vorwurf nieder: „Aber die Deutschen wissen nicht leicht, wie sie etwas Ungewohntes zu nehmen haben, und das Höhere geht oft an ihnen vorüber, ohne daß sie es gewahr werden." „Ich habe keinen Glauben an die Welt, ich habe verzweifeln gelernt" (zu Kanzler von Müller). Doch schlagen wir nochmal die „Xenien" auf:

Schlechter Dienst.

„Armer Flieger, du flogst mitunter artig durch Deutschland,
Aber Deutschland lähmt ewig die Flügel dir nun."

Deutscher Nationalcharakter.

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus."

Philosophische Querköpfe.

„Querkopf schreiet ergrimmt in unsere Wälder Herr Nickel,
Leerkopf! schallt es darauf lustig zum Walde heraus.“

Das grobe Organ.

„Was du mit Händen nicht greifst, das scheint dir Blinden ein Unding,
Und betastest du was, gleich ist das Ding auch beschmutzt.“

Bedarf es noch der „Spiegelung“ im „Faust“:

„Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn,
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern“ —

um zu bestätigen, daß des Vorwurfs Spitze sich gegen den Verstand wendet? Unter dem wohlklingenden Namen der gesunden Vernunft hatte der Verstand sich eine ungebührliche Herrschaft über alles Geistige angemaßt, und an Stelle „der lebendigen Natur, da Gott die Menschen schuf hinein“, war man eifrig bemüht, die „dürre Heide“ nichtssagender und toter Begriffe immer größer zu machen. Alles Eigenartige, Individuelle wurde negiert und unterdrückt, ignoriert oder verspottet, so daß in dem kalten Vernunftreich des Rationalismus der „Göttin“ des Dichters, der Phantasie nur die Rolle einer dienenden Gehilfin verblieb. Sollten daher schon die „Xenien“ das Haus rein fegen und die Magd vom Sessel der Frau vertreiben, damit die Königin einziehe, ein Bild, das auch Hamann gebraucht, so hat Goethe während seines ganzen Lebens von diesem Kampf nicht abgelassen.

„Ihr könnt mir immer ungescheut,
Wie Blüchern, Denkmal setzen;
Von Franzen hat er euch befreit,
Ich von Philisternetzen.“

So blickte mit Stolz und Siegesfreude der „Befreier“ auf sein Lebenswerk. „In der Einsamkeit der Jugend“,

dies auf den „Faust“ gemünzte Wort kann nicht oft genug zitiert werden, „hätte ich's aus Ahnung geleistet, am hellen Tage der Welt säh' es wie ein Pasquill aus.“ „Als ich noch ein Knabe war“ — hebt eins von Goethes Gedichten an — sollte da nicht etwas zu erlauschen sein von dem, was die „Einsamkeit“ seiner Jugend ausgefüllt? „Niemand beichtet gern in Prosa“, sagt der Dichter,

„Doch vertraun wir oft sub Rosa
In der Muse stillem Hain.“

Und „der neue Amadis“, gleich darauf folgend, sollte uns in der Tat etwas verraten:

„Als ich noch ein Knabe war,
Sperrte man mich ein;
Und so saß ich manches Jahr
Ueber mir allein
Wie im Mutterleib.
Doch du warst mein Zeitvertreib,
Goldne Phantasie;
Und ich ward ein warmer Held,
Wie der Prinz Pipi,
Und durchzog die Welt.
Baute manch krystallen Schloß
Und zerstört' es auch,
Warf mein blinkendes Geschoß
Drachen durch den Bauch.
Ja ich war ein Mann!
Ritterlich befreit' ich dann
Die Prinzessin Fisch;
Sie war gar zu obligeant,
Führte mich zu Tisch,
Und ich war galant.
Und ihr Kuß war Himmelsbrod,
Glühend wie der Wein.

Ach! ich liebte fast mich todt!
Rings mit Sonnenschein
War sie emaillirt.
Ach! wer hat sie mir entführt?
Hielt kein Zauberband
Sie zurück vom schnellen Fliehn?
Sagt, wo ist ihr Land?
Wo der Weg dahin?"

Meint man den Dichter nicht zu sehen, wie er einem anmaßlichen Verstande seine Grenzen weisend, für seine „Göttin" in die Schranken tritt, uralte Fehde auszufechten? Wie ein König um sein rechtmäßiges Land, so kämpft der Dichter um seine „schöne Welt", um Dichterland, denn „wie in Rom außer den Römern noch ein Volk von Statuen war, so ist außer dieser realen Welt noch eine Welt des Wahns, viel mächtiger beinahe, in der die Meisten leben" (M. u. R.). Machte diese Sendung des „Faust" sich bislang nicht fühlbar, so liegt das am Versteckspiel des Dichters, dem es nach bitterschmerzlichen Erfahrungen heilsam und notwendig schien, „den Philistern allzumal wohlgemuth zu schnippen".

Im Jahre 1827 sagte er mit Bezug auf die „Helena" zu Eckermann, und zwar lachend: „Mich soll nur wundern, was die deutschen Kritiker dazu sagen werden; ob sie werden Freiheit und Kühnheit genug haben, darüber hinwegzukommen. Den Franzosen wird der Verstand im Wege sein, und sie werden nicht bedenken, daß die Phantasie ihre eigenen Gesetze hat, denen der Verstand nicht beikommen kann und soll. Wenn durch die Phantasie nicht Dinge entständen, die für den Verstand ewig problematisch bleiben, so wäre überhaupt zu der Phantasie nicht viel. Dies ist es, wodurch sich die Poesie von der Prosa unterscheidet, bei welcher der Verstand immer zu Hause ist und sein mag und soll." „Der Bewußtheit und dem Willen entzieht sich die Poesie", heißt es in Lienhards „Wegen nach Weimar". „Die Muse ist eine zu vornehme Herrin. Poesie ist Gnade. — Jene Poesie, die nicht mit Wissenschaft, d. h. Verstand benachbart, sondern der religiösen Stimmung verschwistert ist, die durch die Welt geht wie durch ein anzustaunendes Märchen, die mit der Gottheit ebenso spricht wie mit dem Nachtwind oder dem Stein am Wege: jene eigentliche und reine Poesie flutet, wie durch einen Wolkenriß aus dem Ewigen herein. Solche Poesie ist etwas Transzendentes; sie gibt Kunde von einer Welt, die der gewöhnlichen Erkenntnisweise übergeordnet ist. Verstand und Skeptizismus sind daher ihre Büttel und Mörder." Heißt es indes in den „Xenien":

„Bilden wohl kann der Verstand, doch der todte kann nicht beseelen,
Aus dem Lebendigen quillt alles Harmonische nur" —

so erfährt auch die Phantasie eine Einschränkung:

„Schaffen wohl kann sie den Stoff, doch die wilde kann nicht gestalten,
Aus dem Harmonischen quillt alles Harmonische nur."

Goethe schuf allerdings mit einem für das Unendliche flammenden Herzen, einer reichen und schöpferischen Phantasie, aber auch mit einem klugen Verstande, und vor einer Entgleisung schützte ihn seine Besonnenheit und Gründlichkeit im Entwerfen, seine nie sich genug tuende Sorgfalt im Ausführen seiner Werke. Dieses nun in schönerer Form und in des Dichters eigener Bestätigung zu wiederholen und zu zeigen, wie in seiner harmonischen Natur das einander scheinbar Entgegenstrebende sich glücklich vereinte, sei mir ein kleiner Ab-

stecher in die „Mummenschanz" gestattet, wo des „Herolds" Ankündigung die Scene eröffnet:

„Denkt nicht ihr seid in deutschen Grenzen
Von Teufels-, Narren- und Todtentänzen;
Ein heitres Fest erwartet euch.
Der Herr, auf seinen Römerzügen,
Hat, sich zu Nutz, euch zum Vergnügen,
Die hohen Alpen überstiegen,
Gewonnen sich ein heitres Reich.
Der Kaiser, er, an heiligen Sohlen
Erbat sich erst das Recht zur Macht,
Und als er ging, die Krone sich zu holen,
Hat er uns auch die Kappe mitgebracht.
Nun sind wir alle neugeboren;
Ein jeder weltgewandte Mann
Zieht sie behaglich über Kopf und Ohren;
Sie ähnelt ihn verrückten Thoren,
Er ist darunter weise, wie er kann."

„Verrückte Thoren" — ein häßliches Wort, das die Welt nur zu leicht in Bereitschaft hat für solche, die ihren eigenen Weg gehen, und da auch das „wilde Carneval", das der Meister „anmuthig und unterhaltend" gestaltete, „erlebt" ist und „etwas denken läßt", so wäre es nicht gar so verwunderlich, wenn die „Weltgewandten" der „Mummenschanz" sich nochmal als „Weltabgewandte", also als Weise entpuppten. Sich mit dem „Herold" unterredend:

„Denn wir sind Allegorien,
Und so solltest du uns kennen" —

scheint der „Lenker" einen verständnisvollen Blick in Bereitschaft zu haben, und erhebt sich der Herold damit zum Rang eines „Wissenden", so wartet offenbar die ganze „Mummenschanz" auf einen „Verwegenen", der

die Masken mutig „aus dem Felde schlägt". Ich muß mich jedoch darauf beschränken, schnell wenigstens die Hauptpersonen zu entlarven.

Herold: „Seht ihr's durch die Menge schweifen? —
Vierbespannt ein prächtiger Wagen
Wird durch alles durchgetragen;
Doch er theilet nicht die Menge,
Nirgend seh' ich ein Gedränge.
Farbig glitzert's in der Ferne,
Irrend leuchten bunte Sterne,
Wie von magischer Laterne,
Schnaubt heran mit Sturmgewalt.
Platz gemacht! Mich schaudert's!"

Daß doch niemand den Widerspruch bemerkte: „Nirgends seh, ich ein Gedränge", und dennoch „Platz gemacht"? Was da „heranschnaubt mit Sturmgewalt" und den „Herold" schaudern macht, es ist nach Louvier die Faustdichtung. Die „magische Laterne" harrt „der Flamme, die entzündet", und unter ihrem holden Schein „wird alles klar und überein". Liebevolle Versenkung in besagtes Zwiegespräch brachte mir daher die anmutigste Überraschung:

K. L.: „Und dieser der als Prachtgebilde
Hier auf dem Wagenthrone prangt?"

Herold: „Er scheint ein König reich und milde,
Wohl dem der seine Gunst erlangt!
Er hat nichts weiter zu erstreben,
Wo's irgend fehlte späht sein Blick,
Und seine reine Lust zu geben
Ist größer als Besitz und Glück."

K. L.: „Hierbei darfst du nicht stehen bleiben,
Du mußt ihn recht genau beschreiben."

Herold: „Das Würdige beschreibt sich nicht.
Doch das gesunde Mondgesicht,
Ein voller Mund, erblühte Wangen,
Die unter'm Schmuck des Turbans prangen;
Im Faltenkleid ein reich Behagen!
Was soll ich von dem Anstand sagen?
Als Herrscher scheint er mir bekannt."

Neige dein Haupt, o Leser, neige es in Ehrfurcht, denn vor dir steht der Meister, der Dichter des „West-östlichen Divan". Er hat sich, nicht ohne Humor, wie er in Paral. 104 notierte, „indireckt beschrieben Talar Turban Mondgesicht Behagliches".

„Als wenn ich auf den Maskenball käme
Und gleich die Larve vom Angesicht nähme."

Dieser kleine Scherz, obwohl zugleich Größeres verbergend, war gewiß Frau Marianne von Willemer zur Freude erdacht, die den „Liebenden" s. Zt. sinnig-anmutig mit einem prächtigen Turban aus Musseline beschenkte. Zu dem „Herrscher" aber fand ich eine „pikante Note": „Herrschen heißt, sich und anderen im ernstlichsten Sinne wohlthätig sein" (M. u. R.), und ein solcher „Herrscher" zwingt allerdings in die Kniee. Wen aber hat der Dichter mit der Führung seines Viergespannes betraut?

Knabe Wagenlenker: „Halt!
„Rosse hemmet eure Flügel,
Fühlet den gewohnten Zügel,
Meistert euch wie ich euch meistre,
Rauschet hin wenn ich begeistre —
Diese Räume laßt uns ehren!
Schaut umher wie sie sich mehren
Die Bewundrer, Kreis um Kreise.
Herold auf! nach deiner Weise,

Ehe wir von euch entfliehen,
Uns zu schildern uns zu nennen;
Denn wir sind Allegorien
Und so solltest du uns kennen."

Herold: „Wüßte dich nicht zu benennen,
Eher könnt' ich dich beschreiben."

K. L.: „So probir's!"

Herold: „Man muß gestehn:
Erstlich bist du jung und schön.
Halbwüchsiger Knabe bist du; doch die Frauen
Sie möchten dich ganz ausgewachsen schauen.
Du scheinst mir ein künftiger Sponsirer,
Recht so von Haus aus ein Verführer."

K. L.: „Das läßt sich hören! Fahre fort,
Erfinde dir des Räthsels heitres Wort."

Unter der Maske der Phantasie, die ihn prächtig kleidet, birgt sich allerdings ein heilloser „Verführer", der uns allen ein Schnippchen schlug, dem sich darum der Dichter, wie schützend und rechtfertigend mit dem schwerwiegenden Wort zur Seite stellt:

„Wenn's nöthig ist, daß ich dir Zeugniß leiste,
So sag' ich gern: Bist Geist von meinem Geiste."

Was könnte nach solchem Zeugnis der holde Knabe anderes sein, als der Genius des Meisters, die Poesie? „Vielleicht wird man mir einwenden: man hält die Poesie für Kunst, und doch ist sie nicht mechanisch; aber ich läugne, daß sie eine Kunst sei; auch ist sie keine Wissenschaft. Künste und Wissenschaften erreicht man durch Denken, Poesie nicht; denn diese ist Eingebung, sie war in der Seele empfangen, als sie sich zuerst regte. Man sollte sie weder Kunst noch Wissenschaft nennen, sondern Genius" (M. u. R.). Und der „Lenker" führt sich selber in diesem Sinne ein:

„Bin die Verschwendung, bin die Poesie;
Bin der Poet, der sich vollendet
Wenn er sein eigenst Gut verschwendet.
Auch ich bin unermeßlich reich
Und schätze mich dem Plutus gleich,
Beleb' und schmück' ihm Tanz und Schmaus,
Das was ihm fehlt das theil' ich aus."

Wo allein der Verstand den Ton angibt, da ist es nüchtern und frostig; erst die Poesie erschließt die Quellen, die das Leben lebenswert machen, zugleich mit linderndem Balsam die Wunden heilend, die der Verstand geschlagen, und so verlieh des Dichters Phantasie ihr reizendste Gestalt:

„Der Augen schwarzer Blitz, die Nacht der Locken
Erheitert von juwelnem Band!
Und welch ein zierliches Gewand
Fließt dir von Schultern zu den Socken,
Mit Purpursaum und Glitzertand!
Man könnte dich ein Mädchen schelten,
Doch würdest du, zu Wohl und Weh,
Auch jetzo schon bei Mädchen gelten,
Sie lehrten dich das A. B. C."

Dieses „A. B. C." steht freilich in keinem „Compendium", denn die „Mädchen" — Heil allen, die ihnen opfern — es sind die Musen und Grazien. Paralipomenon 114, wie es die Suchende freute, wird auch dem Leser willkommen sein:

K. L.: „Kann ich mich doch nicht verstecken
Leises Lispeln lauter Schall
Und so bin ich zu entdecken
Nirgends oder überall."
„Lebe wohl du wildes Rauschen
Eilig mach ich mich davon —"

Darüber „Forschet wollt ihr mich entdecken —"

Sein heimliches Vorhaben, den Philistern einen Possen zu spielen, die mildeste Form, seinem tiefen Unmut Luft zu machen, läßt Goethe auch an andrer Stelle durchblicken:

„Ein Schnippchen schlägst du doch im Sack,
Der du so ruhig scheinest,
So sag' doch frank und frei dem Pack,
Wie du's mit ihnen meinest —"

und die „Spiegelung" dazu in dem reizenden Bilde, das sich in der „Mummenschanz" vor uns entrollt, ist nun nicht mehr zu verkennen:

„Hier seht mich nur ein Schnippchen schlagen,
Schon glänzt's und glitzert's um den Wagen.
Da springt eine Perlenschnur hervor;
(Immerfort umherschnippend)
Nehmt goldne Spange für Hals und Ohr;
Auch Kamm und Krönchen ohne Fehl,
In Ringen köstlichstes Juwel" usw.

Unter der Maske des „Plutus" zu erscheinen, also als ein „Reicher", hatte Goethe, der „Glückliche", ein volles Recht, wenn auch, oder vielmehr gerade weil sein Reichtum nicht von dieser Welt war. Denn „Armer Mensch, an dem der Kopf alles ist", schrieb er schon 1772 an Herder. Wie seine Phantasie eine „erleuchtete", so war auch sein Verstand, der künstlerisch beseelte, „ein Reicher" gegenüber dem herzlosen spekulierenden Verstande, der auf „dürrer Heide" vergeblich nach den „Quellen" sucht. Wenn wir dem Dr. Faust, wie er zu Beginn des Stückes sich uns darstellt, einmal tiefer in die Augen schauen, so zeigt er allerdings eine ganz einseitige Verstandesbildung; die Veredlung seines Herzens, die Pflege des Gefühls für das Wahre, Gute und Schöne hat er bei all seinem Wissen gänzlich vernachlässigt. Bedeutsam ist nun des „Lenkers" Frage:

„Hast du mir nicht die Windsbraut
Des Viergespannes anvertraut?
Lenk' ich nicht glücklich, wie du leitest?
Bin ich nicht da wohin du deutest?"

Mit seinem Genius Zwiesprach haltend, erteilt der Dichter zugleich dem Verstande seine Rolle zu als das leitende Vermögen unserer Kräfte, die weiser Beherrschung bedürfen, nicht aber unterdrückt werden sollen. „Ein rechter Verstand muß bei dem künstlerischen Schaffen, an dem er ja unschuldig ist, so verständig sein, daß er als wohlberechtigter Wächter das zarte Gefühl schützt und leitet." Die „Heilung" und „alles, was dazu gehört", gilt also sowohl dem Ganzen als dem Teil, der sich an diesem Ganzen versündigt. Auch dem Verstande wird zu einer „Renaissance" der Weg gewiesen, und zwar durch einen Reduktionsprozeß, durch eine Rückkehr zum Ursprünglichen.

„Und sind wir leicht, so geht es schnell hinauf;
Ich gratulire dir zum neuen Lebenslauf."

Doch Faust?

„Allein bei meinem langen Bart
Fehlt mir die leichte Lebensart."

Dem „speculirenden Verstand" ist in der Tat ein „langer Bart" gewachsen, der ihn arg entstellt und ihn immer wieder herniederzieht, wenn er zu „leichtem Schwung" die Fittige versucht, und erst nachdem er ihn abgelegt, also durch eine „Verjüngung" wieder zum „reinen Verstand" geworden, gelangt er zurück zu dem reinen Schauen „unserer Väter". Es wird Goethe, bei seiner liebevollen Versenkung in Spinoza, nicht entgangen sein, daß derselbe die Absicht hatte, ein besonderes „Werkchen über die Verbesserung des Verstandes", einen „tractatus de intellectus emendatione" zu schreiben, über welchen er des Zornes der Theologen im voraus gewiß war. Doch auch die Romantiker waren sich bewußt, daß das, was die Einheit der Natur zerstörte, berufen sei, auf einer höheren Stufe der Entwicklung die Wiedervereinigung zu bewirken. Daß Faust-Goethe eine „Verjüngung" erlebte, mehr als einmal, darf ich als bekannt voraussetzen, daß sich in dem „Vorwurf" aber auch ein Selbstvorwurf birgt, ist eine von den vielen Überraschungen, die des „Freundes" harren:

„Eines verzeih' ich mir nicht. Ich verzeihe mir nicht, daß ich etwas
Höheres über euch, göttliche Musen! gesucht."

Um diesen Ton auch im „Faust" zu vernehmen, ist jedoch unerläßlich, was Goethe als „Beginn und Ende der Kunst" bezeichnet, und wovon Plato sagt: „Von den Göttern ein Geschenk an das Geschlecht der Menschen: so schätze ich die Gabe, im Vielen das Eine zu erblicken." Einem also „Zusammenschauenden" werden die scheinbaren Dialoge zu Selbstgesprächen, in deren einem auch der „Lügenfürst" erwähnt wird. Als „Kaiser" ihm „ein horchsam Ohr geliehen" zu haben, kann selbst der „Erzbischof" sich nicht vergessen. Der „Ewige Tempel" am Rosenberge ist daher ebensowohl ein Dankopfer als ein Sühneakt, und der neue Akkord, den ich hier angeschlagen, klingt unverkennbar wieder in „Künstlers Abendlied":

„Ach, daß du innre Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!
Ich zittre nur, ich stottre nur,
Und kann es doch nicht lassen;
Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen.

Bedenk' ich dann, wie manches Jahr
Sich schon mein Sinn erschließet,
Wie er, wo dürre Heide war,
Nun Freudenquell genießet;
Wie sehn' ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein lust'ger Springbrunn, wirst du mir
Aus tausend Röhren spielen.
Wirst alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern
Und dieses enge Dasein hier
Zur Ewigkeit erweitern."

Doch hören wir den „Lenker" zu Ende:

„Und wußt ich nicht auf kühnen Schwingen
Für dich die Palme zu erringen?
Wie oft ich auch für dich gefochten,
Mir ist es jederzeit geglückt:
Wenn Lorbeer deine Stirne schmückt,
Hab ich ihn nicht mit Sinn und Hand geflochten?"

Plutus: „Wenns nöthig ist, daß ich dir Zeugniß leiste,
So sag ich gern: Bist Geist von meinem Geiste.
Du handelst stets nach meinem Sinn,
Bist reicher, als ich selber bin.
Ich schätze, deinen Dienst zu lohnen,
Den grünen Zweig vor allen meinen Kronen.
Ein wahres Wort verkünd' ich allen:
Mein lieber Sohn, an dir hab' ich Gefallen."

Das Glück, von dem Goethe in „Wahrheit und Dichtung" bekennt, daß es ihm „am reizendsten erschien in der Gestalt des Lorbeerkranzes, der den Dichter zu zieren geflochten ist", sein Genius hat es ihm errungen, und wie Adolf Müller von Novalis, so möchte ich von Goethe sagen, er war durchdrungen von der wunderbaren Zuversicht, „daß alle jene tausendfarbigen Erscheinungen der Wissenschaft und Kunst mit ihren unendlichen Reflexen endlich in einem Brennpunkt zusammenstrahlen müßten, und daß dieser auf die Stelle hinfallen würde, auf der der Dichter steht". Machte er doch Riemer einmal das Bekenntnis: „Ich werde selbst fast des Glaubens, daß es der Dichtkunst vielleicht allein gelingen könne, solche Geheimnisse gewissermaßen auszudrücken, die in Prosa gewöhnlich absurd erscheinen, weil sie sich nur in Widersprüchen ausdrücken lassen, welche dem Menschenverstand nicht einwollen."

In Friedrich Schlegels Vorlesungen über alte und neue Literatur heißt es: „Betrachten wir überhaupt den merkwürdigen Kampf in dem gesamten geistigen Wirken des achtzehnten Jahrhunderts im Ganzen und nicht bloß wie wir ihn in Deutschland sich entwickeln gesehn, sondern wie er auch in England, in Frankreich und im übrigen Europa sich gestaltet hat, und fragen wir nun nach der welthistorischen Bedeutung dieses großen Phänomens, so dürfte folgendes vielleicht die erklärende Deutung desselben sein. Nicht bloß im Äußern und Einzelnen, wo er sich zunächst kund gegeben, hat dieser Streit seinen Sitz; sondern es liegt ihm als allgemeine Ursache eine große Bewegung im Innern des Menschengeistes zum Grunde. Die wilden Verirrungen der von allen Banden losgelassenen Vernunft und Denkkraft, und dann das Wiedererwachen der unter dem Druck eines leeren Scheinwissens und eben so bedeutungsleerer Lebensformen erstorbenen Phantasie sind zugleich der innere Grund und das große Resultat dieser mannigfaltigen Erscheinungen und Bewegungen. Wie in Frankreich die alles beherrschende und alles auflösende, jedem Glauben und jedem Bande der Liebe entsagende Vernunft

ihre zerstörenden Wirkungen ganz nach außen hin gewandt und das gesammte Leben der Nation zum furchtbaren Schauspiel für die Mitwelt und Nachwelt ergriffen hat; so nahm in Deutschland, dem Charakter der Nation gemäß, bei der äußeren Gebundenheit der edelsten Kräfte, die absolute Vernunft ihre Richtung ganz nach Innen, statt der bürgerlichen Revolutionen, in metaphysischem Kampfe Systeme erzeugend und wieder zerstörend. Von dem zweiten Phänomen des Zeitalters, dem Wiedererwachen der erstorbenen Phantasie, die fast erloschen und vergessen in der übervernünftig gewordenen Welt, eben mitten in derselben gleichsam zum zweitenmale und von neuem entdeckt ward, finden sich wohl auch in andern Ländern einzelne Spuren, in der ohne eigentlichen äußern Anlaß sich von neuem wieder regenden Liebe zur alten Sage und zur romantischen Dichtung. In dem Umfange und in der Tiefe aber, wie in Deutschland die wiedererwachte Phantasie nicht bloß in mannigfaltigen Hervorbringungen sich kund gibt, sondern auch unter allen noch so verschiedenen Gestalten der Vorzeit verstanden und anerkannt wird, dürfte dieses Phänomen wohl bei keiner andern Nation gefunden werden" (Friedrich Schlegel). Doch die „allgemeine Krankheit des Jahrhunderts, die falsche Philosophie und epidemische Vernunftswut" war damit keineswegs vorüber, Negation und Skeptizismus trieben nach wie vor ihr zerstörendes Wesen, und mit Grauen sah der Weise den plumpen Riesen des Materialismus heranrücken.

Seltsam, daß die Tendenz des „Faust" sich so lange verbergen konnte, obwohl Mephisto doch, wie um sie anzudeuten, gleich im „Prolog im Himmel" als Ankläger auftritt. Die Frage: „Ist auf der Erde ewig dir nichts recht", gilt natürlich dem „Genie", das, erfüllt von

tiefstem Mitleid mit dem Elend der Menschheit, nur antworten kann: „Nein, Herr! ich find' es dort wie immer, herzlich schlecht", denn

„Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag,
Und ist so wunderlich als wie am ersten Tag.
Ein wenig besser würd' er leben,
Hätt'st du ihm nicht den Schein des Himmelslicht gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur thierischer als jedes Thier zu sein."

Müssen wir nicht zugeben, daß der Meister den „Vorwurf", den größten und schwersten, der jemals ausgesprochen wurde, als „Project" in die mildeste Form gebracht? Immer wieder heißt es „Brücken bauen", also die „Uebergänge suppliren", denn erst im Zusammenhang mit obigem zeigen die folgenden Verse ihren wahren Gehalt:

„Ich sag' es dir: ein Kerl, der speculirt,
Ist wie ein Thier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herum geführt,
Und ringsumher liegt schöne grüne Weide."

Die „dürre Heide" ist die Wüste der allgemeinen Aufklärung, in der „nichts Grünes", in der „kein Baum" zu sehen, und ein „Speculirender", also nur mit Verstand Begabter hat in Goethes Augen demnach an den Königstitel „Mensch" kein Anrecht. Auch in unserer Zeit gibt es Männer, die es unumwunden aussprechen, daß der Mensch „von der hohen Stufe, wo er zur Kindlichkeit und dadurch zur Gottähnlichkeit erwachte, zurückgesunken ist zu der Dumpfheit des klugen, beschränkten, alles instinktiv richtig treffenden Tieres". „Denn darüber täusche man sich nicht:" sagt Chamberlain in seinem „Goethe", „die Allwissenheit unserer Wissenschaft — sofern sie sich als bloße, seelenlose Wissenschaft gibt —

ist dem Zustand der Bestie näher verwandt als die Gemütsart von Völkern, welche Mythen gebären oder für einen Glauben in den Tod gehen". „Wir wollen indeß", so hören wir unsern großen Optimisten im Jahre 1828 zu Eckermann sagen, „hoffen und erwarten, wie es etwa in einem Jahrhundert mit uns Deutschen aussieht, und ob wir es sodann dahin gebracht haben, nicht mehr abstracte Gelehrte und Philosophen, sondern Menschen zu sein." Verstandesmenschen sind keine ganze Menschen, keine Persönlichkeiten, und gerade Goethe hat das Wort geprägt:

„Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit."

Nur ganze Menschen können uns aufwärts führen, und nun wird auch Nereus' schmerzliche Frage verständlich:

„Sind's Menschenstimmen die mein Ohr vernimmt?
Wie es mir gleich im tiefsten Herzen grimmt!
Gebilde, strebsam Götter zu erreichen,
Und doch verdammt sich immer selbst zu gleichen."

Kommt die Stimme des „widerwärtigen Sauertopfs" dem Leser nicht bekannt vor?

„Tadle nur nicht! Was tadelst du nur!
Bist mit Laternen auf der Spur
Dem Menschen, den sie nimmer finden!
Was willst ihn zu suchen dich unterwinden?"

Wie Goethe für alles was er uns nahe legen wollte, eine „Spiegelung" anzubringen wußte, so ist der mit der Laterne nach Menschen suchende Diogenes auch im „Faust" zu finden:

„Wo hat der Mann sich hingethan?
Führt mich zu ihm, bringt ihn heran."

Ist auch im historischen Sinne hier an einen Einzelnen, ganz Bestimmten zu denken, so handelt es sich in der

Menschheitstragödie doch vor allem um Menschheitswerte, und wie Faust, wenn er „vom Geist erleuchtet" ausruft: „Jetzt erst erkenn' ich, was der Weise spricht", nicht einen Weisen, sondern alle Weisen preist, womit das vielfache Ergebnis der Forschung gerade an dieser Stelle sich erklärt, so ist auch mit dem „Mann" der „Mensch", und zwar der ganze, „der schöne Mensch" gemeint, nämlich der klassische. Es ist das verlorene Paradies des Humanismus, das auch hier durchblickt, und das „Ziel" ist eine Renaissance im Sinne des echten, ursprünglichen, elementaren Menschentums. „Sinn und Bedeutung meiner Schriften und meines Lebens ist der Triumph des Reinmenschlichen", sagte Goethe einst zu einem russischen Besucher. Wir aber werden, zu ihm aufschauend, beschämt bekennen müssen: „Auf diesem Weg sind wir noch weit vom Ziel", und daß Mephisto ein Recht hat, „nur immer anzuklagen". Denn auch der „Vorwurf", daß

„sich der Mensch, die kleine Narrenwelt,
Gewöhnlich für ein Ganzes hält" —

ist nur zu wohl verdient. „Die Menschen dauern mich in ihren Jammertagen", sagt das Genie, das, selber im Lichte der Offenbarung wandelnd, den noch in Nacht und Nebel befangenen Brüdern „mehr Licht" bringen möchte.

„Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten,
Dazu war der Freund berufen,
Schaute von den vielen Stufen
Unsres Pyramidenlebens
Viel umher und nicht vergebens."

Die Ilm hat offenbar nur auf den „Augenblick" gewartet, um kund zu tun, was sie bislang allein gewußt. „Diese wenigen Blicke", heißt es in „Wilhelm Meisters Lehrjahren", „die ich in Shakespeare's Welt gethan, rei-

zen mich mehr als irgend etwas anderes, in der wirklichen Welt schnellere Fortschritte vorwärts zu thun, mich in die Fluth der Schicksale zu mischen, die über sie verhängt sind, und dereinst, wenn es mir glücken sollte, („wenn's glückt") aus dem großen Meere der wahren Natur wenige Becher zu schöpfen und sie von der Schaubühne dem lechzenden Publicum meines Vaterlandes auszuspenden". Mehr noch tritt in den „Wanderjahren" ein reformatorischer Geist, ein liebevolles Sinnen und Sorgen um Menschheitswohl und -wehe zutage, und im „Faust" ist es nur des Helden widerspruchsvoll wechselnder Charakter, der uns seine Sendung, „die Menschen zu bessern und zu bekehren" nicht früher erkennbar machte.

„Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht."

So klagt auch der eine, den der Meister freundschaftlich „eingeschwärzt", und die vorbereitende Mission des „Faust" kann nur darin bestehen, neue, bessere Menschen zu erziehen. Schon den „Xenien" hauchte Goethe sein Sehnen ein:

„Aber wie bin ich es müde durch lauter Fratzen und Larven
Mich zu drängen, o führt, Verse, zu Menschen mich hin."

„Der Fluch der gottverlassenen Unnatur ruht auf dem deutschen Volke. Es ist ein hartes Wort, und dennoch sag' ichs, weil es Wahrheit ist. Ich kann kein Volk mir denken, das zerrißner wäre wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herrn und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen. — Aber du wirst richten, heilige Natur!" (Hölderlin). Im höchsten und letzten Sinne ist also die „Wundercur" für die Menschheit ersonnen, und Goethe selber ist der Wunderarzt, der uns zur Gesundung, der uns aufwärts führen will nach unserer Bestimmung. Sein Zuruf: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben" ist ein Appell an den „ganzen Menschen", der schon im „Vorspiel" sich ankündigt:

„Doch ins bekannte Saitenspiel
Mit Muth und Anmuth einzugreifen,
Das, alte Herrn, ist eure Pflicht."

Das ist in poetischer Form des Genies tiefernste Mahnung an das, worauf das Dasein abzielt, „aus allen Kräften da zu sein". Denn das Gleichgewicht der schönen Menschheit ging verloren und kommt nur noch selten zur Erscheinung, daher der Dichter immer sehnsuchtsvoll jener Zeiten gedenkt, da „sich das Gefühl, die Betrachtung noch nicht zerstückelt" fand, da „jene kaum heilbare Trennung in der gesamten Menschenkraft noch nicht vorgegangen" war. Im „Faust" dem modernen Menschen den Spiegel vorhaltend, will Meister Goethe ihm seine „Krankheit" offenbaren:

„Was hat dir das arme Glas gethan?
Sieh deinen Spiegel nicht so häßlich an."

Gelegentlich der Besprechung eines psychologischen Werkes von Ernst Stiedenroth, dessen Erscheinen er zu den glücklichen Ereignissen seines Lebens zählt, macht Goethe die bedeutsame Äußerung: „Schon früher habe ich an mancher Stelle den Unmuth geäußert, den mir in jüngeren Jahren die Lehre von den untern und obern Seelenkräften erregte. In dem menschlichen Geiste sowie im Universum ist nichts oben noch unten, alles fordert gleiche Rechte an einen gemeinsamen Mittelpunkt, der sein geheimes Dasein eben durch das harmonische Verhältnis aller Theile zu ihm manifestirt. Alle Streitigkeiten der

Ältern und Neuern bis zur neusten Zeit entspringen aus der Trennung dessen, was Gott in seiner Natur vereint hervorgebracht. — Wer nicht überzeugt ist, daß er alle Manifestationen des menschlichen Wesens, Sinnlichkeit und Vernunft, Einbildungskraft und Verstand, zu einer entschiedenen Einheit ausbilden müsse, welche von diesen Eigenschaften auch bei ihm die vorwaltende sei, der wird sich in einer unerfreulichen Beschränkung immerfort abquälen und niemals begreifen, warum er so viele hartnäckige Gegner hat, und warum er sich selbst sogar manchmal als augenblicklicher Gegner aufstößt." Goethes Natur aber gleicht einer Aeolsharfe, auf der alle Saiten in harmonischem Unisono zusammenklingen, und im Geleitwort der „Zueignung":

„Es schwebet nun in unbestimmten Tönen,
Mein lispelnd Lied der Aeolsharfe gleich" —

verbirgt sich der Wink, daß trotz der absurden Form auch hier alle Saiten schwingen, denn „die Abgründe der Ahnung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche, sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften, fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunstwerk, von welchem Gehalt es auch sei, entstehen kann" (Geschichte der Farbenlehre). So kann „das Ende" nichts anderes sein, als ein großer „Einklang" „in den sieben alten Tönen, die umfassen alle Lieder". „Es singt inwendig", heißt es im „Faust" an ganz verborgener Stelle; doch man muß in „Stimmung" sein, mitzusingen, wie der Dichter es in seiner Weise so neckisch-anmutig erbittet:

„Liebchen, kommen diese Lieder
Jemals wieder dir zur Hand,
Sitze beim Claviere nieder,
Wo der Freund sonst bei dir stand.
Laß die Saiten rasch erklingen
Und dann sieh ins Buch hinein;
Nur nicht lesen! immer singen!
Und ein jedes Blatt ist dein.
Ach, wie traurig sieht in Lettern,
Schwarz auf weiß, das Lied mich an,
Das aus deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann!"

Ist ein „Klavier" nicht auch ein Saitenspiel? Müssen wir nicht ahnungsvoll erbeben, wenn wir in den „Zahmen Xenien" des Nachlasses lesen:

„Es spricht sich aus der stumme Schmerz,
Der Aether klärt sich blau und bläuer,
Da schwebt sie ja die goldne Leyer,
Komm alte Freude, komm ins Herz —"

Schon der „Tasso" schenkte der Welt die Verheißung:

„Mein Freund, die goldne Zeit ist wohl vorbei,
Allein die Guten bringen sie zurück."

„Mit Muth und Anmuth einzugreifen in das bekannte Saitenspiel", wir müssen es wieder lernen sowohl zur Lösung des Fausträtsels, als auch um endlich zu erfahren, wer wir sind, unser Woher, Wohin und Wozu. Denn da der Mensch die Erde lieb gewann und sich immer mehr mit dem Wesen der Materie beschäftigte, verblaßte in ihm die Erinnerung an seine geistige Heimat, so daß die Menschheit ihr Ziel aus den Augen verlor. Und die Philosophie, deren eigentliche Aufgabe es war, den Erdensohn an seine göttliche Abstammung zu erinnern, hat sich

betrüblicherweise ihrer Rechte zur Führung der Geister begeben, indem sie, vom Leben abirrend, in Skeptizismus und Spekulation verfiel. Sah die ältere Philosophie „im Raum den unendlichen und beseelten Schauplatz der Verherrlichung des Ewigen, in der Zeit den lebendigen Pulsschlag in dem Geister-Meere der ewigen Liebe, in beiden aber nach ihrer ursprünglichen, noch nicht verstörten Beschaffenheit, die Lebensorgane der göttlichen Schöpfung, die alle Wesen umfassenden Flügel der Offenbarungen Gottes", so sah Leibniz darin nur „die Ordnung der neben einander bestehenden oder aufeinander folgenden Dinge", und nichtssagende und tote Begriffe traten immer mehr an die Stelle des lebendigen und richtigen Gefühls. Indem man höchst einseitige Wege verfolgt, wurde und wird noch immer übersehen, daß „im Seelenleben eine ganze Reihe gleichwertiger geistiger Triebe ihre Wirkung ausüben, die erst in Summa, innerlich verbunden, harmonisch sich bedingend den inneren Menschen ausmachen", und der ausschließlichen Verstandesbildung und -ausbildung, bei der das Seelenleben verkümmert, ist die Schuld zuzuweisen an der „Weltverwirrung", in der Goethes Genius seine Mission finden sollte. „Die Natur ist eine Aeolsharfe, sie ist ein musikalisches Instrument, dessen Töne wieder Tasten höherer Saiten in uns sind." Doch sie klingen nicht mehr, sie sind verstummt unter der Tyrannei des alles nivellierenden Verstandes.

„Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle,
Erstarren in dem irdischen Gewühle."

Und

„Eingefroren sahen wir so Jahrhunderte starren.
Menschengefühl und Vernunft schlich nur verborgen am Grund."

Der „intellektuelle Sündenfall' hat uns aus dem Paradiese vertrieben. „Durch den Baum der Erkenntnis wird uns der Baum des Lebens entzogen." „Die Zeit ist nicht mehr, wo der Geist Gottes verständlich war. Der Sinn der Welt ist verloren gegangen. Wir sind beim Buchstaben stehen geblieben. Wir haben das Erscheinende über der Erscheinung verloren", sagt Novalis und „Ehemals war alles Geisteserscheinung, jetzt sehen wir nichts als todte Wiederholung, die wir nicht verstehen. Die Bedeutung der Hieroglyphe fehlt. Wir leben noch von der Frucht besserer Zeiten". Was uns fehlt, ein einzig Wort zeigt unsre ganze Armut, uns fehlt — in Dingen der Religion die Erfahrung der alles in Einem erlebenden Seele.

„Alles auch Meinende
Wird nicht vereint,
Weil das Erscheinende
Nicht mehr erscheint."

Aber erscheint es wirklich nicht mehr? Ging nicht der Klage Fausts:

„Daß diese Fülle der Gesichte
Der trockne Schleicher stören muß —"

ein Erlebnis voraus? Welche Erinnerung tauchte auf, als Goethe schrieb:

„In goldnen Frühlings-Sonnenstunden
Lag ich gebunden
An dies Gesicht
In holder Dunkelheit der Sinnen
Konnt ich wohl diesen Traum beginnen
Vollenden nicht —"

Goethe hatte also — erfahren, er hatte — erlebt, und wenn er, der doch sonst die Sprache wie ein Auserwählter beherrschte, dem Freunde in Jena vertraulich gesteht, daß die letzten bedeutenden Worte ihm oft nicht

aus der Brust wollten, so mußte das einen besonderen Grund haben. Wie Meister Eckehart sagt: „Denn unsre Rede wird ein Stammeln, wenn wir von der göttlichen Natur reden sollen", so schreibt Goethe an Jakobi: „Vergib mir daß ich so gern schweige, wenn von einem göttlichen Wesen die Rede ist, das ich nur in und aus den rebus singularibus erkenne." Mit seltsamen Gefühlen gegen die Zeitgenossen las ich jetzt jung Wolfgangs Rezension von Lavaters „Aussichten in die Ewigkeit" in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen", wo er zum Schluß den ihm damals noch nicht persönlich bekannten Verfasser auf das Beste verweist: „Nun erhebe sich seine Seele, und schaue auf den Gedankenvorrath wie auf irdische Güter, fühle tiefer das Geisterall, und nur in andern sein ich. Dazu wünschen wir ihm innige Gemeinschaft mit dem gewürdigten Seher unserer Zeiten, rings um den die Freude des Himmels war, zu dem Geister durch alle Sinnen und Glieder sprachen, in dessen Busen die Engel wohnten: Dessen Herrlichkeit umleucht ihn, wenns möglich ist, durchglüh ihn, daß er einmal Seeligkeit fühle, und ahnde, was sey das Lallen der Propheten, wenn *ἄῤῥητα ῥήματα* (unaussprechliche Worte) den Geist füllen!" Und der Schreiber selber?

„Was mit mir das Schicksal gewollt? Es wäre verwegen
Das zu fragen; denn meist will es mit Vielen nicht viel,
Einen Dichter zu bilden, die Absicht wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt."

Erst ein Rückblick in patriarchalische Zeiten, in denen Goethes Phantasie sich so gern erging, da noch Dichter, Priester und Seher eins waren, macht solche Seufzer verständlich.

„Doch unvermögend Streben, Nachgelalle,
Bracht' oft den Stift, den Pinsel bracht's zu Falle;

Auf neues Wagniß endlich blieb doch nur
Vom besten Wollen halb und halbe Spur."

„Es gibt nichts Unbedeutendes in der Welt. Es kommt nur auf die Anschauungsweise an." Dies Wort des Meisters gilt auch von seinem „Faust", in dem nichts übersehen und zu klein geachtet werden darf. Erscheint der „Lenker" als „halbwüchsiger Knabe", so konnte Goethe nicht zarter andeuten, daß sein Genius noch nicht voll erkannt ist. In den „Frauen", mit denen er den „künftigen Sponsirer" neckt: „Sie möchten dich ganz ausgewachsen schauen", verbergen sich natürlich die „Frauen" im Werk, denen gleiches Schicksal ward, und die mit ihrem Dichter das Ende der Vermummung herbeisehnen. Gewiß nicht zufällig steckt auch Seismos, das „Genie" der „Classischen Walpurgisnacht" „noch im Boden bis zur Büste", und was lassen nicht die Worte erwarten, die er, „in der Tiefe brummend und polternd" hervorstößt:

„Einmal noch mit Kraft geschoben
Mit den Schultern brav gehoben!
So gelangen wir nach oben,
Wo uns alles weichen muß."

Goethe hätte sicher nicht gewagt, mit biblischem Anklang von seinem Genius zu sagen:

„Ein wahres Wort verkünd' ich allen:
Mein lieber Sohn, an dir hab' ich Gefallen" —

wenn nicht auch er „eine frohe Botschaft" zu verkündigen hätte. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, da es von Meister Goethe heißen wird: „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und nahm auf sich unsere Schmerzen"; hat er doch ein wundersam ergreifend Wort unter die „Zahmen Xenien" gemischt:

„Christkindlein trägt die Sünden der Welt,
Sanct Christoph das Kind über Wasser hält,

Sie haben es beid' uns angethan,
Es geht mit uns von vornen an."

„Man beliebt einmal", sagte der Alternde am 4. Januar 1824 zu Eckermann, „mich nicht so sehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte." Nur Fräulein von Klettenberg, die „schöne Seele", hat erkannt und ausgesprochen, daß ihr junger Freund „in der Gnadenwahl" sei; sonst ahnte niemand, daß, wie auch der Dichter litt unter der negativen Skepsis oberflächlicher Besserwisser, doch „schärfere Qual" dem Religiosus erwuchs unter der Herrschaft des geisttötenden Rationalismus. „Ich wollte," heißt es in einem Briefe Schleiermachers an Eleonore Grunow, „der Teufel holte die Hälfte alles Verstandes in der Welt; meine Quota will ich auch hingeben, wiewohl ungern, und wir könnten dafür nur den vierten Teil der Phantasie bekommen, die uns fehlt auf dieser schönen Erde", denn „der Verstand weiß nur vom Universum; die Phantasie herrsche, so habt ihr einen Gott". Erst in dem Sinne wird der „Faust" zur Menschheitstragödie, und ihr Dichter wurde schon früh gewahr, wie viel goldne Saat großer Eingeweihter noch heute unerschlossen liegt, da der eisige Hauch negierender Kritik sie niederschlug, ehe sie zum Blühen kam.

„Doch der den Augenblick ergreift,
Das ist der rechte Mann."

Es ist wahrlich an der Zeit, dies Wort, wie es auch gemeint sei, zu beherzigen. Bei allen großen geistigen Schöpfungen ist es der „Augenblick", der gleichsam Geburtshelfer und Taufpate ist, und „angeborene Kraft und Eigenheit" und Geistes- und Weltgeschichte gingen wie immer Hand in Hand, um den „Faust", so wie er ist, ins Leben zu rufen. Der historische „Augenblick", also das Ende

des achtzehnten Jahrhunderts, als einer Zeit des Suchens, als eines Übergangs vom Alten zum Neuen, ist gerade in religiöser Beziehung ein höchst bedeutsamer. Rudolf Unger sagt in seinem Werk: „Hamann und die Aufklärung": „Jahrhundertelang war der deutsche Geist in dogmatische und intellektualistische Bande geschlagen worden, erst durch den konfessionellen, dann durch den philosophischen Dogmatismus. Jetzt endlich faßte er, gestärkt durch das Beispiel des verwandten englischen Genius, den Mut, jene Fesseln abzuschütteln, dem Zwang der Formel und der Autorität, sei es der religiösen oder der philosophischen, sich zu entziehen und unbefangener und freier den unmittelbaren Eindrücken der Natur und des Lebens sich hinzugeben. — Und während die aus so vielfachen Quellen, zu denen noch die wachsende Bedeutung der naturwissenschaftlichen Empirie zu rechnen ist, genährten empiristischen, sensualistischen, kritischen und skeptischen Tendenzen den dogmatischen Rationalismus mehr und mehr zersetzten, wirkte von anderer Seite der Pietismus zu gleichem Ziele. — Dergestalt öffneten sich auch nach dieser Seite um so überraschendere Ausblicke, als gleichzeitig eine neue folgenreiche Bewegung ihre Wirkungen über den ganzen Bereich des geistigen Lebens zu erstrecken begann: die Empfindsamkeitsströmung. Gewiß ist der Sentimentalismus schon durch die Belebung des Gefühlslebens, wie sie namentlich in der Schäferpoesie des 17. Jahrhunderts ihren Ausdruck fand, vorbereitet worden und hat sich durch reichliche Zuflüsse aus dem England Richardsons, Sterne's und Youngs, später auch aus Frankreich verstärkt. Im Grunde seines Wesens aber ist er doch vor allem ein Erzeugnis des deutschen Pietismus, eine universalere Ausgestaltung des hier pulsierenden Gefühlsüberschwanges und gemütsweichen Subjek-

tivismus. Letzten Endes kann er daher auch, trotz seiner modischen Allüren und seiner Neigung zu süßlich-schwächlicher Rococotändelei, die Abkunft aus dem Geiste der alten kerndeutschen Mystik nicht verleugnen. Von dort leitet sich der schwärmerische Zug, das Streben zu liebevoller Versenkung in die Tiefen des eignen Innern wie fremder Seelen, die Ehrfurcht vor dem Unbewußten, Ueberbewußten und Geheimnisvollen her, von dort auch die Neigung zu separatistischer Gemeinschaftsbildung, die Sehnsucht nach exclusiver Stille und wiederum der Drang nach innigem Austausch mit Gleichgesinnten, ja nach prophetischer und rettender Tätigkeit im weiten Garten Gottes." In „Wahrheit und Dichtung" erfahren wir nun nicht nur, daß der junge Goethe sich zu den „Stillen im Lande" hielt, sondern auch daß er von jener theosophisch-mystischen Zeitströmung ergriffen wurde, die „den Stein der Weisen" suchte. Bevor wir ihn jedoch bei diesen Studien belauschen, möchte ich mit dem Leser nochmal in seine ersten Jugendjahre zurückkehren und an der Hand seiner Selbstbiographie zeigen, wie ein tiefes religiöses Bedürfnis, ein brünstiges Suchen und Sehnen nach Gott sich schon früh in des Erwählten Seele regte, und wie ihn das Leben zu seiner hohen Mission heranbildete und erzog. Im Gartenzimmer des zweiten Stocks seines elterlichen Hauses war des Knaben „liebster, zwar nicht trauriger, aber doch sehnsüchtiger Aufenthalt". Dort blickte er über Stadtmauern und Wälle hinweg in eine unbekannte Ferne, erfreute sich am Sonnenuntergang, wartete die Gewitter ab, sah aber auch zu gleicher Zeit in den umliegenden Gärten das Leben der Nachbarn sich abspielen, was frühzeitig in ihm „ein Gefühl der Einsamkeit und einer daraus entspringenden Sehnsucht" erregte, das, dem von der Natur in ihn gelegten „Ernsten und Ahnungsvollen" entsprechend „seinen Einfluß gar bald und in der Folge noch deutlicher zeigte". „Durch ein außerordentliches Weltereigniß wurde jedoch die Gemüthsruhe des Knaben zum ersten Mal im Tiefsten erschüttert. Am 1. November 1755 ereignete sich das Erdbeben von Lissabon und verbreitete über die in Frieden und Ruhe schon eingewohnte Welt einen ungeheuren Schrecken. — — Die Gottesfürchtigen ließen es nicht an Betrachtungen, die Philosophen nicht an Trostgründen, an Strafpredigten die Geistlichkeit nicht fehlen. — — Ja, vielleicht hat der Dämon des Schreckens zu keiner Zeit so schnell und so mächtig seine Schauer über die Erde verbreitet. Der Knabe, der alles dieses wiederholt vernehmen mußte, war nicht wenig betroffen. Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten Glaubensartikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen. Vergebens suchte das junge Gemüth sich gegen diese Eindrücke herzustellen, welches überhaupt um so weniger möglich war, als die Weisen und Schriftgelehrten selbst sich über die Art, wie man ein solches Phänomen anzusehen habe, nicht vereinigen konnten. Der folgende Sommer gab eine nähere Gelegenheit, den zornigen Gott, von dem das Alte Testament so viel überliefert, unmittelbar kennen zu lernen. Unversehens brach ein Hagelwetter herein — — und war für die Kinder um so fürchterlicher, als das ganz außer sich gesetzte Hausgesinde sie in einen dunklen Gang mit fortriß und dort auf den Knien liegend durch schreckliches Geheul und Geschrei die erzürnte Gottheit zu versöhnen glaubte." Zudem wurde Goethe „die schönste Jahreszeit des Frühlebens" durch Krank-

heiten gestört, und die selbst noch jugendlich lebhaft empfindende, herz- und gemütvolle Mutter hatte oft Gelegenheit, dem kranken „Hätschelhans“ mit Bibel- und Märchenstunden die Zeit zu verkürzen. Er hatte sich eben „den Fortunatus mit seinem Seckel und Wünschhütlein gekauft“, als ihn „ein Mißbehagen und ein Fieber überfiel, wodurch die Pocken sich ankündigten“. „Die Krankheit wüthete durch die Familien“, „betraf nun auch unser Haus und überfiel mich mit ganz besonderer Heftigkeit. Der ganze Körper war mit Blattern übersäet, das Gesicht zugedeckt, und ich lag mehrere Tage blind und in großen Leiden. — Endlich, nach traurig verflossener Zeit, fiel es mir wie eine Maske vom Gesicht, ohne daß die Blattern eine sichtbare Spur auf der Haut zurückgelassen; aber die Bildung war merklich verändert.“ Man war unbarmherzig genug, den armen Knaben, der zufrieden war, „nur wieder das Tageslicht zu sehen“, „öfters an den vorigen Zustand zu erinnern“, besonders eine sehr lebhafte Tante rief oft noch in späteren Jahren: „Pfui Teufel! Vetter, wie garstig ist Er geworden!“ „Weder von Masern, noch Windblattern, und wie die Quälgeister der Jugend heißen mögen, blieb ich verschont, und jedesmal versicherte man mir, es wäre ein Glück, daß dieses Uebel nun für immer vorüber sei; aber leider drohte schon wieder ein andres im Hintergrund und rückte heran. Alle diese Dinge vermehrten meinen Hang zum Nachdenken, und da ich, um das Peinliche der Ungeduld von mir zu entfernen, mich schon öfter im Ausdauern geübt hatte, so schienen mir die Tugenden, welche ich an den Stoikern hatte rühmen hören, höchst nachahmenswerth, um so mehr, als durch die christliche Duldungslehre ein Ähnliches empfohlen wurde“. Mit großer Ehrfurcht spricht Goethe von seinem Großvater, der „die

Gabe der Weissagung“ besaß, „besonders in Dingen, die ihn selbst und sein Schicksal betrafen. Zwar ließ er sich gegen niemand als die Großmutter entschieden und umständlich heraus; aber wir alle wußten doch, daß er durch bedeutende Träume von dem, was sich ereignen sollte, unterrichtet werde“. Und wir erfahren sogar von der Art und Weise, wie der Greis seine Träume und Offenbarungen niederschrieb; es geschah in Chiffern. „Es versteht sich von selbst,“ heißt es dann weiter, „daß wir Kinder neben den übrigen Lehrstunden, auch eines fortwährenden und fortschreitenden Religionsunterrichts genossen. Doch war der kirchliche Protestantismus, den man uns überlieferte, eigentlich nur eine Art von trockner Moral: an einen geistreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zusagen. Deßwegen ergaben sich gar mancherlei Absonderungen von der gesetzlichen Kirche. Es entstanden die Separatisten, Pietisten, Herrnhuter, die Stillen im Lande und wie man sie sonst zu nennen und zu bezeichnen pflegte, die aber alle bloß die Absicht hatten, sich der Gottheit, besonders durch Christum, mehr zu nähern, als es ihnen unter der Form der öffentlichen Religion möglich zu sein schien. Der Knabe hörte von diesen Meinungen und Gesinnungen unaufhörlich sprechen: denn die Geistlichkeit sowohl als die Laien theilten sich in das Für und Wider. Die mehr oder weniger Abgesonderten waren immer die Minderzahl; aber ihre Sinnesweise zog an durch Originalität, Herzlichkeit, Beharren und Selbständigkeit.“ Zu ähnlichen Gesinnungen aufgefordert, kam der Knabe auf den Gedanken, „sich dem großen Gotte der Natur, dem Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, dessen frühere Zornäußerungen schon lange über die Schönheit der Welt und das mannig-

faltige Gute, das uns darin zu Theil wird, vergessen waren, unmittelbar zu nähern; der Weg dazu aber war sehr sonderbar.“ Es ist nun ebenso rührend zu lesen, wie jung Wolfgang „auf gut alttestamentliche Weise einen Altar errichtet“, wie es bedeutsam ist, daß ihm schon die Flamme „das zu seinem Schöpfer sich aufsehnende Gemüth des Menschen“ bedeutet. „Die Sonne war schon längst aufgegangen, aber Nachbarhäuser verdeckten den Osten. Endlich erschien sie über den Dächern; sogleich ward ein Brennglas zur Hand genommen und die in einer schönen Porzellanschale auf dem Gipfel stehenden Räucherkerzen angezündet. Alles gelang nach Wunsch, und die Andacht war vollkommen. Der Altar blieb als eine besondere Zierde des Zimmers, das man ihm im neuen Hause eingeräumt hatte, stehen. Jedermann sah darin nur eine wohl aufgeputzte Naturaliensammlung; der Knabe hingegen wußte besser, was er verschwieg.“ Da Goethe im Verlauf seiner großen Beichte selber daran erinnert, daß „man hinterdrein wohl bemerken“ kann, „was auf ein Künftiges hingedeutet hat“, so möchte ich hier einschalten, was Bettina v. Arnim der Mutter des Dichters abgefragt: „Von seiner Kindheit: wie er schon mit neun Wochen ängstliche Träume gehabt, wie Großmutter und Großvater und Mutter und Vater und die Amme um seine Wiege gestanden und lauschten, welche heftige Bewegungen sich in seinen Mienen zeigten, und wenn er erwachte, in ein sehr betrübtes Weinen verfallen, oft auch sehr heftig geschrien hat, sodaß ihm der Athem entging und die Eltern für sein Leben besorgt waren; sie schafften eine Klingel an; wenn sie merkten, daß er im Schlaf unruhig ward, klingelten und rasselten sie häufig, damit er beim Aufwachen gleich den Traum vergessen möge.“ Zog durch

die junge Seele ein Ahnen der vielen Tränen, die dem Manne zu weinen bestimmt waren?

„Laßt mich weinen! das ist keine Schande:
Weinende Männer sind gut. —
Laßt mich weinen! Thränen beleben den Staub;
Schon grunelt's.“

Von dem „Knabenmärchen“, dem seltsamen Erlebnis an der „schlimmen Mauer“ will ich nur die Verheißung einfügen, mit der der Dichter selber diese Erinnerung schließt: „Das einzige, was mich tröstet, ist die Bemerkung, daß jene drei Gegenstände stets den Ort zu verändern scheinen: Denn bei wiederholtem Besuch jener Gegend glaube ich bemerkt zu haben, daß die Nußbäume etwas zusammenrücken, und daß Tafel und Brunnen sich ebenfalls zu nähern scheinen. Wahrscheinlich, wenn alles wieder zusammentrifft, wird auch die Pforte von neuem sichtbar sein, und ich werde mein Möglichstes thun, das Abenteuer wieder anzuknüpfen. Ob ich euch erzählen kann, was weiter begegnet, oder ob es mir ausdrücklich verboten wird, weiß ich nicht zu sagen.“ Wenn der Knabe nun seinem Vater die Notwendigkeit eröffnete, Hebräisch zu lernen, so leitete ihn dabei der Wunsch, das alte Testament im Urtext lesen zu können, denn ihm waren „die Widersprüche der Ueberlieferung mit dem Wirklichen und Möglichen sehr auffallend gewesen“, und er hatte seine Hauslehrer „durch die Sonne, die zu Gibeon, und den Mond, der im Thal Ajalon still stand, in manche Noth versetzt“. Der Rektor Albrecht im alten Kloster zu den Barfüßern, den der Lernbegierige während des hebräischen Unterrichts mit allerhand Fragen in Verlegenheit setzte, verwies ihn schließlich „auf das große englische Bibelwerk, welches in seiner Bibliothek bereit stand, und in

welchem die Auslegung schwerer und bedenklicher Stellen auf eine verständige und kluge Weise unternommen war". Wäre es nicht ein dankbarer Vorwurf für einen Künstler, uns den jungen Wahrheitssucher zu malen, allein in dem altertümlichen Gewölbe, mit glühenden Wangen über die großen Folianten gebeugt, nicht achtend der Sommersonne lockenden Strahlen? Umständlich trägt noch der Alternde die „allgemein bekannten, so oft wiederholten und ausgelegten Geschichten" abermals vor, einer Frage nach dem Warum damit begegnend, „daß ich auf keine andere Weise darzustellen wüßte, wie ich bei meinem zerstreuten Leben, bei meinem zerstückelten Lernen, dennoch meinen Geist, meine Gefühle auf einen Punkt zu einer stillen Wirkung versammelte; weil ich auf keine andere Weise den Frieden zu schildern vermöchte, der mich umgab, wenn es auch draußen noch so wild und wunderlich herging. Wenn eine stets geschäftige Einbildungskraft, wovon jenes Märchen ein Zeugniß ablegen mag, mich bald da, bald dorthin führte, wenn das Gemisch von Fabel und Geschichte, Mythologie und Religion mich zu verwirren drohte, so flüchtete ich gern nach jenen morgenländischen Gegenden, ich versenkte mich in die ersten Bücher Mosis und fand mich dort unter den ausgebreiteten Hirtenstämmen zugleich in der größten Einsamkeit und in der größten Gesellschaft". Wer hörte hier nicht schon den Sänger des „Divan", flüchtend sich in „reinen Osten, Patriarchenluft zu kosten" —

„Dort im Reinen und im Rechten
Will ich menschlichen Geschlechten
In des Ursprungs Tiefe dringen,
Wo sie noch von Gott empfingen
Himmelslehr' in Erdesprachen
Und sich nicht den Kopf zerbrachen."

Es war das „verlorene Paradies", wohin ewig des Ergriffenen Seele sich sehnte, denn schon der Knabe hatte darüber gesonnen, daß da, wo dem jugendlichen Menschen bestimmt war, seine ersten Fähigkeiten zu entwickeln, ihn zugleich das Loos treffen sollte, „das seiner ganzen Nachkommenschaft beschieden war, seine Ruhe zu verlieren, indem er nach Erkenntniß strebte". „Sieh, mein Lieber," heißt es im „Werther", „so beschränkt und so glücklich waren die herrlichen Altväter! so kindlich ihr Gefühl, ihre Dichtung! Wenn Ulyß von dem ungemeßnen Meere und von der unendlichen Erde spricht, das ist so wahr, menschlisch, innig, eng und geheimnißvoll. Was hilft mir's, daß ich jetzt mit jedem Schulknaben nachsagen kann, daß sie rund sei? Der Mensch braucht nur wenige Erdschollen, um drauf zu genießen, weniger, um drunter zu ruhen." Doch wir kehren zu „Wahrheit und Dichtung" zurück. Es war damals eine ziemlich ruhige Zeit, und nichts rief des Knaben Einbildungskraft aus Palästina und Ägypten zurück, wie er die Geschichte Josephs zu bearbeiten unternahm, und es war gewiß ein unvergeßlicher Moment, als er sie mit Gedichten und geistlichen Oden zusammen sauber gebunden dem Vater überreichte. Sonntag für Sonntag ging der Sohn des Herrn Rat in die Kirche und pflegte noch vor Tische die Predigt nachzuschreiben, auch wohl die Tischgenossen durch Rezitation aus dem Messias zu Tränen zu rühren. Das vierte Buch seiner Bekenntnisse schließt folgendermaßen: „Was mich betrifft, so hatte ich auch wohl im Sinne, etwas Außerordentliches hervorzubringen; worin es aber bestehen könne, wollte mir nicht deutlich werden. Wie man jedoch eher an den Lohn denkt, den man erhalten möchte, als an das Verdienst, das man sich erweben sollte, so läugne ich nicht, daß, wenn ich an

ein wünschenswerthes Glück dachte, dieses mir am reizendsten erschien in der Gestalt des Lorbeerkranzes, der den Dichter zu zieren geflochten ist." Nachdem erster Liebe Lust und Leid das Herz des tief empfindenden Jünglings gewaltig erschüttert, finden wir ihn mit seinem Hofmeister die Umgegend von Frankfurt durchstreifend. Wie intensiv und eigenartig müssen die Gefühle gewesen sein, die an einem schönen ernsten Platz „in der größten Tiefe des Waldes", von herrlichen Eichen und Buchen beschattet und von einem kleinen Wasserfall belebt, ihn so bewegten, daß die Erinnerung daran ihn nie verlassen. „O! warum liegt dieser köstliche Platz nicht in tiefer Wildniß", habe er ausgerufen, „warum dürfen wir nicht einen Zaun umher führen, ihn und uns zu heiligen und von der Welt abzusondern? Gewiß, es ist keine schönere Gottesverehrung als die, zu der man kein Bild bedarf, die bloß aus dem Wechselgespräch mit der Natur in unserem Busen entspringt! — Was ich damals fühlte, ist mir noch gegenwärtig; was ich sagte, wüßte ich nicht wieder zu finden. So viel ist aber gewiß, daß die unbestimmten, sich weit ausdehnenden Gefühle der Jugend und ungebildeter Völker allein zum Erhabenen geeignet sind, das, wenn es durch äußere Dinge in uns erregt werden soll, formlos, oder zu unfaßlichen Formen gebildet, uns mit einer Größe umgeben muß, der wir nicht gewachsen sind. Eine solche Stimmung der Seele empfinden mehr oder weniger alle Menschen, so wie sie dieses edle Bedürfniß auf mancherlei Weise zu befriedigen suchen. Aber wie das Erhabene von Dämmerung und Nacht, wo sich die Gestalten vereinigen, gar leicht erzeugt wird, so wird es dagegen vom Tage verscheucht, der alles sondert und trennt, und so muß es auch durch jede wachsende Bildung vernichtet werden, wenn es nicht glücklich genug ist, sich zu dem Schönen zu flüchten und sich innig mit ihm zu vereinigen, wodurch denn beide gleich unsterblich und unverwüstlich sind." War ich erst überrascht über diese geradezu feindliche Stellung Goethes zu den abstrakten Wissenschaften, so geht es mir damit wie mit den Rosen zur Rosenzeit, ich sehe sie jetzt überall, so z. B. in den „Zahmen Xenien":

„Was ist denn die Wissenschaft?
Sie ist nur des Lebens Kraft.
Ihr erzeuget nicht das Leben,
Leben erst muß Leben geben."

Und ebenso sind jene „unbestimmten, riesenhaften Gefühle", die dem gotttrunkenen Jüngling selbst in seinem „heiligen Walde" nicht genug taten, überall in den „Faust" verwoben, und die Klage des ersten Teils:

„Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle,
Erstarren in dem irdischen Gewühle" —

wird im zweiten zum Hochgesang:

„Doch im Erstarren such' ich nicht mein Heil,
Das Schaudern ist der Menschheit bestes Theil."

Erst die „Wiederholten Spiegelungen" erschließen das Verständnis solcher dunklen Stellen, und so wird eine Äußerung zu Eckermann aus dem Jahre 1829 hier willkommen sein: „Die Gottheit aber ist wirksam im Lebendigen, aber nicht im Todten; sie ist im Werdenden und sich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen, Erstarrten. Deshalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu thun, der Verstand mit dem Gewordenen, Erstarrten, daß er es nutze." Heil uns, daß ein Goethe, von „himmlischen Gefühlen" überströmend, zugleich erfüllt war von einer „unruhigen Wißbegierde", und also die

beiden größten den Deutschen auszeichnenden Triebe in sich vereinigte. So erfuhr er, Geßners Isagoge und Morhofs Polyhistor durchlaufend, schon früh, „wie manches Wunderliche in Lehr' und Leben schon mochte vorgekommen sein", um sich in ein noch größeres Labyrinth zu verlieren, als er Bayle in seines Vaters Bibliothek fand, sich in denselben vertiefte und gewahr wurde, „daß wir nichts wissen können". Der Hofmeister ist derselbe, dem sein junger Schüler gelegentlich philosophischer Studien die Notwendigkeit einer abgesonderten Philosophie bestritt, da sie ja in Religion und Poesie schon vollkommen enthalten sei, weshalb ihm jene Werke vor allen gefielen, in denen Poesie, Religion und Philosophie sich vermählen, wie die Orphischen und Hesiodischen Dichtungen, das Buch Hiob, das Hohelied und die Sprichwörter Salomonis.

Wie früh der Heranwachsende nach Selbsterkenntnis und Selbstbeherrschung strebte, zeigt ein Gesuch um Aufnahme in die „Arkadische Gesellschaft", worin er in rührender Offenheit seine Fehler bekennt mit dem Wunsch, sich unter ein weises Regiment zu begeben.

„Kinder sind alle moralische Rigoristen", sagt Goethe, und da ihm als Enkel des Schultheißen die heimlichen Gebrechen der Republik seiner Vaterstadt nicht unbekannt blieben, so wurde seine Abneigung gegen dieselbe ihm immer deutlicher. Und indem er seinen Vater „nach so viel Studien, Bemühungen, Reisen und mannigfaltiger Bildung, zwischen seinen Brandmauern ein einsames Leben führen sah," wie er es sich nicht wünschen konnte, ist es kein Wunder, daß er sich einen eigenen Lebensplan zu ersinnen trachtete, mit dessen Mitteilung er die Schwester nicht wenig erschreckte. Er konnte daher seine Freude auf die Universitätsjahre der eines Gefangenen verglei-

chen, „wenn er seine Ketten abgelöst und die Kerkergitter bald durchgefeilt hat". Beim Abschied aber schrieb der Sohn „Der geliebtesten Mutter" in ihr „Güldenes Schatzkästlein":

„Das ist mein Leib, nehmt hin und esset.
Das ist mein Blut, nehmt hin und trinkt,
Auf daß ihr, meiner nicht vergesset,
Auf daß nicht euer Glaube sinkt.
Bei diesem Wein, bei diesem Brot
Erinnert euch an meinen Tod."

„Als ein kleiner, eingewickelter, seltsamer Knabe" zog er in die Welt hinaus, und seine eigenen Worte: „Den Wanderstab aus frommer Mutter Hand nahmst du getrost ins fernste Lebensland", dürfen wir auch auf ihn anwenden. Ob es seine lebhafte Phantasie gewesen, die ihm auf der Fahrt nach Leipzig das „wundersam erleuchtete Amphitheater" vorzauberte mit hüpfenden Lichtchen, von denen er selbst nicht zu sagen wußte, ob es „ein Pandämonium von Irrlichtern oder eine Gesellschaft von leuchtenden Geschöpfen gewesen?" In Leipzig harrten des hoffnungsfreudigen Jünglings indes nach einem kurzen Rausch der Freiheit mancherlei Prüfungen, ja eine ihm sehr schmerzliche „Zerstückelung" seines Wesens; schien sich doch alles verschworen zu haben, dem jungen Idealisten den Baum des Lebens schnellstens zu entblättern und ihm seine leuchtenden Blumenbeete zu zertreten. Erst mäkelte man an seiner Kleidung, an seinen Manieren und seiner mit Bibelworten verbrämten Sprache, wie er sie daheim überall zu hören gewohnt war, sodann an den Erstlingskindern seiner Muse, so daß er zuletzt alles Gedichtete und noch im Werden Begriffene auf dem Küchenherd den Flammen übergab. Die erträumte akademische Herrlichkeit erwies sich bald er-

bärmlich hohl und trocken; überall herrschte das Philistertum, und er war schon ein „Müdling“ geworden, als er der geliebten Schwester schrieb:

„Thou knowst how heappily they Friend
Walks upon florid Ways;
Thou knowst how heavens bounteous hand
Leads him to golden days.
But hah! a cruel ennemy
Destroies all that Bless.
In Moments of Melancholy
Flies all my Happiness.
Then fogs of doubt do fill my mind
With deep obscurity;
I search myself, and cannot find
A spark of Worth in me.“

„Und so rückte“, heißt es in der Selbstbiographie weiter, „nach und nach der Zeitpunkt heran, wo mir alle Autorität verschwinden, und ich selbst an den größten und besten Individuen, die ich gekannt oder mir gedacht hatte, zweifeln, ja verzweifeln sollte“, und im siebenten Buch gedenkt Goethe „der beiden Erbfeinde alles behaglichen Lebens und aller heiteren, selbstgenügsamen, lebendigen Dichtkunst, der Satire und der Kritik“. Dabei war „die allgemeine deutsche Bibliothek in Sachen des Geschmacks so zurück, daß junge Leute, von wahrem Gefühl belebt, sich nach anderen Leitsternen umzusehen hatten“. „Bei der großen Beschränktheit meines Zustandes, bei der Gleichgültigkeit der Gesellen, dem Zurückhalten der Lehrer, der Abgesondertheit gebildeter Einwohner, bei ganz unbedeutenden Naturgegenständen, war ich genöthigt, alles in mir selbst zu suchen. — Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deßhalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wohl niemand nöthiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extreme in das andere warf. Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Confession, welche vollständig zu machen dieses Büchlein ein gewagter Versuch ist.“ Welch einen Schatz er uns damit hinterlassen, zeigt eine Stelle aus einem Brief an Zelter: „Was den freilich einigermaßen paradoxen Titel der Vertraulichkeiten aus meinem Leben: Wahrheit und Dichtung betrifft, so ward derselbe durch die Erfahrung veranlaßt, daß das Publicum immer an der Wahrhaftigkeit solcher biographischen Versuche einigen Zweifel hege. Diesem zu begegnen, bekannte ich mich zu einer Art von Fiktion, gewissermaßen ohne Noth, durch einen gewissen Widerspruchsgeist getrieben, denn es war mein ernstestes Bestreben, das eigentliche Grundwahre, das, insofern ich es einsah, in meinem Leben obgewaltet hatte, möglichst darzustellen und auszudrücken. Wenn aber ein solches in späteren Jahren nicht möglich ist, ohne die Rückerinnerung und also die Einbildungskraft wirken zu lassen, und man also immer in den Fall kommt, gewissermaßen das dichterische Vermögen auszuüben, so ist klar, daß man mehr die Resultate und wie wir uns das Vergangene jetzt denken, als die Einzelheiten, wie sie sich damals ereigneten, aufstellen und hervorheben werde.“ Und zu Eckermann sagte er im Jahre 1831: „Es sind lauter Resultate meines Lebens, und die erzählten einzelnen Facta dienen bloß, um eine allgemeine

Beobachtung, eine höhere Wahrheit zu bestätigen. — Ich dächte, es steckten darin einige Symbole des Menschenlebens. Ich nannte das Buch „Wahrheit und Dichtung", weil es sich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niedern Realität erhebt." — Von den beiden überbliebenen dramatischen Arbeiten der Leipziger Periode „Die Laune des Verliebten" und „Die Mitschuldigen", erfahren wir ebenfalls, daß sie, ohne daß Goethe sich dessen bewußt gewesen, in einem höheren Gesichtspunkte geschrieben seien. „Sie deuten auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung und sprechen in etwas herben und derben Zügen jenes höchst christliche Wort spielend aus: wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf." Weiterhin folgt das Geständnis: „Denn da uns das Herz immer näher liegt als der Geist und uns dann zu schaffen macht, wenn dieser sich wohl zu helfen weiß, so waren mir die Angelegenheiten des Herzens immer als die wichtigsten erschienen. Ich ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über alle das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden kann." Welch tief religiöses Bedürfnis tritt zu Tage, wenn der Meister von der protestantischen Religion sagt, daß sie zu wenig Sakramente habe, und daß der Gottesdienst der Fülle und Consequenz ermangele. Ein bemerkenswerter Seitenblick auf den Katholizismus in seiner Ursprünglichkeit mit seinem „glänzenden Zirkel gleichwürdig heiliger Handlungen" bis zur „letzten Oelung" schließt mit den Worten: „Wie ist nicht dieser wahrhaft geistige Zusammenhang im Protestantismus zersplittert, indem ein Theil gedachter Symbole für apokryphisch und nur wenige

für canonisch erklärt werden! und wie will man uns durch das Gleichgültige der einen zu der hohen Würde der andern vorbereiten?" Wenn Goethe dies alles einflocht, indem er seiner Confirmation, bezw. seiner ersten Beichte und des darauf folgenden Abendmahls gedachte, so hoffte er, daß man die Enttäuschung und Erkältung seines jungen Gemütes bei dieser Gelegenheit ihm nachempfinden und die Angst vor einer „Sünde in den heiligen Geist" mit ihm durchleben würde. Wie manche Stunde mag dem armen Knaben verdüstert sein durch die Erinnerung an die schrecklichen Gottesurteile, von denen er gelesen, und noch seinem Gretchen hauchte er seine Gewissensangst ein:

„Mir wird so eng:
Die Mauern-Pfeiler
Befangen mich!
Das Gewölbe
Drängt mich! — Luft!"

Da niemand ihm helfen konnte in seiner Seelennot, so suchte er sich, sobald er Leipzig erreicht, von der kirchlichen Verbindung ganz und gar loszuwinden. Doch was ihn mit der Mutter verband, das blieb ein Hort in allen Stürmen des neuen Lebens:

„Obgleich kein Gruß, obgleich kein Brief von mir
So lang dir kommt, laß keinen Zweifel doch
In's Herz, als wär' die Zärtlichkeit des Sohns,
Die ich dir schuldig bin, aus meiner Brust
Entwichen. Nein, so wenig als der Fels,
Der tief im Fluß vor ew'gem Anker liegt,
Aus seiner Stelle weicht, obgleich die Fluth
Mit stürm'schen Wellen bald, mit sanften bald
Darüber fließt und ihn dem Aug' entreißt,
So wenig weicht die Zärtlichkeit für dich

Aus meiner Brust, obgleich des Lebens Strom,
Von Schmerz gepeitscht, bald stürmend drüber fließt,
Und von der Freude bald gestreichelt, still
Sie deckt, und sie verhindert, daß sie nicht
Ihr Haupt der Sonne zeigt, und ringsumher
Zurückgeworfne Strahlen trägt, und dir
Bei jedem Blicke zeigt, wie dich dein Sohn verehrt.“

Was indes der Jüngling im Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers vergeblich suchte, das erschloß sich ihm in der Werkstatt eines Künstlers, des Professors Oeser, der in dem alten Schlosse Pleißenburg wohnte. „Was bin ich Ihnen nicht schuldig, theuerster Herr Professor, daß Sie mir den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt haben“, schrieb er ihm aus Frankfurt, und seiner ebenso munteren wie klugen Tochter Friederike: „Ein großer Gelehrter — — verachtet leicht das einfältige Buch der Natur und es ist doch nichts wahr als was einfältig ist. Wer den einfältigen Weg geht, der gehe ihn und schweige still — — Ich danke es Ihrem lieben Vater: Er hat meine Seele zuerst zu dieser Form bereitet.“

Als wachsende Begeisterung für die Kunst den jungen Studiosus zu einem Besuch der Galerie nach Dresden trieb, verband er mit dieser „geheimnißvollen Reise“ den Besuch eines Schusters, den er selber zur Klasse der „bewußtlosen Weltweisen“ rechnet; und wenn er gerade diesem die Worte in den Mund legt: „Es scheint, daß Ihre Absicht ist, eine fröhliche Botschaft den Armen und Niedrigen zu verkündigen“, so war er wohl sicher, daß die Meisten sie übersehen würden. Im Grunde machte Goethe in Leipzig die Erfahrung, „daß die Erfahrung nichts Anderes sei, als daß man erfährt, was man nicht zu erfahren wünscht, worauf es wenigstens in dieser Welt meistens hinausläuft“, und so konnte dieser erste

Ausflug des jungen Genies in die verworrene Welt kaum anders enden als mit Krankheit an Leib und Seele. Liebeskummer und ein Sturz mit dem Pferde, Verdauungsstörungen und dergl. führten schließlich einen heftigen Blutsturz herbei, und der Kranke schwankte mehrere Tage zwischen Leben und Tod. Sich der Freunde erinnernd, die ihn während der Rekonvaleszenz besuchten, gedenkt er mit besonderer Wärme und Dankbarkeit eines gewissen Langer, dessen Umgang ihm zu einem „Seelenconcert“ wurde. Denn neben „gemeinsamen Beschäftigungen und Liebhabereien“ und kleinen Liebesabenteuern, die den Stoff zur Unterhaltung lieferten, war da noch „ein Tieferes, das sich aufschließt, wenn das Verhältniß sich vollenden will; es sind die religiösen Gesinnungen, die Angelegenheiten des Herzens, die auf das Unvergängliche Bezug haben, und welche sowohl den Grund einer Freundschaft befestigen als ihren Gipfel zieren“. „Mit solchen Unterhaltungen verbrachten wir manche Zeit, und er gewann mich als einen getreuen und wohl vorbereiteten Proselyten dergestalt lieb, daß er manche seiner Schönen zugedachte Stunde mir aufzuopfern nicht anstand. — Bibelfest, wie ich war, kam es bloß auf den Glauben an, das, was ich menschlicherweise zeither geschätzt, nunmehr für göttlich zu erklären, welches mir um so leichter fiel, da ich die erste Bekanntschaft mit diesem Buche als einem göttlichen gemacht hatte. Einem Duldenden, zart, ja schwächlich Fühlenden war daher das Evangelium willkommen.“ Noch nicht völlig genesen und gleichsam als ein „Schiffbrüchiger“ kehrte der Studiosus Goethe bald darauf ins Elternhaus zurück. Da sein Vater seinen Verdruß nicht verhehlte, „einen Kränkling zu finden, der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden schien“, so war ihm der Umgang mit

Mutter und Schwester, ihre Pflege und verstehende Liebe um so tröstlicher. Denn die Mutter hatte ihr Orakel aufgeschlagen und aus der Bibel geweissagt: „Du sollst wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samariä, pflanzen wird man und dazu „pfeifen". Unter ihren frommen Freundinnen war es besonders eine Herrenhuterin, Frl. von Klettenberg, mit der der Kranke sich gern in religiöse Gespräche vertiefte. „Es ist dieselbe, aus deren Unterhaltungen und Briefen die Bekenntnisse der schönen Seele entstanden sind, die man in Wilhelm Meister eingeschaltet findet. — Ihre liebste, ja vielleicht einzige Unterhaltung waren die sittlichen Erfahrungen, die der Mensch, der sich beobachtet, an sich selbst machen kann. — Sie fand an mir, was sie bedurfte, ein junges lebhaftes, auch nach einem unbekannten Heile strebendes Wesen, das, ob es sich gleich nicht für außerordentlich sündhaft halten konnte, sich doch in keinem behaglichen Zustand befand und weder an Leib noch Seele ganz gesund war. Sie erfreute sich an dem, was mir die Natur gegeben, sowie an manchem, was ich mir erworben hatte. — Meine Unruhe, meine Ungeduld, mein Streben, mein Suchen, Forschen, Sinnen und Schwanken legte sie auf ihre Weise aus." In diesem frommen Kreise hatte ein Arzt sich ein besonderes Zutrauen erworben, „ein unerklärlicher, schlaublickender, freundlich sprechender, übrigens abstruser Mann. — Thätig und aufmerksam, war er den Kranken tröstlich; mehr aber als durch alles erweiterte er seine Kundschaft durch die Gabe, einige geheimnißvolle selbstbereitete Arzneien im Hintergrunde zu zeigen, von denen niemand sprechen durfte, weil bei uns den Ärzten die eigene Dispensation streng verboten war. Mit gewissen Pulvern, die irgend ein Digestiv

sein mochten, that er nicht so geheim; aber von jenem wichtigen Salze, das nur in den größten Gefahren angewendet werden durfte, war nur unter den Gläubigen die Rede, ob es gleich noch niemand gesehen, oder die Wirkung davon gespürt hatte." Er war also Alchymist, und da er bei seinem jungen Patienten Empfänglichkeit fand, empfahl er ihm zur Stärkung seines Glaubens „gewisse mystische chemisch-alchymische Bücher", die ihn in die „Geheimnisse der Natur" einweihen sollten, ihm zugleich zu verstehen gebend, „daß man durch eignes Studium derselben wohl dahin gelangen könne, jenes Kleinod sich selbst zu erwerben". Mit der Mutter und der frommen, auf diesem Gebiet schon seit Jahren forschenden Freundin, die auf „diese lockenden Worte gehorcht", begann alsbald ein eifriges Studium von Büchern über Kabbala, Mystik und hermetische Wissenschaft, das die Abende eines langen Winters verkürzte. „Wir wendeten uns nun", so heißt es in „Wahrheit und Dichtung", „an die Werke des Theophrastus Paracelsus und Basilius Valentinus" und „mir wollte besonders die Aurea Catena Homeri gefallen". Schon damals wurde also der Grund gelegt zu theosophischen und Rosenkreuzer-Ideen, wie sie in dem leider unvollendet gebliebenen Gedicht „Die Geheimnisse" verwebt sind. Der junge Adept und seine Freundin hantierten zugleich mit Windofen, Kolben und Retorten, erlangten eine besondere Fertigkeit in der Bereitung des Kieselsaftes, und Boerhave wurde studiert. Wenn es also im „Faust" heißt:

> „Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
> Der über die Natur und ihre heil'gen Kreise
> In Redlichkeit, jedoch auf seine Weise,
> In grillenhafter Mühe sann.

Mutter und Schwester, ihre Pflege und verstehende Liebe um so tröstlicher. Denn die Mutter hatte ihr Orakel aufgeschlagen und aus der Bibel geweissagt: „Du sollst wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samariä, pflanzen wird man und dazu „pfeifen“. Unter ihren frommen Freundinnen war es besonders eine Herrenhuterin, Frl. von Klettenberg, mit der der Kranke sich gern in religiöse Gespräche vertiefte. „Es ist dieselbe, aus deren Unterhaltungen und Briefen die Bekenntnisse der schönen Seele entstanden sind, die man in Wilhelm Meister eingeschaltet findet. — Ihre liebste, ja vielleicht einzige Unterhaltung waren die sittlichen Erfahrungen, die der Mensch, der sich beobachtet, an sich selbst machen kann. — Sie fand an mir, was sie bedurfte, ein junges lebhaftes, auch nach einem unbekannten Heile strebendes Wesen, das, ob es sich gleich nicht für außerordentlich sündhaft halten konnte, sich doch in keinem behaglichen Zustand befand und weder an Leib noch Seele ganz gesund war. Sie erfreute sich an dem, was mir die Natur gegeben, sowie an manchem, was ich mir erworben hatte. — Meine Unruhe, meine Ungeduld, mein Streben, mein Suchen, Forschen, Sinnen und Schwanken legte sie auf ihre Weise aus.“ In diesem frommen Kreise hatte ein Arzt sich ein besonderes Zutrauen erworben, „ein unerklärlicher, schlaublickender, freundlich sprechender, übrigens abstruser Mann. — Thätig und aufmerksam, war er den Kranken tröstlich; mehr aber als durch alles erweiterte er seine Kundschaft durch die Gabe, einige geheimnißvolle selbstbereitete Arzneien im Hintergrunde zu zeigen, von denen niemand sprechen durfte, weil bei uns den Ärzten die eigene Dispensation streng verboten war. Mit gewissen Pulvern, die irgend ein Digestiv

sein mochten, that er nicht so geheim; aber von jenem wichtigen Salze, das nur in den größten Gefahren angewendet werden durfte, war nur unter den Gläubigen die Rede, ob es gleich noch niemand gesehen, oder die Wirkung davon gespürt hatte.“ Er war also Alchymist, und da er bei seinem jungen Patienten Empfänglichkeit fand, empfahl er ihm zur Stärkung seines Glaubens „gewisse mystische chemisch-alchymische Bücher“, die ihn in die „Geheimnisse der Natur“ einweihen sollten, ihm zugleich zu verstehen gebend, „daß man durch eignes Studium derselben wohl dahin gelangen könne, jenes Kleinod sich selbst zu erwerben“. Mit der Mutter und der frommen, auf diesem Gebiet schon seit Jahren forschenden Freundin, die auf „diese lockenden Worte gehorcht“, begann alsbald ein eifriges Studium von Büchern über Kabbala, Mystik und hermetische Wissenschaft, das die Abende eines langen Winters verkürzte. „Wir wendeten uns nun“, so heißt es in „Wahrheit und Dichtung“, „an die Werke des Theophrastus Paracelsus und Basilius Valentinus“ und „mir wollte besonders die Aurea Catena Homeri gefallen“. Schon damals wurde also der Grund gelegt zu theosophischen und Rosenkreuzer-Ideen, wie sie in dem leider unvollendet gebliebenen Gedicht „Die Geheimnisse“ verwebt sind. Der junge Adept und seine Freundin hantierten zugleich mit Windofen, Kolben und Retorten, erlangten eine besondere Fertigkeit in der Bereitung des Kieselsaftes, und Boerhave wurde studiert. Wenn es also im „Faust“ heißt:

„Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
Der über die Natur und ihre heil’gen Kreise
In Redlichkeit, jedoch auf seine Weise,
In grillenhafter Mühe sann.

Der, in Gesellschaften von Adepten,
Sich in die schwarze Küche schloß,
Und, nach unendlichen Recepten,
Das Widrige zusammengoß" —

so spricht hier sowohl das Werk von seinem geistigen Vater, wie auch Goethe selber, und wir dürfen dabei an Parazelsus denken. Agnes Bartscherers diesbezügliche vortreffliche Quellenstudien, die mir während der Arbeit in die Hände kommen, haben vieles durch Goethes eigene Winke in mir Angeregte, darunter auch diesen Verdacht wesentlich gefestigt. Offenbar sollte ein Blick in Fausts Studierzimmer, wie es im ersten Monolog beschrieben wird: „Mit Gläsern, Büchsen rings umstellt, mit Instrumenten vollgepfropft" — mit „Thiergeripp' und Todtenbein", gleich von vornherein den Helden zu einem Geistesverwandten jenes Arztes stempeln, „den man unter die Wunder des 16. Säculums gezählt", und ganz offen hat der junge Alchymist in einem Briefe an Susanna von Klettenberg die Chymie seine „heimlich Geliebte" genannnt. Als „Chymisterei" fand sie auch im „Faust" eine Stelle, wenn auch nur „murmelnder" Weise. Daß es sich tatsächlich um den „Stein der Weisen" handelt, der „den Menschen zum König und Hohenpriester der Natur erhebt und ihm das Licht verleiht, welches die Seele vollkommen macht, die Formen vollendet gestaltet, die Bestien in Menschen verwandelt, die Dornen in Rosen, das Blei in Gold", um den „Stein der Weisen", was gleichbedeutend ist mit der Erbauung des universellen Tempels des Wahren, Guten und Schönen, bedarf wohl keiner Worte mehr, und hoffen wir, daß beim „Erwachen des Epimenides" sich auch die Prophezeiung erfüllt:

„Und die Alten und die Greisen
Werden nicht im Rathe ruhn;
Denn es ist um den Stein der Weisen,
Es ist um das All zu thun."

„Mir war indeß", so heißt es in des Dichters großer Beichte weiter, „noch eine sehr harte Prüfung vorbereitet: denn eine gestörte und man dürfte wohl sagen für gewisse Momente vernichtete Verdauung brachte solche Symptome hervor, daß ich unter großen Beängstigungen das Leben zu verlieren glaubte und keine angewandten Mittel weiter etwas fruchten wollten. In diesen letzten Nöthen zwang meine bedrängte Mutter mit dem größten Ungestüm den verlegnen Arzt, mit seiner Universal-Medicin hervorzurücken; nach langem Widerstande eilte er tief in der Nacht nach Hause und kam mit einem Gläschen krystallisirten trocknen Salzes zurück, welches, in Wasser aufgelöst, von dem Patienten verschluckt wurde und einen entschieden alkalischen Geschmack hatte. Das Salz war kaum genommen, so zeigte sich eine Erleichterung des Zustandes, und von dem Augenblick an nahm die Krankheit eine Wendung, die stufenweise zur Besserung führte. Ich darf nicht sagen, wie sehr dieses den Glauben an unsern Arzt und den Fleiß, uns eines solchen Schatzes theilhaftig zu machen, stärkte und erhöhte." Sicherlich war es in erster Linie der Glaube, der dem Kranken half, und welch ein Erlebnis muß das gewesen sein, für denjenigen, dem in Leipzig die Sphäre der Aufklärung nicht fremd geblieben, der auch einen Blick in „Auerbachs Keller" getan. Wenn seine Krankheit mehr seelischer, als physischer Natur gewesen, so glaube ich, daß Goethe sich besonders einmal darüber ausgesprochen hat, indem er

zu Johann Christian Lobe sagte: „Jeder Mensch ist ein Adam; denn jeder wird einmal aus dem Paradiese — der warmen Gefühle vertrieben.“ Und man muß den „Brief eines Landgeistlichen“ lesen, um das Geständnis zu vernehmen: „Es war eine Zeit, da ich Saulus war; Gottlob, daß ich Paulus geworden bin; gewiß, ich war sehr erwischt, da ich nicht mehr läugnen konnte. Man fühlt Einen Augenblick, und der Augenblick ist entscheidend für das ganze Leben, und der Geist Gottes hat sich vorbehalten, ihn zu bestimmen.“ Diesen „Augenblick“ hat der junge Gottsucher in der Frankfurter Krankenstube erlebt in der Todesnot, die ihn „biss an die große Meerenge“ geführt, „wo alles durch muß“. Darum muß immer wieder das magische Wort erschallen: „Doch der den Augenblick ergreift, das ist der rechte Mann.“ „Was ich erfahren habe, das weiß ich,“ schrieb der langsam Genesende an Friederike Oeser, (8. April 1769) „und halte die Erfahrung für die einzige ächte Wissenschaft.“ Er konnte allerdings „nicht mehr läugnen“, da er — erfahren hatte. „Über viele Dinge kann ich nur mit Gott reden“, lautet eine Äußerung des viel Verkannten, und die tiefsten Erlebnisse seiner Seele hüllen sich in dichte Schleier. Wahrhafter Dank gebührt daher den Freunden, die schon damals Goethes Briefe des Aufbewahrens wert hielten, an deren Hand wir noch jetzt den Seelenzustand des Geprüften nachempfinden können. „Unglück ist auch gut“; bekommt seine Freundin Käthchen Schönkopf zu hören, „ich habe viel in der Kranckheit gelernt, das ich nirgends in meinem Leben hätte lernen können“. Auch in Straßburg flicht er noch die Erinnerung an seine Prüfungszeit in seine Briefe ein, und schreibt an Johann Christian Limprecht: „Ich bin wieder Studiosus und habe nun, Gott

sey Dank, so viel Gesundheit, als ich brauche, und Munterkeit im Ueberfluß. Wie ich war, so bin ich noch, nur daß ich mit unserm Herre Gott etwas besser stehe, und mit seinem lieben Sohn Jesu Christo. Draus folgt denn, daß ich auch etwas klüger bin und erfahren habe, was das heißt: die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Freilich singen wir erst das Hosianna dem, der da kommt; schon gut! auch das ist Freude und Glück: der König muß erst einziehn, eh er den Thron besteigt.“ Und etwa eine Woche später: „Ich bin anders, viel anders, dafür danke ich meinem Heilande; daß ich nicht bin, was ich seyn sollte, dafür danke ich auch. Luther sagt: „Ich fürchte mich mehr für meinen guten Werken als für meinen Sünden.“ Und wenn man jung ist, ist man nichts ganz.“ Schon war es Hochsommer geworden, da berichtet Goethe noch an Trapp: „Der Himmels Arzt hat das Feuer des Lebens in meinem Körper wieder gestärckt, Und Muth und Freude sind wieder da.“ Und wenn es in demselben Brief heißt: „Reflexionen sind eine sehr leichte Waare, mit Gebet dagegen ist's ein sehr einträglicher Handel; eine einzige Aufwallung des Herzens im Nahmen des, den wir inzwischen einen Herren nennen, biß wir ihn unsern Herrn betitteln können, und wir sind mit unzähligen Wohltahten überschüttet“, so hat Goethe offenbar schon damals wie später öfter die Wahrheit des Bibelwortes erfahren: „Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.“ Uns seine Werke hinterlassend als „Bruchstücke einer großen Confession“, hoffte er auf liebende Hände, die sie begierig sammeln würden, um das Ganze wenigstens ahnend „nachzustammeln“.

„Theilen kann ich euch nicht dieser Seele Gefühl.
Fühlen kann ich euch nicht allen ganzes Gefühl' —

so beginnt im Fragment „Mahomet", die Zwiesprach des Propheten mit Gott unter „gestirntem Himmel".

„Sei mein Herr du, mein Gott! Du beleuchtest den Weg,
Laß! Laß nicht in der Finsterniß
Mich irren mit irrendem Volk."

„So allein auf dem Felde?" fragt Halima zu ihm tretend.

Mahomet: „Ich war nicht allein. Der Herr, mein Gott, hat sich freundlichst zu mir genaht."

Halima: „Sahst du ihn?"

Mahomet: „Siehst du ihn nicht? An jeder stillen Quelle, unter jedem blühenden Baum begegnet er mir in der Wärme seiner Liebe. Wie dank ich ihm, er hat meine Brust geöffnet, die harte Hülle meines Herzens weggenommen, daß ich sein Nahen empfinden kann."

Halima: „Wo ist seine Wohnung?"

Mahomet: „Überall."

Halima: „Das ist nirgends. Hast du Arme, den ausgebreiteten zu fassen?"

Mahomet: „Stärkere, brennendere als diese, die für deine Liebe dir danken. Noch nicht lange, daß mir ihr Gebrauch verstattet ist. Halima, mir wars wie dem Kinde, das ihr in enge Windeln schränkt, ich fühlte in dunkler Entwicklung Arme und Füße, doch es lag nicht an mir, mich zu befreien. Erlöse du, mein Herr, das Menschengeschlecht von seinen Banden, ihre innerste Empfindung sehnt sich nach dir."

Der heiße Atem inneren Erlebens, der hier aus jedem Wort uns anglüht, durchzittert auch die Worte des „Weisen":

„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt!
Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenroth!"

Verglich Goethe seinen „Faust" der „Welt- und Menschengeschichte", so haben wir von ihm selber das große Wort: „Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Conflict des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, in welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt" (Israel in der Wüste). Des Meisters Wink in den „Annalen": „Und wohl bedarf die Welt in ihrer unfrommen Einseitigkeit auch solcher Licht- und Wärmequellen, um nicht durchaus im egoistischen Irrsale zu erfrieren und zu verdursten", macht auch den „Vorwurf" verständlich, der Mephisto triff:

„Dein widrig Wesen, bitter, scharf,
Was weiß es was der Mensch bedarf?"

Es ist danach nicht mehr schwer, zu erraten, welchem Ziel die „Tragödie des menschlichen Verstandes" zustrebt. „Was ist denn Glauben?" heißt es in den „Bekenntnissen einer schönen Seele". „Die Erzählung einer Begebenheit für wahr zu halten, was kann mir das helfen? Ich muß mir ihre Wirkungen, ihre Folgen zueignen können. Dieser zueignende Glaube muß ein eigner, dem natürlichen Menschen ungewöhnlicher Zustand des Gemüths sein. Nun, Allmächtiger! so schenke mir Glauben, flehte ich einst in dem größten Druck des Herzens. Ich lehnte mich auf einen kleinen Tisch, an dem ich saß, und verbarg mein bethräntes Gesicht in meinen Händen. Hier war ich in der Lage, in der man sein muß, wenn Gott auf unser Gebet achten soll, und in der man selten ist. Ja, wer nur schildern könnte, was ich da fühlte! Ein Zug brachte meine Seele nach dem Kreuze hin, an dem Jesus einst erblaßte; ein Zug war es, ich kann es nicht anders nennen, demjenigen völlig gleich, wodurch

unsere Seele zu einem abwesenden Geliebten geführt wird, ein Zunahen, das vermuthlich viel wesentlicher und wahrhafter ist, als wir vermuthen. So nahte meine Seele dem Menschgewordenen und am Kreuz Gestorbenen, und in dem Augenblicke wußte ich, was Glauben war. Das ist Glauben! sagte ich und sprang wie halb erschreckt in die Höhe. Ich suchte nun meiner Empfindung, meines Anschauens gewiß zu werden, und in kurzem war ich überzeugt, daß mein Geist eine Fähigkeit sich aufzuschwingen erhalten habe, die ihm ganz neu war. Bei diesen Empfindungen verlassen uns die Worte. Ich konnte sie ganz deutlich von aller Phantasie unterscheiden; sie waren ganz ohne Phantasie, ohne Bild, und gaben doch eben die Gewißheit eines Gegenstandes, auf den sie sich bezogen, als die Einbildungskraft, indem sie uns die Züge eines abwesenden Geliebten vormalt.

Als das erste Entzücken vorüber war, bemerkte ich, daß mir dieser Zustand der Seele schon vorher bekannt gewesen; allein ich hatte ihn nie in dieser Stärke empfunden. Ich hatte ihn niemals fest halten, nie zu eigen behalten können. Ich glaube überhaupt, daß jede Menschenseele ein und das anderemal etwas davon empfunden hat. Ohne Zweifel ist er das, was einem jeden lehrt, daß ein Gott ist."

Wann aber ist Faust aus einem Saulus zu einem Paulus bekehrt, welches ist unter den „seligen Augenblicken" der zu „ergreifende"? Mephisto hat prophezeit: „Du bist am Ende — was du bist." „Am Ende" (des Stückes) aber wird Faust blind. Was mag Goethe, dessen Natur, wie er selbst sagt, „conciliant" ist, zu dieser furchtbar tragischen Wendung veranlaßt haben? Eine poetische Notwendigkeit lag doch eigentlich nicht vor, vielmehr wird die stolze Tat, die doch den Höhepunkt der Entwicklung bedeutet, dadurch sogleich wieder herabgedrückt, denn eines Blinden Befehle reichen nicht weit. Wie nahe liegt nun die Lösung all dieser Widersprüche!

„Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht."

Das ist die „Intuition", die innere Erleuchtung durch den Glauben, von dem man sagt, daß er blind sei, denn „Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben". So war Teiresias blind und doch ein Seher, so heißt es von Demodokos, dem Phäakenkönig:

„Herzlich liebt' ihn die Mus' und gab ihm Gutes und Böses,
Denn sie nahm ihm die Augen und gab ihm süße Gesänge."

So war auch der Apostel Paulus nach seiner Berufung drei Tage lang „nicht sehend", denn nur wenn das Tageslicht des menschlichen Bewußtseins untergegangen und Finsternis im Menschen geworden, gehe das göttliche Licht in ihm auf und erzeuge die Ekstase, sagt Philo von Alexandrien, und „die Blindheit der Schwärmer" schien auch dem „Magus in Norden" „nützlicher, als die schönste Aufklärung der sogenannten beaux esprits". Es ist unsagbar ergreifend, denselben Wolfgang Goethe, dem später „das Auge das Organ wurde, womit er die Welt faßte", unter dem unmittelbaren Eindruck seines Gotteserlebnisses an einen blinden Freund schreiben zu sehen: „Man sagt, Demokrit habe sich geblendet, um durch diesen gefährlichen Sinn nicht zerstreut zu werden, und wahrhaftig, wenn er's thun konnte, so that er nicht unrecht; ich gäbe manchmal was drum, blind zu seyn." Faust „anhauchend" sagt die „Sorge" von sich selber:

„In verwandelter Gestalt
Üb' ich grimmige Gewalt."

So habe ich denn auch sie „verwandelt", und zwar in den „Zweifel", wie schon Louvier es tat, allerdings ohne Begleitung des Glaubensmotivs. Faust wird „blind", nicht weil die „Sorge" ihn „anhaucht", sondern weil der Zweifel ihn verläßt:

Faust: „Dämonen, weiß ich, wird man schwerlich los,
Das geistig-strenge Band ist nicht zu trennen;
Doch deine Macht, o Sorge, schleichend groß,
Ich werde sie nicht anerkennen."

Sorge: „Erfahre sie, wie ich geschwind
Mich mit Verwünschung von dir wende!
Die Menschen sind im ganzen Leben blind,
Nun Fauste! werde du's am Ende."
(Sie haucht ihn an. Ab.)

Das Wort „Verwünschung" darf hier nicht im Sinne von „fluchen" genommen werden; „verwünschen" heißt so viel wie „durch Wunsch oder Schwur abwenden, verscheuchen, fliehen machen." In ursprünglicher Fassang lautete die Stelle anders:

„Erfahre sie, wie ich geschwind
Mit Grus und Fluch mich von dir wende."

Zwei so heterogene Elemente hat wohl noch niemals ein Dichter nebeneinander gestellt; doch „verwandelt" in Gebet, Bitte oder Wunsch wird der „Sorge" „Fluch" zum Segen, und indem sie sich selbst hinweg wünscht, erfleht sie Fausts Erlösung durch den „Freund", der das alles „derb an eigner Haut erfahren" muß. „Auf Teufel reimt sich Zweifel nur", sagt Goethe selber, und im Zweifel in Gestalt der „Sorge" steht sie uns endlich gegenüber, jene „Kraft, die stets das Böse will, und stets das Gute schafft"; ohne zur Erscheinung zu kommen, hat sie doch von Anfang an im „Faust" ihre unselige „Macht" geübt. Der Zweifel ist des Verstandes größter Ruhestörer, sein un-

ablässiger Begleiter; er folgt ihm, wie sein Schatten, ihm das Leben zur Qual machend, ihn „zur Hölle bereitend". So glühend auch Faust nach Wahrheit strebt und sich sehnt nach der „lebendigen Natur" —

Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen,
Dort wirket sie geheime Schmerzen,
Unruhig wiegt sie sich und störet Lust und Ruh;
Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen,
Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift;
Du bebst vor allem was nicht trifft,
Und was du nie verlierst das mußt du stets beweinen.
Den Göttern gleich' ich nicht! Zu tief ist es gefühlt;
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt;
Den, wie er sich im Staube nährend lebt,
Des Wandrers Tritt vernichtet und begräbt."

So lange der Mensch nur der Stimme des Verstandes gehorcht, kann er nicht „den Göttern gleichen", und so irrte Faust durch „glaubenleer Gewühl", in unfruchtbarem Bemühn, in ewig ungestillter Sehnsucht, „ohne Rast und Ruh", ohne Ziel. Nicht anders ergeht es den Forschern mit dem „Faust". Wer aber liebend glaubt und „auf des Meisters Worte schwört", dem bieten sich all seine Weiser und Winke zur Führung an, und er erlebt alles Verheißenen Erfüllung.

„Wenn es in allen Gliedern zwackt,
Wenn es unheimlich wird am Platz,
Nur gleich entschlossen grabt und hackt,
Da liegt der Spielmann, liegt der Schatz!"

Wen schüttelte nicht Grauen, wenn er lesend oder schauend die Mitternachtsscene erlebt, die düsterste, un-

heimlichste im Werke, wenn „schattenhaft“ die „vier grauen Weiber“ herangeschwebt kommen:

Erste: „Ich heiße der Mangel.“
Zweite: „Ich heiße die Schuld.“
Dritte: „Ich heiße die Sorge.“
Vierte: „Ich heiße die Noth.“

Zu Drei:
„Die Thür ist verschlossen, wir können nicht ein,
Drin wohnet ein Reicher, wir mögen nicht ’nein.“

Nach Louvier bergen sich darunter historisch die „Kant’schen Nichtse“ und philosophisch Dummheit, Denkfaulheit, Gedankenarmut und Zweifel. Die „Drei“ finden bei dem „Reichen“ weder Tor noch Türe offen, daher die Sorge:

„Ihr Schwestern, ihr könnt nicht und dürft nicht hinein.
Die Sorge sie schleicht sich durch’s Schlüsselloch ein.“
(Sorge verschwindet.)

Mangel:
„Ihr, graue Geschwister, entfernt euch von hier.“
Schuld: „Ganz nah an der Seite verbind’ ich mich dir.“
Noth: „Ganz nah an der Ferse begleitet die Noth.“

Zu Drei:
„Es ziehen die Wolken, es schwinden die Sterne!
Dahinten, dahinten! von ferne, von ferne,
Da kommt er der Bruder, da kommt er der — — — — —
Tod.“

Es ist Mitternacht, also die „höchste Zeit“, aber nicht, weil der Tod an die Pforte klopfte. Dieser Begriff gehört in den poetischen Rahmen, der notdürftig die „hoch aufquellende Masse“ zusammenhält. Für den Verstand bedeutet Tod das Nichtdenken, Nichtgrübeln, also eine Zeit der Ruhe, in der die „bessre Seele“ im Menscheninnern einmal zu Worte kommt. Und jetzt erst

nahte ihm der Zweifel? „Dem Dichter als dramatischem Gott schlägt keine Uhr auf Turm und Tempel, sondern er hat Raum und Zeitmaße zu schaffen. In seinem Innern wohnt das Maß von Frist und Raum, und dahin hat er alle Zuschauer zu zaubern, es ihnen aufzudrängen.“ Der Zweifel hat sich dem spekulierenden Verstand von Anfang an an die Fersen geheftet, und es ist nur eine künstlerische Notwendigkeit, daß dieses bösen Geistes Macht noch einmal mit allen Qualen in die Erscheinung tritt, bevor er zu endlicher Erlösung „sich von ihm wendet“. Der „Schlüssel“ ist unter solcher Beleuchtung die Philosophie, das „Schlüsselloch“ die Bresche, durch die der Zweifel sich einschleicht.

Sorge: „Wen ich einmal mir besitze
Dem ist alle Welt nichts nütze,
Ewiges Düstre steigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter,
Bei vollkommnen äußern Sinnen
Wohnen Finsternisse drinnen,
Und er weiß von allen Schätzen
Sich nicht in Besitz zu setzen.
Glück und Unglück wird zur Grille,
Er verhungert in der Fülle,
Sei es Wonne, sei es Plage
Schiebt er’s zu dem andern Tage,
Ist der Zukunft nur gewärtig
Und so wird er niemals fertig.“

Faust: „Hör auf! so kommst du mir nicht bei!
Ich mag nicht solchen Unsinn hören.
Fahr hin! die schlechte Litanei
Sie könnte selbst den klügsten Mann bethören.“

Sorge: „Soll er gehen, soll er kommen,
Der Entschluß ist ihm genommen;

Auf gebahnten Weges Mitte
Wankt er tastend halbe Schritte.
Er verliert sich immer tiefer,
Siehet alle Dinge schiefer,
Sich und andre lästig drückend,
Athem holend und erstickend;
Nicht erstickt und ohne Leben,
Nicht verzweifelnd, nicht ergeben,
So ein unaufhaltsam Rollen,
Schmerzlich Lassen, widrig Sollen,
Bald Befreien, bald Erdrücken,
Halber Schlaf und schlecht Erquicken
Heftet ihn an an seine Stelle
Und bereitet ihn zur Hölle."

Faust: „Unselige Gespenster! so behandelt ihr
Das menschliche Geschlecht zu tausendmalen;
Gleichgültige Tage selbst verwandelt ihr
In garstigen Wirrwarr netzumstrickter Qualen" u. s. w.

Auch Goethe mußte die Via mala des Lebens passieren. Bevor der Himmel sich auftut, muß die Hölle überwunden werden; keine Erkenntnis, keine Wahrheit ohne Zweifel, und erst wenn der Mensch durch die Pein des Zweifels sich siegreich durchgerungen, erkennt er dessen Macht, denn nur dem Guten weicht das Böse. Wir stehen hier also am Wendepunkt der Tragödie, an der allerwichtigsten Stelle; hier ist die Krisis, es ist die „höchste Zeit". Der Zweifel hat seine Mission erfüllt, und beglückend hat ein holder Gast im Herzen Einkehr gehalten, der Glaube, doch nicht der von den Vätern ererbte, sondern ein eigenes, inneres Erlebnis, eine Tat:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast
Erwirb es um es zu besitzen."

Und nun wäre Faust blind? Nicht blind ist er, sondern vielmehr geblendet von der Wahrheit, die mit himmlischem Glanz seine ganze Seele füllt: „Ein Glanz umgab mich, und ich stand geblendet." Mit der „Zueignung", die Goethe all seinen Gedichten voransetzte, errichtete er gewissermaßen ein Tor, einen Portikus, den durchschreiten muß, wer in den Tempel der Schönheit gelangen will, wo still verborgen die Wahrheit, des Dichters eigenes Erlebnis seiner wartet. Denn nichts anderes ist die Weltanschauung der Großen, als das zur Schau gewordene tiefste Erlebnis der Seele. „Werde der du bist!" „Bin ich ein Gott? Mir wird so licht!" Dieses Erlebnis selber aber ist „immer irgendwie ein Erleiden des göttlichen Schöpferwillens und ein ihm entsprechendes, vertrauensvolles Gehorchen durch die Tat. Gott schafft in mir: das ist das eine in der Religion, und Gott will durch mich schaffen: das ist das andere." Das Erlebnis drängt zur Gestaltung und „der Glaube ists, der den Willen beschleußt", heißt es bei Parazelsus. Mit dem Glauben setzt alles Erkennen ein und alles Schaffen; darum

„Nach fröhlichem Erkenntniß
Erfolge rasche That!"

Das „Hauptgeschäft" bedeutet also eine Glaubenstat, und noch einmal in die Frankfurter Krankenstube zurückkehrend, sehen wir den langsam Genesenden die begonnenen Studien nun mit verdoppeltem Eifer fortsetzen. Denn Parazelsus sagt in „De Tinctura Physicorum": „Sucht, sucht, spricht der höchst Spagyrus, so werdet ihr finden, Klopfft an, so wird euch auffgethan. Dann es were Sünd und Schand, daß man einem solchen schlimmen Vogel das Muß ins Maul stieße unnd ließ ihn nit selbs darnach Fliegen, wie ich und alle andere haben thuen müssen. Darumb gehe der rechten Kunst nach,

so wirst in der selbigen vollkommliche erkanntnuß bekommen." Wenn der Suchende zugleich, wie er erzählt, sich in „Gottfried Arnolds Unparteyische Kirchen- und Ketzerhistorie" vertiefte, wie mußte er, nachdem er selber seinen Tag von Damaskus erlebt, all das grenzenlose Leid der „Enthusiasten" nachempfinden. Mußte da nicht der Wunsch der Wünsche in ihm aufglühen, in diesem Sinne einmal dauernd Wandel zu schaffen, Jahrtausende altes Leid zu sühnen und solchem in alle Zukunft zu wehren durch eine kühne dichterische Tat?

„Glaubt nicht, daß ich fasele, daß ich dichte;
Seht hin und findet mir andre Gestalt!
Es ist die ganze Kirchengeschichte
Mischmasch von Irrthum und Gewalt."

Liegt nicht schon eine Rechtfertigung des alten Schwarzkünstlers in den Versen:

„Seid ihr verrückt? Was fällt euch ein,
Den alten Faustus zu verneinen?
Der Teufelskerl muß eine Welt sein,
Dergleichen Wiederwärt'ges zu vereinen —"

„In der Einsamkeit der Jugend", „aus Ahnung" hatte Goethe also das Feld gefunden, auf dem sein Genius zum Kampf berufen war, nämlich zum Kampf mit den „Geistern, die verneinen". „Ja, ja, mein Guter, man muß jung sein, um große Dinge zu thun", ließ er sich im Jahre 1828 zu Eckermann aus. Und da der „wilde Augenblick" das alte Trauerspiel wiederholte, so hatte er alle Ursache, von seinem „Project" zu sagen, „am hellen Tage der Welt säh' es wie ein Pasquill aus". Denn:

„Ach! was in tiefer Brust uns da entsprungen,
Was sich die Lippe schüchtern vorgelallt,
Mißrathen jetzt und jetzt vielleicht gelungen,
Verschlingt des wilden Augenblicks Gewalt."

Der „wilde Augenblick" hat auch dem weisen Bakis Seufzer der Entsagung entlockt:

„Ja, vom Jupiter rollt ihr, mächtig strömende Fluthen,
Ueber Ufer und Damm, Felder und Gärten mit fort.
Einen seh' ich; er sitzt und harfenirt der Verwüstung;
Aber der reißende Strom nimmt auch die Lieder hinweg."

„Möge Deutschland bald kriegerisch befreit, staatenhaft befestigt und gerundet sein, damit wir andern, die zu Wort und Zeichen berufen sind, auch wieder einmal freies Spiel haben", heißt es in dem Konzept eines Schreibens vom 20. März 1814 an I. G. Radlof. Doch die politischen Wirren waren es nicht allein, die des Meisters Sendung hemmend im Wege standen, denn als schon längst wieder Friede herrschte in deutschen Gauen, zeigen Briefe an vertraute Freunde uns Goethe den „Entsagenden": „Wir müssen das Rad dahinrollen lassen und abwarten, wie es uns streift und quetscht, wenn es uns nur nicht ganz zerdrückt", (an Zelter 20. Mai 1826) und noch kurz vor seinem Tode schrieb er an Wilhelm von Humboldt: „Verwirrte Lehre zu verwirrtem Handel waltet über die Welt."

„Vieljähriges dürft' ich euch wohl vertrauen,
Das Offenbare wäre leicht zu schauen,
Wenn nicht die Stunde sich selbst verzehrte
Und immer warnend wenig belehrte."

„Es gibt zwei Momente der Weltgeschichte, die bald auf einander, bald gleichzeitig, theils einzeln und abgesondert, theils höchst verschränkt, sich an Individuen und Völkern zeigen. Der erste ist derjenige, in welchem sich die Einzelnen neben einander frei ausbilden; dieß ist die Epoche des Werdens, des Friedens, des Nährens, der Künste, der Wissenschaften, der Gemüthlichkeit, der Vernunft. Hier wirkt alles nach innen und strebt

in den besten Zeiten zu einem glücklichen, häuslichen Auferbauen; doch löst sich dieser Zustand zuletzt in Parteisucht und Anarchie auf. Die zweite Epoche ist die des Benutzens, des Kriegens, des Verzehrens, der Technik, des Wissens, des Verstandes. Die Wirkungen sind nach außen gerichtet; im schönsten und höchsten Sinne gewährt dieser Zeitpunct Dauer und Genuß unter gewissen Bedingungen. Leicht artet jedoch ein solcher Zustand in Selbstsucht und Tyrannei aus, wo man sich aber keineswegs den Tyrannen als eine einzelne Person zu denken nöthig hat; es gibt eine Tyrannei ganzer Massen, die höchst gewaltsam und unwiderstehlich ist." Ein bedeutsames Urteil über die Zeit, die sich auch an ihm so grausam versündigte, verwob Goethe gleichfalls in seine „Geschichte der Farbenlehre", indem er mit Bezug auf das achtzehnte Jahrhundert sagt: „Bei seinen großen Verdiensten hegte und pflegte es manche Mängel und that den vorhergehenden Jahrhunderten, besonders den weniger ausgebildeten, gar mannigfaltiges Unrecht. Man kann es in diesem Sinne wohl das selbstkluge nennen, indem es sich auf gewisse klare Verständigkeit sehr viel einbildete und alles nach einem einmal gegebenen Maßstabe abzumessen sich gewöhnte. Zweifelsucht und entscheidendes Absprechen wechselten miteinander ab, um eine und dieselbe Wirkung hervorzubringen, eine dünkelhafte Selbstgenügsamkeit und ein Ablehnen alles dessen, was sich nicht sogleich erreichen noch überschauen ließ. Wo findet sich Ehrfurcht für hohe, unerreichbare Forderungen, wo das Gefühl für einen in unergründliche Tiefe sich senkenden Ernst? Wie selten ist die Nachsicht gegen kühnes mißlungenes Bestreben! Wie selten die Geduld gegen den langsam Werdenden! — Man kommt zwar den

wackeren Personen früherer Zeiten zu Hilfe, daß man sie vom Verdacht der Zauberei zu befreien sucht; aber nun thäte es gleich wieder Noth, daß man sich auf eine andre Weise ihrer annähme und sie aus den Händen solcher Exorzisten abermals befreite, welche, um die Gespenster zu vertreiben, sich's zur heiligen Pflicht machen, den Geist selbst zu verjagen." Wie das gemeint ist, darüber äußert er sich, von Bacon sprechend, in nicht mißzuverstehender Weise: „Daß man ihn (Bacon) der Irrlehre angeklagt, das Schicksal hat er mit allen denen gemein, die ihrer Zeit vorlaufen; daß man ihn der Zauberei bezüchtigt, war damals ganz natürlich. Aber seine Zeit nicht allein beging diese Uebereilung, daß sie das, was tiefen, unbekannten, festgegründeten, consequenten, ewigen Naturkräften möglich ist, als dem Willen und der Willkür unterworfen, als zufällig herbeigerufen, im Widerstreit mit Gott und der Natur gelten ließ. Auch hierüber ist der Mensch weder zu schelten noch zu bedauern: denn diese Art von Aberglauben wird er nicht los werden, so lange die Menschheit existirt. Ein solcher Aberglaube erscheint immer wieder, nur unter einer anderen Form. Der Mensch sieht nur die Wirkungen; die Ursachen, selbst die nächsten, sind ihm unbekannt: nur sehr wenige tiefer Dringende, Erfahrene, Aufmerkende, werden allenfalls gewahr, woher die Wirkung entspringe. Man hat oft gesagt, und mit Recht, der Unglaube sei ein umgekehrter Aberglaube, und an dem letzten möchte gerade unsere Zeit vorzüglich leiden. Eine edle That wird dem Eigennutz, eine heroische Handlung der Eitelkeit, das unläugbare poetische Product einem fieberhaften Zustande zugeschrieben, ja, was noch wunderlicher ist, das Allervorzüglichste, was hervortritt,

das Allermerkwürdigste, was begegnet, wird so lange, als nur möglich ist, verneint. Dieser Wahnsinn unserer Zeit ist auf alle Fälle schlimmer, als wenn man das Außerordentliche, weil es nun einmal geschah, gezwungen zugab und es dem Teufel zuschrieb. Der Aberglaube ist ein Erbtheil energischer, großthätiger, fortschreitender Naturen; der Unglaube das Eigenthum schwacher, kleingesinnter, zurückschreitender, auf sich selbst beschränkter Menschen. Jene lieben das Erstaunen, weil das Gefühl des Erhabenen dadurch in ihnen erregt wird, dessen ihre Seele fähig ist, und da dieß nicht ohne eine gewisse Apprehension geschieht, so spiegelt sich ihnen dabei leicht ein böses Princip vor. Eine ohnmächtige Generation aber wird durchs Erhabene zerstört; und da man niemanden zumuthen kann, sich willig zerstören zu lassen, so haben sie völlig das Recht, das Große und Uebergroße, wenn es neben ihnen wirkt, so lange zu läugnen, bis es historisch wird, da es denn aus gehöriger Entfernung, in gedämpftem Glanze, leichter anzuschauen sein mag." Wie heiß auch Goethe um die Erforschung der Wahrheit sich mühte, immer stieß er auf verständnislosen Widerspruch. „Wie wenige fühlen sich von dem begeistert, was eigentlich nur dem Geist erscheint. Die Sinne, das Gefühl, das Gemüth üben weit größere Macht über uns aus, und zwar mit Recht; denn wir sind aufs Leben und nicht auf die Betrachtung angewiesen. Leider findet man aber auch bei denen, die sich dem Erkennen, dem Wissen ergeben, selten eine wünschenswerthe Theilnahme. Dem Verständigen, auf das Besondere Merkenden, genau Beobachtenden, auseinander Trennenden ist gewissermaßen das zur Last, was aus einer Idee kommt und auf sie zurückführt. Er ist in seinem Labyrinth auf seine

eigene Weise zu Hause, ohne daß er sich um einen Faden bekümmerte, der schneller durch und durch führte; und solchem scheint ein Metall, das nicht ausgemünzt ist, nicht aufgezählt werden kann, ein lästiger Besitz; dahingegen der, der sich auf höheren Standpuncten befindet, gar leicht das einzelne verachtet und dasjenige, was nur gesondert ein Leben hat, in eine tödtende Allgemeinheit zusammenreißt." Wie hier in der „Metamorphose der Pflanzen" klagt der Weise auch im „Faust":

„Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet steht euch meilenfern,
Was ihr nicht faßt das fehlt euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet glaubt ihr sei nicht wahr,
Was ihr nicht wägt hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das meint ihr gelte nicht."

„Unser Wissen ist Stückwerk", wenn sich ihm nicht der Glaube gesellt, der an „den ziemlich beschränkten Gesichtskreis von Wahrnehmungen auf diesem Planeten" nicht gebunden ist, durch den allein wir zu der Liebe gelangen und „zu allem Reichtum des gewissen Verstandes, zu erkennen das Geheimnis Gottes, des Vaters, und Christi, in welchem verborgen liegen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis" (Kol. 2, 2 u. 3). „Wo das Wissen genügt," sagte Goethe in dem denkwürdigen Gespräch mit Falk an Wielands Begräbnistage, „bedürfen wir freilich des Glaubens nicht; wo aber das Wissen seine Kraft nicht bewährt oder ungenügend erscheint, sollen wir auch dem Glauben seine Rechte nicht streitig machen. Sobald man nur von dem Grundsatz ausgeht, daß Wissen und Glauben nicht dazu da sind, um einander aufzuheben, sondern um einander zu ergänzen, so wird schon überall das Rechte ausgemittelt werden."

Vom 16. Jahrhundert sprechend, als der Periode der

vorherrschenden Vernunft, sagt Friedrich Schlegel: „Mußte es gerade ein solches Erwachen derselben sein? Ein Rückfall in die heidnische Vernunft, in den alten Stolz und Ungehorsam, statt einer höheren Erleuchtung des christlichen Denkens und Wissens in angemeßner Entwicklung und immer steigendem Fortschritt? Dazu war es eben so unnötig als frevelhaft, erst den Glauben zu zerreißen, dann das Wissen mit dem Glauben auf drei Jahrhunderte hinaus in unauflöslichen Zwiespalt zu versetzen, wodurch das Erste in sich selbst verderbt, verschlechtert und ganz und gar verwildert, das andre aber von diesem feindlich abgesondert, und durch die feindliche Absonderung auch innerlich gehemmt, und in seinem lebendigen Wirken gelähmt werden mußte. Eben so wenig war es nötig, jedes Heiligtum der Erinnerung und allen Schmuck des Lebens, mit welchem eine kindlich fromme Phantasie es wohltätig umkleidet hatte, mit einem Male wegzuwerfen, um der Vernunftbestimmung der neuen Welt-Periode nachzukommen. — — Nicht aber in dem Vernunft-Charakter der modernen Zeit liegt das Uebel, da diese wie jede andre Elementarkraft in dem Cyklus der intellektuellen Entwicklung, wenn die Zeit da ist, an die Reihe der Herrschaft kommen mußte, wie sie gleich damals entscheidend in die Weltgeschichte eintrat, sondern in dem schlechten Gebrauch, welchen der Mensch als ein freies Wesen, von der neu erweckten Kraft gemacht hat, da er sie nicht in liebevoller Eintracht zu immer höherer Verherrlichung des Christentums, als des kostbaren Unterpfandes der göttlichen Ueberlieferung und Offenbarung gebraucht, sondern durchgehends fast nur in einem Geiste des Zwiespalts und der Trennung angewandt hat, bis in unsern Tagen aus dem Uebermaß des langen Uebels selbst, die Rettung hervorgegangen ist."

„Wahrhafte Anarchie ist das Zeugungselement der Religion. Aus der Vernichtung alles Positiven erhebt sie ihr glorreiches Haupt als neue Weltstifterin empor" (Novalis). Gegenüber der frohen Botschaft am Schluß des „Faust":

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen —"

dürfen wir in Ehrfurcht uns auf etwas Großes bereiten, auf eine erlösende „Offenbarung", auf eine „That", ob welcher „alle Welt erstaunt". Um indes die Wahrheit als solche im „Faust" in hehrem Glanze personifiziert erscheinen zu sehen, ist es notwendig, daß der Leser in aller Kürze nochmal die Beschwörungsscene mit erlebt, und zwar unter Louviers Beleuchtung.

„Berufe nicht die wohlbekannte Schaar,
Die strömend sich im Dunstkreis überbreitet,
Dem Menschen tausendfältige Gefahr,
Von allen Enden her, bereitet."

Der das „Wissen" repräsentierende Wagner kennt sie nur zu wohl, denn die bösen Geister, vor denen er auf dem „Spaziergang" warnt, sind philosophisch die logischen Täuschungen. Auch sie dienen einem weisen Plane als Teile „jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft", und der „speculirende Verstand" muß den Kampf mit ihnen aufnehmen. Schon naht „im weiten Schneckenkreise" das Verhängnis in Gestalt des „schwarzen Pudels":

„Und irr' ich nicht, so zieht ein Feuerstrudel
Auf seinen Pfaden hinterdrein."

Wagner: „Ich sehe nichts als einen schwarzen Pudel;
Es mag bei euch wohl Augentäuschung sein."

Faust: „Mir scheint es, daß er magisch leise Schlingen
Zu künft'gem Band um unsre Füße zieht."

Wagner:

„Ich seh' ihn ungewiß und furchtsam uns umspringen,
Weil er, statt seines Herrn, zwei Unbekannte sieht."

Faust: „Der Kreis wird eng, schon ist er nah!"

Wagner: „Du siehst! ein Hund und kein Gespenst ist da.
Er knurrt und zweifelt, legt sich auf den Bauch,
Er wedelt. Alles Hunde Brauch."

Faust: „Geselle dich zu uns! Komm hier!"

Wagner: „Es ist ein pudelnärrisch Thier.
Du stehest still, er wartet auf;
Du sprichst ihn an, er strebt an dir hinauf;
Verliere was, er wird es bringen,
Nach deinem Stock ins Wasser springen."

Faust: „Du hast wohl Recht; ich finde nicht die Spur
Von einem Geist, und alles ist Dressur."

Wagner: „Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird selbst ein weiser Mann gewogen.
Ja deine Gunst verdient er ganz und gar,
Er der Studenten trefflicher Scolar."

Der „Spaziergang" ist natürlich geistig aufzufassen, die „Stadt" ist der Kopf, das Gehirn, und indem „sie in das Stadtthor gehen", hat ein unholder Gast bei Faust Einkehr gehalten, wie die folgende, in Fausts „Studirzimmer" sich abspielende Scene zeigt.

Faust (mit dem Pudel hereintretend):

„Verlassen hab' ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
Mit ahnungsvollem heil'gem Grauen
In uns die bess're Seele weckt.
Entschlafen sind nun wilde Triebe,
Mit jedem ungestümen Thun;
Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun."

Wohl jeder Faustfreund hat mit Behagen den wohltuenden Frieden dieser Verse eingeatmet, da der Held nach rastlosem Schweifen endlich einmal der besten Freude, des „Wohnens in ihm selbst" genießt und der Stimme seines Herzens lauscht. Sowie er indes von göttlichen Dingen redet, beginnt der Pudel zu rumoren, denn er ist — der „negative Beweis".

„Sei ruhig Pudel! renne nicht hin und wieder!
An der Schwelle was schnoperst du hier?
Lege dich hinter den Ofen nieder,
Mein bestes Kissen geb' ich dir.
Wie du draußen auf dem bergigen Wege
Durch Rennen und Springen ergetzt uns hast,
So nimm nun auch von mir die Pflege,
Als ein willkommner stiller Gast.
Ach wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt,
Vernunft fängt wieder an zu sprechen,
Und Hoffnung wieder an zu blühn;
Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin."

„Unsere enge Zelle" — o daß sie nicht bei so vielen verschlossen wäre — es ist unser Gemüt, das in dem „selbstklugen Jahrhundert" so vernachlässigte, der „kleine Raum", der nun der Phantasie genug ist, „wenn Glück auf Glück im Zeitenstrudel scheitert".

„Knurre nicht Pudel! Zu den heiligen Tönen,
Die jetzt meine ganze Seel' umfassen,
Will der thierische Laut nicht passen.
Wir sind gewohnt, daß die Menschen verhöhnen

Was sie nicht verstehn,
Daß sie vor dem Guten und Schönen,
Das ihnen oft beschwerlich ist, murren;
Will es der Hund, wie sie, beknurren?
Aber ach! schon fühl' ich, bei dem besten Willen,
Befriedigung nicht mehr aus dem Busen quillen.
Aber warum muß der Strom so bald versiegen,
Und wir wieder im Durste liegen?
Davon hab' ich so viel Erfahrung.
Doch dieser Mangel läßt sich ersetzen,
Wir lernen das Überirdische schätzen,
Wir sehnen uns nach Offenbarung,
Die nirgends würd'ger und schöner brennt,
Als in dem neuen Testament."

Und wahrlich, nicht zu philosophischer Übersetzungsarbeit schlägt Dr. Faust nun gerade das Evangelium Johannes auf, dies Evangelium des Geistes und des Friedens, das Herder „das reine Menschen-Evangelium" nennt. Indes der Pudel wird immer ungebärdiger, und der Rationalismus als historischer Hintergrund ist nicht zu verkennen,

„Soll ich mit dir das Zimmer theilen,
Pudel, so laß das Heulen,
So laß das Bellen!
Solch einen störenden Gesellen
Mag ich nicht in der Nähe leiden.
Einer von uns beiden
Muß die Zelle meiden,
Ungern heb' ich das Gastrecht auf,
Die Thür ist offen, hast freien Lauf.
Aber was muß ich sehen!
Kann das natürlich geschehen?
Ist es Schatten? ist's Wirklichkeit?
Wie wird mein Pudel lang und breit!

Er hebt sich mit Gewalt,
Das ist nicht eines Hundes Gestalt!
Welch ein Gespenst bracht' ich in's Haus!
Schon sieht er wie ein Nilpferd aus,
Mit feurigen Augen, schrecklichem Gebiß.
O! du bist mir gewiß!
Für solche halbe Höllenbrut
Ist Salomonis Schlüssel gut."

Das „Nilpferd" ist der „falsche Beweis", eine Gestalt, die der negative zuerst immer zeigt. In den „Geistern" gesellen sich — denn wir befinden uns „auf dem Gange" zur Erkenntnis — die Vermutungen hinzu, hier die falschen Vermutungen, welche Faust in dem Glauben bestärken, es mit dem falschen Beweis zu tun zu haben. Doch „Salomonis' Schlüssel" bewährt seine alte Kraft. Ihn mit der „Königlichen Philosophie" in die Enge treibend, erkennt Faust seinen Irrtum und beschwört alsdann den negativen Beweis mit dem richtigen Mittel. „So sieh dieß Zeichen!" nämlich das Kreuz, das feste Glauben, nach Louvier hier zunächst nur das Für-Wahr-Halten eines Satzes, das den negativen Beweis machtlos macht:

„Hinter den Ofen gebannt
Schwillt es wie ein Elephant."

„Hinter den Ofen", also in den „Winkel", das heißt in die Mathematik verwiesen, allwo bekanntlich der negative Beweis zum positiven wird. „In Winkeln bleibt noch vieles zu entdecken." Dies orakelhafte Wort „schwillt" auch zu ungeheurer Größe neben dem „Baco" überschriebenen Paralipomenon:

„Denn wer nur mathematische Regeln kennt
Wird Schlüsse finden welche Wunder wirken.
Die der gemeine Sinn nicht fassen kann."

Oft genug hat der Seher durchblicken lassen, wie weit er der wissenschaftlichen Forschung voraus war:

„Nun haben wir's an einem andern Zipfel,
Was ehmals Grund war ist nun Gipfel."

Denn „wie jedes Geschöpf oder Naturwesen auf eine oder andre Art die unerforschliche Größe des Werkmeisters unwillkürlich verkündet, so sollte auch die menschliche Vernunft, sonst so eitel auf sich und ihre eigne Kraft und Geschicklichkeit, in den allgemeinen Chor zur Verherrlichung Gottes mit einstimmen. Oder auch so wie man in menschlichen Angelegenheiten es als den höchsten Triumph einer guten und gerechten Sache ansieht, wenn selbst der Feind und Gegner gezwungen wird, die Gerechtigkeit und Wahrheit derselben notgedrungen, und ungern einzugestehen, so sollte auch die Vernunft des Menschen ein Zeugnis ablegen für die göttliche Wahrheit" (Friedrich Schlegel). Die Ergebnisse der Naturwissenschaften, für ihre Jünger ein „Grund", an der biblischen Überlieferung zu zweifeln, sind berufen, zum „Gipfel" ihrer glorreichen Bestätigung zu werden.

Um nun aber endlich der verheißenen „Wahrheit" näher zu kommen, muß die Spur des „Elephanten" verfolgt werden, der, ohne direkt genannt zu werden, zu „Wiederholter Spiegelung" in der „Mummenschanz" auftritt, und zwar kurz vor dem Erscheinen des „vierbespannten Wagens". Wie Goethe selber auf die wundervoll durchdachte Gruppe aufmerksam macht durch den Zusatz, „geheimnißvoll, doch zeig' ich euch den Schlüssel", so wird auch Louviers Erklärung dem Leser das Bekenntnis abnötigen, daß hier ein widerstrebender Stoff von bildender Künstlerhand bezwungen wurde, um uns in plastischer Schönheit entgegenzutreten.

„Belieb' es euch zur Seite wegzuweichen,
Denn was jetzt kommt, ist nicht von Euresgleichen."

Wer um das „Vorher und Nachher" sich nicht „ängstlich quält", kann schon hier das Resultat von Seismos Riesenarbeit ahnen:

„Einmal noch mit Kraft geschoben
Mit den Schultern brav gehoben
So gelangen wir nach oben
Wo uns alles weichen muß."

„Platz gemacht! mich schaudert's" heißt es auch beim Nahen des „prächtigen Wagens". Unter des Herolds anschaulicher Beschreibung vollendet sich nun das Bild:

„Ihr seht wie sich ein Berg herangedrängt,
Mit bunten Teppichen die Weichen stolz behängt,
Ein Haupt mit langen Zähnen, Schlangenrüssel,
Geheimnißvoll, doch zeig' ich euch den Schlüssel.
Im Nachen sitzt ihm zierlich-zarte Frau,
Mit feinem Stäbchen lenkt sie ihn genau,
Die andre droben stehend herrlich-hehr
Umgibt ein Glanz der blendet mich zu sehr."

Unter der Maske der „Klugheit" harrt Frau Logik der Entdeckung. Ihr „feines Stäbchen" ist die Folgerichtigkeit; der Zweifel findet also keinen Angriffspunkt:

„Zur Seite gehn gekettet edle Frauen,
Die eine bang, die andre froh zu schauen."

Und Frau Logik kündet wundersame Mär:

„Zwei der größten Menschenfeinde,
Furcht und Hoffnung angekettet,
Halt' ich ab von der Gemeinde."

„Furcht und Hoffnung angekettet?" Also — ausgeschlossen? Wohin geht der Weg — wo sind wir? Selbst Louvier, der „Trugschluß und Hypothese" hier witterte, ahnte nicht des Wahrheitssuchers „große Tha-

ten“. „Platz gemacht!“ Was da naht, ist unanfechtbar, denn es bringt — den positiven Beweis:

„Den lebendigen Colossen
Führ’ ich, seht ihr, thurmbeladen,
Und er wandelt unverdrossen
Schritt für Schritt auf steilen Pfaden.
Droben aber auf der Zinne
Jene Göttin mit behenden
Breiten Flügeln, zum Gewinne
Allerseits sich hinzuwenden.
Rings umgibt sie Glanz und Glorie
Leuchtend fern nach allen Seiten,
Und sie nennet sich Viktorie,
Göttin aller Thätigkeiten.“

Auch hier ist eine jener „trockenen, kahlen Felsenstellen“, die der Berieselung warten zu „sprossendem Flor“, und fragendem Liebesblick wurde die Antwort:

„Laßt euch einen Gott begeisten,
Euch beschränket nur mein Sagen —“

Und

„Ach wie traurig sieht in Lettern
Schwarz auf weiß das Lied mich an,
Das aus deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann.“

Darum

„Nur zu! geliebter Schenke,
Den Becher fülle still!
Ich sage nur: Gedenke!
Schon weiß man was ich will.“

Und da ich „gedachte“ — da „wußt“ ich’s auch. „Wiederholte Spiegelungen“ sind „gute Worte“, und wer am „Tor“ der „Zueignung“ sein Lämpchen entzündet, hat immer Licht auf seinem Weg. „Kennst du

mich nicht“ — fragt’s da „mit einem Munde, dem aller Lieb’ und Treue Ton entfloß“. — So „übersetze“ ich denn „getrost“:

„Rings umgibt sie Glanz und Klarheit
Leuchtend fern nach allen Seiten,
Und sie nennet sich die Wahrheit,
Göttin aller Thätigkeiten.“

„Da droben ist uns Glück und Heil geschrieben“ — sie ist es selber, „ich seh’s am Glanze“. „O Jahrhundert, es ist eine Lust, in dir zu leben!“ Denn „es ist an der Zeit;“ die Menschheit ist wirklich so weit herangereift, um endlich zu schauen, was sie so lange nur gläubig geahnt hat, und — „Ihr seid gerettet.“ Da steht sie, die Erlösungsbotschaft — ungehört — ungenutzt — — —

Wo ist der „Sänger“, des stillen Helden Ruhm zu singen, der auch ein Drachentöter war, wie Siegfried?

„Warf mein blinkendes Geschoß
Drachen durch den Bauch.
Ja, ich war ein Mann!“

Wir kennen sie alle, die Ungeheuer, gegen die der Weise Zeit seines Lebens gekämpft hat; es sind — „Lug und Trug“, verkörpert in Zoilo-Thersites’ scheußlicher Doppelgestalt. Und ob die Welt es auch nicht bemerkte — „es ist gethan“ — er hat sie überwunden.

„So treffe dich, du Lumpenhund,
Des frommen Stabes Meisterstreich,
Da krümm’ und winde dich zugleich!“

„Wartet nur, alles wird sich schicken“ — den „Meisterstreich“ ist Goethe uns nicht schuldig geblieben. Werden an der Faustlösung auch noch Generationen arbeiten, so sind doch „alte Pergamente“ nicht vonnöten, um den „Stab“, womit er ihn vollführte, wieder zu erkennen. Spiegelungen bestätigten mein Fühlen:

„Greift der stets bewußte Meister
Nochmals zum b e w ä h r t e n S t a b e,
Hämmert auf die Pustrichs-Geister;
Engel brachten ihn zu Grabe.“

Er ist „der Wanderstab aus frommer Mutter Hand“, und in der Beschwörungsscene wird von seiner magischen Kraft etwas fühlbar:

„Du siehst daß ich nicht vergebens drohe.
Ich versenge dich mit h e i l i g e r L o h e!
Erwarte nicht
Das d r e i m a l g l ü h e n d e L i c h t!
Erwarte nicht
Die stärkste von meinen Künsten!“

Jedoch dies allerstärkste Mittel, das Goethes religiöses Glaubensbekenntnis ahnen läßt, tritt nicht in die Erscheinung, denn „das Beste, was du wissen kannst, darfst du den Buben doch nicht sagen“.

Still ging er über diese Erde, ein Fremdling den Seinen, um erst an den Pforten des Paradieses als Märtyrer erkannt zu werden:

„Forschend stehn sie, was du unternahmest?
Große Plane? fährlich blut'gen Strauß?
Daß du Held seist sehn sie, weil du kamest;
Welch ein Held du seist? sie forschen's aus.
Und sie sehn es bald an deiner Wunden,
Die sich selbst ein Ehrendenkmal schreibt.
Glück und Hoheit, alles ist verschwunden,
Nur d i e W u n d e f ü r d e n G l a u b e n bleibt.“

Kommenden Geschlechtern aber möge es zur Lust werden, gut zu machen, was sein Jahrhundert an dem Edlen gesündigt.

„Der Mond soll im Kalender stehn;
Doch auf den Straßen ist er nicht zu sehn!
Warum darauf die Polizei nicht achtet!
Mein Freund, urtheile nicht so schnell!
Du thust gewaltig klug und hell,
Wenn es in deinem Kopfe nachtet.“

Intermezzo

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder,
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Complex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?“

„Da ich viel allein verbleibe,
Pflege weniges zu sagen;
Da ich aber gerne schreibe,
Mögen's meine Leser tragen!“

Nach Goethe kann man jeden bedeutenden Menschen als eine „vielsilbige Charade“ ansehen, „wovon er selbst nur wenige Silben zusammenbuchstabirt, indessen andre leicht das ganze Wort entziffern“. In seinem „weiten Reich“ wird das an und für sich schon reizende Geschäft, verstreute Perlen zu sammeln und sie aufzureihen zu einem leuchtenden Geschmeide, zu einem so hohen Genuß und Gewinn, daß ich, selbst auf die Gefahr hin, einige Leser zu ermüden, mich nach einigem Zögern doch entschlossen habe, die begonnene Auslese aus „Wahrheit und Dichtung“ fortzusetzen. Denn der für meine Darstellung erhellenden Momente, oder, wie Goethe so gern sagt, der bedeutsamen „Aperçus“ sind bis zuletzt so viele, daß es mich lockte, sie in gedrängter Zusammenstellung wahren Liebhabern des Meisters näher zu bringen, als es offenbar ihm selber gelang, da mir denn die ausführliche Breite seiner Bekenntnisse oft als ein Grund entgegen gehalten wird, sie nicht zu lesen.

„Umständlich genug“, heißt es daselbst weiter, „ist zwar schon die Erzählung von dem, was mich in diesen Tagen berührt, aufgeregt und beschäftigt; allein ich muß demungeachtet wieder zu jenem Interesse zurückkehren, das mir die übersinnlichen Dinge eingeflößt hatten, von denen ich ein für allemal, in sofern es möglich wäre, mir einen Begriff zu bilden unternahm. Einen großen Einfluß erfuhr ich dabei von einem wichtigen Buche, das mir in die Hände gerieth, es war

Arnolds Kirchen- und Ketzer-Geschichte. Dieser Mann ist nicht bloß reflectirender Historiker, sondern zugleich fromm und fühlend. Seine Gesinnungen stimmten sehr zu den meinigen, und was mich an seinem Werk besonders ergötzte, war, daß ich von manchen Ketzern, die man mir bisher als toll oder gottlos vorgestellt hatte, einen vortheilhafteren Begriff erhielt. Der Geist des Widerspruchs und die Lust zum Paradoxen steckt in uns allen. Ich studirte fleißig die verschiedenen Meinungen, und da ich oft genug hatte sagen hören, jeder Mensch habe am Ende doch seine eigene Religion, so kam mir nichts natürlicher vor, als daß ich mir auch meine eigene bilden könne, und dieses that ich mit vieler Behaglichkeit. Der neue Platonismus lag zum Grunde; das Hermetische, Mystische, Kabbalistische gab auch seinen Beitrag her, und so erbaute ich mir eine Welt, die seltsam genug aussah." Muß es nicht dieselbe sein, von der es im „Faust" heißt:

„Wo ist der Seele Ruf?
Wo ist die Brust, die eine Welt in sich erschuf?"

Und würde Goethe sich in seinen Bekenntnissen über seine Weltanschauung so eingehend auslassen, wenn sie nicht noch die seine gewesen wäre? „Man meint immer, man müsse alt werden, um gescheit zu sein", sagte er im Jahre 1831 zu Eckermann; „im Grunde aber hat man bei zunehmenden Jahren zu thun, sich so klug zu erhalten, als man gewesen ist. Der Mensch wird in seinen verschiedenen Lebensstufen wohl ein anderer; aber er kann nicht sagen, daß er ein besserer werde, und er kann in gewissen Dingen so gut in seinem zwanzigsten Jahre recht haben als in seinem achtzigsten. Man sieht freilich die Welt anders in der Ebene, anders auf den Höhen des Vorgebirges, und anders auf den Gletschern des Urgebirges. Man sieht auf dem einen Standpunct ein Stück Welt mehr als auf dem andern; aber das ist auch alles, und man kann nicht sagen, daß man auf dem einen mehr recht hätte als auf dem anderen. Wenn daher ein Schriftsteller aus verschiedenen Stufen seines Lebens Denkmale zurückläßt, so kommt es vorzüglich darauf an, daß er ein angeborenes Fundament und Wohlwollen besitze, daß er auf jeder Stufe rein gesehen und empfunden, und daß er ohne Nebenzwecke gerade und treu gesagt habe, wie er gedacht. Dann wird sein Geschriebenes, wenn es auf der Stufe recht war, wo es entstanden, auch ferner recht bleiben, der Autor mag sich auch später entwickeln und verändern wie er wolle." Die „seltsame Welt" darf daher wohl auch suppliert werden, wenn der greise Goethe zum Kanzler von Müller sagte: „Ich kann eigentlich mit niemandem mehr über die mir wichtichsten Angelegenheiten sprechen, denn niemand kennt und versteht meine Prämissen." Auch der „Weltumsegler" Goethe war so glücklich, den Hafen zu treffen, „wo er ausgeschifft", wie er uns selber im „Faust" überliefert hat:

Täuscht mich ein entzückend Bild,
Als jugenderstes, längstentbehrtes höchstes Gut?
Des tiefsten Herzens frühste Schätze quellen auf,
Aurorens Liebe, leichten Schwung bezeichnet's mir,
Den schnellempfundnen, ersten, kaum verstandnen Blick,
Der, festgehalten, überglänzte jeden Schatz.
Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form,
Lös't sich nicht auf, erhebt sich in den Äther hin
Und zieht das Beste meines Innern mit sich fort."

Die Vision auf dem „Hochgebirg", die nach vollendetem Aufstieg den Wandrer beglückte, glich demnach

jener einzigen Gestalt, die, „lichtumflossen“, früh dem Suchenden den Weg gewiesen, und „Aurorens Liebe“ sollte offenbar auch uns erinnern an „Träume“, die „morgenröthlich“, „wunderbar“ den jungen Dichter einst „umtanzt“. Gerade in der Hochgebirgsscene wird ganz unverkennbar der Fall Lucifers berührt, oder wie Georg von Welling ihn nennt, des „Sohnes der Morgenröthe“, und es liegt nahe genug, trotz des oder vielmehr gerade wegen des ironischen Tones bei den „närrischen Legenden“, für „verrückte Thoren“ das rechte Element, an dessen „Satanalogie“ zu denken. „Ernsthaft“ hebt daher Mephisto an:

„Als Gott der Herr — ich weiß auch wohl warum —
Uns, aus der Luft, in tiefste Tiefen bannte,
Da, wo centralisch glühend, um und um,
Ein ewig Feuer flammend sich durchbrannte,
Wir fanden uns bei allzugroßer Hellung
In sehr gedrängter, unbequemer Stellung.
Die Teufel fingen sämmtlich an zu husten,
Von oben und von unten aus zu pusten;
Die Hölle schwoll von Schwefel-Stank und Säure,
Das gab ein Gas! Das ging in's Ungeheure,
So daß gar bald der Länder flache Kruste,
So dick sie war, zerkrachend bersten mußte.
Nun haben wir's an einem andern Zipfel,
Was ehmals Grund war ist nun Gipfel.
Sie gründen auch darauf die rechten Lehren
Das Unterste in's Oberste zu kehren.
Denn wir entrannen knechtisch heißer Gruft
In's Übermaß der Herrschaft freier Luft.
Ein offenbar Geheimniß wohl verwahrt
Und wird nur spät den Völkern offenbart.“

Ephes. 6. 12

Lange genug ist der „Ci-devant-Genius der Zeit“, den Goethe in den „Walpurgisnachtstraum“ verwob, zum Schweigen verurteilt gewesen. Sein ermunternder Zuruf: „Komm, fasse meinen Zipfel“ läßt keinen Zweifel mehr zu, daß in „Wiederholter Spiegelung“ hier ein „Zipfel“ nur des „Erfassens“ harrt, um zum Wegweiser zu werden zu Goethes vielumstrittener Weltanschauung. Sie stellt sich danach, wie es schon Elisabeth Zanzinger im Augustheft des „Türmer“ von 1911 ausgesprochen, als die eines „Okkultisten und wahren Teosophen“ dar, dem sich durch die Offenbarungen in Religion, Kunst und Wissenschaft, vor allem aber durch die Erkenntnis der metaphysischen Gesetze die Rätsel des Lebens und die Einheit und Harmonie des Makrokosmus enthüllt hatten. Auch zu dem schon einmal zitierten, Hand aufs Herz gemachten Bekenntnis: „'s ist Ehrenpunct, der Teufel war dabei,“ fand ich eine Parallele in dem Gespräch des Meisters mit Falk am Begräbnistage Wielands, das uns ausführlich überliefert zu haben wir dem Freunde nie genug danken können. Denn kaum je hat Goethe sich so tief und eingehend über die letzten Dinge ausgelassen, wie hier, von Vergangenheit und Zukunft unseres Planeten sprechend, als wären Raum und Zeit verschwunden: „völlig wie das menschliche Genie die Gesetztafeln über die Entstehung des Weltalls entdeckte, nicht durch trockne Anstrengung, sondern durch einen ins Dunkel fallenden Blitz der Erinnerung, weil es bei deren Abfassung selbst zugegen war.“ Das angeführte Bibelzitat Ephes. 6, 12 „Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herrn der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel“, zeigt,

daß auch den Aposteln „die Geisterwelt nicht verschlossen“ war. Als einst ein Aufklärer Dr. Karl Friedrich Bahrdt mit dem Eifer eines unbedachten Bilderstürmers sich unterfing, den „Geist der Finsterniß, den Herrn der alten Welt“, wie es im „Ewigen Juden“ heißt, zu leugnen und also den überlieferten Begriff des Teufels zu vernichten, erfuhr er von dem jungen Goethe in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ eine derbe Zurechtweisung. „Wenn sie“, (diese Herren) heißt es darin, „so viele oder so wenige Philosophie haben, sich das Menschen Lehren zu erlauben, so sollte ihnen ihr Herz sagen, daß viel unzweideutiger Genius, unzweideutiger Wandel und nicht gemeine Talente zum Beruf des neuen Propheten gehören. Wenn sie Welterfahrung besitzen, so werden sie sich bei ihrem großen Publicum (und das größte glauben sie doch vor Augen zu haben) ungern erlauben, auch nur Terminologiepagoden umzustoßen und aufzustellen, wenn sie bedenken, welche heilige, ihren Brüdern theure Begriffe unter diesen Bildern umarmt werden. Aber ihr ikonoklastischer Eifer geht weiter. Sie wagen sich an nichts weniger als an vollkommen biblische Begriffe. — — Hätte der Verfasser sich den Schriften Mosis auch nur als einem der ältesten Monumente des menschlichen Geistes als Bruchstücken einer egyptischen Pyramide mit Ehrfurcht zu nähern gewußt, so würde er die Bilder der Morgenländischen Dichtkunst nicht in einer homiletischen Sündfluth ersäuft, nicht jedes Glied dieses Torso abgerissen, zerhauen und in ihm Bestandtheile deutscher Universitätsbegriffe des 18. Jahrhunderts aufgedeckt haben.“ In der Tat ist es ein ägyptischer Priester, der in Platons „Timäos“ Solon in das Werden der Welten einweiht. Und auch Goethe hat um das „offenbare Geheimniß“ gewußt, und die andere Lesart: „Nur durch Verrath ward's allen offenbart“, gestattet die Vermutung, daß der „Wissenden“ damals mehrere gewesen. Ich fand bei Friedrich Schlegel ausgesprochen, daß die menschliche Vernunft die Lehre vom Abfall, „das Grundgeheimnis der alten mosaischen Offenbarung“ nie würde ergründet haben, wenn nicht das früheste Altertum schon sie aus der Ueberlieferung der Urwelt gewußt und in Erfahrung gebracht hätte“. Darum

„Mit rechten Leuten wird man was.
Komm, fasse meinen Zipfel!“

Und „Geselle dich zur kleinsten Schaar!“ Denn „ein Einzelner hilft nicht, sondern wer sich mit Vielen zur rechten Stunde vereinigt“, heißt es im „Märchen von der Grünen Schlange“, dessen Deutung, wenn ich sie veröffentlichen wollte, mit der Verheißung schließen würde:

„Mährchen, noch so wunderbar,
Dichterkünste machen's wahr!“

Die Überzeugung, „daß die ganze Schöpfung nichts ist und nichts war, als ein Abfallen und Zurückkehren zum Ursprünglichen“, hat durch die große theosophische Bewegung inzwischen schon mehr Anhänger gefunden, und „man sieht leicht“, heißt es in „Wahrheit und Dichtung“ weiter, „wie hier die Erlösung nicht allein von Ewigkeit her beschlossen, sondern als ewig nothwendig gedacht wird, ja, daß sie durch die ganze Zeit des Werdens und Seins sich immer wieder erneuern muß. Nichts ist in diesem Sinne natürlicher, als daß die Gottheit selbst die Gestalt des Menschen annimmt, die sie sich zu einer Hülle schon vorbereitet hatte, und daß sie die Schicksale desselben auf kurze Zeit theilt, um durch diese Verähnlichung das Erfreuliche zu erhöhen und das Schmerzliche zu mildern. Die Geschichte aller Religionen und Philosophien lehrt uns, daß diese große, den

Menschen unentbehrliche Wahrheit von verschiedenen Nationen in verschiedenen Zeiten auf mancherlei Weise, ja in seltsamen Fabeln und Bildern der Beschränktheit gemäß überliefert worden; genug, wenn nur anerkannt wird, daß wir uns in einem Zustande befinden, der, wenn er uns auch niederzuziehen und zu drücken scheint, dennoch Gelegenheit gibt, ja zur Pflicht macht, uns zu erheben und die Absichten der Gottheit dadurch zu erfüllen, daß wir, indem wir von einer Seite uns zu verselbsten genöthigt sind, von der andern in regelmäßigen Pulsen uns zu entselbsten nicht versäumen."

„Mephisto scheint ganz nah zu sein,
Es däucht mich fast, er spricht mit ein."

Auch dies ist ein Bekenntnis „derber Erfahrung", denn der „Geselle", unzertrennlich von Faust wie sein Doppelgänger, ist im humanistischen Sinne die Egoität oder die Selbstheit, das sogenannte „niedere Ich". Wohl ist der stille Held in unablässigem Ringen mit ihm „Herr geworden", doch da es seiner eigenen Aussage nach „eines gewaltigen Hammers bedurfte", um seine Natur „von den vielen Schlacken zu befreien", so fühlt man nur zu wohl, daß es dabei nicht ohne Herzblut abgegangen. Denn „unser ganzes Kunststück besteht darin, daß wir unsere Existenz aufgeben, um zu existiren" (M. u. R.). Schon in den „Geheimnissen", diesem überaus zarten Versuch des Meisters, von den Mysterien seines Inneren Kunde zu geben, wobei aus unbekannten Gründen ihm die Hände erlahmten, ist der schwerste aller Kämpfe angedeutet:

„Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt:

Doch wenn ein Mensch von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt;
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen,
Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen!"

Doch auch das Fragment läßt vieles ahnen, und wie immer tief ergriffen von dem verschwiegenen Heldentum des Verkannten, das vielleicht nirgends mehr zum Ausdruck kommt, als in diesen Stanzen, gebe ich im Vorübergehen dem fühlenden Leser noch einen Wink aus „Makariens Archiv": „Die Geheimnisse der Lebenspfade darf und kann man nicht offenbaren; es gibt Steine des Anstoßes, über die ein jeder Wanderer stolpern muß. Der Poet aber deutet auf die Stelle hin."

In großen Schritten Goethe durch sein Leben weiter folgend, finden wir ihn dann in Straßburg auf der Plattform des Münsters, beim Sonnenuntergang das neue Land überschauend, und hören ihn dankbar entzückt das Schicksal segnen, ihm einen so schönen Wohnplatz bestimmt zu haben. Noch lag das Ganze „wie eine unbeschriebene Tafel" vor ihm, „aber eine Ahnung dessen, was kommen wird, beunruhigt schon das junge Herz, und ein unbefriedigtes Bedürfniß fordert im Stillen dasjenige, was kommen mag und soll." Am 11. April 1829 wurde Eckermann gewürdigt, „zwei höchst merkwürdige Skripta" einzusehen, zwei Briefe aus Goethes Jugendzeit, im Jahre 1770 aus Straßburg an seinen Freund Dr. Horn in Frankfurt geschrieben. „In beiden sprach sich ein junger Mensch aus, der von großen Dingen eine Ahnung hat, die ihm bevorstehen", und es ist seltsam, daß diese Briefe, die damals in den Besitz des Schreibers zurückgelangten, nicht auf uns gekommen sind. Indes sind genug und übergenug andere Zeugnisse vorhanden, die auch uns diese Ahnung und

den Zusammenhang mit dem „Faust“ vermitteln. „Uebermorgen ist mein Geburtstag“, schrieb Goethe damals an Frl. v. Klettenberg, „schwerlich wird eine neue Epoque von ihm angehen; dem sey wie ihm wolle so betet mit mir, für mich, daß alles werde, wie's werden soll.“ „Unsere Wünsche sind Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen“, fährt er in „Wahrheit und Dichtung“ fort, „Vorboten desjenigen, was wir zu leisten im Stande sein werden.“ Und sicher erstarkten diese Ahnungen und Wünsche gewaltig unter dem immer verständnisvolleren Aufblick zu Erwin von Steinbachs hehrer Schöpfung, deren Größe und Harmonie zu erfassen sich bis dahin kaum jemand so innig gemüht, wie der junge Goethe. Der Bedeutung seines Bekanntwerdens mit Herder werden spätere Blätter gewidmet sein. Dankbar gedenkt der Dichter seiner als desjenigen, der ihn, den „jene mystisch-religiösen chemischen Beschäftigungen in dunkle Regionen geführt“, nun erst aufmerksam gemacht auf das, was seit einigen Jahren in der weiten literarischen Welt vorgegangen. Nachdem er indes verschiedentlich Herders beißenden Spott erfahren, und der neue Freund ihm an so manchem, was er früher geliebt, den Spaß verdorben hatte, verbarg er vor ihm am sorgfältigsten das Interesse an gewissen Gegenständen, die sich bei ihm eingewurzelt hatten und sich nach und nach zu poetischen Gestalten ausbilden wollten. „Es war Götz von Berlichingen und Faust. Die Lebensbeschreibung des erstern hatte mich im Innersten ergriffen. Die Gestalt eines rohen, wohlmeinenden Selbsthelfers in wilder anarchischer Zeit erregte meinen tiefsten Antheil. Die bedeutende Puppenspielfabel des andern klang und summte gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit

desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen. Nun trug ich diese Dinge, so wie manche andre, mit mir herum und ergötzte mich daran in einsamen Stunden, ohne jedoch etwas davon aufzuschreiben. Am meisten aber verbarg ich vor Herdern meine mystisch-kabbalistische Chemie und was sich darauf bezog, ob ich mich gleich noch sehr gern heimlich beschäftigte, sie consequenter auszubilden, als man sie mir überliefert hatte.“ Sodann soll nicht unerwähnt bleiben, daß dem stud. jur. wie er selber sagt, die Kirchengeschichte fast noch bekannter war als die Weltgeschichte, und daß seiner Disputation das Thema zu Grunde liegt, daß der Gesetzgeber verpflichtet sei, einen gewissen Kultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichkeit noch die Laien sich lossagen dürften. Wir sehen also die religiösen Gefühle auch Goethes tätiges Leben wie eine heilige Musik begleiten. „Gesünder und froher nach Hause gelangt als das erste Mal“, zeigte sich „in seinem ganzen Wesen doch etwas Ueberspanntes, welches nicht völlig auf geistige Gesundheit deutete“. Von mancherlei anderen Liebhabereien wurde der Jüngling „durch biblische Studien und religiöse Anklänge“ wieder abgelenkt, und Luthers Leben und Taten leiteten ihn „immer wieder zu den heiligen Schriften und zu Betrachtung religiöser Gefühle und Meinungen hin“. Seine aus Glauben und Schauen entsprungene Überzeugung war durch nichts zu erschüttern, und von der Bibel sagt er, „ich hatte überhaupt zu viel Gemüth an dieses Buch verwandt, als daß ich es jemals wieder hätte entbehren sollen“, und „fuhr fort, allen meinen Scharfsinn an den so werthen Ueberlieferungen zu üben. Man weiß, wie ich schon früher

mich in den Zustand der Urwelt, die uns das erste Buch Mosis schildert, einzuweihen suchte. Weil ich nun schrittweise und ordentlich zu verfahren dachte, so griff ich, nach einer langen Unterbrechung, das zweite Buch an. Allein welch ein Unterschied! Gerade wie die kindliche Fülle aus meinem Leben verschwunden war, so fand ich auch das zweite Buch von dem ersten durch eine ungeheure Kluft getrennt. Das völlige Vergessen vergangener Zeit spricht sich schon aus in den wenigen bedeutenden Worten: „Da kam ein neuer König auf in Aegypten, der wußte nichts von Joseph.“ Aber auch das Volk, wie die Sterne des Himmels unzählbar, hatte beinah den Ahnherrn vergessen, dem Jehovah gerade dieses nunmehr erfüllte Versprechen unter dem Sternenhimmel gethan hatte. Ich arbeitete mich mit unsäglicher Mühe, mit unzulänglichen Hülfsmitteln und Kräften durch die fünf Bücher und gerieth dabei auf die wunderlichsten Einfälle. Ich glaubte gefunden zu haben, daß nicht unsere Zehngebote auf den Tafeln gestanden, daß die Israeliten keine vierzig Jahre, sondern nur kurze Zeit durch die Wüste gewandert, und eben so bildete ich mir ein, über den Charakter Mosis ganz neue Aufschlüsse geben zu können. Auch das neue Testament war vor meinen Untersuchungen nicht sicher; ich verschonte es nicht mit meiner Sonderungslust, aber aus Liebe und Neigung stimmte ich doch in jenes heilsame Wort mit ein: „Die Evangelisten mögen sich widersprechen, wenn sich nur das Evangelium nicht widerspricht.“ — Auch in dieser Region glaubte ich allerhand Entdeckungen zu machen. Jene Gabe der Sprachen, am Pfingstfeste in Glanz und Klarheit ertheilt, deutete ich mir auf eine etwas abstruse Weise, nicht geeignet, sich viele Theilnehmer zu verschaffen.“ Damals entstanden die „Briefe eines Landgeistlichen“, und mit Bezug auf den Einfluß Klopstocks heißt es: „Lieb und werth war alles, was von ihm ausging; sorgfältig schrieben wir die Oden ab und die Elegieen, wie sie ein jeder habhaft werden konnte.“ Nach der schmerzlichen Trennung von Friederike folgt dann die Periode, welche Goethe, wegen seines rastlosen Umherschweifens in der Gegend den Beinamen „der Wanderer“ eintrug. „Dieser Beruhigung für mein Gemüth“, so hören wir ihn erzählen, „die mir nur unter freiem Himmel, in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zu Theil ward, kam die Lage von Frankfurt zu Statten, das zwischen Darmstadt und Homburg mitten inne lag, zwei angenehmen Orten, die durch Verwandtschaft beider Höfe in gutem Verhältniß standen. Ich gewöhnte mich, auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwischen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern. Oft ging ich allein oder in Gesellschaft durch meine Vaterstadt, als wenn sie mich nichts anginge, speiste in einem der großen Gasthöfe in der Fahrgasse und zog nach Tische meines Weges weiter fort. Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine, unter dem Titel „Wanderers Sturmlied“ übrig ist.“ Diese seltsame Unruhe (Fritz Jakobi nannte noch den Fünfundzwanzigjährigen einen „Besessenen, dem fast in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln“), die uns etwas ahnen läßt von dem Pandämonium unsichtbarer Geister, welche mit an Wolfgang Goethes Schicksalsfaden spannen, ist der untrüglichste Beweis, daß er, obwohl der „Faust“ im Werden war, seine eigentliche Sendung noch nicht erkannt hatte. Ihn Umschau halten sehend im Buch der Vergangenheit, einen „Mahomet“, einen „So-

krates", einen „Cäsar" planend, meint man ihm nachzufühlen, wie der Genius seine Brüder suchte. Goethes Vorliebe für „die dunkleren Jahrhunderte der deutschen Geschichte" riefen den „Götz" ins Leben, worauf wir ihn nach Wetzlar begleiten. Was den Beruf anbetrifft, so war dort „für einen frohen, vorwärts schreitenden Jüngling kein Heil zu finden", und mit Bezug auf seine sonstigen Tätigkeiten blieb er seinem alten Vorsatz getreu, „die innere und äußere Natur zu erforschen und in liebevoller Nachahmung sie eben selbst walten zu lassen". Außer dem „Götz" bewegten sich noch viele andere Bilder und Vorschläge in seinem Geiste, und „zu gleicher Zeit entwickelte sich ein Uebergang zu einer andern Darstellungsart, welche nicht zu dem Dramatischen gerechnet zu werden pflegt und doch mit ihm große Verwandtschaft hat. Dieser Uebergang geschah hauptsächlich durch eine Eigenheit des Verfassers, die sogar das Selbstgespräch zum Zwiegespräch umbildete." Beim Lesen dieses Bekenntnisses fiel mir plötzlich ein, daß wir ohne diese „Eigenheit" schwerlich einen „Faust" besäßen, denn ist nicht auch dieser letzten Endes ein „Selbstgespräch"?

„Wenn der Mensch", sagt Novalis, „erst ein wahrhaftes innerliches Du hat, so entsteht ein höchst geistiger und sinnlicher Umgang und die höchste Leidenschaft ist möglich. Genie ist vielleicht nichts als Resultat eines solchen innerlichen Pluralis. Die Geheimnisse dieses Umgangs sind noch sehr unbeleuchtet." Doch redet Goethe hier zunächst von seinem „Werther", den er in vier Wochen, „einem Nachtwandler ähnlich", geschrieben, durch den er sich „aus einem stürmischen Elemente gerettet", worauf er sich, „wie nach einer Generalbeichte" wieder froh und frei gefühlt. So viel

Aufsehen indes dieses Werk erregt, „auf den Grund der Sache", sagt Goethe selber, „war gar nicht zu kommen: denn was ich von meinem Leben und Leiden der Composition zugewendet hatte, ließ sich nicht entziffern, indem ich, als ein unbemerkter junger Mensch, mein Wesen zwar nicht heimlich, aber doch im Stillen getrieben hatte." Wie die Seelenzustände Werthers des Unglücklich-Glücklichen mir erst jetzt verständlich werden, so möchte ich, dem Intermezzo ein Intermezzo einfügend, auch des Lesers Herz seinen heimlichen „Leiden" öffnen, nicht ohne an die „Eigenheit des Verfassers" zu erinnern.

Am 4. Mai 1771.

„Die Einsamkeit ist meinem Herzen köstlicher Balsam in dieser paradiesischen Gegend, und diese Jahreszeit der Jugend wärmt mit aller Fülle mein oft schauderndes Herz."

Ich weiß nicht, soll ich Randbemerkungen machen oder nicht? Ich will es tun um derer willen, die meinen Wegen gerne folgen, gleichviel, wie die anderen es aufnehmen. Denn der Leser darf keinen Moment vergessen, daß in Werthers Seele noch die Erinnerungen der Frankfurter Krankenstube nachzittern, daß über dem „seltsamen Büchlein" wie ein Flor der „Augenblick" schwebt, das „Erlebnis", das einem Stammelnden das Bekenntnis entlockt: „Das Schaudern ist der Menschheit bestes Theil."

Am 10. Mai.

„Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die meine. Ich bin so glücklich, mein Bester, so ganz in dem Gefühle von

ruhigem Dasein versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Weben des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält; mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn, wie die Gestalt einer Geliebten; dann sehne ich mich oft und denke: ach, könntest du das wieder ausdrücken, könntest du dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes. — Mein Freund — aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen."

„Alle Erscheinungen sind unaussprechlich", sagt der Meister, und nun erst glaube ich zu verstehen, warum Goethe so lange Jahre die Hoffnung nährte, mit Pinsel und Farben ausdrücken zu können, wozu die Sprache nicht ausreicht, und wie schwer es ihm wurde, auch hier „entsagen" zu müssen. „Ich werde diesen Nachmittag", schrieb er am 20. November 1774 an Sophie von La Roche,

„zuerst den Ölpinsel in die Hand nehmen. Mit welcher Beugung, Andacht und Hoffnung drück' ich nicht aus; das Schicksal meines Lebens hängt sehr an dem Augenblick."

Am 12. Mai.

„Ich weiß nicht, ob täuschende Geister um diese Gegend schweben, oder ob die warme, himmlische Phantasie in meinem Herzen ist, die mir alles rings umher so paradiesisch macht. Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Melusine mit ihren Schwestern. — Du gehst einen kleinen Hügel hinunter und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinab gehen, wo unten das klarste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Orts, das hat alles so was Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da sitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Wasser, das harmloseste Geschäft und das nöthigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten. Wenn ich da sitze, so lebt die patriarchalische Idee so lebhaft um mich, wie sie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freien, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geister schweben. O der muß nie nach einer schweren Sommertagswanderung sich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann."

Am 13. Mai.

„Du fragst, ob du mir meine Bücher schicken sollst? — Lieber, ich bitte dich um Gottes willen, laß sie mir vom Halse! Ich will nicht mehr geleitet, ermuntert, angefeuert sein; braust dieses Herz doch genug aus sich

selbst; ich brauche Wiegengesang, und den habe ich in seiner Fülle gefunden in meinem Homer. Wie oft lull' ich mein empörtes Blut zur Ruhe; denn so ungleich, so unstet hast du nichts gesehn, als dieses Herz. — — Auch halte ich mein Herzchen wie ein krankes Kind; jeder Wille wird ihm gestattet. Sage das nicht weiter; es gibt Leute, die es mir verübeln würden."

Den 17. Mai.

„Wenn du fragst, wie die Leute hier sind? muß ich dir sagen: wie überall. Es ist ein einförmiges Ding um das Menschengeschlecht. Die meisten verarbeiten den größten Theil der Zeit, um zu leben, und das Bißchen, das ihnen von Freiheit übrig bleibt, ängstigt sie so, daß sie alle Mittel aufsuchen, um es los zu werden. O Bestimmung des Menschen!

Aber eine recht gute Art Volks! Wenn ich mich manchmal vergesse, manchmal mit ihnen die Freuden genieße, die den Menschen noch gewährt sind, an einem artig besetzten Tisch mit aller Offen- und Treuherzigkeit sich herum zu spaßen, eine Spazierfahrt, einen Tanz zur rechten Zeit anzuordnen und dergleichen, das thut eine ganz gute Wirkung auf mich; nur muß mir nicht einfallen, daß noch so viele andere Kräfte in mir ruhen, die alle ungenutzt vermodern und die ich sorgfältig verbergen muß. Ach, das engt das ganze Herz so ein. — Und doch! mißverstanden zu werden, ist das Schicksal von unser einem.

Ach, daß die Freundin meiner Jugend dahin ist! ach, daß ich sie je gekannt habe! — Ich würde zu mir sagen: du bist ein Thor! du suchst, was hienieden nicht zu finden ist. Aber ich habe sie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu sein, als ich war, weil ich alles war, was

ich sein konnte. Guter Gott! blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenutzt? Konnt' ich nicht vor ihr das ganze wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt? War unser Umgang nicht ein ewiges Weben von der feinsten Empfindung, dem schärfsten Witze, dessen Modifikationen bis zur Unart alle mit dem Stempel des Genius bezeichnet waren? Und nun! — Ach, ihre Jahre, die sie voraus hatte, führten sie früher ans Grab als mich. Nie werde ich sie vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Duldung."

Ich will nicht verhehlen, daß ich dabei vorübergehend an Susanna von Klettenberg denken mußte, die freilich damals noch lebte; ob es indes nicht vielfach falsch ist, historische Daten zum Verständnis dichterischer Konfessionen heranzuziehen?

Am 22. Mai.

„Daß das Leben des Menschen nur ein Traum sei, ist manchem schon so vorgekommen, und auch mit mir zieht dieses Gefühl immer herum. Wenn ich die Einschränkung ansehe, in welche die thätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind; wenn ich sehe, wie alle Wirksamkeit dahinaus läuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unsere arme Existenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewisse Puncte des Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemalt — das alles, Wilhelm, macht mich stumm. Ich kehre in mich selbst zurück und finde eine Welt! Wieder mehr in Ahnung und dunkler Begier, als in Darstellung und lebendiger Kraft. Und da schwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann so träumend weiter in die Welt.

Daß die Kinder nicht wissen, warum sie wollen, darin sind alle hochgelahrte Schul- und Hofmeister einig; daß aber auch Erwachsene gleich Kindern auf diesem Erdboden herumtaumeln und, wie jene, nicht wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen, eben so wenig nach wahren Zwecken handeln, eben so durch Biscuit und Kuchen und Birkenreiser regiert werden: das will niemand gern glauben, und mich dünkt, man kann es mit Händen greifen. — — Wer aber in seiner Demuth erkennt, wo das alles hinausläuft — — ja, der ist still und bildet auch seine Welt aus sich selbst und ist auch glücklich, weil er ein Mensch ist. Und dann, so eingeschränkt er ist, hält er doch immer im Herzen das süße Gefühl der Freiheit, und daß er diesen Kerker verlassen kann, wann er will."

Am 26. Mai.

„O meine Freunde! warum der Strom des Genies so selten ausbricht, so selten in hohen Fluthen herein braust und eure staunende Seele erschüttert? — Lieben Freunde, da wohnen die gelassenen Herren auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden, die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wissen."

Am 27. Mai.

„Ich bin, wie ich sehe, in Verzückung, Gleichnisse und Declamation verfallen —"

Am 21. Junius.

„Es ist wunderbar: wie ich hierher kam und vom Hügel in das schöne Thal schaute, wie es mich rings umher anzog. — Dort das Wäldchen! — Ach, könntest du dich in seine Schatten mischen! — Dort die Spitze des Berges! — Ach, könntest du von da die weite

Gegend überschauen! — Die ineinander geketteten Hügel und vertraulichen Thäler! — O könnte ich mich in ihnen verlieren! — — Ich eilte hin, und kehrte zurück, und hatte nicht gefunden, was ich hoffte. O es ist mit der Ferne, wie mit der Zukunft! Ein großes dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt darin, wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit all der Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen — und, ach! wenn wir hinzu eilen, wenn das Dort nun Hier wird, ist alles vor wie nach, und wir stehen in unserer Armuth, in unserer Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labsale." — — —

Am 29. Junius.

„Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde. Wenn ich ihnen zusehe und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nöthig brauchen werden; wenn ich in dem Eigensinne künftige Standhaftigkeit und Festigkeit des Charakters, in dem Muthwillen guten Humor und Leichtigkeit, über die Gefahren der Welt hinzuschlüpfen, erblicke, alles so unverdorben, so ganz! — immer, immer wiederhole ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menschen: Wenn ihr nicht werdet wie eines von diesen! Und nun, mein Bester, sie, die unseres Gleichen sind, die wir als unsere Muster ansehen sollten, behandeln wir als Unterthanen. Sie sollen keinen Willen haben! — Haben wir denn keinen? Und wo liegt das Vorrecht? — Weil wir älter sind und gescheuter! — Guter Gott von deinem Himmel! alte Kinder siehst du, und junge Kinder, und nichts weiter; und an welchen du mehr Freude hast, das hat dein Sohn schon lange verkündigt. Aber sie glauben an ihn,

und hören ihn nicht — das ist auch was Altes — und bilden ihre Kinder nach sich, und — Adieu, Wilhelm! ich mag darüber nicht weiter radotiren."

Es war seine eigene kindliche Gemütsart, welche Werther die Kindlein lieben und zu sich rufen ließ, der „goldenen Worte des Lehrers der Menschen" gedenkend. „Aber ich bin wie ein klein Kind, weiß Gott!" berichtet er der Gräfin Stolberg am 26. Januar 1775, und mit diesem Kindlichen im Sinne der Bibel sein eigentliches Wesen ausdrückend, sagt er noch im „Faust":

„Das Alter macht nicht kindisch, wie man spricht,
Es findet uns nur noch als wahre Kinder."

Am 18. Julius.

„Wilhelm, was ist unserm Herzen die Welt ohne Liebe! Was eine Zauberlaterne ist ohne Licht! Kaum bringst du das Lämpchen hinein, so scheinen dir die buntesten Bilder an deine weiße Wand!"

Auch der Leser wird dem Meister Dank wissen für „Wiederholte Spiegelungen".

Am 10. August.

„Ich kann mir nicht vorstellen, wie ein Mensch so thöricht sein kann, sich zu erschießen; der bloße Gedanke erregt mir Widerwillen." So hatte Albert gesagt, während Werther mit seinen Pistolen spielte. „Daß ihr Menschen, rief ich aus, um von einer Sache zu reden, gleich sprechen müßt: das ist thöricht, das ist klug, das ist bös! Und was will das alles heißen? Habt ihr deßwegen die inneren Verhältnisse einer Handlung erforscht? wißt ihr mit Bestimmtheit die Ursachen zu entwickeln, warum sie geschah, warum sie geschehen mußte? Hättet ihr das, ihr würdet nicht so eilfertig mit euren Urtheilen sein." Albert war andrer Meinung. „Ach ihr vernünftigen Leute! rief ich lächelnd aus. Leidenschaft! Trunkenheit! Wahnsinn! Ihr steht so gelassen, so ohne Theilnehmung da, ihr sittlichen Menschen! scheltet den Trinker, verabscheut den Unsinnigen, geht vorbei, wie der Priester, und dankt Gott, wie der Pharisäer, daß er euch nicht gemacht hat, wie einen von diesen. Ich bin mehr als einmal trunken gewesen, meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinn, und beides reut mich nicht: denn ich habe in meinem Maße begreifen lernen, wie man alle außerordentlichen Menschen, die etwas Großes, etwas unmöglich Scheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien mußte. Aber auch im gemeinen Leben ist's unerträglich, fast einem jeden bei halbweg einer freien, edlen, unerwarteten That nachrufen zu hören: der Mensch ist trunken, der ist närrisch! Schämt euch, ihr Nüchternen! Schämt euch, ihr Weisen!" Werthers in der Folge angeführte Beispiele schienen nach Alberts Meinung nicht hierher zu gehören. „Es mag sein, sagte ich; man hat mir schon öfter vorgeworfen, daß meine Combinationsart manchmal an Radotage gränze. Laßt uns denn sehen, ob wir uns auf eine andere Weise vorstellen können, wie dem Menschen zu Muthe sein mag, der sich entschließt, die sonst angenehme Bürde des Lebens abzuwerfen. Denn nur insofern wir mitempfinden, haben wir Ehre, von einer Sache zu reden. Die menschliche Natur hat ihre Gränzen: sie kann Freude, Leid, Schmerzen bis auf einen gewissen Grad ertragen und geht zu Grunde, sobald der überstiegen ist. Hier ist also nicht die Frage, ob einer schwach oder stark ist? sondern ob er das Maß seines Leidens ausdauern kann? es mag nun moralisch oder körperlich sein: und ich finde es eben so wunderbar, zu sagen, der Mensch ist feige, der sich das Leben nimmt, als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu

nennen, der an einem bösartigen Fieber stirbt.“ „Paradox! sehr paradox!“ rief Albert aus. — „Nicht so sehr, als du denkst, versetzte ich. Du gibst mir zu, wir nennen das eine Krankheit zum Tode, wodurch die Natur so angegriffen wird, daß theils ihre Kräfte verzehrt, theils so außer Wirkung gesetzt werden, daß sie sich nicht wieder aufzuhelfen, durch keine glückliche Revolution den gewöhnlichen Umlauf des Lebens wieder herzustellen fähig ist. Nun, mein Lieber, laß uns das auf den Geist anwenden. Sieh den Menschen an in seiner Eingeschränktheit, wie Eindrücke auf ihn wirken, Ideen sich bei ihm festsetzen, bis endlich eine wachsende Leidenschaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt und ihn zu Grunde richtet. — — Sieh, Albert, das ist die Geschichte so manches Menschen! und sag’, ist das nicht der Fall der Krankheit? Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der verworrenen und widersprechenden Kräfte, und der Mensch muß sterben.“ Noch machte Albert den Einwand, „wie aber ein Mensch von Verstande, der nicht so eingeschränkt sei, der mehr Verhältnisse übersehe, zu entschuldigen sein möchte, könne er nicht begreifen.“ „Mein Freund, rief ich aus, der Mensch ist Mensch, und das Bißchen Verstand, das einer haben mag, kommt wenig oder gar nicht in Anschlag, wenn Leidenschaft wüthet und die Gränzen der Menschheit einen drängen. Vielmehr — Ein andermal davon, sagte ich und griff nach meinem Hute. O mir war das Herz so voll, — und wir gingen auseinander, ohne einander verstanden zu haben. Wie denn auf dieser Welt keiner leicht den andern versteht.“

Am 18. August.

„Mußte denn das so sein, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines

Elendes würde? Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge vom Fuße bis auf zum Gipfel mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahingleitete und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang; und ich sah sie wirken und schaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die

unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geschlechter der mannigfaltigen Geschöpfe. Alles, alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten; und die Menschen dann sich in Häuslein zusammen sichern und sich annisten und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor, der du alles so gering achtest, weil du so klein bist. — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Oceans weht der Geist des Ewigschaffenden und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach, damals, wie oft habe ich mich mit Fittichen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick, in der eingeschränkten Kraft meines Busens, einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt. Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl. Selbst diese Anstrengung, jene unsäglichen Gefühle zurück zu rufen, wieder auszusprechen, hebt meine Seele über sich selbst und läßt mich dann das Bange des Zustands doppelt empfinden, der mich jetzt umgibt."

Am 22. August.

„Es ist ein Unglück, Wilhelm! meine thätigen Kräfte sind zu einer unruhigen Lässigkeit verstimmt, ich kann nicht müssig sein, und kann doch auch nichts thun. Ich habe keine Vorstellungskraft, kein Gefühl an der Natur, und die Bücher ekeln mich an. Wenn wir uns selbst fühlen, fehlt uns doch alles. — — Und, mein Lieber! ist nicht vielleicht das Sehnen in mir nach Veränderung des Zustandes eine innere, unbehagliche Ungeduld, die mich überall hin verfolgen wird?"

Scheint danach nicht auch der „ewige Jude" auf einen Liebesblick zu warten?

Am 9. Mai.

„Sieh, mein Lieber, so beschränkt und so glücklich waren die herrlichen Altväter! so kindlich ihr Gefühl, ihre Dichtung! Wenn Ulyß von dem ungemeßnen Meer und von der unendlichen Erde spricht, das ist so wahr, menschlich, innig, eng und geheimnißvoll. Was hilft mir's, daß ich jetzt mit jedem Schulknaben nachsagen kann, daß sie rund sei? Der Mensch braucht nur wenige Erdschollen, um drauf zu genießen, weniger, um drunter zu ruhen. — — Auch schätzt er (der Herr des fürstlichen Jagdschlosses) meinen Verstand und meine Talente mehr, als dieß Herz, das doch mein einziger Stolz ist, das ganz allein die Quelle von allem ist, aller Kraft, aller Seligkeit, und alles Elends. Ach, was ich weiß, kann jeder wissen — mein Herz habe ich allein."

Am 16. Junius.

„Ja wohl bin ich nur ein Wanderer, ein Waller auf der Erde! Seid ihr denn mehr?"

Am 3. November.

„Weiß Gott! ich lege mich so oft zu Bette mit dem Wunsche, ja, manchmal mit der Hoffnung, nicht wieder zu erwachen: und Morgens schlage ich die Augen auf, sehe die Sonne wieder und bin elend. O daß ich launisch sein könnte, könnte die Schuld aufs Wetter, auf einen Dritten, auf eine fehlgeschlagene Unternehmung schieben, so würde die unerträgliche Last des Unwillens doch nur halb auf mir ruhen. Wehe mir! ich fühle zu wahr, daß an mir allein die Schuld liegt, — nicht Schuld! — Genug, daß in mir die Quelle alles Elends verborgen ist, wie ehemals die Quelle aller Seligkeiten. Bin ich nicht

noch eben derselbe, der ehemals in aller Fülle der Empfindung herumschwebte, dem auf jedem Tritte ein Paradies folgte, der ein Herz hatte, eine ganze Welt liebevoll zu umfassen? Und dieß Herz ist jetzt todt, aus ihm fließen keine Entzückungen mehr, meine Augen sind trocken: und meine Sinnen, die nicht mehr von erquickenden Thränen gelabt werden, ziehen ängstlich meine Stirn zusammen. Ich leide viel, denn ich habe verloren, was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige belebende Kraft, mit der ich Welten um mich schuf: sie ist dahin! — Wenn ich zu meinem Fenster hinaus an den fernen Hügel sehe, wie die Morgensonne über ihn her den Nebel durchbricht und den stillen Wiesengrund bescheint, und der sanfte Fluß zwischen seinen entblätterten Weiden zu mir herschlängelt, — o! wenn da diese herrliche Natur so starr vor mir steht wie ein lackiertes Bildchen, und alle die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen herauf in das Gehirn pumpen kann, und der ganze Kerl vor Gottes Angesicht steht wie ein versiegter Brunn, wie ein verlechter Eimer! Ich habe mich oft auf den Boden geworfen und Gott um Thränen gebeten, wie ein Ackersmann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm ist, und um ihn die Erde verdürstet. Aber ach! ich fühle es, Gott gibt Regen und Sonnenschein nicht unserm ungestümen Bitten, und jene Zeiten, deren Andenken mich quält, warum waren sie so selig, als weil ich mit Geduld seinen Geist erwartete, und die Wonne, die er über mich ausgoß, mit ganzem, innig dankbarem Herzen aufnahm!"

„Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!"

Auch zum „Werther" führt der Weg über die Brücke des Wortes:

„Doch der den Augenblick ergreift,
Das ist der rechte Mann."

Es gab für den Unglücklichen ein „Damals", dessen „Nachklang" allein ihm das „jetzt" erträglich machte, denn der „Augenblick", „flüchtig ist er und durchsichtig", sagt Schleiermacher, „wie der erste Duft womit der Thau die erwachenden Blumen anhaucht, schamhaft und zart wie ein jungfräulicher Kuß, heilig und fruchtbar wie eine bräutliche Umarmung; ja nicht wie dies, er ist alles dieses selbst. Schnell und zauberisch entwickelt sich eine Erscheinung, eine Begebenheit zu einem Bilde des Universums. So wie sie sich geformt, die geliebte und immer gesuchte Gestalt, flieht ihr meine Seele entgegen, ich umfange sie nicht wie einen Schatten, sondern wie das heilige Wesen selbst. Ich liege am Busen der unendlichen Welt: ich bin in diesem Augenblick ihre Seele, denn ich fühle alle ihre Kräfte und ihr unendliches Leben wie mein eigenes. Die geringste Erschütterung, und es verweht die heilige Umarmung." Die qualvollen Worte Fausts:

„Aber warum muß der Strom so bald versiegen,
Und wir wieder im Durste liegen?
Davon hab' ich so viel Erfahrung" —

sind ein Weiser in die Vergangenheit, und Werthers „vielbeweinter Schatten" steigt noch immer herauf zu heimlicher Zwiesprach mit fühlenden Seelen. Wie das Bekenntnis seiner Leiden den Dichter befreit, und daß die „Quellen" ihm beglückend wieder flossen, zeigt ein Brief an Knebel vom 21. November 1782, worin es heißt: „Und so fange ich an mir selber wieder zu leben und mich wieder zu erkennen. Der Wahn, die schönen Körner die in meinem und meiner Freunde

Daseyn reifen, müssten auf diesen Boden gesät und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen, und ich finde mein jugendliches Glück wiederhergestellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxis zu verbinden, ebenso getrennt lass ich jetzt den Geheimderath und mein anderes Selbst, ohne das ein Geh. R. sehr gut bestehen kann.“ Wir aber werden gestehen müssen, daß Anschauungen und Gefühle der Religion nur todte Ueberlieferungen sind, weil wir keine „Augenblicke“ mehr erleben, denn „wer nicht eigne Wunder sieht, in wessen Inneren nicht eigene Offenbarungen aufsteigen, wer nicht hie und da mit der lebendigsten Ueberzeugung fühlt, daß der göttliche Geist ihn treibt, und daß er aus heiliger Eingebung redet und handelt: der hat keine Religion“, sagt Wilhelm Dilthey. „Augenblicke“, die „so köstlich“ waren, leuchten auch aus Goethes „Generalbeichte“ hervor:

„Ja, wir haben, sei’s bekannt,
Wachend oft geträumet,
Nicht geleert das frische Glas,
Wenn der Wein geschäumet;
Manche rasche Schäferstunde,
Flücht’gen Kuß vom lieben Munde
Haben wir versäumet.
Still und maulfaul saßen wir,
Wenn Philister schwätzten,
Ueber göttlichen Gesang
Ihr Geklatsche schätzten;
Wegen glücklicher Momente,
Deren man sich rühmen könnte,
Uns zur Rede setzten.“

In „Augenblicken“ lassen sich oft bedeutendere Züge des Unendlichen erlauschen, als in Jahrhunderten, und „das Erlebte weiß jeder zu schätzen, am meisten der Denkende und Nachsinnende im Alter; er fühlt mit Zuversicht und Behaglichkeit, daß ihm das niemand rauben kann“ (M. u. R.). Und Goethe hat im Alter einmal geäußert, daß es ihm beschieden gewesen, eine Folge von Freude und Schmerz zu erleben, wovon das einzelne wohl schon hätte tötlich sein können.

„Ich danke dir, Wilhelm,“ schreibt Werther am 15. November, „für deinen herzlichen Antheil, für deinen wohlmeinenden Rath, und bitte dich, ruhig zu sein. Laß mich ausdulden; ich habe bei aller meiner Müdseligkeit noch Kraft genug durchzusetzen. Ich ehre die Religion, das weißt du, ich fühle, daß sie manchem Ermatteten Stab, manchem Verschmachtenden Erquickung ist. Nur — kann sie denn, muß sie denn das einem jeden sein? Wenn du die große Welt ansiehst, so siehst du Tausende, denen sie es nicht war, Tausende, denen sie es nicht sein wird, gepredigt oder ungepredigt, und muß sie mir es denn sein? Sagt nicht selbst der Sohn Gottes, daß die um ihn sein würden, die ihm der Vater gegeben hat? Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin? wenn mich nun der Vater für sich behalten will, wie mir mein Herz sagt? — Ich bitte dich, lege das nicht falsch aus; sieh nicht etwa Spott in diesen unschuldigen Worten; es ist meine ganze Seele, die ich dir vorlege; sonst wollte ich lieber, ich hätte geschwiegen: wie ich denn über alles das, wovon jedermann so wenig weiß als ich, nicht gerne ein Wort verliere. Was ist es anders als Menschenschicksal, sein Maß auszuleiden, seinen Becher auszutrinken? — Und ward der Kelch dem Gott vom Himmel auf seiner Menschenlippe zu bitter, warum soll ich groß

thun und mich stellen, als schmeckte er mir süß? Und warum sollte ich mich schämen, in dem schrecklichen Augenblick, da mein ganzes Wesen zwischen Sein und Nichtsein zittert, da die Vergangenheit wie ein Blitz über dem finstern Abgrunde der Zukunft leuchtet, und alles um mich her versinkt und mit mir die Welt untergeht — ist es da nicht die Stimme der ganz in sich gedrängten, sich selbst ermangelnden und unaufhaltsam hinabstürzenden Kreatur, in den innern Tiefen ihrer vergebens aufarbeitenden Kräfte zu knirschen: Mein Gott! mein Gott! warum hast du mich verlassen? Und sollt' ich mich des Ausdrucks schämen, sollte mir es vor dem Augenblicke bange sein, da ihm der nicht entging, der die Himmel zusammenrollt wie ein Tuch?“

Am 30. November.

„Ich soll, ich soll nicht zu mir selbst kommen! wo ich hintrete, begegnet mir eine Erscheinung, die mich aus aller Fassung bringt. Heute! o Schicksal! o Menschheit!“ Werther trifft einen jungen Mann, der Blumen sucht für seinen Schatz. Er merkt bald, daß er es mit einem Irrsinnigen zu tun hat, und eine Andeutung veranlaßt ihn, die herzueilende Mutter des Unglücklichen zu fragen: „Was war denn das für eine Zeit, von der er rühmt, daß er so glücklich, so wohl darin gewesen sei? Der thörichte Mensch! rief sie mit mitleidigem Lächeln, da meint er die Zeit, da er von sich war, das rühmt er immer; das ist die Zeit, da er im Tollhause war, wo er nichts von sich wußte. — Das fiel mir auf, wie ein Donnerschlag; ich drückte ihr ein Stück Geld in die Hand und verließ sie eilend.

Da du so glücklich warst! rief ich aus, schnell vor mich hin nach der Stadt zu gehend, da dir's wohl war, wie einem Fisch im Wasser! — Gott im Himmel! Hast

du das zum Schicksale der Menschen gemacht, daß sie nicht glücklich sind, als e h e s i e z u i h r e m V e r s t a n d e k o m m e n, u n d w e n n s i e i h n w i e d e r v e r l i e r e n!“ Erscheint unter dieser Beleuchtung der Dichter des „Werther“ nicht geradezu prädestiniert, die „Tragödie des Verstandes“ zu schreiben? „Müsse der trostlos umkommen, der eines Kranken spottet, der nach der entferntesten Quelle reist, die seine Krankheit vermehren, sein Ausleben schmerzhafter machen wird! der sich über das bedrängte Herz erhebt, das, um seine Gewissensbisse los zu werden und die Leiden seiner Seele abzuthun, eine Pilgrimschaft nach dem heiligen Grabe thut! Jeder Fußtritt, der seine Sohlen auf ungebahntem Wege durchschneidet, ist ein Linderungstropfen der geängsteten Seele, und mit jeder ausgedauerten Tagesreise legt sich das Herz um viele Bedrängnisse leichter nieder. — Und dürft ihr das Wahn nennen, ihr Wortkrämer auf euren Polstern? — Wahn? — O Gott! du siehst meine Thränen! Mußtest du, der du den Menschen arm genug erschufst, ihm auch Brüder zugeben, die ihm das Bißchen Armuth, das Bißchen Vertrauen noch raubten, das er auf dich hat, auf dich, du Allliebender! Denn das Vertrauen zu einer heilenden Wurzel, zu den Thränen des Weinstockes, was ist es, als Vertrauen zu dir, daß du in alles, was uns umgibt, Heil- und Linderungskraft gelegt hast, der wir so stündlich bedürfen? Vater! den ich nicht kenne! Vater! der sonst meine ganze Seele füllte und nun sein Angesicht von mir gewendet hat! rufe mich zu dir! schweige nicht länger! dein Schweigen wird diese dürstende Seele nicht aufhalten. — Und würde ein Mensch, ein Vater zürnen können, dem sein unvermuthet rückkehrender Sohn um den Hals fiele und riefe: Ich bin wieder da, mein Vater! Zürne nicht, daß

ich die Wanderschaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten sollte. Die Welt ist überall einerlei, auf Mühe und Arbeit, Lohn und Freude; aber was soll mir das? mir ist nur wohl, wo du bist, und vor deinem Angesichte will ich leiden und genießen. — Und du, lieber himmlischer Vater, solltest ihn von dir weisen?"

So schwebt über dem ganzen „Büchlein" die Sehnsucht, die auch im „Faust" nochmal zum Ausdruck gekommen, durch Selbstaufhebung der irdischen Wallfahrt die Gemeinschaft mit dem „Ewigen Vater" zu erzwingen. „Mit zwanzig Jahren fand ich schon die Welt absurd", heißt es in einem Brief an Zelter, „und muß immer noch in ihr aushalten." Und wie in himmlischem Heimweh auch Mignons Augen überquellen, so hat sich in Goethes Nachlaß ein Gedicht gefunden, das, nach seinem Wunsch nach der Melodie: „O Vater der Barmherzigkeit" gesungen werden sollte:

„Dieß wird die letzte Thrän' nicht sein,
Die glühend Herz aufquillet,
Das mit unsäglich neuer Pein
Sich schmerzvermehrend stillet.
O! laß doch immer hier und dort
Mich ewig Liebe fühlen,
Und möcht' der Schmerz auch also fort
Durch Nerv' und Adern wühlen.
Könnt' ich doch ausgefüllt einmal
Von dir, o Ew'ger, werden —
Ach, diese lange tiefe Qual,
Wie dauert sie auf Erden!"

Werthers letzte Einzeichnung vom 6. Dezember schließt mit den Worten: „Was ist der Mensch, der gepriesene Halbgott! Ermangeln ihm nicht eben da die Kräfte, wo er sie am nöthigsten braucht? Und wenn er in Freude sich

aufschwingt, oder im Leiden versinkt, wird er nicht in beiden eben da aufgehalten, eben da zu dem stumpfen, kalten Bewußtsein wieder zurückgebracht, da er sich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren sehnte?"

Ich schlage nun „Wahrheit und Dichtung" wieder auf. „Mißfiel es nun dem jungen Autor keineswegs, als ein literarisches Meteor angestaunt zu werden, so suchte er mit freudiger Bescheidenheit den bewährtesten Männern des Vaterlandes seine Achtung zu bezeigen, unter denen vor allen andern der herrliche, Justus Möser (Verfasser der „Patriotischen Phantasien") zu nennen ist. — Ein solcher Mann imponirte uns unendlich und hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte und im Begriff stand, es zu erfassen. In die Formen seines Vortrags glaubten wir uns wohl auch finden zu können; wer aber durfte hoffen, sich eines so reichen Gehalts zu bemächtigen und die widerspenstigsten Gegenstände mit so viel Freiheit zu handhaben? Doch das ist unser schönster und süßester Wahn, den wir nicht aufgeben dürfen, ob er uns gleichviel Pein im Leben verursacht, daß wir das, was wir schätzen und verehren, uns auch wo möglich zueignen, ja aus uns selbst hervorbringen und darstellen möchten." Es dauerte nicht lange, so kam Goethe auch mit Lavater in Verbindung, der bald darauf, gelegentlich einer Rheinreise, in Frankfurt einsprach. Unter den mancherlei Begebnissen jener für beide Männer unvergeßlichen Tage gedenkt Goethe auch der Unterhaltungen Lavaters mit Fräulein von Klettenberg, wobei ihm zum Bewußtsein kam, „daß Männer und Frauen einen verschiedenen Heiland bedürfen. — Ich konnte weder dem einen noch dem andern völlig zustimmen: denn mein Christus hatte auch seine eigene Gestalt nach meinem Sinne angenommen.

Weil sie mir aber den meinigen garnicht wollten gelten lassen, so quälte ich sie mit allerlei Paradoxien und Extremen, und wenn sie ungeduldig werden wollten, entfernte ich mich mit einem Scherze. Der Streit zwischen Wissen und Glauben war noch nicht an der Tagesordnung, allein die beiden Worte und die Begriffe, die man damit verknüpft, kamen wohl auch gelegentlich vor, und die wahren Weltverächter behaupteten, eins sei so unzuverlässig als das andere. Daher beliebte es mir, mich zu Gunsten beider zu erklären, ohne jedoch den Beifall meiner Freunde gewinnen zu können. Beim Glauben, sagte ich, komme alles darauf an, daß man glaube; was man glaube, sei völlig gleichgültig. Der Glaube sei ein großes Gefühl von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft, und diese Sicherheit entspringe aus dem Zutrauen auf ein übergroßes, übermächtiges und unerforschliches Wesen. Auf die Unerschütterlichkeit dieses Zutrauens komme alles an; wie wir uns aber dieses Wesen denken, dieß hange von unsern übrigen Fähigkeiten, ja von den Umständen ab und sei ganz gleichgültig. Der Glaube sei ein heiliges Gefäß, in welches eine jeder sein Gefühl, seinen Verstand, seine Einbildungskraft, so gut als er vermöge, zu opfern bereit stehe. Mit dem Wissen sei es gerade das Gegentheil; es komme garnicht darauf an, daß man wisse, sondern was man wisse, wie gut und wie viel man wisse. Daher könne man über das Wissen streiten, weil es sich berichtigen, sich erweitern und verengern lasse. Das Wissen fange vom Einzelnen an, sei endlos und gestaltlos und könne niemals, höchstens nur träumerisch, zusammengefaßt werden, und bleibe also dem Glauben geradezu entgegengesetzt." Die Bekanntschaft mit Jakobi, mit Spinoza — so bedeutsam auch beides war, ich

muß sie übergehen, um im fünfzehnten Kapitel mit Goethe von vielfachen Zerstreuungen zu seiner edlen Freundin, Fräulein von Klettenberg zurückzukehren, deren Gegenwart seine stürmischen, nach allen Seiten hinstrebenden Neigungen und Leidenschaften, wenigstens für einen Augenblick, beschwichtigte, und der er, nach seiner Schwester, von seinen Vorsätzen am liebsten Rechenschaft gab. „Seit meiner Annäherung an die Brüdergemeine hatte meine Neigung zu dieser Gesellschaft, die sich unter der Siegesfahne Christi versammelte, immer zugenommen. Jede positive Religion hat ihren größten Reiz, wenn sie im Werden begriffen ist; deßwegen ist es so angenehm, sich in die Zeiten der Apostel zu denken, wo sich alles noch frisch und unmittelbar geistig dartellt, und die Brüdergemeine hatte hierin etwas Magisches, daß sie jenen ersten Zustand fortzusetzen, ja zu verewigen schien. Sie knüpfte ihren Ursprung an die frühesten Zeiten an, sie war niemals fertig geworden, sie hatte sich nur in unbemerkten Ranken durch die rohe Welt hindurchgewunden; nun schlug ein einzelnes Auge unter dem Schutz eines frommen vorzüglichen Mannes, Wurzel, um sich abermals aus unmerklichen, zufällig scheinenden Anfängen weit über die Welt auszubreiten. Der wichtigste Punct hierbei war der, daß man die religiöse und bürgerliche Verfassung unzertrennlich in Eins zusammenschlang, daß der Lehrer zugleich als Gebieter, der Vater zugleich als Richter dastand; ja, was noch mehr war, das göttliche Oberhaupt, dem man in geistlichen Dingen einen unbedingten Glauben geschenkt hatte, ward auch zu Lenkung weltlicher Angelegenheiten angerufen, und seine Antwort, sowohl was die Verwaltung im Ganzen, als auch was jeden Einzelnen bestimmen sollte, durch den Ausspruch des Looses mit Ergebenheit vernommen. Die schöne

Ruhe, wie sie wenigstens das Äußere bezeugte, war höchst einladend, indem von der andern Seite, durch den Missionsberuf, alle Thatkraft, die in dem Menschen liegt, in Anspruch genommen wurde. Die trefflichen Männer, die ich auf dem Synodus zu Marienborn — — kennen lernte, hatten meine ganze Verehrung gewonnen, und es wäre nur auf sie angekommen, mich zu dem Ihrigen zu machen. — Ich mußte jedoch bemerken, daß die Brüder so wenig als Fräulein von Klettenberg mich für einen Christen wollten gelten lassen, welches mich anfangs beunruhigte, nachher aber meine Neigung einigermaßen erkältete. Lange konnte ich jedoch den eigentlichen Unterscheidungsgrund nicht auffinden, ob er gleich ziemlich am Tage lag, bis er mir mehr zufällig als durch Forschung entgegendrang. Was mich nämlich von der Brüdergemeine so wie von andern werthen Christenseelen absonderte, war dasselbige, worüber die Kirche schon mehr als einmal in Spaltung gerathen war. Ein Theil behauptete, daß die menschliche Natur durch den Sündenfall dergestalt verdorben sei, daß auch bis in ihren innersten Kern nicht das mindeste Gute an ihr zu finden, deßhalb der Mensch auf seine eignen Kräfte durchaus Verzicht zu thun und alles von der Gnade und ihrer Einwirkung zu erwarten habe. Der andere Theil gab zwar die erblichen Mängel der Menschen sehr gern zu, wollte aber der Natur inwendig noch einen gewissen Keim zugestehn, welcher, durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume geistiger Glückseligkeit emporwachsen könne. Von dieser letzteren Ueberzeugung war ich aufs innigste durchdrungen, ohne es selbst zu wissen, obwohl ich mich mit Mund und Feder zu dem Gegentheile bekannt hatte; aber ich dämmerte so hin, das eigentliche Dilemma hatte ich mir nie ausgesprochen. Aus diesem Traume wurde

ich jedoch einst ganz unvermuthet gerissen, als ich diese meine, wie mir schien, höchst unschuldige Meinung in einem geistlichen Gespräch ganz unbewunden eröffnet und deßhalb eine große Strafpredigt erdulden mußte. Dieß sei eben, behauptete man mir entgegen, der wahre Pelagianismus, und gerade zum Unglück der neueren Zeit wolle diese verderbliche Lehre wieder um sich greifen. Ich war hierüber erstaunt, ja erschrocken. Ich ging in die Kirchengeschichte zurück, betrachtete die Lehre und die Schicksale des Pelagius näher und sah nun deutlich, wie diese beiden unvereinbaren Meinungen durch Jahrhunderte hin und her gewogt und von den Menschen, je nachdem sie mehr thätiger und leidender Natur gewesen, aufgenommen und bekannt worden. Mich hatte der Lauf vergangener Jahre unablässig zu Uebung eigner Kraft aufgefordert, in mir arbeitete nur rastlose Thätigkeit, mit dem besten Willen, zu moralischer Ausbildung. Die Außenwelt forderte, daß diese Thätigkeit geregelt und zum Nutzen anderer gebraucht werden sollte, und ich hatte diese große Forderung in mir selbst zu verarbeiten. Nach allen Seiten hin war ich an die Natur gewiesen, sie war mir in ihrer Herrlichkeit erschienen; ich hatte so viel wackere und brave Menschen kennen gelernt, die sich's in ihrer Pflicht, um der Pflicht willen, sauer werden ließen; ihnen, ja mir selbst zu entsagen, schien mir unmöglich; die Kluft, die mich von jener Lehre trennte, ward mir deutlich, ich mußte also auch aus dieser Gesellschaft scheiden, und da mir meine Neigung zu den heiligen Schriften so wie zu dem Stifter und den früheren Bekennern nicht geraubt werden konnte, so bildete ich mir ein Christenthum zu meinem Privatgebrauch und suchte dieses durch fleißiges Studium der Geschichte und durch genaue Bemerkung derjenigen, die

sich zu meinem Sinne hingeneigt hatten, zu begründen und aufzubauen.“ Der „Geschichte des ewigen Juden“ gedenkend, deutet Goethe ein „Ereignis“ an, „wodurch das Gedicht zwar geendigt, aber nicht abgeschlossen“ wurde und fährt fort: „Das gemeine Menschenschicksal, an welchem wir alle zu tragen haben, muß denjenigen am schwersten aufliegen, deren Geisteskräfte sich früher und breiter entwickeln. Wir mögen unter dem Schutz von Eltern und Verwandten emporkommen, wir mögen uns an Geschwister und Freunde anlehnen, durch Bekannte unterhalten, durch geliebte Personen beglückt werden, so ist doch immer das Final, daß der Mensch auf sich zurückgewiesen wird, und es scheint, es habe sogar die Gottheit sich so zu dem Menschen gestellt, daß sie dessen Ehrfurcht, Zutrauen und Liebe nicht immer, wenigstens nicht gerade im dringenden Augenblick, erwiedern kann. Ich hatte jung genug gar oft erfahren, daß in den hülfsbedürftigsten Momenten uns zugerufen wird: „Arzt, hilf dir selber!“ und wie oft hatte ich nicht schmerzlich aufseufzen müssen: „Ich trete die Kelter allein!“ Indem ich mich also nach Bestätigung der Selbständigkeit umsah, fand ich als sicherste Base derselben mein productives Talent. — Wie ich nun über diese Naturgabe nachdachte und fand, daß sie mir ganz eigen angehöre und durch nichts Fremdes weder begünstigt noch gehindert werden könne, so mochte ich gern hierauf mein ganzes Dasein in Gedanken gründen. — Die Fabel des Prometheus ward in mir lebendig.“ — Das Bewußtwerden der Persönlichkeit macht sich fühlbar, „höchstes Glück der Erdenkinder“, und es ist ein gewaltiger Schritt von Werthers in „nachtwandlerischem Zustand“ geschriebenem Bekenntnis: „Ach, so gewiß ist's, daß unser Herz allein sein Glück macht“, zu dem stolzen

Prometheuswort: „Hast du nicht alles selbst vollendet, heilig glühend Herz?“ Der Wonnetaumel der Entdeckung der „inneren Welt“ spiegelt sich auch in dem „Sendschreiben an Merck“:

„Und wie muß dir's werden, wenn du fühlest,
Daß du alles in dir selbst erzielest! —
Nicht in Rom, in Magna Grӓcia;
Dir im Herzen ist die Wonne da!“

Eines Tages erschien im Frankfurter Dichterzimmer ein Fremder, und zwar der Erzieher des Prinzen Constantin von Weimar, ein Herr von Knebel, der mit seinem fürstlichen Zögling und dessen Bruder, dem Erbprinzen, soeben angekommen war. Zweck seines Besuches war, den Wunsch der Brüder zu übermitteln, Goethe zu sprechen und zu kennen, und hocherfreut schickte dieser sich an, den jungen Herrschaften aufzuwarten. Nach höchst anregendem Zusammensein, bei dem „Mösers Patriotische Phantasien“ den Hauptgegenstand der Unterhaltung bildeten, mußte Goethe versprechen, den Fürsten nach Mainz zu folgen und einige Tage dort zuzubringen. Vater Goethe aber sah darin eine Falle, und erst das Gutachten Fräulein von Klettenbergs, vom Krankenbett aus gegeben, besiegte seinen Widerstand gegen das Abenteuer, das, wie wir in „Wahrheit und Dichtung“ erfahren, aufs angenehmste verlief. „Voll von dem Guten, was mir dort begegnet war, kehrte ich nach Hause zurück und stand im Begriff, beim Eintreten mir durch umständliche Erzählung das Herz zu erleichtern; aber ich sah nur verstörte Gesichter, und es blieb mir nicht lange verborgen, daß unsere Freundin Klettenberg von uns geschieden sei. Ich war hierüber sehr betroffen, weil ich ihrer gerade in meiner gegenwärtigen Lage mehr als jemals bedurfte. Man erzählte mir zu meiner Beruhigung, daß

ein frommer Tod sich an ein seliges Leben angeschlossen habe und ihre gläubige Heiterkeit sich bis ans Ende ungetrübt erhalten habe.“ Unter dem unmittelbaren Eindruck des Verlustes hatte Goethe wärmere Töne gefunden, z. B. in dem Briefe an Sophie von La Roche: „Meine Klettenberg ist todt. Todt eh ich eine Ahnung einer gefährlichen Krankheit von ihr hatte. Gestorben begraben in meiner Abwesenheit, die mir so lieb!! so viel war. Mama das picht die Kerls und lehrt sie die Köpfe strack halten — Für mich — noch ein wenig will ich bleiben —“ Seine Mutter aber schrieb über den Tod der Freundin an Lavater: „Des Abends da die andern Freunde weg waren u. ich allein bei ihr saß, sagte sie: „Der Doktor!“ Ich bildete mir ein, sie meine den Medicus, u. sagte: „Er ist weggegangen.“ „Nein“, sagte sie u. deutete auf mich. „Meinen Doktor meinen Sie?“ Sie nickte mit dem Kopfe. „Ach, sagte ich, der glaubt so wenig, daß Sie sterben, daß er mir aufgetragen hat, Ihnen zu sagen, wie er morgen mit dem Prinzen von Weimar nach Mainz reisen werde — dreymal hab ich schon angefangen, ihn auf Ihren Tod vorzubereiten, es ist aber alles vergebens. „Sie stirbt nicht: sagt er immer, das kann nicht seyn, sie stirbt nicht.“ Sie lachte. „Sag ihm Adieu, ich hab ihn sehr lieb gehabt.“ —

Die Erinnerung an Zimmermann, als eines Arztes und einflußreichen Mannes, veranlaßt Goethe zu einer bedeutenden Äußerung über jene Epoche, die er mit besonderer Betonung eine „fordernde“ nennt, „denn man machte an sich und Andere Forderungen auf das, was noch kein Mensch geleistet hatte. Es war nämlich vorzüglichen, denkenden und fühlenden Geistern ein Licht aufgegangen, daß die unmittelbare originelle Ansicht der Natur und ein darauf gegründetes Handeln das beste sei, was der Mensch sich wünschen könne, und nicht einmal schwer zu erlangen. Erfahrung war also abermals das allgemeine Losungswort, und jedermann that die Augen auf, so gut er konnte: eigentlich aber waren es die Aerzte, die am meisten Ursache hatten, darauf zu dringen, und Gelegenheit, sich darnach umzuthun. Hier leuchtete ihnen nun aus alter Zeit ein Gestirn entgegen, welches als Beispiel alles Wünschenswerthen gelten konnte. Die Schriften, die uns unter dem Namen Hippokrates zugekommen waren, gaben das Muster, wie der Mensch die Welt anschauen und das Gesehene, ohne sich selbst hinein zu mischen, überliefern sollte. Allein niemand bedachte, daß wir nicht sehen können wie die Griechen, und daß wir niemals wie sie dichten, bilden und heilen werden. Zugegeben aber auch, daß man von ihnen lernen könne, so war unterdessen unendlich viel und nicht immer so rein erfahren worden, und gar oft hatten sich die Erfahrungen nach den Meinungen gebildet. Dieses aber sollte man auch wissen, unterscheiden und sichten; abermals eine ungeheure Forderung; dann sollte man auch, persönlich umherblickend und handelnd, die gesunde Natur selbst kennen lernen, eben als wenn sie zum erstenmal beachtet und behandelt würde; hiebei sollte denn nur das Aechte und Rechte geschehen. Allein weil sich die Gelahrtheit aber wohl schwerlich ohne Polyhistorie und Pedanterie, die Praxis aber wohl schwerlich ohne Empirie und Charlatanerie denken läßt, so entstand ein gewaltiger Conflict, indem man den Mißbrauch vom Gebrauch sondern und der Kern die Oberhand über die Schale gewinnen sollte. Wie man nun auch hier zur Ausübung schritt, so sah man, am kürzesten sei zuletzt aus der Sache zu kommen, wenn man das Genie zu Hülfe riefe, das durch seine magische Gabe den Streit schlich-

ten und die Forderungen leisten würde. Der Verstand mischte sich indessen auch in die Sache, alles sollte auf klare Begriffe gebracht und in logischer Form dargelegt werden, damit jedes Vorurtheil beseitigt und aller Aberglaube zerstört werde. Weil nun wirklich einige außerordentliche Menschen, wie Boerhave und Haller, das Unglaubliche geleistet, so schien man sich berechtigt, von ihren Schülern und Nachkömmlingen noch mehr zu fordern. Man behauptete, die Bahn sei gebrochen, da doch in allen irdischen Dingen selten von Bahn die Rede sein kann; denn wie das Wasser, das durch ein Schiff verdrängt wird, gleich hinter ihm wieder zusammenstürzt, so schließt sich auch der Irrthum, wenn vorzügliche Geister ihn bei Seite gedrängt und sich Platz gemacht haben, hinten ihnen sehr geschwind wieder naturgemäß zusammen." Der Leser ist gewiß ebenso überrascht wie ich es war, Goethe an medicinischen Problemen nach wie vor so ernsten und tätigen Anteil nehmen zu sehen, und mich über Hippokrates orientierend, fand ich, daß er „im allgemeinen in der Krankheit eine Störung der Harmonie des Lebens" sah und es für die Aufgabe des Arztes hielt, „diese in ihrer Schönheit wieder herzustellen. Er setzte dadurch den Arzt gleich dem Künstler. Ruhige Beobachtung, großartige Vielseitigkeit, Freiheit von roher Empirie, Hinneigung zum Idealen und das Bestreben, dieses mit dem Realen in richtige Verbindung zu bringen: das ist der Charakter der Hippokratischen Medicin, und dadurch ist sie in gewissem Sinne den Leistungen der griechischen Civilisation nicht unebenbürtig". Goethe, in seinem Sehnen, der Menschheit ein heilbringender Arzt zu werden, fand hier eine ihm analoge Sinnesweise und also einen trefflichen Lehrer. Um bestimmter einzusehen, was zwischen ihm und dem

„braven Zimmermann" verhandelt, verweist er auf dessen Werk „Über die Erfahrung", um, da er seine leidenschaftliche Verbesserungswut nicht teilen konnte, fortzufahren: „Ich zog mich vielmehr, nachdem wir uns getrennt, gar bald wieder in mein eigenthümliches Fach zurück und suchte die von der Natur mir verliehenen Gaben mit mäßiger Anstrengung anzuwenden, und in heiterem Widerstreit gegen das, was ich mißbilligte, mir einigen Raum zu verschaffen, unbesorgt, wie weit meine Wirkungen reichen und wohin sie mich führen könnten."

Mußte Goethe, wie er an Schiller schrieb, sich in seinem „Faust" darauf beschränken, „die höchsten Forderungen mehr zu berühren, als zu erfüllen", so hat er doch das große Wort gesprochen: „Es ist gethan und alle Welt erstaunt." Und wie der Dichter selber verblümt an die „Wiederholten Spiegelungen" zu erinnern scheint, indem er sagt:

„Ja, gute Frau, durch zweier Zeugen Mund
Wird allerwegs die Wahrheit kund" —

so habe ich für die „gute Frau" auch diesesmal einen zweiten Zeugen. Preist doch Mephisto seinen Herrn als Ersten,

„der sich jener That erdreistet;
Sie ist gethan und du hast es geleistet."

Doch ob auch Schiller seinerseits den Wink gegeben:

„Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils —"

so ahnte doch niemand in obigen Worten die erlösende Botschaft, daß das Rätsel der Natur, das in verworrener

Sehnsucht die damalige Zeit beschäftigte, gelöst sei. Muß ich erst noch sagen, welchen „Streit" durch seine „magische Gabe" zu schlichten das Genie sich berufen fühlte? „Ich hatte lange nicht an Spinoza gedacht", heißt es dann im „Vierten Theil", in welchem der Verfasser „die Hauptfäden sämmtlich nach und nach wieder aufzunehmen und sowohl Personen als Gesinnungen und Handlungen in einer redlich gründlichen Folge vorzuführen die Absicht hat", „und nun ward ich durch Widerrede zu ihm getrieben. In unsrer Bibliothek fand ich ein Büchlein, dessen Autor gegen jenen eigenen Denker heftig kämpfte und, um dabei recht wirksam zu Werke zu gehen, Spinoza's Bildniß dem Titel gegenüber gesetzt hatte mit der Unterschrift: Signum reprobationis in vultu gerens, daß er nämlich das Zeichen der Verwerfung und Verworfenheit im Angesicht trage. Dieses konnte man freilich bei Erblickung des Bildes nicht läugnen; denn der Kupferstich war erbärmlich schlecht und eine vollkommene Fratze; wobei mir denn jene Gegner einfallen mußten, die irgend jemand, dem sie mißwollen, zuvörderst entstellen und dann als ein Ungeheuer bekämpfen. Dieses Büchlein jedoch machte keinen Eindruck auf mich, weil ich überhaupt Controversen nicht liebte, indem ich immer vorzog, von dem Menschen zu erfahren, wie er dachte, als von einem andern zu hören, was er hätte denken sollen. Doch führte mich die Neugierde auf den Artikel Spinoza in Bayle's Wörterbuch, einem Werke, das wegen Gelehrsamkeit und Scharfsinn eben so schätzbar und nützlich, als wegen Klätscherei und Salbaderei lächerlich und schädlich ist. Der Artikel Spinoza erregte in mir Unbehagen und Mißtrauen. Zuerst sogleich wird der Mann als Atheist und seine Meinungen als höchst verwerflich angegeben; sodann aber wird zugestanden,

daß er ein ruhig nachdenkender und seinen Studien obliegender Mann, ein guter Staatsbürger, ein mittheilsamer Mensch, ein ruhiger Particulier gewesen; und so schien man ganz das evangelische Wort vergessen zu haben: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! — Denn wie will doch ein Menschen und Gott wohlgefälliges Leben aus verderblichen Grundsätzen entspringen? — Ich ergab mich dieser Lektüre und glaubte, indem ich in mich selbst schaute, die Welt niemals so deutlich erblickt zu haben. Da über diesen Gegenstand so viel und auch in der neuern Zeit gestritten worden, so wünschte ich nicht mißverstanden zu werden, und will hier einiges über jene so gefürchtete, ja verabscheute Vorstellungsart einzurücken nicht unterlassen. Unser physisches sowohl als geselliges Leben, Sitten, Gewohnheiten, Weltklugheit, Philosophie, Religion, ja so manches zufällige Ereigniß, alles ruft uns zu: daß wir entsagen sollen. Schon manches, was uns innerlich eigenst angehört, sollen wir nicht nach außen hervorbilden; was wir von außen zu Ergänzung unsres Wesens bedürfen, wird uns entzogen, dagegen aber so vieles aufgedrungen, das uns so fremd als lästig ist. Man beraubt uns des mühsam Erworbenen, des freundlich Gestatteten, und ehe wir hierüber recht ins Klare sind, finden wir uns genöthigt, unsere Persönlichkeit erst stückweis und dann völlig aufzugeben. Dabei ist es aber hergebracht, daß man denjenigen nicht achtet, der sich deßhalb ungeberdig stellt; vielmehr soll man, je bittrer der Kelch ist, eine desto süßere Miene machen, damit ja der gelassene Zuschauer nicht durch irgend eine Grimasse beleidigt werde. Diese schwere Aufgabe jedoch zu lösen, hat die Natur den Menschen mit reichlicher Kraft, Thätigkeit und Zähigkeit ausgestattet. Besonders aber kommt ihm der Leichtsinn

zu Hülfe, der ihm unzerstörlich verliehen ist. Hierdurch wird er fähig, dem Einzelnen in jedem Augenblick zu entsagen, wenn er nur im nächsten Moment nach etwas greifen darf; und so stellen wir uns unbewußt unser ganzes Leben immer wieder her. Wir setzen eine Leidenschaft an die Stelle der andern; Beschäftigungen, Neigungen, Liebhabereien, Steckenpferde, alles probiren wir durch, um zuletzt auszurufen, daß alles eitel sei. Niemand entsetzt sich vor diesem falschen, ja gotteslästerlichen Spruch; ja, man glaubt etwas Weises und Unwiderlegliches gesagt zu haben. Nur wenige Menschen gibt es, die solche unerträgliche Empfindung vorausahnen und, um allen partiellen Resignationen auszuweichen, sich ein für allemal im Ganzen resigniren. Diese überzeugen sich von dem Ewigen, Nothwendigen, Gesetzlichen und suchen sich solche Begriffe zu bilden, welche unverwüstlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden. Weil aber hierin wirklich etwas Uebermenschliches liegt, so werden solche Personen gewöhnlich für Unmenschen gehalten, für gott- und weltlose; ja man weiß nicht, was man ihnen alles für Hörner und Klauen andichten soll.“ Entsagung war auch Goethes Schicksal. Werther rang danach mit blutendem Herzen, denn „der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begrenzung bestimmt“. Wie dies der eigentliche Sinn der „Lehrjahre Wilhelm Meisters“ ist, so heißt es in den „Wanderjahren“: „Der hohe Sinn des Entsagens ist es, durch welchen der eigentliche Eintritt in das Leben erst denkbar ist.“ „Mitten im Glücke lebe ich in einem anhaltenden Entsagen“, schrieb Goethe im Jahre 1782 an den jungen Plessing, der diese Lebenskunst offenbar nicht lernen

konnte, und tiefschmerzlich erklingt auch im „Faust“ der dunkle Mollton dieser Saite:

„Was kann die Welt mir wohl gewähren?
Entbehren sollst du? sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den, unser ganzes Leben lang,
Uns heiser jede Stunde singt.“

„Niemand hat einen Begriff, daß ein Individuum sich resigniren müsse, wenn es zu etwas kommen soll“ (Goethe an Boisserée 1827). Und so mußte auch Wolfgang Goethe, der „Liebling der Götter“, der auf dem Pfade der Läuterung „den Menschen gegenüber Toleranz, dem Schicksal gegenüber Resignation“ zu üben sich oft mit heißen Thränen mühte, sich „Hörner und Klauen“ andichten lassen, und wenn wir fortfahrend in „Wahrheit und Dichtung“ lesen, daß sein Zutrauen auf Spinoza sich nur vermehrte, als man seine werthen Mystiker des Spinozismus anklagte, als er erfuhr, daß Leibniz selbst diesem Vorwurf nicht habe entgehen können, ja daß Boerhave, wegen gleicher Gesinnungen verdächtig, von der Theologie zur Medicin habe übergehen müssen, so fühlen wir, wie noch einmal frischer Wind in die Segel des Schiffes blies, das den „Faust“ in die Welt zu tragen bestimmt war. „Der Torus ist angelegt“, hatte der junge Feuergeist im November 1773 an Heinrich Christian Boie geschrieben, „nun noch Flamme und Windstoß; aber das hängt von den Göttern ab.“

„Im Anfang des Jahres 1775 meldete Jung, nachher Stilling genannt, vom Niederrhein, daß er nach Frankfurt komme, berufen, eine bedeutende Augencur daselbst vorzunehmen; er war mir und meinen Eltern willkommen, und wir boten ihm das Quartier an.“ — So hatte Goethe

wieder manche Gelegenheit zu bedeutenden religiösen Gesprächen, und er berichtet darüber: „Wovon sich dergleichen Sinnesverwandte am liebsten unterhalten, sind die sogenannten Erweckungen, Sinnesveränderungen, denen wir ihren psychologischen Werth nicht absprechen. Es sind eigentlich, was wir in wissenschaftlichen und poetischen Angelegenheiten Aperçus nennen: das Gewahrwerden einer großen Maxime, welches immer eine genialische Geistesoperation ist; man kommt durch Anschauen dazu, weder durch Nachdenken noch durch Lehre oder Ueberlieferung. Hier ist es das Gewahrwerden der moralischen Kraft, die im Glauben ankert und so in stolzer Sicherheit mitten auf den Wogen sich empfinden wird. Ein solches Aperçu gibt dem Entdecker die größte Freude, weil es auf originelle Weise nach dem Unendlichen hindeutet; es bedarf keiner Zeitfolge zur Ueberzeugung: es entspringt ganz und vollendet im Augenblick, daher das gutmüthige altfranzösische Reimwort:

En peu d'heure
Dieu labeure.

Äußere Anstöße bewirken oft das gewaltsame Losbrechen solcher Sinnesänderung, man glaubt Zeichen und Wunder zu schauen." Nach leider mißlungener Kur entließ man den trostlosen Freund, jedoch „nicht ganz ohne Hoffnung, denn seine tüchtige Natur, gestützt auf den Glauben an übernatürliche Hülfe, mußte seinen Freunden eine stillbescheidene Zuversicht einflößen."

Es folgt nun die Episode der Liebe Goethes zu Lili, der ich, obgleich er selber gestanden, daß er dem Glück niemals so nahe gewesen, hier keinen Platz gönnen darf; der Besuch der Brüder Stolberg und des Grafen Haug-

witz, ihre gemeinsame Reise zunächst nach Darmstadt, wo eben das Ehebündnis des jungen Herzogs von Sachsen-Weimar mit der Prinzessin Luise stattfinden sollte. Die Abschiedsaudienz wurde mit der Versicherung beschlossen: es würde ihnen beiderseits angenehm sein, Goethe bald in Weimar zu sehen, der seinerseits nicht versäumt hatte, dem Herzog auch die neusten Scenen des „Faust" mitzuteilen. Ich war überrascht, gelegentlich des Abstechers Goethes nach Emmendingen, um die inzwischen verheiratete geliebte Schwester zu besuchen, zu erfahren, daß der Bruder sich dieselbe „nicht gern als Hausfrau, wohl aber als Äbtissin, als Vorsteherin einer edlen Gemeine gar gern denken mochte." Es hat also auch das zärtliche Verhältnis der Geschwister zueinander einer religiösen Basis nicht entbehrt, und wer weiß, mit was für wunderbaren Träumen Wolfgang und Cornelia Goethe ihre einsamen Stunden im Elternhause ausgefüllt haben. Von Emmendingen ging es nach Zürich, und zwar sogleich zu Lavater, dessen Physiognomik den Hauptinhalt der Unterhaltung ausmachte.

Dem ungeduldigen Leser versichernd, daß die Wanderung durch Goethes Leben sich ihrem Ende naht, möchte ich nur schnell noch mit ihm und Freund Passavant mich den Wallfahrern gesellen, die mit Gebet und Gesang die rauhen Wege nach Maria Einsiedeln hinanstiegen. „Wir sahen lebendig den schlängelnden Pfad bezeichnet, den auch wir zu wandern hatten, und schienen freudiger zu folgen; wie denn die Gebräuche der Römischen Kirche dem Protestanten durchaus bedeutend und imposant sind, indem er nur das Erste, Innere, wodurch sie hervorgerufen, das Menschliche, wodurch sie sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen, und also auf den Kern dringend, anerkennt, ohne sich gerade in dem Augenblick

mit der Schale, der Fruchthülle, ja dem Baume selbst, seinen Zweigen, Blättern, seiner Rinde und seinen Wurzeln zu befassen. Nun sahen wir in einem öden baumlosen Thale die prächtige Kirche hervorsteigen, das Kloster, von weitem, ahnsehnlichen Umfang, in der Mitte von reinlicher Ansiedelung, um eine so große und mannigfaltige Anzahl von Gästen einigermaßen schicklich aufzunehmen.

Das Kirchlein in der Kirche, die ehemalige Einsiedlerwohnung des Heiligen, mit Marmor inkrustirt und so viel als möglich zu einer ansehnlichen Kapelle verwandelt, war etwas Neues, von mir noch nie Gesehenes, dieses kleine Gefäß, umbaut und überbaut von Pfeilern und Gewölben. Es mußte ernste Betrachtungen erregen, daß ein einzelner Funke von Sittlichkeit und Gottesfurcht hier ein immer brennendes leuchtendes Flämmchen angezündet, zu welchem gläubige Schaaren mit großer Beschwerlichkeit heranpilgern sollten, um an dieser heiligen Flamme auch ihr Kerzlein anzuzünden. Wie dem auch sei, so deutet es auf ein gränzenloses Bedürfniß der Menschheit nach gleichem Licht, gleicher Wärme, wie es jener erste im tiefsten Gefühl und sicherster Ueberzeugung gehegt und genossen." Am 16. Juli 1775 finden wir unsere frommen Pilger „frisch und mit muthwilliger Behendigkeit von Klippe zu Klippe, von Platte zu Platte springend auf dem Wege nach Schwyz, und „man denke sich den jungen Mann, der etwa vor zwei Jahren den Werther schrieb, einen jüngern Freund, der sich schon an dem Manuscript jenes wunderbaren Werks entzündet hatte, beide ohne Wissen und Wollen gewissermaßen in einen Naturzustand versetzt, lebhaft gedenkend vorübergegangener Leidenschaften, nachhängend den gegenwärtigen, folgelose Plane bildend, im Gefühl behaglicher Kraft das Reich der Phantasie durchschwelgend; dann nähert man sich der Vorstellung jenes Zustandes, den ich nicht zu schildern wüßte, stünde nicht im Tagebuche: „Lachen und Jauchzen dauerte bis um Mitternacht." Lag es nicht zu nahe, nun auch gleich hinabzusteigen ins Land, „wo die Citronen blühn"? Und in der Tat, vom Freunde gedrängt, sehen wir Goethe sinnend am Scheidewege stehen; aber der Zug zur Heimat mit ihren stillen Freuden war doch der stärkere, und ein goldenes Herzchen von Lili, das noch lieberwärmt an seinem Halse hing, an die Lippen drückend, wandte er sich, ohne ein Wort zu verlieren, dem Pfade zu, der ihn hergeführt.

Nach der Rückkehr nach Frankfurt zeigte des Dichterjünglings Lebensweiser nach Weimar, und die seltsame Verkettung von Umständen, die verschärft durch Grillen des mißtrauischen Vaters ihn statt nach Thüringen, beinahe nach Italien entführt hätten, werden genügend bekannt sein. Ein reitender Postillon erreichte den Reisenden noch in Heidelberg, und daß über dieser Stunde „des Schicksals Wage gewaltet", deutet der Dichter an, indem er sie in die Worte Egmonts ausklingen läßt: „Kind, Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch; und uns bleibt nichts, als, muthig gefaßt, die Zügel fest zu halten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!"

„Gern wär' ich Ueberlieferung los
Und ganz original;
Doch ist das Unternehmen groß
Und führt in manche Qual.
Als Autochthone rechnet' ich
Es mir zur höchsten Ehre,
Wenn ich nicht gar zu wunderlich
Selbst Ueberlieferung wäre."

„Ein Reicher" – „ein Glücklicher".

„Hätte Gott mich anders gewollt,
So hätt' er mich anders gebaut;
Da er mir aber Talent gezollt,
Hat er mir viel vertraut.
Ich brauch' es zur Rechten und Linken,
Weiß nicht was daraus kommt;
Wenn's nicht mehr frommt,
Wird er schon winken."

„Ich bin dir nicht im Stande selbst zu sagen,
Woher ich sei, wer mich hierher gesandt;
Von fremden Zonen bin ich her verschlagen
Und durch die Freundschaft fest gebannt.“

„Daß das Leben des Menschen nur ein Traum sei, ist manchem schon so vorgekommen, und auch mit mir zieht dieses Gefühl immer herum. Wenn ich die Einschränkung ansehe, in welche die thätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind, wenn ich sehe, wie alle Wirksamkeit dahinausläuft, sich Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unsere arme Existenz zu verlängern, — — das alles, Wilhelm, macht mich stumm.“ Das „Project“ ist also schon in den „Werther“ verwoben. „Daß die Kinder nicht wissen, warum sie wollen, darin sind alle hochgelahrte Schul- und Hofmeister einig; daß aber auch Erwachsene gleich Kindern auf diesem Erdboden herumtaumeln und, wie jene, nicht wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen, eben so wenig nach wahren Zwecken handeln, eben so durch Biscuit und Kuchen und Birkenreiser regiert werden: das will niemand gern glauben, und mich dünkt, man kann es mit Händen greifen.“ „Wir werden die Welt verstehn, wenn wir uns selbst verstehn,“ sagt Novalis, und ist der „Faust“ ein „Epos vom inneren Menschen“, so steht auch das Wort des delphischen Gottes über dem Tor.

„Suche nicht vergebne Heilung!
Unsrer Krankheit schwer Geheimniß
Schwanket zwischen Uebereilung
Und zwischen Versäumniß.“

Was wir nicht kennen und doch vor allem kennen sollten, das sind die Tiefen unseres Geistes, das ist unser eigenes Ich.

„Das Beste möcht' ich euch vertrauen:
Sollt erst in eignen Spiegel schauen."

Um des „Besten" eines Meisters würdig zu sein, muß die Menschheit selber sich erst wieder auf ihr Bestes besinnen. „Ich habe in einer unserer früheren Unterhaltungen," sagte Goethe am 25. Januar 1813 zu Falk, „den Menschen das erste Gespräch genannt, das die Natur mit Gott hält. Ich zweifle garnicht, daß dies Gespräch auf anderen Planeten viel höher, tiefer und verständiger gehalten werden kann. Uns gehen vor der Hand tausend Kenntnisse dazu ab. Das erste gleich, was uns mangelt, ist die Selbstkenntniß; nach dieser kommen alle übrigen." Auch in „Wahrheit und Dichtung" spricht Goethe von der Notwendigkeit der Einsicht des Jünglings in den „verborgenen Winkel des menschlichen Herzens und seiner Leidenschaften" als einer „Kenntniß, die mehr als alles Latein und Griechisch wert" sei. „Wir haben eine Menge Begriffe und allgemeine Kenntnisse nöthig, sowohl für die Wissenschaften als für das tägliche Leben, die sich aus keinem Compendio erlernen lassen."

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt."

Goethe aber, dem das „Wohnen in ihm selbst" „die beste Freude" bedeutete, war einer der wenigen, denen es „bekannt" war. Von jeher nicht nur in die Welt hinaus, als vielmehr in sie hineinhorchend, nämlich in die innere Welt, finden wir ihn immer geneigt, dem Rhythmus des eigenen Selbst zu lauschen und ihm zu gehorchen, mit der „Betrachtung strenger Lust" sich selber

zu beobachten und unter fortwährender Wahrnehmung des Ichs die feinen Schwingungen flüchtiger Momente zu ergreifen. „Mit welchen sonderbaren Eigenheiten sind wir doch geboren", heißt es z. B. in den „Briefen aus der Schweiz", welches unbestimmte Streben wirkt in uns! wie seltsam wirken Einbildungskraft und körperliche Stimmungen gegen einander! Sonderbarkeiten meiner frühen Jugend kommen wieder hervor. Wenn ich einen langen Weg vor mich hingehe und der Arm an meiner Seite schlenkert, greif' ich manchmal zu, als wenn ich einen Wurfspieß fassen wollte; ich schleudere ihn, ich weiß nicht auf was; dann kommt ein Pfeil gegen mich angeflogen und durchbohrt mir das Herz; ich schlage mit der Hand auf die Brust und fühle eine unaussprechliche Süßigkeit, und kurz darauf bin ich wieder in meinem natürlichen Zustande. Woher kommt mir die Erscheinung? was soll sie heißen, und warum wiederholt sie sich immer ganz mit denselben Bildern, derselben körperlichen Bewegung, derselben Empfindung?"

Auch „Frau Aja" sah Poesie und Bedeutung in kleinen Ereignissen, die andre nicht beachten und ließ sie in ihrem Innern arbeiten. „Noch täglich," sagte sie, „erfahre ich solche Begebenheiten, die dem Menschen dumm vorkommen würden, aber es ist meine Welt, meine Pracht, meine Herrlichkeit. Wenn ich in einen Kreis von langweiligen Menschen trete, denen die aufgehende Sonne kein Wunder mehr ist, denen der herannahende Abend keine glückliche Bestätigung mehr ist, daß Gott die Welt noch nicht verlassen hat, so denk ich in meiner Seele: Ja, meint nur, ihr hättet die Welt gefressen! Wenn ihr wüßtet, was die Frau Rat heute alles erlebt hat." Und ihr großer Sohn wußte, wie nötig uns die Mahnung war, „jedes Ereigniß mit Ehrfurcht zu betrachten und eine höhere Leitung darin

zu erblicken," denn zum Horchen auf die „Stimme der Stille" hat der moderne Mensch weder Zeit noch Neigung. „Nicht bloß du und ich," sagt Cäsar Flaischlen in „Jost Seyfried", „sieh, alle haben wir zu wenig Ruhe und zu wenig Zeit für unsern innern Menschen! Und das ist der tiefste Urquell unseres ganzen Leids." „Niemand kennt sich mehr," schrieb Goethe im Jahre 1825 an Zelter, „niemand begreift das Element, worin er schwebt und wirkt, niemand den Stoff, den er bearbeitet. — Reichthum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wonach jeder strebt." Zur „acquiescentia animae" des Spinoza durchgedrungen, pflegte er schon früh zu sagen: „Ich bin stille," mit Bezug auf das Wort des Jesaias: „Wenn ihr stille bliebet, so würde euch geholfen." In unablässigem Lauschen auf die Stimmen in seinem Innern und in der Natur mußten sich ihm über die Psychologie des Menschen die höchsten Wahrheiten erschließen, und schon früh dem leeren Treiben der Welt Valet sagend, um nachzujagen „dem Einzigen was Noth ist" — „Wie könnte ich die Welt so rein sehen, als seitdem ich nichts darin zu suchen habe," schrieb er an Charlotte von Stein — versenkte er sich um so tiefer in die Mysterien seines Innern. Es blieb bis zuletzt „eines seiner schönsten Gefühle, diese reine Selbstheit, als bedeutende Naturanlage, kunstgemäß auszubilden." „Der dunkle Keller", heißt es in einem Briefe an Jakobi (7. März 1808) „gehört so gut zum Pallast als der Altan auf dem Dache." So war die Akustik der Seele ihm kein fremdes Gebiet, und seinem „Saitenspiel" entströmen himmlische Harmonien wie von entfernten Chören. „Das Schaudern ist der Menschheit bestes Theil", tönt es ahnungsvoll uns aus dem „Faust" entgegen, und wozu hätte wohl Homunculus eine Leuchte, wenn der Weg nicht in dunkle Tiefen führte? „Gesundes

Hineinblicken in sich selbst, ohne sich zu untergraben; nicht mit Wahn und Fabelei, sondern mit reinem Schauen in die unerforschte Tiefe sich wagen, ist eine seltene Gabe." (M. u. R.) „Ich kehre in mich selbst zurück und finde eine Welt", verkündet staunend Goethe-Werther, und dem Zauber einer hehren Mondnacht in des Ilmtals geheimnisvoller Stille verdanken wir ein Gedicht, in welchem „tiefsten Herzens frühste Schätze" blinken gleich Perlen auf feuchtem Grunde:

„Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;
Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.
Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.
Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.
Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!
Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu!

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.
Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,
Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht."

Die Romantiker sind die Entdecker des Unbewußten. „Das erste Genie, das sich selbst durchdrang," sagt Novalis, „fand hier den typischen Keim einer unendlichen Welt; es machte eine Entdeckung, welche die merkwürdigste der Weltgeschichte sein müßte, denn es beginnt damit eine ganz neue Epoche der Menschheit." Hatte Schelling an sich erfahren, daß in allem, auch dem gemeinsten und alltäglichsten Producieren mit der bewußten Tätigkeit eine bewußtlose zusammen wirkt", so war auch Jean Paul zu der Erkenntnis gekommen, daß „wir von dem Länderreichtum des Ich viel zu kleine oder enge Messungen machen, wenn wir das ungeheure Reich des Unbewußten, dieses in jedem Sinne wahre innere Afrika auslassen." Das Ziel der Philosophie der Romantiker ist die Bewußtwerdung der Welt, und der Psychologe lehrt, daß der Schlüssel zur Erkenntnis des Bewußtseins nur in der Sphäre des Unbewußtseins zu finden ist. Ahnungsvoll erblickte Friedrich Schlegel in Goethes Erscheinung „eine Bürgschaft, daß die durch das Bewußtsein verlorene Schönheit mit Bewußtsein wiedergewonnen werden könne, und zwar als eine unvergängliche."

„Wo vom kühnsten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben du siehst,
Mache dir selber Bahn!"

Das war das dunkle Gebiet, das zu erforschen den Kühnen reizte; da ergrub er, früh schon zum Weisen gereift, sich Schätze, die die Welt mit Feuer und Schwert ihm nicht nehmen konnte. Wie Herder den Grundzug des genialen Menschen darin sah, „daß er sich auszeichne, durch das, von dem er nichts weiß", so sagte auch Goethe einmal zu Riemer: „Der Mensch kann nicht lange im bewußten Zustande oder im Bewußtsein verharren, er muß sich wieder ins Unbewußtsein flüchten, denn darin liegt seine Wurzel." Darum:

„Der Philosoph, dem ich zumeist vertraue,
Lehrt, wo nicht gegen alle, doch die meisten,
Daß unbewußt wir stets das Beste leisten:
Das glaubt man gern und lebt nun frisch ins Blaue."

Sollte Homunculus nicht diesem „Philosophen auf der Spur" sein, da doch Faust „in seinem dunkeln Drange" fühlt:

„Was man nicht weiß das eben brauchte man,
Und was man weiß kann man nicht brauchen" —

„Bewußt sind uns nur diejenigen Beziehungen unseres Ich mit der Natur, welche durch unseren Sinnesapparat vermittelt werden, die übrigen verbleiben unbewußt und treten nur manchmal in abnormen Zuständen, wie ein entferntes Wetterleuchten, zu Tage."

„Liebe will ich liebend loben,
Jede Form, sie kommt von oben" —

sagt Goethe, wiederholt sein „nachtwandlerisches Schaffen" betonend, und daß ihm die Gedichte die liebsten seien, von denen er „nicht wußte, woher sie kamen und wohin sie wollten." Alle künstlerische Production ist auf ein transzendentales Moment zurückzuführen und

wurzelt in einem Ergreifen des Unbewußtseins, oder mit den „Zahmen Xenien“ zu reden:

„Ja, das ist das rechte Gleis,
Daß man nicht weiß
Was man denkt,
Wenn man denkt;
Alles ist wie geschenkt.“

Die geniale Conception empfängt als unverhofftes Geschenk der Götter das Ganze aus einem Guß. Dergleichen hat der Mensch „als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat.“ In dem rätselhaften Dunkel einer der tollsten Scenen des „Faust“ wurde es mir plötzlich hell durch die „Wiederholte Spiegelung“:

„Die hohe Kraft
Der Wissenschaft,
Der ganzen Welt verborgen!
Und wer nicht denkt,
Dem wird sie geschenkt,
Er hat sie ohne Sorgen.“

Warum dieses viel verheißende Wort aber gerade in der „Hexenküche“ erschallt? „Jener König in Israel“, sagt der Magus in Norden, „glaubte einer alten Hexe, die Götter aus der Erde steigen sah. Seitdem unsere Philosophen die Augen fest zuschließen, um keine Zerstreuungen auf Kosten der Natur lesen zu dürfen, und seitdem sie die Hände in den Schooß legen, einer schönen Haut zu gefallen, hat es Luftschlösser und Lehrgebäude vom Himmel geregnet.“ Rat begehrend von „einem alten Weibe“ entringt sich daher auch Fausts Brust der Seufzer: „Weh mir, wenn du nichts Bessres weißt,“ denn die Hexe mit ihrem Hocuspocus recht verstanden und ernst genommen zu sehen, durfte Goethe so bald nicht erwarten. Doch als „treffliche Sibylle“ fordert sie durchaus unsre Achtung heraus, denn erhebt diese Anrede sie nicht zum Rang einer Schwester der Manto? Beiden ward die nämliche Aufgabe, die Heilung des Kranken, bezw. seine Verjüngung; Fausts „Renaissance“ ist ihr Werk, und die Hexe „das beste Mittel“ verabreichen sehend, sind wir offenbar im Begriff, zu entdecken, was aus solchen Händen zu empfangen, wohl niemand erwartet hat.

Nach Louvier haben wir es in philosophischem Sinne in der „Hexe“ mit dem „Wahn“ zu tun, und da in der „Tragödie des Verstandes“ nur ein Gebiet das umstrittene sein kann, nämlich das Gebiet des Wahns, so müssen Fausts Kämpfe und Erfahrungen sich notwendig auf diesem Gebiet abspielen. In mehr als einer Scene werden wir daher vom Dichter der sinnlichen Region entrückt, wenn er auch nicht jedesmal betont: „In die Traum- und Zaubersphäre sind wir, scheint es, eingegangen“. Schon einmal zitierte ich das Wort: „Wie in Rom außer den Römern noch ein Volk von Statuen da war, so ist außer dieser realen Welt noch eine Welt des Wahns, viel mächtiger beinahe, in der die Meisten leben;“ und ein Brief Goethes an Lavater hat uns das Geständnis aufbewahrt: „Ich bin geneigter als jemand, noch eine Welt außer der sichtbaren zu glauben, und ich habe Dichtungs- und Lebenskraft genug, sogar mein eigenes beschränktes Selbst zu einem Schwedenborgischen Geisteruniversum erweitert zu fühlen.“ Ist nun „just das alte Weib“ die Spenderin des Trankes, von dem so wunderbare Wirkung zu erwarten ist, so scheint auch aus der „Hexenküche“ eine Stimme zu rufen: „Versäume nicht das Heil der edlen Quelle!“ Alles Große in der Welt wird in einem gewissen Wahn vollbracht, und es sollte Goethes Betonung, daß „eine Art von Wahn-

sinn" über dem „Faust" gewaltet, eigentlich nicht bedurft haben, denn:

„Weiß denn der (Poet) mit wem er geht und wandelt,
Er, der immer nur im Wahnsinn handelt?"

„Die Frage: woher hat's der Dichter? geht auch nur auf's Was, vom Wie erfährt dabei niemand etwas." Wie hier aus den „Betrachtungen im Sinne der Wanderer" die Augen eines noch immer Unverstandenen mit stillem „Vorwurf" uns anschauen, so bemühte sich auch Homunculus bislang vergebens, Wagner zwecks Erforschung des „Faust" besonders nahe zu legen: „Das Was bedenke, mehr bedenke Wie!" Gerade die absurde Form des „Hexenproductes" sollte zur Quelle führen.

„Sage deutlicher, wie und wenn;
Du bist uns nicht immer klar."
„Gute Leute, wißt ihr denn,
Ob ich mir's selber war?"

„Nehmt nur mein Leben hin, in Bausch
Und Bogen, wie ich's führe;
Andre verschlafen ihren Rausch,
Meiner steht auf dem Papiere."

Die „etwas weite Ideenassociation", die den Dichter in einem Briefe aus Rom, nachdem er vom Magnetismus gesprochen, auf die „Hexenepoche" übergehen ließ, scheint uns also näher anzugehen, als man bislang glaubte. „Wir haben," schreibt er, „die famose (!) Hexenepoche in der Geschichte, die mir psychologisch noch lange nicht erklärt ist; diese hat mich aufmerksam und mir alles Wunderbare verdächtig gemacht." Was man so oft wiederholt, daß die „Hexenküche" im Garten der Villa Borghese Gestalt gewann, wird doch erst in diesem Sinne verständlich. Wie Goethe in Palermo

den „öffentlichen Garten" aufsuchte, um seine „dichterischen Träume fortzusetzen", so wurde auch der Garten Borghese ihm zu einem „Garten des Alcinous", wo er weltentrückt in Sphären weilte, wohin ihm nur folgen kann, wer „das Beste" kennt. Ob auch der Leser fühlt, daß wir nicht nur in der „Hexenküche" die Werkstatt betreten, in der das „Hexenproduct" entstand? Denn ist ein „Laboratorium im Sinne des Mittelalters" nicht auch eine „Hexenküche?" Wenn unter Hoffen und Sehnen der Meister dem „rechten Mann" entgegen ruft:

„Und wer dieselben Pfade wandernd schleicht,
Sei ihm des Zieles holder Wunsch erreicht —"

so führen diese „Pfade" sicherlich sowohl durch das „Laboratorium" wie durch die „Hexenküche", und die „Walpurgisnacht", wenn auch „zu toll sogar für meinesgleichen", atmet doch denselben Geist, wie Goethes gleichnamiges „hochsymbolisch intentioniertes" Gedicht, in welchem er uns der Druiden mainächtlich heimlichen Gottesdienst mit erleben läßt, als einer „kleinsten Schar", welche der Einbruch der Römer im Besitz hoher Schulen fand mit altüberlieferter Weisheit und Naturkenntnis. Selbst „Auerbachs Keller" wird nicht zu umgehen sein, sehen wir doch Mephisto daselbst ebenso „seltsame Gebärden" machen wie die Hexe, ja wie gelegentlich sogar Goethe selber:

„Mit seltsamen Gebärden
Gibt man sich viele Pein,
Kein Mensch will etwas werden,
Ein jeder will schon was sein."

Was wir aber „werden" sollen, darüber kann wohl kein Zweifel herrschen, und wenn der bedeutsame Spruch „Eritis sicut Deus scientes bonum et malum" auch nur einmal als solcher im „Faust" vorkommt, so entdeckte

doch schon Louvier eine feine Anspielung darauf in den Worten:

„Der Teufel hat sie's zwar gelehrt;
Allein der Teufel kann's nicht machen."

In einem, mit obigem Bibelcitat überschriebenen Kapitel erinnert er uns daran, daß der Teufel die Menschen, bezw. die Eva nur einmal etwas „gelehrt" hat, nämlich wie man zur „Gottähnlichkeit" gelange, und ich werde noch öfter Gelegenheit haben, zu zeigen, daß Größtes und Höchstes im „Faust" sich unter wunderlichsten Hüllen verbirgt. Denn die „Lustige Person" treibt ihre „Possen" bis zuletzt. Mephistos soeben angeführte Rede ist aber die Antwort auf die Frage: „Kannst du den Trank nicht selber brauen?" Das vermag der Teufel allerdings ebenso wenig, wie er die „Gottähnlichkeit" „machen" kann, das ist allein der „Hexe" vorbehalten, die letzten Endes nichts geringeres verkörpert, als — die religiöse Ekstase, also „göttlichen Wahnsinn", von dem Plato sagt: „Nicht ein Uebel ist der Wahnsinn, sondern durch ihn kamen die größten Güter über Hellas." Doch nur eigenes Erleben erschließt die Mysterien, wie denn nur lebendige Erfahrung den Religiosus Goethe trieb, in „Zwo wichtige biblische Fragen" das Pfingstwunder zu erläutern: „Die göttlichste Empfindung strömt aus der Seele in die Zunge, und flammend verkündigt sie die großen Thaten Gottes in einer neuen Sprache, und das war die Sprache des Geistes. Das war jene einfache, allgemeine Sprache, die aufzufinden mancher große Kopf vergebens gerungen. In der Einschränkung unserer Menschlichkeit ist nicht mehr als eine Ahnung davon zu tappen . . . Die Fülle der heiligsten, tiefsten Empfindung drängte für einen Augenblick den Menschen zum überirdischen Wesen; er redete die Sprache der Geister, und aus

den Tiefen der Gottheit flammte seine Zunge Leben und Licht." Auch ihm war sie aufgegangen, die Seelenkraft, „wie spricht ein Geist zum andern Geist." Gegenüber dem „Hexenproduct" wird also der negierenden Kritik nichts übrig bleiben, als — Schweigen, und Goethe selber schließt ihr den Mund, denn:

„Allein bedenkt: Der Berg ist heute zaubertoll" — und

„Ja, den ganzen Berg entlang
Strömt ein wüthender Zaubergesang."

Noch zu Cicero's Zeiten hieß dichterische Begeisterung „furor poeticus", und von einer Ausgießung des heiligen Geistes in diesem Sinne erhofft auch Schiller, Dichter und Priester wie Goethe, die Erlösung des Menschengeschlechts:

„Noch eine glückliche Begeisterung,
Des jüngsten Menschenalters Dichterschwung —
Und in der Wahrheit Arme wird er gleiten."

Ich empfand es wie eine Belohnung, als ich, nachdem ich mich mit den „seltsamen Gebärden" befreundet, auf das schöne Dichterwort stieß:

„Verachte keinen Brauch
Und keine Flehgebärde,
Womit ein Menschenherz
Sich losringt von der Erde."

„Lied" und „Trank" der „Hexe" erweisen sich bei näherer Betrachtung allerdings von „besonderer", nämlich von begeisternder Wirkung, der „edlen Quelle" gleich, an der ihre griechische Schwester wohnt. Der Schweißausbruch —

„Du mußt nothwendig transpiriren" —

und die Erschöpfung —

„Den edlen Müssiggang lehr' ich hernach dich schätzen" —

sind unerläßliche Begleiterscheinungen des ekstatischen Zustandes der „von der Begeisterung ganz überwältigten und in den Strom der ewigen Liebe mit fortgerissenen Seele“, und wenn es noch eines Zeugnisses bedarf, daß das „beste Mittel“ gefunden ist, so mag Goethes kleines Gedicht, überschrieben: „Das Beste“ den Zweifelnden zu Hilfe kommen:

„Wenn dir's in Kopf und Herzen schwirrt
Was willst du Bessres haben!
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der lasse sich begraben!“

Und Mephisto's „Fäßchen“ scheint in der Tat „trübe zu laufen“, da er ahnungsvoll „zum letzten Mal den Hexenberg ersteigt.“

Was aber im Rausch geschaffen, also „außer sich“, wie Goethe zu sagen pflegte, das kann auch nur einem „Berauschten“ sich ganz enthüllen, und trotz der entstehenden „leichten Flamme“ wird der „Freund“ ihn trinken müssen, den Zaubertrank, um wie Faust, „verrückt“, d. h. um entrückt zu werden in eine „höhere Gegend reiner Anschauungen, wo er nicht mehr sich selbst lenkend, nur Dinge sieht und spricht, die nicht von dieser Welt sind.“ Ohne den göttlichen Funken des Enthusiasmus ist nie etwas Bedeutendes auf Erden geleistet. „Ach, ihr vernünftigen Leute“, und der Leser kennt die Stimme, „Leidenschaft! Trunkenheit! Wahnsinn! scheltet den Trinker, verabscheut den Unsinnigen, geht vorbei, wie der Priester, und dankt Gott, wie der Pharisäer, daß er euch nicht gemacht hat, wie einen von diesen. Ich bin mehr als einmal trunken gewesen, meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinn, und beides reut mich nicht: denn ich habe in meinem Maße

begreifen lernen, wie man alle außerordentlichen Menschen, die etwas Großes, etwas unmöglich Scheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien mußte.“

„Bist mit dem Teufel du und du
Und willst dich vor der Flamme scheuen?“

Diese Worte gelten zugleich dem „Folger“, auf den der ganze „Faust“ zu warten scheint, gleichwie auch Welling sein Opus mago-cabbalisticum ursprünglich nur für einen Freund geschrieben hatte. Und nachdem Mephisto die Hexe verständigt:

„Denn meinem Freund wird dieser Trunk nicht schaden:
Er ist ein Mann von vielen Graden“ —

„gönnt sie ihm gern das Beste ihrer Küche.“ In heiligem Ernst wird daher von ihrem seltsamen Hausrat gesagt:

„Und alles was dazu gehört,
Es sind gar wunderbare Sachen.“

Denn

„Der Blocksberg wie der deutsche Parnaß
Hat gar einen breiten Gipfel.“

„Ein Mann von vielen Graden“ aber ist „ein Werdender“, und also gegenüber den sich fertig Dünkenden ein „immer Dankbarer“, ein „Wissender“, ein in die „Mysterien“ Eingeweihter.

„Wer das Vergangene kennte, der wüßte das Künftige; beides
Schließt an heute sich rein, an ein Vollendetes, an.“

Wie hier Bakis, der Weise, so äußerte der Meister gelegentlich eines Gespräches über Religionslehren: „Ihr müßtet wie ich seit fünfzig Jahren Kirchengeschichte studirt haben, um zu begreifen, wie das alles zusammenhängt,“ denn

„Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib' im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben."

Grund und Zweck dieser Goetheschen Studien, demnach ebenso intensiv wie seine Naturstudien, brauche ich wohl nicht mehr zu nennen. War es auch ein junger Schwärmer, der in einsamer Krankenhaft mit einer frommen Freundin auf den „dunkeln Gang" sich wagte, so verrät uns die „Geschichte der Farbenlehre", daß auch der Mann noch tätig war, eine Lanze zu brechen für die alten Wahrheitssucher, die „Enthusiasten", die man „von je gekreuzigt und verbrannt", die man der Magie beschuldigt hat. Auf den Spuren der Märtyrer der Farbenlehre kam Goethe zu dem Resultat: „Der schwache Faden," „der sich aus dem manchmal so breiten Gewebe des Wissens und der Wissenschaften durch alle Zeiten, selbst die dunkelsten und verworrensten, ununterbrochen fortzieht, wird durch Individuen durchgeführt. Diese werden in einem Jahrhundert wie in dem andern von der besten Art geboren und verhalten sich immer auf dieselbe Weise gegen jedes Jahrhundert, in welchem sie vorkommen. Sie stehen nämlich mit der Menge im Gegensatz; ja im Widerstreit." Mit Recht kann man von ihnen sagen:

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
Schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte."

Bedeutsam genug hebt der Prologus des „Faust" mit den „schwankenden Gestalten" an; wir sehen sie also so zu sagen am Tor des Stückes stehen, weil der große Lichtsucher die Heroldsmission seines „Hauptgeschäftes" nur einem Geistesverwandten einhauchen konnte, als welcher Faust in mehr als einem Sinne sich erweist. Denn

auch ein „Schwarzkünstler" ist ein Lichtsucher. Gerade in der „Farbenlehre", über welche der Autor selber mit mehr Stolz sich äußerte, als über seine poetischen Productionen, redet er der Magie das Wort: „Der Ursprung dieser Art von halbgeheimer Wissenschaft liegt in den ältesten Zeiten. Ein solches Wissen, eine solche Kunst war dem Aberglauben, von dem wir schon früher gehandelt, unentbehrlich. Es gibt so manches Wünschenswerthe, Möglichscheinende; durch eine kleine Verwechslung machen wir es zu einem erreichbaren Wirklichen. Denn obgleich die Thätigkeiten, in denen das Leben der Welt sich äußert, begränzt und alle Specificationen hartnäckig und zäh sind, so läßt sich doch die Gränze keiner Thätigkeit genau bestimmen, und die Specificationen finden wir auch biegsam und wandelbar.

Die natürliche Magie hofft mit demjenigen, was wir für thätig erkennen, weiter als billig ist, zu wirken, und mit dem, was specificirt vor uns liegt, mehr als thunlich ist, zu schalten. Und warum sollten wir nicht hoffen, daß ein solches Unternehmen gelingen könne? Metaschematismen und Metamorphosen gehen vor unsern Augen vor, ohne daß sie von uns begriffen werden; mehrere und andere lassen sich vermuthen und erwarten, wie ihrer denn auch täglich neue entdeckt und bemerkt werden. Es gibt so viele Bezüge der specificirten Wesen untereinander, die wahrhaft und doch wunderbar genug sind, wie z. B. der Metalle beim Galvanism. Thun wir einen Blick auf die Bezüge der specificirten organischen Wesen, so sind diese von unendlicher Mannigfaltigkeit und oft erstaunenswürdig seltsam. Man erinnere sich, im gröberen Sinne, an Ausdünstungen, Geruch; im zarteren, an Bezüge der körperlichen Form, des Blickes, der Stimme.

Man gedenke der Gewalt des Wollens, der Intentionen, der Wünsche, des Gebetes. Was für unendliche und unerforschliche Sympathien, Antipathien, Idiosynkrasieen überkreuzen sich nicht. — — Wenn uns nun die fortschreitende Naturbetrachtung und Naturkenntniß, indem sie uns etwas Verborgenes entdecken, auf etwas noch Verborgeneres aufmerksam machen; wenn erhöhte Kunst, verfeinerte Künstlichkeit das Unmögliche in etwas Gemeines verwandeln; wenn der Taschenspieler täglich mehr alles Glaubwürdige und Begreifliche vor unsern Augen zu Schanden macht: werden wir dadurch nicht immerfort schwebend erhalten, so daß uns Erwartung, Hoffnung, Glaube und Wahn immer natürlicher, bequemer und behaglicher bleiben müssen, als Zweifelsucht, Unglaube und starres, hochmüthiges Ableugnen?" „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt," sagt die Seherin der „Classischen Walpurgisnacht"; Goethe aber fährt fort: „Die Anlässe zur Magie überhaupt finden wir bei allen Völkern und in allen Zeiten. Je beschränkter der Erkenntnißkreis, je dringender das Bedürfniß, je höher das Ahnungsvermögen, je froher das poetische Talent, desto mehr Elemente entspringen dem Menschen, jene wunderbare, unzusammenhängende, nur durch ein geistiges Band zu verknüpfende Kunst wünschenswerth zu machen." Die Schülerscene, die uns die Klage übermittelt, daß die „Schüler" „keine Weber geworden", enthält noch eine andere, weit schmerzlichere: „Fehlt leider! nur das geistige Band," und das Ausrufungszeichen sollte sie besonderer Beachtung empfehlen. Erst in der fünften Bedeutung wird sie recht verständlich. Auch Faust hat sich „der Magie ergeben", und wenn Mephisto in der „Hexenküche" die Insignien eines Magiers anlegt,

wie solche auf alten Bildern überliefert sind: „Den Zepter halt' ich hier, es fehlt nur noch die Krone", so wird doch ferner niemand glauben, daß es höllische oder die sogen. schwarze Magie sei, die in der mondbeschienenen Zelle des Dr. Faustus waltet. „Die Magie," sagt Wilhelm Schlegel, wie alle Romantiker auch für diese verschüttete Quelle der Poesie plaidierend, „ist ebenfalls durch die schlechten Zauberer in Mißkredit gekommen. Die Natur soll uns aber wieder magisch werden, d. h. wir sollen in allen körperlichen Dingen nur Zeichen, Chiffern geistiger Intentionen erblicken, alle Naturwirkungen müssen uns, wie durch höheres Geisterwort, durch geheimnisvolle Zaubersprüche hervorgerufen erscheinen, nur so werden wir in die Mysterien eingeweiht, so weit unsere Beschränktheit es erlaubt, und lernen die unaufhörlich sich erneuernde Schöpfung des Universums aus Nichts wenigstens ahnen." Vor allem aber war es schon Hamann, der „die heilige Magie", in der sich „Natur und Offenbarung, Anschauung und Symbol durchdringen", für Leben und Dichtung wieder fruchtbar zu machen strebte. „Wodurch sollen wir aber," so fragt er in seiner kabbalistischen „Aesthetica in nuce", „die ausgestorbene Sprache der Natur von den Todten wieder auferwecken? — Durch Wallfahrten nach dem glücklichen Arabien, durch Kreuzzüge nach den Morgenländern und durch die Wiederherstellung ihrer Magie, die wir durch alte Weiberlist, weil sie die beste ist, zu unserer Beute machen müssen." Diese Winke befolgend, zeigt Goethe sich also als Schüler des Mannes, dessen Werke herauszugeben lange seine Absicht war, und von dem er in „Wahrheit und Dichtung" sagt: „Indessen fühlte ich wohl, daß mir in Hamanns Schriften etwas zusagte, dem ich mich überließ, ohne zu wissen, woher es komme und wohin es

führe.“ Ihn mit Vico vergleichend weissagte er von Italien aus: „Es ist gar schön, wenn ein Volk solch einen Ältervater hat. Den Deutschen wird einst Hamann ein ähnlicher Codex werden.“ Hamann war wie Goethe ein Verächter „begrifflicher Reflexion und raisonnierender Problemlosigkeit;“ sein „Sinn“ war nicht „zu“, vielmehr besonders aufgeschlossen „für die unergründlichen Tiefen der Wirklichkeit und des menschlichen Wesens, für die Wunder und Geheimnisse des Seins, die, dem armseligen Rechnen und Messen des diskursiven Verstandes ewig unzugänglich, allein dem ahnenden Gefühl und der seherischen Intuition sich erschließen.“ „Seine „Sokratischen Denkwürdigkeiten erregten Aufsehen und waren solchen Personen besonders lieb, die sich mit dem blendenden Zeitgeiste nicht vertragen konnten. Man ahnete hier einen tiefdenkenden gründlichen Mann, der, mit der offenbaren Welt und Literatur genau bekannt, doch auch noch etwas Geheimes, Unerforschliches gelten ließ und sich darüber auf eine ganz eigene Weise aussprach. Von denen, die damals die Literatur des Tages beherrschten, ward er freilich für einen abstrusen Schwärmer gehalten, eine aufstrebende Jugend aber ließ sich wohl von ihm anziehn. Sogar die Stillen im Lande, wie sie halb im Scherz, halb im Ernst genannt wurden, jene frommen Seelen, welche, ohne sich zu irgend einer Gesellschaft zu bekennen, eine unsichtbare Kirche bildeten, wendeten ihm ihre Aufmerksamkeit zu, und meiner Klettenberg, nicht weniger ihrem Freunde Moser, war der Magus aus Norden eine willkommene Erscheinung. — Das Prinzip, auf welches die sämmtlichen Äußerungen Hamanns sich zurückführen lassen, ist dieses: „Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen

vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich.“ Eine herrliche Maxime! aber schwer zu befolgen. Von Leben und Kunst mag sie freilich gelten; bei jeder Ueberlieferung durchs Wort hingegen, die nicht gerade poetisch ist, findet sich eine große Schwierigkeit: denn das Wort muß sich ablösen, es muß sich vereinzeln, um etwas zu sagen, zu bedeuten. Der Mensch, indem er spricht, muß für den Augenblick einseitig werden; es gibt keine Mittheilung, keine Lehre ohne Sonderung. Da nun aber Hamann ein für allemal dieser Trennung widerstrebte, und wie er in einer Einheit empfand, imaginirte, dachte, so auch sprechen wollte und das Gleiche von andern verlangte, so trat er mit seinem eignen Styl und mit allem, was die andern hervorbringen konnten, in Widerstreit. Um das Unmögliche zu leisten, greift er daher nach allen Elementen: Die tiefsten geheimsten Anschauungen, wo sich Natur und Geist im Verborgenen begegnen, erleuchtende Verstandesblitze, die aus einem solchen Zusammentreffen hervorstrahlen, bedeutende Bilder, die in diesen Regionen schweben, andringende Sprüche der heiligen und Profanscribenten, und was sich sonst noch humoristisch hinzufügen mag, alles dieses bildet die wunderbare Gesamtheit seines Styls, seiner Mittheilungen. — Solche Blätter verdienen auch deßwegen sibyllinisch genannt zu werden, weil man sie nicht an und für sich betrachten kann, sondern auf Gelegenheit warten muß, wo man etwa zu ihren Orakeln seine Zuflucht nähme. Jedesmal, wenn man sie aufschlägt, glaubt man etwas Neues zu finden, weil der einer jeden Stelle innewohnende Sinn uns auf eine vielfache Weise berührt und aufregt“ (W. u. D.). Angesichts vielfacher ähnlicher Erfahrungen beim Studium des „Faust“,

würde ich nicht anstehen, dies Werk ein magisches Buch zu nennen, das sich würdig der Divina Commedia eines Dante, dem Hamlet eines Shakespeare an die Seite stellt, ja, dem es vorbehalten sein mag, mit den Sibyllinischen Büchern des alten Rom und mit der Apokalypse der altchristlichen Literatur verglichen zu werden. „Wer für das Volk etwas schreiben will, das über dessen irdische Bedürfnisse hinausgehen soll," sagt Wilhelm Schlegel, „darf in der weißen Magie oder in der Kunst der Offenbarung durch Wort und Zeichen nicht unerfahren sein." Goethe hat uns seinen „Faust" als Rätsel hinterlassen, und nach Louvier ist die „Zueignung" ein solches, nämlich eine Charade, in der es doppelsinnig heißt: „Ein Schauer faßt mich", nämlich ein „Schauer" oder Seher „faßt" das Rätsel. Das „Glück", das „tiefe, schmerzenvolle", das des Meisters ganze Poesie durchzittert, es war das „Glück" des Sehers, der „der Weltgeschichte wichtiges Ereigniß" kündend sich auch in den Maskenzug von 1818 eingeschlichen hat, und zwar im Gewande des „Mahomet", seine Rede mit den doppelsinnigen Worten beschließend:

„Hier fordert man euch auf zu eignem Dichten,
Von euch verlangt man eine Welt zur Welt,
Wo Dichter, Spieler, Schauer sich verbinden,
Sich wechselseits erwärmen und entzünden."

In solch glücklichem „Wechselgesang" müssen auch des „Freundes" Lieder erklingen; auch er muß auf hoher Warte stehen, „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt", denn:

„Und fragt ihr mich, wer es zu Tage schafft,
Begabten Manns Natur- und Geisteskraft."

Ich aber „gehe weiter", wie der Meister es erwartet und wage kühn das große Wort: Goethe war, wie sein Faust — ein Magier, und nun erst wird das

bitterschwere Wort verständlich: „Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit", denn

„Die Wenigen die was davon erkannt,
Die thöricht gnug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.'

Geborgen unter Vorsicht und zarter Scheu tut doch die ganze heimliche Wonne eines Auserwählten sich kund in den Versen des „Divan":

„O gewiß! das Allerbeste
Blieb mir nicht verhehlt,
Das fürwahr nur wenig Gäste
In der Clause zählt —"

und was aus der Geisterscene herüberklingt:

„Denn wer den Schatz, das Schöne, heben will,
Bedarf der höchsten Kunst, Magie der Weisen" —

das ist die aus dem Altertum überlieferte hohe, göttliche Weisheit, die man die „weiße Magie" benannt hat, eine Kunst, beruhend auf Kenntnis geheimer Naturgesetze, auf einer Wechselwirkung zwischen Bewußtem und Unbewußtem.

„Da muß sich manches Räthsel lösen,
Doch manches Räthsel knüpft sich auch."

Damit das verpönte Wort keine Schatten vorauswerfe, will ich gleich hier an die noch wenig beachtete, religionsgeschichtlich bedeutsame Tatsache erinnern, daß es drei Magier waren, die, nachdem sie „im Morgenlande" den Stern des Heilands gesehen hatten, nach Bethlehem zogen, ihn anzubeten. Und sie kamen nicht mit leeren Händen; sie brachten vielmehr ihrer Schätze Bestes dem heiligen Kinde dar. Goethes Wort zum Kanzler von Müller aus dem Jahre 1821: „Was hat denn der christlichen Religion den Sieg über alle anderen verschafft, wodurch ist sie zur Herrin der Welt geworden und verdient

es zu sein, als weil sie die Wahrheiten der natürlichen Religion in sich aufgenommen hat?" zeigt, daß auch er die Gaben der heiligen drei Könige symbolisch auffaßte. Und mit Recht, denn die Aegyptischen, Chaldäischen und Hindu-Mysterien erschöpften schon vor Jahrtausenden alle Philosophien; die Eingeweihten waren vertraut mit allen Wissenschaften und haben „ihre kostbaren Schätze der Weisheit in Glyphen und Allegorien zum Wohle der letzten Generationen der menschlichen Rasse überliefert." Auch Moses war bekanntlich ein aegyptischer Eingeweihter. Und wie in den antiken Mysterien und in allen Religionen, so hat es auch im frühen Christentum neben der exoterischen eine esoterische Lehre gegeben, die, wie es noch heute in der Freimaurerei üblich ist, nur gradweise den Initiierten mitgeteilt wurde, gleichwie Jesus die Parabeln und Allegorien, in denen er zum Volke sprach, seinen Jüngern im Besonderen erklärte. Die ersten drei Jahrhunderte unserer Zeitrechnung sind noch von dem Licht dieser Weisheit durchleuchtet, bis mit dem Siege Constantins die dunkleren Zeiten hereinbrachen.

„Es gibt eine Tradition im fernen Osten, die man auch im Westen mehr oder weniger verschwommen auffinden kann, daß die Große Loge der Magi, der Adepten, der Vollkommenen Meister — — nie aufgehört hat zu existieren," und daß „kein Buch oder Bericht, der wert war, erhalten zu werden oder zum Wohl des Menschen notwendig war, je verloren ging. Man sagt, daß diese Schätze in geheimen Krypten, die für die vandalische Hand des Menschen ebenso unzugänglich sind, wie für die Zerstörung durch Zeit und Verfall, aufbewahrt werden." Die geheime Lehre, der „eine erhabene Philosophie der Schöpfung und Entwickelung der Welten und des Menschen zugrunde lag," war die allgemein verbreitete Religion der antiken und prähistorischen Welt. Es ist dieselbe, zu der Goethe sich in „Wahrheit und Dichtung" bekennt. „Im ganzen Lauf der Geschichte kann man jene finden, die das wahre Licht besaßen. Da sie ihre Weisheit wie ihre eigene Identität vor vulgärer Berührung und törichter Verhimmelung verbargen, sind sie für die Vielen ungesehen und ungehört über die Erde gegangen, ihren Mitbrüdern und allen nach wahrer Weisheit Suchenden waren sie immer bekannt. Die Unwissenheit des Pöbels, der Eifer der Abergläubischen und der „Stellvertreter Gottes' haben oft traurige Streifzüge unter den Dienern der großen Loge gehalten, und dennoch sind dieselben niemals ganz ausgerottet worden· sie haben immer existiert, und sie existieren heutzutage noch!" Indem ich diese ungeheuern Tatsachen noch in elfter Stunde ausgesprochen finde in einem Buche, das sich „an den Freimaurer wendet, der in jedes Menschen Brust lebt," drängen auch bei mir sich „schwankende Gestalten" herzu, die ich hatte warten heißen. Denn wie könnte ich von den „Krypten geheimer Brüderschaften" lesen, ohne der mir bis dahin so rätselhaften Verse des „Kophtischen Liedes" zu gedenken:

„Merlin der Alte, im leuchtenden Grabe,
Wo ich als Jüngling gesprochen ihn habe" —?

Auch wir werden vielleicht nochmal unsere jubelnden Stimmen mischen mit dem Allgesang der „Classischen Walpurgisnacht": „Heil geheimnißreichen Grüften!" Wie, wann und wo auch Goethe von der alten Weisheit Kunde erhalten, hier ist sein Dank:

„Von Sängern hat man viel erzählt,
Die in ein Schloß gekommen,
Wo nichts ermangelt, nichts gefehlt,
Sie haben Platz genommen.

Doch war wo, irgendwo ein Platz,
Vergleichbar diesem Brüder-Schatz,
Wo auch ich Platz genommen?"

„Jeder wirkliche Meister ist ein Magier." Infolge seiner natürlichen Kräfte muß der Neophyt selber werden, was er zu besitzen verlangt, und im Suchen nach Magie wird er schließlich selbst Magus. Wie wird da aller Zufallsglaube zunichte gegenüber der Führung „himmlischer Mächte", welche sich in Goethes Jugendjahren fühlbar macht:

„Seht den Felsenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick;
Über Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch."

Susanna von Klettenbergs Schatten steigt herauf, und wenn oder vielmehr gerade weil Goethe des Arztes, dem er seine Heilung verdankt, nur einmal erwähnt, so war derselbe doch zweifellos des „treuen Neophyten" „erster Mystagoge."

„Und so trat er geprüft in einen Orden,
Zu dem er durch Geburt berechtigt worden."

Mit dem „jungen, nachtforschenden Magus" nun einmal Parazelsus „Philosophia occulta" aufschlagend, finden wir daselbst: „Magica ist an ihr selbs die verborgnest Kunst und gröst Weißheit Übernatürlicher Dingen auff Erden. Und was Menschlicher Vernunfft unmöglich zu erfahren, und zu ergründen ist, das mag durch diese Kunst der Magica erfahren und ergründt werden. Dann sie ist ein große verborgen Weißheit, so die Vernunfft ein öffentliche Thorheit ist. Darumb war auch gutt und hoch von nöthen, das die Theologi auch etwas wüßten davon zu sagen, und auch erführen, was Magica

were, und nicht so unbilliger weiß, ungegründt, ein Zauberey nennten. Dann Magica wer ihnen sehr dienstlich, dieweil sie je der Schrifft Doktores und Meister wöllen sein, wie sie sich selbs überreden, . . . das sie darinn ein gutte Erfahrung hetten, unnd ihren Effekt und Tugent wißten, von wegen der hohen großen Mysterien, die in der H. Schrift sind verborgen, und durch die Apostel, Propheten, unnd durch Christum selbs geredt worden, welches wir mit unserer Vernunfft weder verstehen noch ergründen mögen." Das Wort „Magie" „stellt keineswegs, wie man gewöhnlich meint, ein Wirrsal von plumpem Aberglauben oder Traumgespinste ohne reale Unterlage dar. Freilich, es ist verdächtigt worden durch eine lange Reihe von Betrügern und Charlatanen; aber diese in ihrem Uebereifer Blinden, Verstiegenen und Narren haben nur bewiesen, daß sie keine Ahnung hatten von der wirklichen Magie. Die Magie ist in der Tat eine ernst zu nehmende, tiefgründige und ohne Mühen nicht erlernbare Wissenschaft, selbst wenn man sich nur auf die Theorie beschränkt, noch viel mehr aber, wenn man sich an die Praxis wagt." „Magie ist die traditionelle Wissenschaft von den Geheimnissen der Natur, welche uns von den Magiern überliefert wurde. Vermittelst dieser Wissenschaft wird der Adept mit einer Art relativer Allmacht begabt und kann übermenschlich wirken — das heißt, auf eine Weise, die die normale Fähigkeit des Menschen übersteigt." Doch ungerührt blieb bislang die Welt von des Meisters erschütterndem Geständnis: „Wenn ich an meinen Tod denke, darf ich, kann ich nicht denken, welche Organisation zerstört wird," und „indeß wir, dem Ungeheuren unterworfen, kaum auf- und umschauen, was zu thun sei und wohin wir unser Bestes von Kräften, Thätigkeiten hinwenden sollen, und

des höchsten Enthusiasmus bedürftig sind, der nur nachhalten kann, wenn er nicht empirisch ist, nagen zwar keine Lind-, aber Lump-Würme an unsern Täglichkeiten" (M. u. R.). „Es kommt der Tag," heißt es in einem Briefe Carlyle's an Emerson, „wo Sie begreifen werden, daß dieser sinnige, höfische Goethe eine prophetische Trauer verschleiert in sich trug, so tief wie die Dantes." Von diesem bis zuletzt so grausam Verkannten hat der Kanzler v. Müller uns noch ein anderes „bedenkliches" Wort überliefert: „Ich kann eigentlich mit niemandem mehr über die mir wichtigsten Angelegenheiten sprechen, denn niemand kennt und versteht meine Prämissen." Doch obwohl Goethe alle seine Werke noch besonders als „Bruchstücke einer großen Confession" empfiehlt, so läßt der „größte Sammler", den er selber nicht unterlassen konnte, zu beglückwünschen, noch immer auf sich warten.

„Verlaßt mich hier, getreue Weggenossen!
Laßt mich allein am Fels, in Moor und Moos;
Nur immer zu! euch ist die Welt erschlossen,
Die Erde weit, der Himmel hehr und groß;
Betrachtet, forscht, die Einzelheiten sammelt,
Naturgeheimniß werde nachgestammelt."

Es war also die Ehrfurcht vor dem eigenen Geheimnis, vor dem „Mystery" seines Lebens, das er nur stückweis mitzuteilen vermochte, die den Größten unserer Großen „in Geheimnissen von jeher eine Wollust finden" ließ. Er selber ist eine „vielsilbige Charade," von der er nur „einige Silben" uns zugeraunt, denn „die Anlage, das Höhere aufzunehmen ist sehr selten, und man thut daher im gewöhnlichen Leben immer gut, solche Dinge für sich zu behalten und davon nur so viel hervorzukehren, als nöthig ist, um gegen die

anderen in einiger Avantage zu sein." (Zu Eckermann 1831.) War Goethe der Meinung, daß es „leicht" sein werde, „das rechte Wort" zu entziffern, so scheint dem die Tatsache zu widersprechen, daß fast ein Jahrhundert im Schoß der Zeiten versank, ohne daß man von dem „Wunder" wußte. Und doch war es nicht so schwer. Es gehört nur eins dazu, „eine Pandora im hohen Sinne, die Geduld", gewoben aus dem köstlichen Drei, aus Glauben, Liebe und Hoffnung.

„Woher ich kam, es ist noch eine Frage,
Mein Weg hierher, der ist mir kaum bewußt."

Ja, Goethe war „ein Wanderer, ein Waller" auf dieser Erde, allen Menschen verwandt, und doch so himmelweit von ihnen geschieden. Kaum irgendwo hat er, bei aller „Dumpfheit", das klarer und ergreifender ausgesprochen, als in den Tagebüchern der ersten Weimarer Jahre, der Jahre, von denen wir noch so wenig wissen. Schlagen wir sie daher einmal auf: „Dumpfheit." Welch eine Welt liegt in dem einen Worte, dem er eine Seele eingehaucht, als ob er sichs eigens für sein ihm selber noch rätselhaftes Sein geschaffen hätte. Dann: „Was ist der Mensch dass du sein gedenkst und das Menschenkind dass du dich sein annimmst!" Nachdem er zu Weihnacht 1776 notiert: „Druck Wehmuth und Glauben," beredete er am nächsten Tage mit Oeser das Denkmal für seinen Garten. „Alles in Duft!" Das Ilmtal im Zauberschleier eines Rauhreifs! Am 25. April 1777 wurde das Denkmal des Guten Glücks „gegründet." „An meinem Geburtstage wachte ich mit der schönen sonne so heiter auf dass ich alles was vor mir liegt leichter an sah." Dann auf der Wartburg, der Perle des Thüringer Ländchens. „Tiefes Gefühl des Alleinseyns" — „Ich war stumpf gegen die Menschen." „Die Klufft zwischen mir und denen Men-

schen allen fiel mir so grass in die Augen, da kein Vehikulum da war. Ich musste fort, denn ich war ihnen auch sichtlich zur Last. Ins Herzogs Zimmer konnts nicht dauern, sah den Mond über dem Schlosse und herauf. Hier nun zum letztenmal, auf der reinen ruhigen Höhe, im Rauschen des Herbst winds. Unten hatt ich heute ein Heimweh nach Weimar nach meinem Garten, das sich hier schon wieder verliert. — Gern kehr ich doch zurück in mein enges Nest, nun bald in Sturm gewickelt, in Schnee verweht. Und wills Gott in Ruhe vor den Menschen mit denen ich doch nichts zu theilen habe. Hier hab ich weit weniger gelitten, als ich gedacht habe, bin aber in viel Entfremdung bestimmt, wo ich doch noch Band glaubte." Dann in Weimar im November: „Heiliges Schicksaal du hast mir mein Haus gebaut und ausstaffirt über mein Bitten, ich war vergnügt in meiner Armuth unter meinem halbfaulen Dache ich bat dich mirs zu lassen, aber du hast mir Dach und Beschränktheit vom Haupte gezogen wie eine Nachtmüzze. Laß mich nun auch frisch und zusammengenommen der Reinheit geniessen. Amen Ja und Amen winkt der erste Sonnenblick." „Reine Ruh. Höchst schöner Mond und kalte Reifnacht." „Hatte traurige in mich gezogene Tage." Im Februar 1778: „Diese Woche viel auf dem Eis, in immer gleicher fast zu reiner Stimmung, Stille und Vorahnung der Weisheit." „Fortdauernde reine Entfremdung von den Menschen." April: „Unerwartet schön anhaltend Wetter in wenig Tagen viel grün, blos vegetirt, still und rein. Die Felsen und Uferarbeit sehr vorgerückt. Weiter vegetirt in tausend Gedanken an unsre Verhältnisse und unser Schicksal." „Wühlte ich still an Felsen und Ufer fort." Mai: „Von dem Blütenregen morgen befangen." Dann in Wörlitz, der Park

„wie das Vorüberschweben eines leisen Traumbildes." Immer wieder „Stille, Stille"; so horchte der geplagteste Mann des Herzogstums Weimar auf die Stimme seines Genius. „Der Druck der Geschäffte ist sehr schön der Seele, wenn sie entladen ist, spielt sie freyer und geniest des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das schönste der Gaben wird ihm eckel. — Aber auch kein stolzer Gebet als um Weisheit, denn diese haben die Götter ein für allemal den Menschen versagt." „Ich darf nicht von dem mir vorgeschriebenen Weg abgehn, mein Daseyn ist einmal nicht einfach, nur wünsch ich dass nach und nach alles anmasliche versiege, mir aber schöne Krafft übrig bleibe die wahren Röhren neben einander in gleicher Höhe aufzuplumpen. Man beneidet ieden Menschen den man auf seine Töpferscheibe gebannt sieht, wenn vor einem unter seinen Händen bald ein Krug bald eine Schaale, nach seinem Willen hervorkommt. Den Punkt der Vereinigung des manigfaltigen zu finden bleibt immer ein Geheimniss, weil die Individualität eines ieden darinn besonders zu Rathe gehn muss und niemanden anhören darf." „Das Elend wird mir nach und nach so prosaisch wie ein Kaminfeuer. Aber ich lasse doch nicht ab von meinen gedanken und ringe mit dem unerkannten Engel sollt ich mir die Hüfte ausrencken. Es weis kein Mensch was ich thue und mit wieviel Feinden ich kämpfe um das wenige hervorzubringen. Bey meinem Streben und Streiten und Bemühen bitt ich euch nicht zu lachen, zuschauende Götter. Allenfalls lächlen mögt ihr, und mir beystehen." 7. Aug. 1779. „Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit Wissbegierde der Jugend, wie sie überall herumschweift um etwas befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen,

dunklen Imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe. Wie ich alles Wissenschafftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen, wie eine Art von demütiger Selbstgefälligkeit durch alles geht was ich damals schrieb. Wie kurzsinnig in Menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Thuns, auch des Zweckmäsigen Denckens und Dichtens so wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schatten Leidenschafft gar viel Tage verthan, wie wenig mir davon zu Nuz kommen und da die Hälfte nun des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weeg zurückgelegt sondern vielmehr ich nur dastehe wie einer der sich aus dem Wasser rettet und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit dass ich im Treiben der Welt bin seit 75 Oktbr. getrau ich noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter, und gebe Lichter, dass wir uns nicht selbst so viel im Weege stehn. Lasse uns von Morgen zum Abend das gehörige thun und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge. Dass man nicht sey wie Menschen die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt den ich in Mund nehme, immer lichter in mir werden." „Es glückt mir alles was ich nur angreife. Aber auch anzugreifen sei nicht lässig." „Auch leid ich viel vom bösen Clima. Lidte Prometheisch." „Ich war in Gotha und hatte reine Verhältnisse mit allen." Dieses Ringen nach Reinheit hat etwas Ueberirdisches, etwas Göttliches; der Welt entrückt, befreit von Erdenschranken erlebt der Lesende den Mythos Goethe, wie er ihn selber überliefert hat. Darum

„Ein tiefer Blick in die Natur!
Hier ist ein Wunder, glaubet nur!"

Denn „Magia", heißt es bei Parazelsus, „ist ein solche Kunst, die ihre höchste Macht und Stercke durch den Glauben erzeigt." „Nun sag' mir eins, man soll kein Wunder glauben!" Daß die Gesellen am Schluß der geheimnisvollen Scene in „Auerbachs Keller" einander „bei der Nase halten", läßt vermuten, daß die „Taschenspielersachen", für die der Faustleser bislang nur ein geringschätzendes Lächeln übrig hatte, die Welt noch mal zu ehrfurchtsvollem Staunen zwingen werden. Sieht es nicht auch wie „nasführen" aus, wenn es im „Faust" heißt:

„Ich sag' es dir: ein Kerl der speculirt,
Ist wie ein Thier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide" —

Da sich bei dem „Wunder" in „Auerbachs Keller" „die Bestialität gar herrlich offenbaren" soll, so liegt der Zusammenhang nahe, und ich wage zu bezweifeln, ob es dem damaligen Leipzig noch ferner zum Ruhm gereicht, daß Goethe ihm den Vers gewidmet: „Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute." „Was ich mit dem Verstande nicht begreife, existirt mir nicht." Wie hier der „Gast" in „Der Sammler und die Seinigen", so kann man viele sich brüsten hören, doch des Meisters Wort: „Wer nur das mit den gewöhnlichen Sinnen Wahrnehmbare für wirklich erklärt, gleicht dem niederen Thiere", spricht ihnen das Urteil. „Seitdem man die dunkeln Empfindungen und Ahnungen des unendlichen Zusammenhangs der Geister- und Körperwelt allgemeiner und öffentlich auszusprechen anfängt, ist keiner, der nicht das in Worten bestritte, was er in Empfindung und Ahnung gelebt und geleistet hat," sagte Goethe im Jahre 1807 zu Riemer. Scheint es nach alledem nicht, als sei es der verlorene Glaube an das Uebersinnliche, den der „Klug-

erfahrene" uns wieder bringen will, um uns vorzubereiten auf's „Hauptgeschäft"? Eckermanns gewissenhaften Aufzeichnungen verdanken wir ein Zeugniß aus seinen letzten Lebensjahren, das viel zu wenig beachtet wird: „In der poetischen Region läßt man sich alles gefallen und ist kein Wunder zu unerhört, als daß man es nicht glauben möchte; hier aber in diesem hellen Lichte des wirklichen Tages macht uns das Geringste stutzen, was nur ein weniges vom gewöhnlichen Gange der Dinge abweicht, und von tausend Wundern umgeben, an die wir gewöhnt sind, ist uns ein einziges unbequem, das uns bis jetzt neu war. Auch fällt es dem Menschen durchaus nicht schwer, an Wunder einer früheren Zeit zu glauben; allein einem Wunder, das heute geschieht, eine Art von Realität zu geben und es neben dem sichtbar Wirklichen als eine höhere Wirklichkeit zu verehren, dieses scheint nicht mehr im Menschen zu liegen, oder, wenn es in ihm liegt, durch Erziehung ausgetrieben zu werden. Unser Jahrhundert wird daher auch immer prosaischer werden, und es wird mit der Abnahme des Verkehrs und Glaubens an das Uebersinnliche alle Poesie auch immer mehr verschwinden." Auch im Aberglauben steckt ein Stück Poesie, und „echter Aberglaube ist stets einmal Glaube gewesen". Ueber den Aberglauben, der durch Ahnungen die übersinnlichen Dinge zu erfassen sucht, kehrt Faust zum Glauben zurück.

„Von Aberglauben früh und spät umgarnt:
Es eignet sich, es zeigt sich an, es warnt."

Die Griechen nannten dies *Δεισιδαιμονία* Deisidaimonie, d. i. Götterangst, das ist „die nicht durch bessere, aus der Wissenschaft fließende Erkenntnis in ihre Schranken gewiesene Furcht vor den übernatürlichen Mächten, die an dem altererbten Besitz von Mitteln zur Beschwich-

tigung und Gewinnung der Götter und Dämonen festzuhalten nötigt". Das auffallend häufige Vorkommen des Aberglaubens und verwandter Erscheinungen in Goethes Werken rückt damit erst ins rechte Licht. Ich sehe auch darin eins von den vielen „Mitteln" zur Erreichung des „großen Zwecks", ein Mittel, und zwar ein auf Erfahrung gegründetes, Erstorbenes in uns wieder zu erwecken, nämlich die „Ehrfurcht vor der uns umgebenden, geheimnißvollen Macht", die Ehrfurcht, von der er sagte, daß sie, „wenn sie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menschen hervorträte, die Erde von allen den Uebeln heilen würde, an denen sie gegenwärtig und vielleicht unheilbar krank liegt". „Nun ja, wir sind so etwas deutscher Sauerteig gewesen, das fängt schon an zu gähren," äußerte Goethe einmal und zwar offenbar im Sinne Hamanns, des Magus aus Norden, der in seinen „Sokratischen Denkwürdigkeiten" sagt: „Ein wenig Schwärmerei und Aberglauben würde nicht nur Nachsicht verdienen, sondern etwas von diesem Sauerteige gehört dazu, um die Seele zu einem philosophischen Heroismus in Gährung zu setzen." „Die stärkste Macht in der Welt ist die Ueberzeugung von einer Ueberwelt", und „geneigter als Jemand", daran zu glauben, unterscheidet Goethe, über epische und dramatische Dichtung sprechend, dreierlei Welten, die physische, die sittliche und „die Welt der Phantasien, Ahnungen, Erscheinungen, Zufälle und Schicksale. Diese steht beiden offen, nur versteht sich, daß sie an die sinnliche herangebracht werde, wobei denn für die Modernen eine besondere Schwierigkeit entsteht, weil wir für die Wundergeschöpfe, Götter, Wahrsager und Orakel der Alten, so sehr es auch zu wünschen wäre, nicht so leicht Ersatz finden." „Das antike Magische und Zauberische hat

Styl, das Moderne nicht. Das antike Magische ist Natur, menschlich betrachtet. Das Moderne dagegen ein bloß gedachtes, phantastisches.“ Der Magus Goethe benutzt jede Gelegenheit, um gegenüber dem „Nichtigen des Tages“, „das für diesmal das Privilegium hat, gegenwärtig und lebendig zu sein“, „das Herrliche der Vorzeit“ zu rühmen. „Durch Wunder und Gleichnisse“, lesen wir in der „Pädagogischen Provinz“ der „Wanderjahre“, „wird eine neue Welt aufgethan: jene machen das Gemeine außerordentlich, diese das Außerordentliche gemein.“ „Ihr werdet die Gefälligkeit haben“, bittet Wilhelm seinen Begleiter, „mir diese wenigen Worte umständlicher auszulegen: denn ich fühle mich nicht geschickt, es selbst zu thun.“ „Sie haben einen natürlichen Sinn“, versetzte jener, „obgleich einen tiefen. Beispiele werden ihn am geschwindesten aufschließen. Es ist nichts gemeiner und gewöhnlicher als Essen und Trinken; außerordentlich dagegen einen Trank zu veredeln, eine Speise zu vervielfältigen, daß sie für eine Unzahl hinreiche. Es ist nichts gewöhnlicher als Krankheit und körperliche Gebrechen; aber diese durch geistige oder geistigen ähnliche Mittel aufheben, lindern ist außerordentlich, und eben daher entsteht das Wunderbare des Wunders, daß das Gewöhnliche und Außergewöhnliche, das Mögliche und das Unmögliche eins werden.“ „Und hat Gott nicht zugesagt, unter einem gläubigen Volke seine Wunder stets zu erneuern?“ heißt es in der „Lehrjahren“ gelegentlich der wundersamen Geschehnisse nach dem Tode Speratas. Wer ist sie, und wer ist der Humanus der „Geheimnisse“, der von Wundern begleitet über diese Erde schritt, und von dem geschrieben steht:

„Was er berührte, mußte gleich genesen,
Es freute sich der Kranke seiner Hand“ —

Einmal aufmerksam geworden, wird auch der Leser staunen, wie unerschöpflich Goethes Phantasie ist im Ersinnen von immer neuen Verkleidungen, in denen er, Wunder über Wunder uns vorführend, seine Werke durchschreitet. Es gehört nur ein weniges von dieser „Götterkraft“ dazu, um den „Erzbischof“ im „Faust“, der „mit tiefster Verbeugung abermals zurück kommt“, wiederzuerkennen in dem „Reisenden“, in „Was wir bringen“, der ebenfalls „in einem weiten Talar zurückkommt:“ „Sie verzeihen, wenn ich in einer fremden Tracht erscheine! doch man bewirkt das Wunderbare nicht auf alltägliche Weise.“ Niemand sah das schelmische Lächeln unter der Maske; nur „Pathos“ ahnt „Bedeutendes“ und meint: „So hört doch wenigstens, was er zu sagen hat. Die Art, wie er es vorbringt, läßt mich hoffen, daß er dabei was Eigenes denken mag.“ Reisender: „Gewiß und ohngezweifelt, meine Damen! Denn wie würde ich mich nur irgend mit Recht einen Physikus nennen können, wenn ich nicht die wunderbaren Mittel, durch die man das Unmögliche möglich macht, so bequem wie ein anderes Hocus Pocus in Händen hätte. Beliebt nun, zum Beispiel, Ihnen sämmtlich, wie wir beisammen sind, den Ort zu verändern, in die Luft zu steigen, an einem andern Orte, an einem würdigern Platze sich niederzulassen?“ Es begibt sich „die wahrhafte Geschichte von Fausts Mantel.“ Ein Teppich „hat sich herabgelassen und ist eben so bereit, um mit uns allen wieder aufzusteigen. Das Leichte hebt er leicht und mit Grazie; aber auch selbst das Schwerste schleppt er wenigstens in die Höhe. Wer hat

Muth, ihn zu betreten?" Der Ruf, wie er eigentlich gemeint war, verhallte ungehört, denn „es ist der Charakter der Deutschen, daß sie über allem schwer werden, daß alles über ihnen schwer wird" (Wilhelm Meisters Lehrjahre). Wir aber haben den Meister hier wirklich über „seltsamen Gebärden" ertappt, und der Titel des Stückes: „Was wir bringen" rechtfertigt die kühnsten Schlüsse. Auch im „Faust" spielt das wunderbare, Raum und Zeit überfliegende Vehikel eine Rolle:

Faust: „Wie kommen wir denn aus dem Haus?
Wo hast du Pferde, Knecht und Wagen?"
Meph.: „Wir breiten nur den Mantel aus,
Der soll uns durch die Lüfte tragen.
Du nimmst bei diesem kühnen Schritt
Nur keinen großen Bündel mit.
Ein bißchen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hebt uns behend von dieser Erde.
Und sind wir leicht, so geht es schnell hinauf;
Ich gratulire dir zum neuen Lebenslauf."

Von dem Zustand, „mit Bewußtsein jenseits der Sinne zu sein," sagt ein anderer Magier, nämlich Novalis, „es ist kein Schauen, Hören, Fühlen; es ist aus allen dreien zusammengesetzt, mehr als alles Dreies; eine Empfindung unmittelbarer Gewißheit, eine Ansicht meines wahrhaftesten, eigensten Lebens. Die Gedanken verwandeln sich in Gesetze, die Wünsche in Erfüllungen." Der „Wunsch", gewiß von vielen übersehen, mit der ganzen Glut der Sehnsucht nach den „Gefilden hoher Ahnen", ging auch bei Faust der Erfüllung voran:

„Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein!
Und trüg' er mich in fremde Länder,
Mir sollt' er um die köstlichsten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel sein."

„Alle diese geistigen Wunder," sagt indes der Meister selber, „entsprießen nicht wie andere Früchte dem natürlichen Boden. Da können sie weder gesäet, noch gepflanzt, noch gepflegt werden. Aus einer andern Region muß man sie herüberflehen, welches nicht jedem noch zu jeder Zeit gelingen würde" (Wahrheit und Dichtung 7. Buch).

Welch köstlichen „Pfundes" mußte Goethe sich bewußt sein, um der vertrauten Freundin zu schreiben: „Gestern Nacht hatte ich große Lust, meinen Ring wie Polykrates in das Wasser zu werfen, denn ich summirte in der stillen Nacht meine Glückseligkeit und fand eine ungeheure Summe" (22. April 1781 an Frau von Stein). Wie der „Glückliche", dankbar für das Meisterwerk der Natur sich selbst ein „Prachtgebilde" nennt, so äußerte er auch einmal zu Eckermann, als Tieck der Gegenstand ihrer Unterhaltung war: „Tieck ist ein Talent von hoher Bedeutung, und es kann seine außerordentlichen Verdienste niemand besser erkennen als ich selber; allein wenn man ihn über ihn selbst erheben und mir gleichstellen will, so ist man im Irrthum. Ich kann dieses gerade heraussagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre ebenso, wenn ich mich mit Shakespeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat, und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke, und das ich zu verehren habe."

„Wollt ihr wissen, woher ich's hab',
Mein Haus und Hab'?
Hab' allerlei Pfiff ersonnen,
Es mit Müh', Schweiß und Angst gewonnen,
Genug, ich bin reich,
Drum — ich auf euch!"

Diese wunderbaren Verse aus Goethes Nachlaß tragen die ebenso stolze wie vielsagende Überschrift: „Ein Reicher, dem gemeinen Wesen zur Nachricht.“ „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.“ Darum

„Götter, wie soll ich euch danken! Ihr habt mir alles gegeben,
Was der Mensch sich erfleht, nur in der Regel fast nichts.“

Der in „Wald und Höhle“ betet:

„Erhabner Geist du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat —“

der hat auch uns gelehrt: „Große Gedanken und ein reines Herz, das ist es, was wir uns von Gott erbitten sollen.“ Denn „selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ Sollte, da Goethe seinen Namen mit oe zu schreiben pflegte, nicht auch ein Seitenblick auf die Goëtie erlaubt sein?

„Ihr sucht die Menschen zu benennen,
Und glaubt am Namen sie zu kennen.
Wer tiefer sieht gesteht sich frei,
Es ist was Anonymes dabei.“

Wie konnte doch Wieland s. Zt. sich garnicht genug tun, den ersten überwältigenden Eindruck zu schildern, den er von dem jungen Titanen empfangen:

„Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu tödten und zu entzücken,
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geisterkönig daher!
Und niemand fragte, wer ist denn der?
Wir fühlten beim ersten Blick, 's war er!
Wir fühlten's mit allen unsern Sinnen
Durch alle unsre Adern rinnen.

So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt — —
Das laß ich mir einen Zaubrer sein“ — usw.

Wer könnte dies lesen, ohne heimlich zu wünschen, unter den glücklichen Gästen dieses Abends gewesen zu sein? Zart angedeutet erscheinen übrigens die „Enthusiasten“ auch in der „Mummenschanz“, aber nirgends schlug ein Herz für den „Einen, der mit wenigen Worten vorüber schleicht“, und der „frisch erstandene Vampyr“ und die „neue Dichtart“ wurden auch nicht weiter beachtet. Denn „die Deutschen wissen nicht leicht, wie sie etwas Ungewohntes zu nehmen haben, und das Höhere geht oft an ihnen vorüber, ohne daß sie es gewahr werden.“ Noch ist der heimliche Seufzer zu vernehmen, der diese zu Eckermann gesprochenen Worte begleitete. „Schwachen, kleingesinnten, zurückschreitenden, auf sich selbst beschränkten Menschen“ gesteht Goethe in der „Farbenlehre“ zugleich das Recht zu, „das Große und Uebergroße, wenn es neben ihnen wirkt, so lange zu läugnen, bis es historisch wird, da es denn aus gehöriger Entfernung in gedämpftem Glanze leider anzuschauen sein mag.“ „Siehe, er geht vor mir über, ehe ich's gewahr werde, und verwandelt sich, ehe ich's merke.“ Dies Wort aus Hiob, womit der Meister seine „Morphologie“ eröffnet, schrieb er auch Eckermann ins Stammbuch, als derselbe sich mit August von Goethe zur Reise nach Italien anschickte, von der letzterem nicht wiederzukehren bestimmt war. So wurde es mir längst zu ebenso erschütternder, wie erhebender Gewißheit, oder um mit Goethe zu reden, zu „Qual und Glück“, daß der „Faust“ in demselben Sinne geschrieben ist, wie Gottfried Arnolds umfangreiches Werk, das sich von Anfang bis zu Ende

als eine Apologie derer darstellt, die erfüllt waren von „idealem Streben nach Einwirken und Einfühlen in die ganze Natur“, die sich auf eigenen Wegen der Gottheit zu nähern suchten, und daß Goethe mit dem „alten Faustus“ nicht nur den Einen, als vielmehr die Gesamtheit meint; vor allem aber, daß wir in diese Kette der sogen. Schwärmer und Enthusiasten auch ihn selber eingliedern dürfen. So erklärt sich zugleich die dem langsamen Werden des „Faust“ gegenüber auffallende Tatsache, daß die Schlußscene, die Apotheose schon sehr früh fertig war und keinerlei Umschmelzung erfuhr, und schon Louvier verkündete in einem glänzenden „Finis coronat opus“ benannten Kapitel, daß darin sowohl Welling als Swedenborg, wie Hamann und Lavater in einer unverkennbar ihr eigenstes Wesen atmenden Weise zu Wort kommen. Faust-Goethe selber ist in seinem „Elemente“, indem er in gotttrunkener Begeisterung mit einstimmt in den „Chorus mysticus“, womit auch das Werk als solches sich zu seines Gleichen gesellt, also — erkannt wird. Bei erneutem Studium der „Italienischen Reise“ fand ich zu meinem Erstaunen, wie Goethe sich unter den vielen Heiligen nach Art der Gläubigen auch den seinigen ausgesucht, dessen „Tag“ er ihm zu Ehren „nach seiner Weise und Lehre andächtig munter beging.“ Von diesem Filippo Neri, der gleich ihm hohe Gottesfurcht mit guter Laune zu verbinden wußte, weiß er zu berichten: „Seit seinen ersten Jugendjahren fühlte er die brünstigsten Religionstriebe, und im Laufe seines Lebens entwickelten sich in ihm die höchsten Gaben des religiösen Enthusiasmus: die Gabe des unwillkürlichen Gebets, der tiefen wortlosen Anbetung, die Gabe der Thränen, der Ekstase und zuletzt sogar des Aufsteigens vom Boden und Schwebens über demselben, welches vor allen

für das Höchste gehalten wird.“ Klang da nicht eben auch auf Goethes Harfe eine verwandte Saite:

„Ein Mann, der Thränen streng entwöhnt
Mag sich ein Held erscheinen;
Doch wenn's im Innern sehnt und dröhnt,
Geb' ihm ein Gott — zu weinen.“

„Als Beichtiger,“ so hören wir von Filippus Neri weiter, „machte er sich furchtbar, und daher des größten Zutrauens würdig; er entdeckte seinen Beichtkindern Sünden, die sie verschwiegen, Mängel, die sie nicht beachtet hatten — — Ihn berechtigten jedoch zu einer so seltsamen Pädagogik die außerordentlichsten, zwischen den höcht geistigen und höchst körperlichen schwebend erscheinenden Naturgaben: Gefühl einer sich nahenden noch ungesehenen Person, Ahnung entfernter Begebenheiten, Bewußtsein der Gedanken eines vor ihm Stehenden, Nöthigung anderer zu seinen Gedanken. Diese und dergleichen Gaben sind unter mehreren Menschen ausgetheilt, mancher kann sich derselben ein- und das andere Mal rühmen; aber die ununterbrochene Gegenwart solcher Fähigkeiten, die in jedem Falle bereite Ausübung einer so staunenswürdigen Wirksamkeit, dies ist vielleicht nur in einem Jahrhundert zu denken, wo zusammengehaltene, unzersplitterte Geistes- und Körperkräfte sich mit erstaunenswürdiger Energie hervorthun konnten.“ Ferner erfahren wir, daß dieser wunderbare Mann ein Zeitgenosse Luthers war und sich mit dem Gedanken trug, eine Reformation vorzubereiten. In einen kurzen Wahlspruch hatte er seine Hauptlehre gefaßt: „Spernere mundum, spernere te ipsum, spernere te sperni“ (Verachte die Welt, verachte dich selbst und achte es gering, wenn man dich verachtet). „Und damit war freilich alles gesagt,“ fügt Goethe hinzu, um fortzufahren: „Die bei-

den ersten Puncte bildet sich ein Hypochondrist wohl manchmal ein erfüllen zu können, um aber sich zum dritten zu bequemen, müßte man auf dem Wege sein, ein Heiliger zu werden." Wer den „Hypochonder" sucht, wird ihn in seinen Gedichten finden, und als „Heiliger" hat Goethe sich mehrfach mit Frau von Stein geneckt. Sein Verhältnis zu ihr, „heilig sonderbar", konnte „nicht mit Worten ausgedrückt werden", und schwerlich wird sie geahnt haben, was sich hinter dem Scherz verbarg, wenn er ihr einmal eine „Urne" schickte, für den Fall, daß „vom Heiligen nur Reliquien übrig bleiben." „Wissen Sie wohl," fragte er im Jahre 1786 einen gewissen Dietmar, „daß das Herz Geheimnisse hat, von denen der Verstand nichts weiß?" Die „Angelegenheiten des Herzens", das hat Goethe in seiner großen Beichte mehr als einmal betont, waren ihm allzeit die wichtigsten; doch daß er damit seine Religion meinte, das „Einzige was Noth ist", wird für viele eine Ueberraschung sein. War ihm doch das menschliche Herz „der innigste, mannichfachste, beweglichste, veränderlichste, erschütterlichste Theil der Schöpfung", also offenbar das religiöse Organ, „der Schlüssel der Welt und des Lebens", wie Novalis es nennt. „Großer Gott, was ist das Herz des Menschen," ruft der junge Enthusiast im „Werther", den mißverstanden zu sehen, ihn so betrübte, daß er beschloß, „künftig seine Frauen und Kinder in ein Eckelgen zu begraben." „Dämmrungsfäden, Mondenblicke, Nachtviolenduft verwebend" walten „geheim geschäftig" auch zwischen den „Geheimnissen" und den gleichaltrigen Stanzen der „Zueignung"; doch Niemand fühlte dem Dichter das Erlebnis nach:

„So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen, —
Empfange hier, was ich dir lang' bestimmt,

Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dieß Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.
Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.
So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt" —.

„Kommt ihr alle!" So hatte, mit liebend ausgebreiteten Armen auch Mahomet gerufen, erfüllt von Botschaft über

„Herrlichkeiten, die sein Flug berührt,
Als das Wunderpferd ihn augenblicklich
Durch die Himmel alle durchgeführt."

Doch „ein gutes Wort erstarrt im harten Ohr." Niemand vernahm den Anklang an die Worte des Menschensohnes: „Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken"; niemand ahnte das „Sehnen nach Offenbarung", das sich losrang in den Worten:

„Für andre wächs't in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben:
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?"

Wie das Verscheiden von Goethes „Heiligen" „von noch mehr Wundern begleitet war als sein Leben," so raunte man auch in Weimar nach des Dichters Tode sich

seltsame Dinge zu von einer rätselhaften Musik, die in seinem Hause hörbar geworden, wie Orgelton oder Gesang, von einer wunderbaren Erscheinung, die sich in seinem Garten gezeigt, der „Sommerseele“, wie Helene Böhlau, von der Tradition ergriffen, sie wie mit Mondesstrahlen gezeichnet hat. Und „ein Wunder“ können auch wir noch erleben, wenn wir am 23. März 1832 einmal mit Eckermann das stille Zimmer betreten, „wo man ihn hingelegt hatte“: „Auf dem Rücken ausgestreckt, ruhte er wie ein Schlafender; tiefer Friede walte auf den Zügen seines erhaben-edlen Gesichts. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen. — Der Körper lag nackend in ein weißes Bettuch gehüllt, große Eisstücke hatte man in einiger Nähe umhergestellt, um ihn frisch zu erhalten so lange als möglich. Friedrich schlug das Tuch auseinander, und ich erstaunte über die göttliche Pracht dieser Glieder. Die Brust überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös; die Füße zierlich und von der reinsten Form, und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen. Ich legte meine Hand auf sein Herz — es war überall eine tiefe Stille — und ich wendete mich abwärts, um meinen verhaltenen Tränen freien Lauf zu lassen.“

Erschien die „Wünschelruthe“ im Garten am Rosenberge zunächst als ein Scherz, so hoffte Goethe nicht umsonst von Lichtenberg gesagt zu haben, „wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen.“ Der „gespaltene Baum“, in den „Traum“ der „Walpurgisnacht“

verwoben, spielt in der Magie eine große Rolle, und aus der Frankfurter Krankenstube an Friederike Oeser schreibend, flossen dem jungen „nachtforschenden Magus“ seltsame Dinge aus der Feder, z. B. daß er „ebenso gerne die Zeit über hätte in einen gespaltenen Baum wollen eingezaubert sein.“ Immer wieder zieht es mich zu dem alten Baume; es ist eine Linde, und des Gärtners gedenkend, der mit liebender Hand ihn zu seiner abnormen Gestalt gebogen und gezogen, kann ich nicht umhin, hier zugleich die Hufeisenform des Magneten angedeutet zu vermuten, einen Hinweis auf die geheimnisvolle kosmische Kraft, die schon in den Tempeln der Vesta wie in den Eleusinischen und Samothrakischen Mysterien verehrt wurde.

Thales, der Naturphilosoph und Mystiker schrieb bekanntlich dem Magneten eine Seele zu, während Goethe dieses „Urphänomen“ ein Symbol war „für alles übrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen haben.“ „Man darf es“, sagt er, „nur aussprechen, um es erklärt zu haben.“

„Magnetes Geheimniß, erkläre mir das!
Kein größer Geheimniß als Lieb' und Haß.“

Damit wird die „Wünschelruthe“ zugleich zu einem Wegweiser in ein Gebiet, von dem es in Shakespeare's „Hamlet“ heißt: „Es gibt viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen eure Schulweisheit sich nichts träumen läßt“, ein „bedenkliches Wort“, das Hamlet schon früh dem jungen Goethe „ins Ohr geraunt.“ Auch in Shakespeare's „Sturm“ ist von dem „gespaltenen Baum“ die Rede, und der große Britte, muß ein „Wissender“ gewesen sein, das heißt nicht Shakespeare der Schauspieler, der nicht einmal zu schreiben verstand, sondern der Dichter und Philosoph, der Verfasser der gewal-

tigen Dramen, von dem sogar ein Goethe nur in Ausdrücken höchster Ehrfurcht spricht. Ich bekenne mich daher durchaus zu der Ansicht, daß nicht Shakespeare der Ruhm gebührt, den die Welt ihm spendet, als vielmehr Lord Bacon, den Schicksalsmächte zwangen, seinen Namen zu verbergen. Und eben weil derselbe ein „Wissender“ war, so hat er auch Mittel und Wege gewiesen, um dereinst die Wahrheit an den Tag zu bringen. Ein „Glück auf!“ den treuen Forschern, die sich dafür opfern! —

„Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle sich.“

„Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle,
Und Aeolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,
Es rührt sich der Schiffer,
Geschwinde! Geschwinde!
Es theilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne,
Schon seh’ ich das Land!“

II.

„Weltseele, komm, uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen,
Wird unsrer Kräfte Hochberuf.
Theilnehmend führen gute Geister,
Gelinde leitend, höchste Meister,
Zu dem, der alles schafft und schuf.“

„Eritis sicut Deus scientes bonum et malum.“ In diesen, dem „Schüler“, als einem *φιλοθεάμων*, einem „veritatis theurgicae studiosus“ ins Stammbuch geschriebenen Worten drückt sich des Magiers höchstes Streben aus, nämlich die Kunst, „den Göttern nah und näher zu kommen“, also — Gott ähnlich zu werden, und wenn Goethe hier vom Urtext abweicht, indem es dort „Dii“ und nicht „Deus“ heißt, so ist in dem Spiel mit seinem „etwas Anonymes“ bergenden Namen der Grund dazu schon gefunden.

„Folg' nur dem alten Spruch und meiner Muhme der Schlange,
Dir wird gewiß einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange“ —

ruft Mephisto dem „Schüler“ nach, denn „das Schrecklichste für den Schüler ist, daß er sich am Ende doch gegen den Meister wiederherstellen muß. Je kräftiger das ist, was dieser gibt, in desto größerem Unmuth, ja Verzweiflung ist der Empfangende“. Sich der Gottheit zu nähern ist dem Menschen aber nur möglich in dem Maße, als er sich dem göttlichen Einströmen öffnet, als er zur Erkenntnis der wirklichen Identität seines wahren Selbst mit Gott gelangt, als er ein „Gottmensch“ wird.

Dazu bedarf es indes eines besonderen Sinnes, dessen sich nur Wenige rühmen können, des Sinnes für das wahre Wissen, der eben das Glück des Sehers ausmacht. Gemeint ist ein innerer, der sogen. „sechste Sinn“, die innere Schauung, die Intuition, wodurch der Mensch mit dem Urwesen in bewußte Einheit und Gemeinschaft kommt und sich als Kind Gottes erkennt.

„Ich bin so guter Dinge,
So heiter und so rein,
Und wenn ich einen Fehler beginge,
So könnt's keiner sein.“

Das ist ein Ton aus Spinozas Brevier; so spricht nur ein Gotteskind, das sich von der Allseele getragen fühlt, das gewohnt ist, dem „sechsten Sinn“ oder der „Stimme der Seele“ zu lauschen, deren Leitung schließlich unfehlbar wird.

„Wenn ich sechs Hengste zahlen kann,
Sind ihre Kräfte nicht die meine?
Ich renne zu und bin ein rechter Mann,
Als hätt' ich vierundzwanzig Beine.“

Die Eingangspforten für die uns umgebende Welt, und „grad mit in die Welt hinein“ ist doch die Losung, sind die Sinne, auf die Goethe sich immer zu verlassen pflegte, denn „die Sinne“, sagt er, „trügen nicht, aber das Urtheil trügt.“ Sein wiederholter Gebrauch dieses wohl von Plato entlehnten Bildes berechtigt zu dem Schluß, daß in obigen Versen der „sechste Sinn“ angedeutet ist, der doch dem „rechten Mann“ nicht fehlen darf. „Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt“, dieser Vorwurf gilt uns allen, und wie Mephisto „wirklich uns besinnend“, werden wir voll Entdeckerfreude bald „gute Mähr“ zu künden haben. In diesem „aufgeschlossenen“ Zustand strömen neue göttliche Kräfte in uns ein, von

denen wir vorher keine Ahnung hatten. „Ein goldener Faden zieht sich durch alle Religionen der Welt, durch das Leben und die Lehre aller Propheten, Seher, Weisen und Erlöser der Weltgeschichte, durch das Leben aller wahrhaft großen und mächtigen Menschen. Was sie getan oder erreicht haben, geschah in vollem Einklang mit bestimmten Gesetzen: was aber einer vollbracht hat, können alle vollbringen. — — Eine göttliche Wirkungskette ist durch das ganze Weltall ausgespannt. In, über und unter dem menschlichen Willen wirkt beständig der göttliche Wille. Mit ihm in Harmonie zu kommen und dadurch mit allen höheren Gesetzen und Kräften sich zu verbinden und gemeinsam mit ihnen zu wirken, so daß sie ihrerseits mit uns sich verbünden und zusammenwirken, das heißt in den Zug dieser göttlichen Wirkungskette hineinkommen. Das ist das Geheimnis alles Erfolges: dadurch gelangt der Mensch zum Besitz unbekannter Schätze und zur Verwirklichung ungeahnter Kräfte." Diese großen, der Vorrede zu Ralph Waldo Trines Buch: „In Harmonie mit dem Unendlichen" entnommenen Worte wiederholen nur Goethesche Weisheit:

„Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden" —

sagt er in dem Gedicht „Das Göttliche", um fortzufahren:

„Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen."

Denn was in der physischen Welt unmöglich scheint, wird in der geistigen möglich, und „Menschenlieb' und Menschenkräfte sind mehr als alle Zauberei" (Paralipomenon zur „Zauberflöte") oder wie es im „Faust" heißt:

„Da wirkt Natur so übermächtig frei,
Der Pfaffen Stumpfsinn schilt es Zauberei."

„Glaube mir," schrieb Goethe im Jahre 1781, als die geheimen Künste eines Cagliostro von sich reden machten, an Lavater, „das Unterirdische geht so natürlich zu als das Überirdische, und wer bei Tage und unter freiem Himmel nicht Geister bannt, ruft sie um Mitternacht in keinem Gewölbe. Glaube mir, du bist ein größerer Hexenmeister als je einer, der sich mit Abacadabra beschäftigt hat." Der Dichter des „Zauberlehrlings" zeigt sich auch im „Faust" als Geisterbanner, dem Kräfte und Wahrnehmungsvermögen höherer Art zu Gebote standen:

„Erst zu begegnen dem Thiere,
Brauch ich den Spruch der Viere:
Salamander soll glühen,
Undene sich winden,
Sylphe verschwinden,
Kobold sich mühen.
Wer sie nicht kennte
Die Elemente,
Ihre Kraft
Und Eigenschaft,
Wäre kein Meister
Über die Geister u. s. w."

„Zum Meister kann man nicht gemacht werden, man wird Meister", lautet ein alter Geheimspruch, und so war es die Stimme eines Helden, an Jahren jung, doch an Weisheit reich, der, nicht länger „in der Finsterniß

irrend mit irrendem Volk", im Ton des Siegers und Befreiers den Seinen zurief:

„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt!
Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenroth!"

Doch

„Ist dein Geschenk wohl angekommen?
Sie haben es eben nicht übel genommen."

Und

„Wie ungeschickt habt ihr euch benommen,
Da euch das Glück ins Haus gekommen!
Das Mädchen hat's nicht übel genommen,
Und ist noch ein paarmal wiedergekommen."

Es heißt von den Romantikern, daß sie „die ersten Schläge taten an die Pforten der Geisterwelt", doch Goethe war längst hineingedrungen und hatte in bewußtlosem Schauen die Synthese von Sinnen- und Geisterwelt erlebt. „Die gute Mähr" zu empfangen fehlte aber das Beste, denn „die Leute von Verstand annihilieren ihr Herz, obwohl es „früher schlägt, als unser Kopf denkt". Ich kann mir nicht versagen, die Frage aufzuwerfen, ob unter dem zusammenfassenden, also verleitlichen Namen des „großen Pan" der „Mummenschanz" sich historisch nicht Hamann verbirgt, von dem Fritz Jakobi sagte: „Dieser Mann, der sich durch kein Beiwort näher bezeichnen läßt: ein wahres Pan!" Mit seiner „Pneumatologie" hat er wahrlich einen „kühnen Schritt gethan", nämlich zur Erschließung des Geisterreiches, und als Vorkämpfer der Romantik wird ihm die Ehrung werden, die Goethe ihm prophezeit hat. Auch dem „magischen Idealismus" eines Novalis hatte sich jenes ewig leuchtende Reich erschlossen; auch er kannte

keine Grenze zwischen Diesseits und Jenseits, und wir dürfen ihn zu den „Genien der Menschheit" zählen, denen vergönnt ist, zu schauen —

„Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!"

Und sicher hätte er, wäre seine irdische Laufbahn nicht so kurz gewesen, anstatt Goethe schließlich „künstlerischen Atheismus" vorzuwerfen, auch im „Faust" „den gewaltigen Flügelschlag eines vorüberziehenden englischen Herolds" gespürt, der ihm aus Schleiermachers „Reden über die Religion" entgegenwehte.

Die Offenbarung des religiösen Genius ist immer der Ausdruck des Sehnens und Ahnens seiner Zeit. Er spricht nur aus, was unsichtbar in den Gemütern der Besten keimte, was wie mit sympathetischer Tinte Geschriebenes auf Sonne wartet, auf den „rechten Mann", auf den „Augenblick".

„Denn alle Jahr nur wenig Augenblicke
Pfleg' ich bei Manto vorzutreten."

Ein solcher war gekommen, „Halbgötter" schöpften an heiliger Quelle, die Völker zu segnen, aber es fiel ein Schnee in das Blühen, und „die Stimme des Meisters kann nur gehört werden in einem Zeitalter der Freiheit und der Erleuchtung".

„Wir irrten uns aneinander,
Es war eine schöne Zeit" —

sagte „er" zu „ihr", und „sie" sah die Tränen nicht, für die er den Göttern dankte. Der „Augenblick" kehrt wieder, und wie die Zahl der Edlen sich mehrt, die mit Wort und Tat sich einsetzen für die größten Schätze der Menschheit, die eine seelenlose Wissenschaft sie für nichts zu achten gelehrt, so fällt auch der Nebel im Reiche Goethescher Dichtung. Haben auch Bücher, wie Max

Seilings „Goethe und der Materialismus“, in welchem, wie ich nachträglich finde, schon vieles von dem hier Gebotenen mitgeteilt worden, die Windfahne in der „zünftigen“ Goetheforschung noch nicht aus der alten Richtung gebracht, so werden doch diese ersten „Laute“ bald „zur Stimme“, bald „zur Sprache“ werden, und der Mythos Goethe wird wie ein leuchtender Stern über unserm Jahrhundert aufgehen.

„Bis an dieses äußerste Ziel“, sagt Friedrich Schlegel in der schon einmal zitierten Vorlesung, „was Vernunft und Phantasie betrifft, ist das Jahrhundert gekommen; weiter im Ganzen bis jetzt noch nicht. Vergessen wir aber wenigstens nicht, daß wir noch weiter fortschreiten müssen, wenn wir nicht ganz wieder zurück sinken wollen, und daß zu diesen Tiefen der Vernunft, die wir durchforscht haben, und zu dieser Fülle und Herrlichkeit der Phantasie, die uns wieder geworden ist, nun auch noch der feste Wille hinzukommen muß, der den Anfang und ersten Samen alles Guten enthält und allein im Stande ist, die Entartung von uns abzuhalten; und dann der klare Verstand und die rechte Einsicht, zu deren vollständigen Begründung und harmonischen Ausbildung jene Tiefe der Vernunft und Fülle der Phantasie nur die einzelnen Elemente bilden, die für sich allein nie zum Ziele führen. Der wahre Verstand aber beruht in allen Dingen auf der Uebersicht und Anschauung des Ganzen, und dann auf dem Urteil, oder der Unterscheidung dessen, was das Rechte ist.“ „Allein ich will!“ heißt es auch im „Faust“, in mehr als einem Sinne, und ging die philologische Forschung an dem magischen Wort vorüber, ob es gleich da steht wie eine gewaltige Säule, so werden die Brüder Freimaurer es längst erkannt haben. Auf die Selbsterkenntnis muß der feste Wille zur Selbstbeherrschung folgen, womit die beiden ersten Grade der „Königl. Kunst“ bezeichnet sind, indem die Selbstveredlung „meisterlichen Händen“, also dem dritten Grade verbleibt. Strenge, nie ermattende Selbstzucht, wer hat von frühester Jugend auf sie mehr geübt als Goethe, ihre eiserne Notwendigkeit um so mehr empfindend, als er schon früh sich außergewöhnlicher Kräfte bewußt wurde, die er „sorgfältig zu verbergen“ sich genötigt sah. Seines Wesens vielgepriesene Harmonie beruhte auf einem immer neu gewonnenen Siege über sich selbst. Wie er noch Zelter, dem Freunde seiner reifen Mannesjahre das Geständnis machte: „Die große Erregbarkeit ist's, die mir Gefahr bringt“, so sagte er auch zu Eckermann: „Die Hauptsache ist, man lerne sich selbst beherrschen. Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zu Grunde zu richten.“ „Ich will doch Herr werden!“ schrieb der Ringende im Mai 1780 in sein Tagebuch, „Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist werth zu herrschen und kann herrschen“, und Faustus ist ein „Glücklicher“, weil „ihm gelingt, wozu er sich ermannt.“ „Allein ich will!“ „Je mehr Willen, je mehr Macht“, so heißt der Schlüssel zur „höchsten Kunst, Magie der Weisen“, und wie wir im Gefolge der Romantik überall der Magie begegnen, so hat auch der Dichter der „Lehrlinge zu Sais“ uns das Wort hinterlassen: „Wir müssen Magier zu werden suchen, um recht moralisch sein zu können.“ „Ich verwünsche das Tägliche,“ sagt Goethe, „weil es immer absurd ist. Nur was wir durch möglichste Anstrengung ihm übergewinnen, läßt sich wohl einmal summiren“ (M. u. R.), und in einem Briefe an Schiller heißt es: „Wir wollen sehen, wie weit wirs im Wollen bringen können.“ Magie ist „unmittel-

bare Herrschaft des Geistes über die Materie zu wunderbaren, unbegreiflichen Wirkungen", und von Goethe kann man sagen, er war „ein Mann der Kraft", „er handelt und redet wie einer, der Vollmacht hat", und gleichsam alles zusammenfassend sagt er im „Epimenides":

„Das was ich lehre, scheint so leicht,
Und fast unmöglich zu erfüllen:
Nachgiebigkeit bei großem Willen."

Shakespeares Wort in „Julius Cäsar":

„Nicht durch die Schuld der Sterne, lieber Brutus,
Durch eigne Schuld nur sind wir Schwächlinge" —

es wird den Meister gefreut haben, wie eine Begegnung mit einem Freunde.

Den Magus Goethe in voller Glorie mag nun endlich des „Herrschers" „Königlich Gebet" uns zeigen:

„Ha, ich bin der Herr der Welt! mich lieben
Die Edlen, die mir dienen.
Ha, ich bin der Herr der Welt! ich liebe
Die Edlen, denen ich gebiete.
O gib mir, Gott im Himmel! daß ich mich
Der Höh' und Liebe nicht überhebe."

Welch namenlose Qual für den Meister, den Vorwürfen „absurder Pfaffen" mit Invektiven begegnen zu müssen, wie

„Du Esel willst zur Demuth mich
Demüthigsten ermahnen" —

für den, der nur Charlotte von Stein gestand „die Demuth, die sich die Götter zu verherrlichen einen Spaß machen, und die Hingebung von Augenblick zu Augenblick, die ich habe," der aus Italien an Herder schrieb: „Alle Wege bahnen sich vor mir, weil ich in der Demuth wandle." „Magie ist eine Tat, die jede Stunde und zu allen Augenblicken ausgeübt, gelebt sein muß. Sie ist

eine völlige Unterstellung der Entwicklung unter das harmonische Gestalten des übermächtigen Willens Gottes, ein Einswerden von Erkenntnis und Wille mit dem höchsten Wesen, mit Gott, so daß nicht mehr der Wille unserer Person arbeitet, sondern Kraft und Einsicht des Meisters in uns, dessen Gefäß wir geworden sind." „Durch das Leben aller mittelalterlichen Mystiker geht dieselbe große Wahrheit der Vereinigung mit Gott." „Alle Propheten, Seher, Weise und Erlöser in der Geschichte sind das, was sie waren, geworden, und haben die Kraft, die sie besaßen, gewonnen durch einen ganz natürlichen Vorgang. Sie alle erkannten ihre Einheit mit dem unendlichen Leben und verwirklichten sie mit Bewußtsein." „Die größte Gabe," schrieb Goethe an Frau von Stein (12. Sept. 1780), „für die ich den Göttern danke, ist, daß ich durch die Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit der Gedanken einen solchen heitern Tag in Millionen Theile spalten und eine kleine Ewigkeit daraus bilden kann." Liegt darin allein schon etwas Magisches, so stand ich überrascht vor einem Geständnis in einem Briefe an Schiller vom 16. Mai 1798: „Es ist nicht in meinem Lebensgange, daß mir ein unvorbereitetes, unerharrtes und unerrungenes Glück begegne." „Um das sanctum regnum, mit anderen Worten, das Wissen und die Macht der Magier zu erlangen, gibt es vier unumgängliche Bedingungen — eine Intelligenz, die durch Studium erleuchtet wird, eine Unerschrockenheit, die durch nichts gehemmt werden kann, einen Willen, den nichts brechen kann, eine Verschwiegenheit, die nichts bestechen und nichts betäuben kann. Wissen, Wagen, Wollen und Stillschweigen — das sind die vier Worte des Magus, die auf die vier symbolischen Formen der Sphinx geschrieben sind." Hier wird ein Seitenbick auf die geflügelten Rosse des „vier-

bespannten Wagens“ erlaubt sein. Im Jahre 1779 vertraut Goethe dem Züricher Freunde: „Mein Gott, dem ich immer treu geblieben bin, hat mich reichlich gesegnet im Geheimen; denn mein Schicksal ist den Menschen ganz verborgen, sie können nichts davon sehen noch hören.“ Wahrlich, Goethe konnte mit dem Wort des Psalmisten von sich sagen: „Das Los ist mir gefallen aufs Liebliche, mir ist ein schönes Erbteil geworden.“ Und schrieb er im Jahre 1782 an Knebel: „Im Innersten meiner Plane und Vorsätze und Unternehmungen bleib' ich mir geheimnißvoll selbst getreu und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen“, so äußerte er sich von Rom aus: „Ich habe immer mit stillem Lächeln zugesehen, wenn sie mich in metaphysischen Gesprächen nicht für voll ansahen; da ich aber ein Künstler bin, so kann mir's gleich sein. Mir könnte vielmehr daran gelegen sein, daß das Principium verborgen bliebe, aus dem und durch das ich arbeite.“ Erst diese Beleuchtung erschloß mir das Verständnis für eine bemerkenswerte Stelle in den „Römischen Elegien“:

„Zieret Stärke den Mann und freies muthiges Wesen,
O! so ziemet ihm fast tiefes Geheimniß noch mehr.
Städtebezwingerin, du Verschwiegenheit! Fürstin der Völker!
Theure Göttin, die mich sicher durchs Leben geführt.“

„Sobald wir sprechen, sagt uns etwas in unserm Inneren, daß göttliche Türen sich irgendwo schließen“, sagt Maeterlinck.

Als ich daher in den „Bekenntnissen einer schönen Seele“ las: „Hätte ich doch immer geschwiegen und die

reine Stimmung in meiner Seele zu erhalten gesucht! Hätte ich mich doch nicht durch Umstände verleiten lassen, mit meinem Geheimnisse hervor zu treten! Dann hätte ich mir abermals einen großen Umweg ersparen können“, da meinte ich die Stimme des armen Werther zu hören: „Ich leide viel, denn ich habe verloren, was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige belebende Kraft, mit der ich Welten um mich schuf: sie ist dahin!“ Darum:

„Heiß' mich nicht reden, heiß' mich schweigen,
Denn mein Geheimniß ist mir Pflicht,
Ich möchte dir mein ganzes Innere zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht.“

Als wären mir plötzlich die Augen geöffnet, so will mir die Tatsache, wie noch der Alternde schwere Krankheiten und erschütternde Schicksalschläge überwand, seine Kräfte gewissermaßen in seinen Dienst zwingend, bis „das große Werk“ vollbracht war, wie ein Wunder erscheinen, als hätte er selber der Parze, die schon im Begriff war, den Faden abzuschneiden, zugerufen:

„Halt ein! Halt, unerbittlich Strenge,
Wenn je Erbarmen deine Brust belebt:
Dieß Leben ist kein Leben aus der Menge,
Das kein Verdienst und kein Talent erhebt —
Rührt dich zum Zaudern, zum Verschieben
Nicht dieser Zeiten drängender Moment?“

Von der schweren Erkrankung im Jahre 1823 ist uns berichtet, daß Goethe zu den experimentierenden Ärzten gesagt habe: „Probirt nur immer, der Tod steht in allen Ecken und breitet seine Arme nach mir aus, aber laßt euch nicht stören; mich soll nur wundern, wie es werden wird.“ „Aber ich höre fragen: „Willst du wirklich behaupten, daß durch die Wirkung der inneren Kräfte ein kranker Körper in einen gesunden verwan-

delt werden könne?" Allerdings, und das ist sogar die natürliche Methode, ihn zu heilen", sagt R. W. Trine. „Die Methode, die mit Medikamenten und andern außerhalb des Körpers liegenden Stoffen arbeitet, ist die künstliche. Das einzige, was Medikamente zuweg bringen können, ist Hindernisse aus dem Weg räumen, und zwar bloß dazu, daß die Lebenskräfte ihre Arbeit leichter tun können. Der wirkliche Heilungsprozeß muß innerlich durch Lebenskräfte bewirkt werden. Ein Arzt und Chirurg von Weltruf gab neulich vor seinen Kollegen die folgende Erklärung ab: „Der wichtigste Faktor, der bei der Ernährung mitwirkt, das Lebensprinzip selbst, ist in der medizinischen Zunft während ganzer Generationen unberücksichtigt geblieben: das Studium und die Arzneimittellehre haben sich fast ausschließlich mit den Wirkungen der Materie auf den Geist beschäftigt. Dies hat aber der Entwicklung des ärztlichen Standes selbst bedenklich geschadet, und die Folge war, daß der psychische Faktor im Leben des Arztes sich noch heute in rudimentärem und kaum entwickeltem Zustand befindet. Aber die Morgenröte des 20. Jahrhunderts ist gekommen, und die Richtung, in der die Menschheit vorwärts schreitet, geht auf die verborgenen Kräfte der Natur zu. Die Ärzte müssen heute Psychologie studieren und ihren Lehrern in das weite Gebiet der geistigen Therapie folgen. Zum Zaudern und Zögern, zur Skeptik und zum Zweifel ist keine Zeit. Wer zaudert, ist verloren, denn die ganze Menschheit nimmt an der Bewegung teil." Wer ahnte bislang die Motive, die den jungen Goethe auf diesem Gebiet sich so redlich mühen hießen, das Wahre von dem Falschen zu scheiden. Mit Heilandsaugen das Leid der Menschheit sehend, fühlte er sich berufen, es zu

lindern. Waren ihm doch „vortreffliche und weit auslangende Mittel" dazu gegeben:

„Des Sängers Mund, des Sehers hohe Kraft,
Des Arztes Kunst und tiefe Wissenschaft" —

und es soll nicht unerwähnt bleiben, daß auch Wilhelm Meister Dichtkunst und Theater aufgibt, um Arzt und Naturforscher zu werden. Im Altertum waren Priester und Seher eins. So will auch Goethe, der „Geistliche" als „Physikus", als rechter Seelenarzt von innen heraus die Krankheit der Menschheit heilen, will „Schritt für Schritt uns zur Veredlung und Vervollkommnung führen, indem er uns unser göttliches Erbteil zeigt, die in unsrer Psyche verborgen schlummernden Kräfte, die das Unmögliche möglich machen. Denn „bei Gott sind alle Dinge möglich" (Mark. 10, 27). Jesus hat gesagt: „Wer an mich glaubt, der wird die Werke auch tun, die ich tue, und wird größere tun, denn diese" (Joh. 14, 12). Goethes letztes Gespräch mit Eckermann „wendete sich auf große Menschen, die vor Christus gelebt, unter Chinesen, Indiern, Persern und Griechen, und daß die Kraft Gottes in ihnen ebenso wirksam gewesen als in einigen großen Juden des Alten Testaments. Auch kamen wir auf die Frage, wie es mit Gottes Wirkungen stehe in großen Naturen der jetzigen Welt, in der wir leben. „Wenn man die Leute reden hört," sagt Goethe, „so sollte man fast glauben, sie seien der Meinung, Gott habe sich seit jener alten Zeit ganz in die Stille zurückgezogen, und der Mensch wäre jetzt ganz auf eigene Füße gestellt und müsse sehen, wie er ohne Gott und sein tägliches unsichtbares Anhauchen zurechtkomme. In religiösen und moralischen Dingen gibt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung zu, allein in Dingen der Wissenschaft und Künste glaubt man, es sei lauter Ir-

disches und nichts weiter als ein Product rein menschlicher Kräfte. Versuche es aber doch nur einer und bringe mit menschlichem Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Raphael oder Shakespeare tragen, sich an die Seite setzen lasse. Ich weiß recht wohl, daß diese drei Edlen keineswegs die einzigen sind, und daß in allen Gebieten der Kunst eine Unzahl trefflicher Geister gewirkt hat, die vollkommen so Gutes hervorgebracht, als jene Genannten. Allein, waren sie so groß als jene, so überragten sie die gewöhnliche Menschennatur in ebendem Verhältniß und waren ebenso gottbegabt als jene. Und überall, was ist es und was soll es? — Gott hat sich nach den bekannten imaginirten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr ist er noch fortwährend wirksam wie am ersten. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend in höheren Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehen.“ Ohne auch nur mit einem Wort durchblicken zu lassen, daß er selber sich empfand „als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses“, hat Goethe hier doch dasselbe ausgesprochen, was auch R. W. Trine der eingeschränkten Menschheit zuruft, daß die Kraft, die in früheren Zeiten Wunder wirkte, noch immer existiert und in dem Maße wieder wirksam werden wird, als wir zur Erkenntnis derselben Gesetze gelangen, die man damals gekannt hat. „Alle Dinge kommen zu uns, wenn wir

uns ihnen öffnen. In alter Zeit erwarteten die Menschen, daß sie Engel erblicken, und sie erblickten sie auch. Aber es ist kein Grund vorhanden, daß sie sie sahen und wir sie nicht sehen sollen, daß die Engel sich bei ihnen niederließen, und bei uns nicht; denn die großen Gesetze, die die Welt regieren, sind heute noch dieselben wie damals. Wenn keine Engel zu uns treten und uns dienen, so kommt das bloß daher, weil wir sie nicht einladen, weil wir die Türe schließen, durch die sie eintreten könnten.“ Selig, wer noch wie „Gretchen“ beten kann:

„Ihr Engel! Ihr heiligen Schaaren,
Lagert euch umher, mich zu bewahren!“

„Was für die Menschenseelen früher heilsam war, hat der Vater den Alten geoffenbart,“ sagt Trine, „was für die Menschenseele heute heilsam ist, offenbart er uns heute.“ Dieser Weise und seine Gesinnungsgenossen, deren magisches Kulturideal auf der Wiedererweckung ursprünglicher, latent gewordener Geistesfunktionen beruht, scheinen mir berufen, bewußt oder unbewußt den Weg bereiten zu helfen zu „Goethes Vermächtnis“, das, wie der Meister in dem gleichnamigen Gedicht selber sagt, uns eine alte beseligende Gewißheit wiederbringt:

„Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre, fass' es an!“

Nur zu wohl wissend, warum das Wahre bei uns so langsam Wurzel schlägt, sandte er ahnungsvoll einen Seufzer übers Meer:

„Amerika, du hast es besser
Als unser Continent, der alte,
Hast keine verfallene Schlösser
Und keine Basalte.

Dich stört nicht im Innern,
Zu lebendiger Zeit,
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit."

War ich in früheren Jahren, ehe ich des Dichters „Meisterschaft" erkannt hatte, geneigt, ihm aus diesem leicht mißzuverstehenden Wort einen Vorwurf zu machen, so wurde es mir nur zum redenden Zeugen all der Qual, die deutsches Philistertum ihm bereitet. Es berührt wie ein versöhnender Ausgleich, daß da, wo der Materialismus und die atemlose Jagd nach dem Mammon den Höhepunkt erreicht hatte, auch der Gegenstoß einsetzte, nachdem Idealisten wie Carlyle und Emerson die Pflugschar in den Boden gesenkt. Und die große theosophische Bewegung zeigt, daß es „an der Zeit" ist, das heißt, daß wenigstens ein Teil der Menschheit fähig geworden, der Wahrheit ins Antlitz zu schauen und von den Früchten des Baumes der wahren Erkenntnis zu essen. Die Gründung der theosophischen Gesellschaft, veranlaßt durch Persönlichkeiten, welche zu den Hütern des Geheimwissens zählen, dokumentiert, daß nicht nur kein Grund mehr vorhanden ist, der Welt die Wahrheit noch länger vorzuenthalten, sondern daß es im Gegenteil notwendig ist, sie bekannt zu geben, denn „das empirische Wissen ist in gewissen Richtungen bis zum Reich des Psychischen und der Künste, die man in antiker Sprache mit dem Worte Magie bezeichnet, fortgeschritten, und es ist geboten auf die Gefahren, welche solche Bestrebungen begleiten, hinzuweisen und sie zu erklären, damit sie von den Guten vermieden werden können, und zum Schutz der Unwissenden oder Unschuldigen. Wie weit sich diese modernen Streifzüge in den Okkultismus oder die alte Magie erstrecken, scheinen nur wenige Personen zu erkennen. Es

ist daher hohe Zeit, daß die Philosophie des Ostens die Wissenschaft des Westens erleuchtet." Meister Goethe hat prophezeit: „Von Osten, hoffe nur, sie kommt zurück!" nämlich die alte Wahrheit, „längst gefunden", die „edle Geisterschaft verbunden", und auf die auch die Symbole und Traditionen der Freimaurerei zurückweisen. Getreu der Überlieferung in seinem „Divan" „von Westen nach Osten reisend", gab er ihm die Worte zum Geleit:

„Wer sich selbst und andre kennt,
Wird auch hier erkennen:
Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen.
Sinnig zwischen beiden Welten
Sich zu wiegen lass' ich gelten;
Also zwischen Ost und Westen
Sich bewegen, sei's zum Besten!"

Tiefinnerstes Erleben, nämlich inniges Verschmelzen beider rief den „Divan" ins Leben, zu welch unschätzbarem „Bruchstück einer großen Confession" es allerdings eines Pförtners bedarf.

„Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Occident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände."

Alles, was uns aufbewahrt ist in Religion, Wissenschaft oder Philosophie, läßt sich bis zum alten Indien zurückverfolgen, doch sind es natürlich nur Fragmente einer vergangenen Größe, „zerbrochene Säulen", Trümmer eines einst herrlich weithin ragenden Tempels. Indien ist neben Persien auch das Mutterland der Magie und einherwandelnd „auf den Höhen der indischen Lüfte" wird Goethe bekannt gewesen sein, was uns heute in mancherlei Schriften wieder nahe gebracht wird, näm-

lich das Mysterium der Atemkunst zur Entwicklung okkulter Energien. Eckermann berichtet von einem Augenblick seiner schweren Krankheit im Februar 1823, wo „seine Brust freier zu sein schien“, wo er „mit Leichtigkeit und klarem Geiste“ sprach, „worauf Rehbein einem der Nahestehenden ins Ohr flüsterte: „Eine bessere Respiration pflegt eine bessere Inspiration mit sich zu führen“. Der Kranke, der es gehört, rief darauf mit großer Heiterkeit: „Das weiß ich längst; aber diese Wahrheit paßt nicht auf Euch, Ihr Schelme!“ „Man bedenke,“ schrieb er an Zelter, (15. Febr. 1830) „daß mit jedem Athemzug ein aetherischer Lethestrom unser ganzes Wesen durchdringt, so daß wir uns der Freuden nur mäßig, der Leiden kaum erinnern. Diese hohe Gottesgabe habe ich von jeher zu schätzen, zu nutzen und zu steigern gewußt.“ Für Gottes „tägliches unsichtbares Anhauchen“ zu danken, finden wir den „Glücklichen“ immer bereit:

„Im Athemholen sind zweierlei Gnaden:
Die Luft einziehn, sich entladen;
Jenes bedrängt, dieses erfrischt;
So wunderbar ist das Leben gemischt.
Du danke Gott, wenn er dich preßt,
Und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt.“

Meine Entdeckung dieses Beweises für Goethes Vertrautsein mit der indischen „Yoga“ und ihrem okkulten Atmungsproblem in den „Talismanen“ des „Divan“ lohnte wie immer ein freundliches Zunicken des Meisters, denn:

„Talismane werd' ich in dem Buch zerstreuen,
Das bewirkt ein Gleichgewicht;
Wer mit gläubiger Nadel sticht,
Ueberall soll gutes Wort ihn freuen.“

Daß produktivmachende Kräfte im Wein liegen, in der Ruhe und im Schlaf, in der Bewegung, im Wasser und „ganz besonders in der Atmosphäre“, hat der Weise von Weimar deutlich ausgesprochen; auch daß sich ihm „das große Reich der Telepathie in Raum und Zeit“ erschlossen, indem er an eine „gegenseitige Einwirkung“ glaubte und sich „unsichtbar von höheren Wesen umgeben“ fühlte, und zwar von guten und bösen. Wie es im „Götz“ heißt: „Bösen Geistern ist Macht über uns gegeben, daß sie ihren höllischen Muthwillen an unserm Verderben üben“, so warnt auch Wagner, der „ängstliche“:

„Berufe nicht die wohlbekannte Schaar,
Die strömend sich im Dunstkreis überbreitet,
Dem Menschen tausendfältige Gefahr,
Von allen Enden her, bereitet“—

während Faust den Glauben an die Gunst der „von oben wirkenden Wesen“ bekennt:

„O gibt es Geister in der Luft,
Die zwischen Erd' und Himmel herrschend weben,
So steiget nieder aus dem goldenen Duft
Und führt mich weg zu neuem buntem Leben!“

Ein ernsthafter Goetheforscher wird überall den „oberen und unteren Dämonen“ begegnen, und mit Äußerungen Goethes, des Pneumatologen, ließe sich leicht ein ganzes Buch füllen. Es war keine Redensart, wenn er in Briefen an ihm besonders liebe Menschen die Wendung gebrauchte: „Allen guten Geistern empfohlen!“ und es wird eine Zeit kommen, da wir endlich von ihm selber erfahren, „woher er sei, von welcher Ferne ihn die Befehle höherer Wesen senden.“

Mit Entzücken und Ehrfurcht wendet indes der Magier seinen Blick zu den Wundern des Sternenhimmels; Astro-

logie, die höchste Wissenschaft der alten Kulturvölker, die Vorbedingung visionärer Erkenntnis, ist sein Element. Der „Hauschronik einer jungen Freundin," (es ist Bettina), entstanden infolge von traulichen Plauderstunden mit der gemüt- und humorvollen Frau Aja, verdanken wir die bislang noch wenig beachtete Kunde, daß die Mutter „oft das Unmögliche tun" mußte, um den Forschungen des kleinen Wolf, dem man die Sterne gezeigt, die bei seiner Geburt eingestanden, „Genüge zu leisten". Er „hatte bald heraus, daß Jupiter und Venus die Regenten und Beschützer seiner Geschicke sein würden. Kein Spielwerk konnte ihn nun mehr fesseln, als das Zahlbrett seines Vaters, auf dem er mit Zahlpfennigen die Stellung der Gestirne nachmachte, wie er sie gesehen hatte; er stellte dieses Zahlbrett an sein Bett und glaubte sich dadurch dem Einfluß seiner günstigen Sterne näher gerückt. Er sagte auch oft zur Mutter sorgenvoll: die Sterne werden mich doch nicht vergessen und werden halten, was sie bei meiner Wiege versprochen haben? Da sagte die Mutter: warum willst du denn mit Gewalt den Beistand der Sterne, da wir andern doch ohne sie fertig werden müssen? Da sagte er ganz stolz: mit dem was anderen Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden. Damals war er sieben Jahre alt." „Einmal," so erzählte die Mutter, der das spätere Leben des Sohnes alle Eigenheiten und Vorfälle seiner Jugend „geheiligt" hatte, „hatte der Vater ihn auf dem Arm und ließ ihn in den Mond sehen, da fiel er plötzlich wie von etwas erschüttert zurück und geriet so außer sich, daß ihm der Vater Luft einblasen mußte, damit er nicht ersticke." Wäre es möglich, daß schon das Kind „die alte Macht" empfunden hätte, die „ohne Zauber" kund zu tun der Anaxagoras der „Classischen Walpurgisnacht" zur „ewig

Unveralteten" fleht: „Dich ruf' ich an bei meines Volkes Weh" — „Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne," oder wie es in „Was wir bringen" heißt:

„Warum doch erschallen
Himmelwärts die Lieder? —
Zögen gerne nieder
Sterne, die droben
Blinken und wallen,
Zögen sich Luna's
Lieblich Umarmen,
Zögen die warmen,
Wonnigen Tage
Seliger Götter
Gern uns herab!"

Wäre er nicht auch als Mann noch überzeugt gewesen, daß „uralte Götter" die Geschicke der Sterblichen lenken, so hätte er wohl kaum seine Selbstbiographie mit seiner Nativität eröffnet: „Die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau und culminirte für den Tag; Jupiter und Venus blickten sich freundlich an, Mercur nicht widerwärtig; Saturn und Mars verhielten sich gleichgiltig, nur der Mond, der soeben voll ward, übte die Kraft seines Gegenscheins um so mehr, als zugleich seine Planetenstunde eingetreten war. Er widersetzte sich daher meiner Geburt, die nicht eher erfolgen konnte, als bis diese Stunde vorübergegangen." Ein moderner Astrologe, Albert Kniepf, hat den Wink verstanden und durch Goethes Horoskop gezeigt, daß derselbe durch die Konstellation bei seiner Geburt zum Okkultisten gestempelt war. Wie wundersam mutet nun die Tatsache an, daß dem Gartenhaus im Ilmtal s. Zt. ein Altan angefügt wurde, auf dem der glückliche, junge Besitzer nur in seinen blauen Mantel gewickelt, die Sterne beobachtete! Die Nacht, das „gött-

liche Urprinzip orphischer Kosmogonien", war stets des Mystikers Freundin, und noch der Abglanz von des Divansängers Erleben in heilig stillen, klaren Sommernächten läßt uns wundersam erschauern:

Dichter.

„Niedergangen ist die Sonne,
Doch im Westen glänzt es immer;
Wissen möcht' ich wohl, wie lange
Dauert noch der goldne Schimmer?"

Schenke.

„Willst du, Herr, so will ich bleiben,
Warten außer diesen Zelten;
Ist die Nacht des Schimmers Herrin,
Komm' ich gleich, es dir zu melden,
Denn ich weiß du liebst, das Droben,
Das Unendliche zu schauen,
Wenn sie sich einander loben
Jene Feuer in dem Blauen. — — —
Eule will ich deinetwegen
Kautzen hier auf der Terrasse,
Bis ich erst des Nordgestirnes
Zwillings-Wendung wohl erpasse.
Und da wird es Mitternacht sein,
Wo du oft zu früh ermunterst,
Und dann wird es eine Pracht sein,
Wenn das All mit mir bewunderst."

Gleich der erste Monolog im „Faust" stellt Fakultätswissenschaft und Magie einander gegenüber, denn die Romantiker überhaupt waren mit der herrschenden Behandlung der Naturwissenschaften durchaus nicht einverstanden, und wie für die Magie, so bricht Wilhelm Schlegel auch eine Lanze für die Astrologie: „In dem Sinne, wie man Keplern den letzten großen Astrologen nennen

kann, muß die Astronomie wieder zur Astrologie werden. Wir wollen nicht bloß die Gestirne zählen und messen und ihrem Lauf mit den Ferngläsern folgen, sondern die Bedeutung von dem allen begehren wir zu wissen. Die Astrologie ist durch anmaßliche Wissenschaftlichkeit, wobei sie sich nicht behaupten konnte, in Verachtung geraten; allein durch die Art der Ausübung kann die Idee derselben nicht herabgewürdigt werden, welcher unvergängliche Wahrheiten zum Grunde liegen. Die dynamische Einwirkung der Gestirne, daß sie von Intelligenzen beseelt seien und gleichsam als Untergottheiten über die ihnen unterworfenen Sphären Schöpferkraft ausüben, dieß sind unstreitig weit höhere Vorstellungsarten, als wenn man sie sich wie todte, mechanisch regierte Massen denkt. Selbst in dem am meisten phantastisch und willkürlich behandelten Teile, der judiciären Astrologie, ist die innige Anschauung von der Einheit und Wechselwirkung aller Dinge, da jedes ein Spiegel des Universums ist, aufbewahrt, und gewiß erhebt es den Menschen mehr, dem der Anblick der Gestirne nur darum vergönnt zu sein scheint, um ihn über das Irdische zu erheben, wenn er überzeugt ist, daß sie sich auch individuell um ihn bekümmern, als wenn er sich für einen bloßen glebae adscriptus, einen Leibeigenen der Erde hält. Die Beziehung der Planeten auf die Metalle und so manche verworfene Vorstellungsarten der Astrologie werden durch gründlichere Physik wieder emporgebracht. Die Astrologie ist wenigstens für die Poesie eine unentbehrliche Idee; sie kann derselben nicht entraten." Schiller mag dies in schöneren Worten wiederholen:

„Weil du liesest in ihr, was du selber in sie geschrieben,
Weil du in Gruppen für's Aug' ihre Erscheinungen reihst,
Deine Schnüre gezogen auf ihrem unendlichen Felde,

Wähnst du, es fasse dein Geist ahnend die große Natur.
So beschreibt mit Figuren der Astronome den Himmel,
Daß in dem ewigen Raum leichter sich finde der Blick,
Knüpft entlegene Sonnen, durch Siriusfernen geschieden,
Aneinander im Schwan und in den Hörnern des Stiers.
Aber versteht er darum der Sphären mystische Tänze,
Weil ihm das Sternengewölb' sein Planiglobium zeigt?"

Der kräftige Einschlag von Astrologie im „Faust" wartet auch nur des „Webers", um sich als „Strang" zu erweisen in dem „Webermeisterstück", von dem Merkur in „Was wir bringen" des Rühmens voll ist:

„Ein treffliches Gespinnst, muß ich bekennen:
Der Faden tüchtig und durchaus sich gleich,
Voll ächten Werths, an Wundergaben reich,
Wie ihren Lieblingen die Götter gönnen."

So war der „Stern" im Ilmtal dem Meister in mehr als einem Sinne willkommen, und von des „Directors" Erlaubnis: „Die Sterne dürfet ihr verschwenden", hat der „Dichter" reichlich Gebrauch gemacht. Während der geheimnisvollen Schöpfung des Homunculus wird im Laboratorium die Frage laut: „Was muß die Sternenstunde sein?" und in der Geisterscene walten „sterngegönnte Stunden", die „mit Ehrfurcht zu empfangen" uns empfohlen wird. Während Schiller über Wallensteins Schicksalssternen grübelte, wurde er von dem Freunde in Weimar belehrt: „Der astrologische Aberglaube ruht auf dem dunkeln Gefühl eines ungeheuren Weltganzen. Die Erfahrung spricht, daß die nächsten Gestirne einen entschiedenen Einfluß auf Witterung, Vegetation u. s. w. haben, man darf nur stufenweise immer aufwärts steigen, und es läßt sich nicht sagen, wo diese Wirkung aufhört. Findet doch der Astronom überall Störungen eines Gestirns durch andere. Ist doch der Philosoph geneigt,

ja genöthigt, eine Wirkung auf das Entfernteste anzunehmen. So darf der Mensch im Vorgefühl seiner selbst nur immer etwas weiter schreiten und diese Einwirkung aufs Sittliche, auf Glück und Unglück ausdehnen. Diesen und ähnlichen Wahn möchte ich nicht einmal Aberglaube nennen, er liegt unserer Natur so nahe, ist so leidlich und läßlich als irgend ein Glaube." Mit geheimnisvollem Glanz strahlt es uns aus den „Orphischen Urworten" entgegen:

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen,
Nach dem Gesetz wonach du angetreten.
So mußt du sein, du kannst dir nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, schon Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form die lebend sich entwickelt."

Auch „Tyche" hat darin ihre Stelle gefunden, hinüberweisend zu ihrem Symbol im Dichtergarten, und da „Glück und Stern" von jeher beisammen sein mußten, wenn es galt, verborgene „Schätze" zu heben, so darf ich mich glücklich preisen, von Anfang an die Sternenspur verfolgt zu haben. Auch Louvier schrieb der Astrologie mit Bezug auf die Lösung des Fausträtsels hohe Bedeutung zu, Großes besonders an folgender Stelle ahnend:
Mephistopheles:

„Und glaubt ihr euch vielleicht durch mich betrogen;
Hier steht ein Mann! da! fragt den Astrologen,
In Kreis' um Kreise kennt er Stund' und Haus;
So sage denn: wie sieht's am Himmel aus?"

Gemurmel:

„Zwei Schelme sind's — Verstehn sich schon —
Narr und Phantast — So nah dem Thron —

Ein matt gesungen — Alt Gedicht —
Der Thor bläst ein — Der Weise spricht —"

Wer „verwegen" genug ist, auf Grund der scenarischen Bemerkung, daß der Astrolog „spricht", mit Louvier von hier aus eine kühne Brücke zu schlagen zu dem Monolog Fausts: „Jetzt erst erkenn' ich, was der Weise spricht", dem wird sich laut Collegium logicum „der Weise" als Astrolog enthüllen. Goethe sagt selber:

„Wie sich Verdienst und Glück verketten
Das fällt den Thoren niemals ein;
Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein —"

woraus sowohl die Unentbehrlichkeit des „Weisen" erhellt, als auch, daß uns in ihm, also in dem Astrologen der Meister gegenüber steht, der sich „spaltend" „immerfort der Eine" bleibt. Energisch genug ist wahrlich sein Rat: „Hier steht ein Mann! da! fragt den Astrologen —" und nicht zufällig weist dessen eigenartige Rede, beginnend mit: „Die Sonne selbst, sie ist ein lautres Gold", genau so viele Wörter auf, wie das Zitat des „Weisen" Buchstaben hat. Louviers Vermutung, daß Goethe hier etwas „hineingeheimnißt", findet überdies kräftige Unterstützung durch das „Gemurmel" in eben der Scene:

„Nach solchen Zeichen wäre hier
Das allerreichste Schatzrevier."

Ist auch der „Freund" mit der „Logik der Sterne" vertraut, so wartet seiner im „Rittersaal" ein Zeichen geheimer Verständigung:

„Du kennst den Tact, in dem die Sterne gehn,
Und wirst mein Flüstern meisterlich verstehn."

Und wenn er, wie Gretchen, das „alte Gedicht", die „Sternblume" befragt — siebenmal, wie vorgeschrieben

— so wird das bewährte Orakel dieselbe beglückende Antwort erteilen: „Er liebt dich!" „Und hast du mit Staunen das Leuchten erblickt" — da, war das nicht eine „Sternschnuppe?" Wunderseltsames Meteor, dem sogar eine Stimme geworden, die schon seit hundert Jahren um Erlösung fleht:

„Aus der Höhe schoß ich her
Im Stern- und Feuerscheine,
Liege nun im Grase quer,
Wer hilft mir auf die Beine?"

„Durch die ersten Zeiten von Weimar geht, voll naiver Gewalt, ein Zug, mit der ewigen Ordnung der Natur, mit Sonne und Luft, mit Pflanzen und Wassern gleich wie mit befreundeten Mächten zu leben, den Schritt des Jahres über sich, den Sternkreis der Nacht über seinem Haupte stätig zu schauen und zu empfinden", sagt Wilhelm Dilthey von Goethe, der mit dem Buch der Natur und des Menschen als mit dem „Buch der Bücher" wie wenige vertraut, nun auch an den Leser die ernste Frage richtet:

„Und dies geheimnißvolle Buch,
Von Nostradamus eigner Hand,
Ist dir es nicht Geleit genug" —

Daß Faust-Goethe es „faßte",

„Ich fühl's, ich kenne dich Natur,
Und so muß ich dich fassen" —

daß er ihren Pulsschlag vernahm, das Atmen der Weltseele, das machte das „Glück" seines Lebens aus.

„Mit Botanik gibst du dich ab? mit Optik? Was thust du?
Ist es nicht schönrer Gewinn, rühren ein zärtliches Herz?
Ach, die zärtlichen Herzen! Ein Pfuscher vermag sie zu rühren;
Sei es mein einziges Glück, dich zu berühren, Natur!"

„Das ganze Weltwesen“, kündet der Oheim in „Wilhelm Meister“, liegt vor uns wie ein Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geiste entspringendes Urbild mit der größten Ökonomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Alles außer uns ist nur Element, ja ich darf wohl sagen, auch alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu erschaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns oder an uns, auf die eine oder die andere Weise dargestellt haben.“ Hier spricht der „Königliche Baumeister“, hier spricht der Magier bewußt von der Macht, welche, „den Intellekt von der Herrschaft der Sinne befreiend und die geistige Wahrnehmung erleuchtend, das Individuum auf die Linien des geringsten Widerstandes mit den unbeugsamen Naturgesetzen stellt“, wodurch es „der Mitarbeiter oder der Handlanger der Natur wird. Allen solchen leistet die Natur Gehorsam, vertraut ihnen ihre Kräfte an, und sie werden Meister.“ Doch „der wahre Meister verbirgt seine Fähigkeiten und wendet sie nur zum Wohle der Anderen an.“ Um werden zu können, wofür auch sein „Vater“ Parazelsus sich hielt, der von Gott erwählte Arzt der Deutschen, mußte die Krone der Schöpfung auch die Krone und der Mittelpunkt von Goethes Studien sein. Und sehen wir ihn mit unermüdlicher Geduld „auf und unter den Bergen“ das Göttliche suchen „in herbis et lapidibus“, „in Nacht und Thau auf den Gebirgen liegend, der Erde Mark mit Ahnungsdrang durchwühlend“, sehen wir ihn die Metamorphose der Pflanzen und Tiere schreiben und während seines ganzen Lebens beharrlich den Plan verfolgen, die Einheit der Natur in der stätigen Steigerung ihrer Erscheinungen bis zu den höchsten geistigen zu erfassen, das Ziel seiner Wanderung durch die ganze Natur war gleichwohl immer dasselbe — der Mensch, seine Entwicklung in Vergangenheit und Zukunft, der Mensch, als Mikrokosmus ein Abbild des Makrokosmus. Daher das Pentagramm auf der Schwelle des „Ewigen Tempels“. Wenige haben Goethes Naturstudium so gewürdigt und verstanden, wie Schiller, der überwältigt von seiner Methode, am 23. August 1794 dem Freunde schrieb: „Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialen des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee.“ „Die Naturreiche um uns herum sind die Buchstaben, — der Mensch aber ist das Wort, das sich aus diesen Buchstaben zusammensetzt“, sagt schon Parazelsus, aber Wort und Tradition konnten Goethe nicht genügen, er mußte und sollte er sich „die Hüfte ausrencken“, zum lebendigen Begriff sich durcharbeiten. Der „große Zweck“ war daher auch sein unablässiger Begleiter in Italien, so daß der gewiß von vielen Beneidete von dieser Reise sagen konnte, daß sie „mehr Mühe und Sorge als Genuß“ gewesen. „Die Wiedergeburt,“ schrieb er aus Rom, „die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wol hier was Rechts zu lernen; daß ich aber so weit in die

Schule zurückgehen, daß ich so viel verlernen, ja durchaus umlernen mußte, dachte ich nicht. Nun bin ich aber einmal überzeugt und habe mich ganz hingegeben, und je mehr ich mich selbst verleugnen muß, desto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeister, der einen Thurm aufführen wollte und ein schlechtes Fundament gelegt hatte; er wird es noch bei Zeiten gewahr und bricht gern wieder ab, was er schon aus der Erde gebracht hat, seinen Grundriß sucht er zu erweitern, zu veredeln, sich seines Grundes mehr zu versichern, und freut sich schon im Voraus der gewissen Festigkeit des künftigen Baues." Hierbei auch an den „Faust" zu denken als Darstellung des „vollen Menschenlebens", haben wir alle Ursache, da derselbe nach der Rückkehr aus dem Süden in den Schmelzofen kam, und es ist mir zur absoluten Gewißheit geworden, daß Goethe erst damals über seine eigentliche „Sendung" zur Klarheit gekommen ist, wobei natürlich weniger an das „Was" als an das „Wie" zu denken ist. Wie verständlich wird nun auf seiner zweiten Italienfahrt des „Gärtners" Heimweh:

„Weit und schön ist die Welt, doch o wie dank ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen beschränkt, zierlich, mein eigen gehört!
Bringt mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringts ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt."

Und

„Glänzen sah ich das Meer und blinken die liebliche Welle;
Frisch mit günstigem Wind zogen die Segel dahin.
Keine Sehnsucht fühlte mein Herz; es wendete rückwärts,
Nach dem Schnee des Gebirgs, bald sich der schmachtende Blick.
Südwärts liegen der Schätze wie viel! Doch einer im Norden
Zieht, ein großer Magnet, unwiderstehlich zurück."

Goethe seinen Wilhelm Meister mit Saul vergleichen zu hören, „dem Sohne Kis", der auszog, seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand, ist ein Wink, den ich wahrlich nicht missen möchte. Was aber war es, das des Suchenden wartete im Lande seiner Sehnsucht? „In Rom hab' ich mich selbst zuerst gefunden; ich bin zuerst übereinstimmend mit mir selbst, glücklich und vernünftig geworden." Es war die glückliche Verschmelzung seiner religiösen Weltanschauung mit der des Künstlers und Naturforschers, welche den Grundton angab zu diesem grandiosen Akkord. Daher die klassische Ruhe und Schönheit seines Wesens, die „Harmonie mit dem Unendlichen", die sich in seinen späteren Werken spiegelt. Noch in Rom nahm er mit dem „Faust" eine „Operation" vor, froh, „den Faden wiedergefunden zu haben". Daneben wiederholt sich das Bekenntnis: „Das Interesse an der menschlichen Gestalt hebt nun alles andere auf. Ich fühlte es wohl und wendete mich immer davon weg, wie man sich von der blendenden Sonne wegwendet; auch ist Alles vergebens, was man außer Rom darüber studiren will. Ohne einen Faden, den man nur hier spinnen lernt, kann man sich aus diesem Labyrinthe nicht heraus finden." Sollten wir nicht „weben" dürfen, da doch der „Glückliche"

selber zur Einsicht gekommen, „daß die Form zuletzt Alles einschließe, der Glieder Zweckmäßigkeit, Verhältniß, Charakter und Schönheit?“ So nur erklärt sich, daß er gerade in Italien zu seinem „Faust“ „eine ganz besondere Neigung“ und „neuerdings wunderbare Aussichten und Hoffnungen“ hatte. „Nun soll es über die andern Sachen, endlich auch über den Faust hergehen. Da ich mir vornahm, meine Fragmente drucken zu lassen, hielt ich mich für todt; wie froh will ich sein, wenn ich mich durch Vollendung des Angefangenen wieder als lebendig legitimiren kann.“ „Alle diese Recapitulationen alter Ideen, diese Bearbeitungen solcher Gegenstände, von denen ich auf immer getrennt zu sein glaubte, zu denen ich fast mit keiner Ahnung hinreichte, machen mir große Freude. Dieses Summa Summarum meines Lebens gibt mir Muth und Freude, wieder ein neues Blatt zu eröffnen.“ „Da ich durch die lange Ruhe und Abgeschiedenheit ganz auf das Niveau meiner eigenen Existenz zurückgebracht bin, so ist es merkwürdig, wie sehr ich mir gleiche und wie wenig mein Inneres durch Jahre und Begebenheiten gelitten hat.“ „Das Studium des menschlichen Körpers hat mich nun ganz, alles Andere verschwindet dagegen. Es ist mir damit mein ganzes Leben, auch jetzt wieder sonderbar gegangen. Darüber ist nicht zu reden; was ich noch machen werde, muß die Zeit lehren.“ „Ich will auch nicht eher ruhen, bis mir nichts mehr Wort und Tradition, sondern lebendiger Begriff ist. Von Jugend auf war mir dieses mein Trieb und meine Plage; jetzt, da das Alter kommt, will ich wenigstens das Erreichbare und das Thuliche thun, da ich so lange verdient und unverdient das Schicksal des Sisyphus und Tantalus erduldet habe.“ „Meine titanischen Ideen waren nur Luftgestalten, die einer ernstern

Epoche vorspukten. Ich bin nun recht im Studium der Menschengestalt, welche das Non plus ultra alles menschlichen Wissens und Thuns ist. Meine fleißige Vorbereitung im Studium der ganzen Natur, besonders die Osteologie, hilft mir starke Schritte machen. Jetzt seh' ich, jetzt genieß' ich erst das Höchste, was uns vom Alterthum übrig blieb, die Statuen.“

„Ich sage nichts weiter; denn was will man sagen, wenn man zum Schauen der Dinge kommt, die man von Jugend auf mit den Augen des Geistes gewaltsam vergebens herbeigezogen! Es war hohe Zeit, daß ich mich auf den Weg machte; ich wäre für Sehnsucht vergangen.“ „Nun hat mich zuletzt das A und O aller uns bekannten Dinge, die menschliche Figur, angefaßt, und ich sie, und ich sage: „Herr, ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn, und sollt' ich mich lahm ringen!“ — — Genug, es läuft darauf hinaus: daß mich mein hartnäckig Studium der Natur, meine Sorgfalt, mit der ich in der comparirenden Anatomie zu Werke gegangen bin, nunmehr in den Stand setzen, in der Natur und den Antiken Manches im Ganzen zu sehen, was den Künstlern im Einzelnen aufzusuchen schwer wird, und das sie, wenn sie es endlich erlangen, nur für sich besitzen und Anderen nicht mittheilen können. Ich habe alle meine physiognomischen Kunststückchen, die ich aus Pik auf den Propheten in den Winkel geworfen, wieder hervorgesucht, und sie kommen mir gut zu passen. — — So entfernt bin ich jetzt von der Welt und allen weltlichen Dingen; es kommt mir recht wunderbar vor, wenn ich eine Zeitung lese. Die Gestalt dieser Welt vergeht; ich möchte mich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse sind, und so, nach der Lehre des †††, meinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen.“

„Triebst du doch bald dieß bald das!
War es ernstlich, war es Spaß?“
Daß ich redlich mich beflissen,
Was auch werde, Gott mag's wissen.“

Nur ein oberflächlicher Beobachter hat den Eindruck, als ob Goethes vielfache Studien ihn zerstreut und sein dichterisches Schaffen hemmend beeinflußt hätten, während er doch bei all seinem Tun immer nur das eine Ziel im Auge hatte, „des Lebens Fackel“ zu entzünden. Und wie sein Herz, „das edelste“, allzeit „dem Einen“ gewidmet war, so floß sein rastloses Streben in Kunst und Wissenschaft aus der einen ewigen Quelle: es war Religion.

„Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleichet der andern;
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Räthsel. O könnt' ich dir, liebliche Freundin,
Überliefern sogleich glücklich das lösende Wort!“

Dieselben beglückenden Offenbarungen erlebte der Seher im Anschauen der großen Kunstwerke. „Der Glanz der größten Kunstwerke blendet mich nicht mehr; ich wandle nun im Anschauen, in der wahren, unterscheidenden Erkenntniß. Wie viel ich hierin einem stillen, einsam fleißigen Schweizer, Namens Meyer, schuldig bin, kann ich nicht sagen. — Sein Unterricht gibt mir, was mir kein Mensch geben konnte, und seine Entfernung wird mir unersetzlich bleiben. — Alles, was ich in Deutschland lernte, vornahm, dachte, verhält sich zu seiner Leitung wie Baumrinde zum Kern der Frucht. Ich habe keine Worte, die stille wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfange; mein Geist ist erweitert genug, um sie zu fassen, und bildet sich immer mehr aus, um sie eigentlich schätzen

zu können. — Ganz abgeschnitten von aller Welt, hab' ich eine Zeit lang allein gestanden. Nun hat sich wieder ein enger Kreis um mich gezogen, die alle gut sind, alle auf dem rechten Wege — Denn ich bin unbarmherzig, unduldsam gegen Alle, die auf ihrem Wege schlendern oder irren und doch für Boten und Reisende gehalten werden wollen. Mit Scherz und Spott treib' ich's so lang, bis sie ihr Leben ändern oder sich von mir scheiden. — Da, auf dem Puncte der Wirkung meines Wesens, fühl ich die Gesundheit meiner Natur und ihre Ausbreitung; meine Füße werden nur krank in engen Schuhen, und ich sehe nichts, wenn man mich vor eine Mauer stellt.“ „Indeß ich Allen, die mich lieben, ein ander Denkmal dieser glücklichen Stunden bereite. Was es wird, sag' ich nicht; wann Ihr es erhaltet, kann ich auch nicht sagen.“ „Ich habe immer neue Gedanken, und da die Gegenstände um mich tausendfach sind, so wecken sie mich bald zu dieser bald zu jener Idee. Von vielen Wegen rückt Alles gleichsam auf einen Punct zusammen, ja ich kann sagen, daß ich nun Licht sehe, wo es mit mir und meinen Fähigkeiten hinaus will; so alt muß man werden, um nur einen leidlichen Begriff von seinem Zustande zu haben. Es sind also die Schwaben nicht allein, die vierzig Jahre brauchen, um klug zu werden.“ Auch an andrer Stelle hat Goethe sich dahin ausgesprochen, daß seine Natur sich „sowohl dem Stoff als der Form nach durch viele Hindernisse und Schwierigkeiten ausgebildet“ habe und „erst spät mit Bewußtsein wirken“ konnte, „indeß die Zeit der größten Energie vorüber“ war (Selbstschilderung 1797). Ganz sicher aber dürfen wir des Glaubens leben, daß er während der Jahre, da er zum Verdruß seiner Freunde ganz Staatsmann zu werden drohte, da er durch

Herbeischleppen einzelner Bausteine in dem kleinen thüringischen Staate der Menschheit auf seine Weise zu dienen glaubte, erfüllt war von einem uns noch unbekannten sittlich-politischen Ideal, wie er denn selbst gesteht, „bei allem irdischen Treiben immer auf das Höchste hingeblickt“ zu haben.

„Aber gottgesandte Wechselwinde treiben
Seitwärts ihn der vorgesteckten Fahrt ab,
Und er scheint sich ihnen hinzugeben,
Strebet leise sie zu überlisten,
Treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege.“

„Patriotische Phantasien“ blicken z. B. durch in dem Brief an Knebel vom Jahre 1782: „Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Daseyn reifen, müßten auf diesen Boden gesät und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen.“ Noch am Ende desselben Jahres vertraut Goethe Frau von Stein: „Ich begreife immer weniger was ich bin und was ich soll.“ Die nach und nach aufdämmernde Erkenntnis, nicht zum eigentlichen Handeln, als vielmehr durch sein dichterisches Talent berufen zu sein, das Verlangen nach dem Höchsten in den Menschen zu entzünden, wurde ihm erst jenseits der Alpen zur Gewißheit, so daß er wahrlich in jedem Sinne eine neue Epoche von da an datieren konnte. Naturgemäß erlebte mit seinem Schöpfer der „Faust“ eine „Renaissance“, und erst nachträglich wurde ihm seine vorbereitende Sendung eingehaucht, sowie, wenn anders ich den „Herold“ recht verstehe, der mehrfache Sinn, der in den Hans-Sachsischen Knittelversen des „Urfaust“ noch nicht zu Tage tritt.

„Und als er ging die Krone sich zu holen,
Hat er uns auch die Kappe mitgebracht.“

In Rom war Goethe, wie er es selber nennt, „initiirt“ worden, und wir dürfen hinzufügen, in das Mysterium des Menschen. Was die Natur begonnen, das hatte die Kunst vollendet, denn „die Gestalt des Menschen ist der Text zu allem, was sich über ihn sagen und empfinden läßt.“

„Und wenn wir erst in abgemess'nen Stunden
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.“

„Plato wollte keinen ἀγεωμέτρητον in seiner Schule leiden; wäre ich im Stande, eine zu machen, ich litte Keinen, der sich nicht irgend ein Naturstudium ernst und eigentlich gewählt,“ schrieb Goethe aus Italien an Herder, denn „bloß die Naturwissenschaften lassen sich praktisch machen und dadurch wohlthätig für die Menschheit“ (Zu Riemer 1805). Wie dem wahrhaft Weisen die Geschichte der Natur sich darstellt als das allmähliche Eindringen des Geistes in dieselbe, so wollte auch Goethe „der Natur“ gegenüber „wissen, nicht aber bloß vermuthen und glauben“, wie er zu Falk sagte, und noch kurz vor seinem Tode sprach er zu Gruner den Wunsch aus, daß „die Natur einst allen verständlich werde“. Doch „nur dem Zulänglichen, Wahren und Reinen ergibt sie sich und offenbart ihm ihre Geheimnisse. Der Verstand reicht zu ihr nicht hinauf, der Mensch muß fähig sein, sich zur höchsten Vernunft erheben zu können, um an die Gottheit zu rühren, die sich in Urphänomenen, physischen wie sittlichen, offenbart, hinter denen sie sich hält und die von ihr ausgehen.“

„Freudig war vor vielen Jahren,
Eifrig so der Geist bestrebt,
Zu erforschen, zu erfahren,
Wie Natur im Schaffen lebt.

Und es ist das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart;
Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eignen Art,
Immer wechselnd, fest sich haltend;
Nah und fern und fern und nah;
So gestaltend, umgestaltend —
Zum Erstaunen bin ich da."

Am liebsten in den Regionen verweilend, „wo sich Natur und Geist im Verborgenen begegnen", wo also Metaphysik und Naturgeschichte übereinandergreifen, mußte Goethe sich freilich „in recht gedrängter, unbequemer Stellung" finden, nämlich in der Mitte stehend zwischen den Naturphilosophen, die „von oben" herunter und den Naturforschern, die „von unten" hinauf leiten wollen. Welch ein Gegensatz zwischen des „Naturschauers" „allzu großer Hellung" und „einigen, die um verglimmende Kohlen sitzen". Daher:

„Ihr alten Herrn, was macht ihr hier am Ende?
Ich lobt' euch, wenn ich euch hübsch in der Mitte fände."

„Vor den Urphänomenen, wenn sie unsern Sinnen enthüllt erscheinen, fühlen wir eine Art von Scheu, bis zur Angst. Die sinnlichen Menschen retten sich ins Erstaunen; geschwind aber kommt der thätige Kuppler Verstand und will auf seine Weise das Edelste mit dem Gemeinsten vermitteln." „Entfliehe, Kuppler!" so wehrt sich auch im „Faust" derjenige, „der gewohnt ist, im Lichte der Offenbarungen zu wandeln" gegen den „Zergliederer seiner Freuden". Doch wird dem Verstand an mehr als einer Stelle das Feld seiner Tätigkeit gewiesen: „Die Wissenschaft hilft uns vor allem, daß sie das Staunen, wozu wir von Natur berufen sind, einigermaßen erleichtere; sodann aber, daß sie dem gesteigerten Leben neue Fertigkeiten erwecke, zu Abwendung des Schädlichen und Einleitung des Nutzbaren" (M. u. R.). In dem Sinne ist auch die „Farbenlehre" geschrieben, die nach Goethes eigener Aussage „schwer zu überliefern" ist, „denn", sagte er zu Eckermann, „sie will, wie Sie wissen, nicht bloß gelesen und studirt, sondern sie will gethan sein, und das hat seine Schwierigkeit. — — Ein einfaches Urphänomen aufzunehmen, es in seiner hohen Bedeutung zu erkennen und damit zu wirken, erfordert einen productiven Geist, der vieles zu übersehen vermag, und ist eine seltene Gabe, die sich nur bei ganz vorzüglichen Naturen findet." Hören wir ihn ein andermal sagen: „Um die Phänomene der „Farbenlehre" zu begreifen, gehört weiter nichts als ein reines Anschauen und ein gesunder Kopf; allein beides ist freilich seltener als man glauben sollte", so wiederholt er damit, was er auch in „Wahrheit und Dichtung" ausspricht, „daß wir nicht sehen können, wie die Griechen", während bei ihm „das Auge von jeher das Organ war", womit er „die Welt faßte".

„Hemmet ihr verschmähten Freier
Nicht die schlechtgestimmte Leier,
So verzweifl' ich ganz und gar;
Isis zeigt sich ohne Schleier,
Doch der Mensch, er hat den Staar."

Im Vorwort zur „Farbenlehre" wird ausdrücklich die Absicht betont, „die Natursprache zu bereichern, zu erweitern und so die Mittheilung höherer Anschauungen unter den Freunden der Natur zu erleichtern", und es ist der Lichtsucher, der unsere Sinne schärfen, uns, wie Alexander von Humboldt es durch ihn er-

fahren, gleichsam mit neuen Organen ausstatten will. Unter seinen Gedichten entdeckte ich ein „Räthsel“:

„Viel Männer sind hoch zu verehren,
Wohlthätige durch Werk und Lehren;
Doch wer uns zu erstatten wagt,
Was die Natur uns ganz versagt,
Den darf ich wohl den größten nennen:
Ich denke doch, ihr müßt ihn kennen?“

Nach Eckermann mußte Goethe sich mit Bezug auf seine „Farbenlehre“ immer „in einer Art von gereiztem kriegerischen Zustande und zu leidenschaftlicher Opposition stets gerüstet befinden“, „während er bei seinen poetischen Werken sich immer durchaus läßlich erwies und jede gegründete Einwendung mit Dank aufnahm.“ Der Widerspruch war ihm offenbar in diesem Falle doppelt empfindlich, einesteils, weil er seine eigentlichen Beweise verschweigen mußte, und andernteils, weil man den Laien nicht ernst nahm, während Goethe gerade Naturbeobachtungen höher einschätzte, „wenn sie von sogenannten Laien herrühren, insofern diese unbefangener sehen als der bis über die Ohren in der Überlieferung steckende Fachmann“. Denn „die Quellen der Natur sind jedem stillen und frommen Gemüte zugänglich, weil ihre Adern dem innern Lebensstrom der menschlichen Seele mit einverwebt sind, und dem kindlichen Auge ist vielleicht manches schon ganz klar und durchsichtig, was für das künstliche Fernrohr und die äußerlichen Sehanstalten des gelehrten Untersuchers oft noch mit einer siebenfachen Decke und Wolke verhüllt ist. Es gibt auch für die Natur eine eigentümliche Offenbarung im unmittelbaren Gefühl ihres innern Lebens, und wie unsre Zeit in der Erkenntnis der göttlichen Dinge, nach langen Mühsalen des irrenden Denkens, mehr und mehr

wieder zu der einfachen Klarheit des Glaubens zurückgekehrt ist, so wird auch die Naturwissenschaft gerade in unsern Tagen wieder den Rückweg nehmen müssen zu jenen ersten Quellen der innern Anschauung und eines noch nicht verbildeten und gestörten, sondern noch von Grund aus hellsehenden Natursinns, als dem innern Born der Offenbarung für jene Wissenschaft, welche zwar nicht den Schöpfer, wohl aber die Herrlichkeit seiner Schöpfung, die Menschen erkennen lehren soll.“ (Friedrich Schlegel.) Im Februar 1829 an Goethes Türe horchend, vernehmen wir eine erregte Diskussion über die farbigen Doppelschatten: „Ich hatte aber kaum zu reden angefangen,“ berichtet sein Partner Eckermann, „als Goethes erhaben-heiteres Wesen sich verfinsterte und ich nur zu deutlich sah, daß er meine Einwendungen nicht billige.“ „Freilich,“ sagte ich, „wer gegen Euer Exzellenz Recht haben will, muß früh aufstehen; allein doch kann es sich fügen, daß der Mündige sich übereilt und der Unmündige es findet.“ „Als ob Ihr es gefunden hättet!“ antwortete Goethe etwas ironisch spöttelnd; „mit Eurer Idee des farbigen Lichtes gehört Ihr in das vierzehnte Jahrhundert, und im übrigen steckt Ihr in der tiefsten Dialektik. Das einzige, was an Euch Gutes ist, besteht darin, daß Ihr wenigstens ehrlich genug seid, um gerade herauszusagen, wie Ihr denkt. Es geht mir mit meiner Farbenlehre“, fuhr er darauf etwas heiterer und milder fort, „gerade wie mit der christlichen Religion. Man glaubt eine Weile, treue Schüler zu haben, und ehe man es sich versieht, weichen sie ab und bilden eine Secte. Sie sind ein Ketzer wie die andern auch, denn Sie sind der erste nicht, der von mir abgewichen ist.“ „Ich werde allein bleiben!“ heißt es ein andermal, als dasselbe Thema zur Sprache kam. „Ich komme mir

oft vor wie ein Mann in einem Schiffbruch, der ein Brett ergreift, das nur einen einzigen zu tragen imstande ist. Dieser eine rettet sich, während alle übrigen jämmerlich ersaufen.“ So dachte Goethe nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Jena auch nur an die Rettung seiner Papiere zur Farbenlehre, und Äußerungen, wie: „Ich habe mir durch das optische Studium eine große Last aufgeladen, oder vielmehr der Genius hat's gethan“ — oder: „Ich bin wieder einmal gleich jenem Propheten mit dem Mustopfe dahin vom Genius geführt worden, wo ich nicht hinwollte“, hätten längst fühlbar machen müssen, daß auch hier der Religiosus tätig war, und daß der Tag, „der Räthsel und Lösung“ bringt, auch des „Lichtsuchers“ Dornenkrone in Rosen verwandeln wird, wie er selber es prophezeit hat. „Denn meine Farbenlehre ist so alt wie die Welt und wird auf die Länge nicht zu verläugnen und beiseite zu bringen sein.“ „Meine Farbenlehre ist auch durchaus nicht neu. Plato, Leonardo da Vinci und viele andere Treffliche haben im einzelnen vor mir dasselbige gefunden und gesagt; aber daß ich es auch fand, daß ich es wieder sagte, und daß ich dafür strebte, in einer confusen Welt dem Wahren wieder Eingang zu verschaffen, das ist m e i n Verdienst.“ „Um Epoche in der Welt zu machen, dazu gehören bekanntlich zwei Dinge: erstens, daß man ein guter Kopf sei, und zweitens, daß man eine große Erbschaft thue. Napoleon erbte die französische Revolution, Friedrich der Große den Schlesischen Krieg, Luther die Finsterniß der Pfaffen, und mir ist der Irrthum der Newtonschen Lehre zu Theil geworden. Die gegenwärtige Generation hat zwar keine Ahnung, was hierin von mir geleistet worden; doch künftigere Zeiten werden gestehen, daß mir keineswegs eine schlechte Erbschaft zugefallen.“ Darum

„Wie magst du ruhig fort erfahren
Daß sie dich schelten!“
Ich rede zu! In fünfzig Jahren
Wird es schon gelten.“

Was blieb dem Verkannten anders übrig, als „in stiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen?“ Schon einmal hörten wir ihn klagen: „Niemand kennt und versteht meine Prämissen“, und denselben Verzicht auf Sympathie der Mitwelt atmet auch die Antwort, die Freund Zelter im Jahre 1829 auf seinen Bericht über die Münchener Naturforscherversammlung erhielt: „Von den dreihundert Naturforschern, wie sie zusammengekommen, ist keiner, der nur die mindeste Annäherung zu meiner Sinnesart hätte, und das mag ganz gut sein. Annäherungen bringen nur Irrungen hervor. Wenn man der Nachwelt etwas Brauchbares hinterlassen will, so müssen es C o n f e s s i o n e n sein, man muß sich als Individuum hinstellen, wie man's denkt, wie man's meint, und die Folgenden mögen sich heraussuchen, was ihnen genehm ist und was im Allgemeinen gültig sein mag. Dergleichen blieb uns viel von unsern Vorfahren.“ Doch war dem edlen Dulder in dieser Beziehung kurz vor seinem Scheiden noch eine Freude beschieden, die miterlebt zu haben, man Eckermann schier beneiden könnte, obwohl uns heute ihre innerste Ursache verständlicher ist, als ihm. Berichtet er uns doch von einer Äußerung des Greises, nach welcher er „nicht wußte, was er sagen sollte und während einiger Minuten einen völligen Stillstand in seinen Gedanken verspürte.“ Am 2. August 1830, erregt von den Nachrichten der begonnenen Julirevolution zu Goethe gehend, wurde der Getreue mit den Worten empfangen: „Nun, was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen; alles steht in Flam-

men, und es ist nicht ferner eine Verhandlung bei geschlossenen Thüren!“ „Eine furchtbare Geschichte!“ erwiderte der Angeredete. „Aber was ließ sich bei den bekannten Zuständen und bei einem solchen Ministerium anderes erwarten, als daß man mit der Vertreibung der bisherigen königlichen Familie endigen würde.“ „Wir scheinen uns nicht zu verstehen, mein Allerbester“, erwiderte Goethe. „Ich rede gar nicht von jenen Leuten; es handelt sich bei mir um ganz andere Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire! Die Sache ist von der höchsten Bedeutung, und Sie können sich keinen Begriff machen, was ich bei der Nachricht von der Sitzung des 19. Juli empfinde. Wir haben jetzt an Geoffroy de Saint-Hilaire einen mächtigen Alliirten auf die Dauer. Ich sehe aber zugleich daraus, wie groß die Theilnahme der französischen wissenschaftlichen Welt an dieser Angelegenheit sein muß, indem trotz der furchtbaren politischen Aufregung die Sitzung des 19. Juli dennoch bei einem gefüllten Hause stattfand. Das beste aber ist, daß die von Geoffroy in Frankreich eingeführte synthetische Behandlungsweise der Natur jetzt nicht mehr rückgängig zu machen ist. Die Angelegenheit ist durch die freien Discussionen in der Akademie, und zwar in Gegenwart eines großen Publicums, jetzt öffentlich geworden, sie läßt sich nicht mehr an geheime Ausschüsse verweisen und bei geschlossenen Thüren abthun und unterdrücken. Von nun an wird auch in Frankreich bei der Naturforschung der Geist herrschen und über die Materie Herr sein. Man wird Blicke in große Schöpfungsmaximen thun, in die geheimnißvolle Werkstatt Gottes! Was ist auch

im Grunde aller Verkehr mit der Natur, wenn wir auf analytischem Wege bloß mit einzelnen materiellen Theilen uns zu schaffen machen, und wir nicht das Athmen des Geistes empfinden, der jedem Theile die Richtung vorschreibt und jede Ausschweifung durch ein inwohnendes Gesetz bändigt oder sanctionirt! Ich habe mich seit fünfzig Jahren in dieser großen Angelegenheit abgemüht; anfänglich einsam, dann unterstützt, und zuletzt zu meiner großen Freude überragt durch verwandte Geister. Als ich mein erstes Aperçu vom Zwischenknochen an Peter Camper schickte, ward ich zu meiner innigsten Betrübniß völlig ignorirt. Mit Blumenbach ging es mir nicht besser, obgleich er nach persönlichem Verkehr auf meine Seite trat. Dann aber gewann ich Gleichgesinnte an Sömmering, Oken, D'Alton, Carus und anderen gleich trefflichen Männern. Jetzt ist nun auch Geoffroy de Saint-Hilaire entschieden auf unserer Seite und mit ihm alle seine bedeutenden Schüler und Anhänger Frankreichs. Dieses Ereigniß ist für mich von ganz unglaublichem Werth, und ich jubele mit Recht über den endlich erlebten allgemeinen Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe und die ganz vorzüglich die meinige ist.“ Der Begriff der Entwicklung, den Goethe der Präformationslehre entgegensetzte war „der Blitzstrahl, der die Nebel des Jahrhunderts zerteilte und eine Flut von Licht über die Welt des Lebens ausgoß.“ Die Lehre der Metamorphose ist der Schlüssel zu allen Zeichen der Natur, und es ist Goethe, der Theosoph, der die Frage aufwirft: „Wer weiß, ob nicht auch der ganze Mensch wieder nur ein Wurf nach einem höheren Ziele ist?“ Wenn Goethe aus Rom den Freunden mitteilt: „Nach einem Stillstand von einigen Wochen, in denen ich mich leidend verhielt, habe ich wieder die

schönsten, ich darf wohl sagen, Offenbarungen. Es ist mir erlaubt, Blicke in das Wesen der Dinge und ihre Verhältnisse zu werfen, die mir einen Abgrund von Reichthum eröffnen", so haben wir an andrer Stelle von ihm das Geständnis, daß seine Naturstudien ihn bis „nahe an die Schwelle gelockt, wo wir in den Glanz der Gottheit hineinblicken dürfen, ohne erblindet zu werden." Nicht damit ist Goethes Ruhm erschöpft, daß er der Dichter-Naturforscher wurde zum Zeugnis, daß „Wissenschaft und Poesie vereinbar" seien, sondern es war ihm vorbehalten, als ein Vertrauter und Liebhaber der Natur ihr großes Rätsel zu ergründen.

So und nur so — doch ich lasse ihn am besten selber sprechen:

„So vorgeübt an Geist- und Willenskräften,
Zum Wissen wie zur Thätigkeit gereift,
Führt ihn Beruf zu stetigen Geschäften,
Die er mit Lust, zu sicherm Zweck ergreift,
Weil That und Wissen sich zusammenheften,
Sich eins am andern nährend stützt und steift;
Und so von inn' und außen gleich berufen,
Ersteigt er hier des Lehramts hohe Stufen.
Nun öffnet ihm Natur den reichen Tempel,
Er darf vertraut, ihr Priester darin walten;
Nun offenbart er sie durch Lehre, durch Exempel,
Ihr Wollen selbst muß sich in That gestalten;
Entziffernd leicht den vielverschlungnen Stempel,
Muß sich für ihn ein einfach Wort entfalten,
Da Erdentiefen und des Himmels Sphären
Nur Ein Gesetz der Menschenbrust bewähren."

III.

„Hoffnung breitet leichte Schleier
Nebelhaft vor unserm Blick!
Wunscherfüllung, Sonnenfeier,
Wolkentheilung bring' uns Glück."

Goethes Menschheitsideal, ob es einstweilen auch noch durch eine gewaltige Kluft getrennt ist von den Durchschnittsbahnen der heutigen Erdenkinder, ist also nicht die Geburt sehnsüchtiger Phantasien, welche die Bedingungen des menschlichen Daseins überfliegen, sondern das höchste Resultat seiner Einsicht in die „Ordnung der Natur." Als er in sein Tagebuch notierte: „Schema der Seelenkräfte," da hatte er am „Faust" gearbeitet, da sann ein „Königl. Baumeister" über dem größten Kunstwerk, über dem „schönen Menschen", noch immer Prometheus, Schöpferwonnen genießend: „Hier sitz' ich, forme Menschen nach meinem Bilde." Wie die Grundidee des „Faust" die Darstellung des „vollen Menschenlebens" ist, so können wir, „das Einzelne zur allgemeinen Weihe rufend", Goethes ganze Lebensarbeit in Wort und Tat zusammenfassen in die „Formung und Verwirklichung des Ideals aller Kräfte und Fähigkeiten der Persönlichkeit zu harmonischer Einheit, der Steigerung und Vervollkommnung der natürlichen Individualität zum menschlichen Kunstwerk." Denn unsre Menschlichkeit hat versagt; nur in der Tradition, in Sage und Märchen leben noch jene „tiefen, unbekannten, fest gegründeten, consequenten, ewigen Naturkräfte", die einst das Glück der alten Völker waren. Sie wurden latent unter der Zwangs-

herrschaft des Verstandes. So müssen wir unsre Menschlichkeit steigern, und es war diese Forderung der Romantiker, die sie schnell zu Genossen des Meisters machte. Wir müssen uns sowohl auf unsre ursprünglichen Kräfte zurück besinnen, als auch nach der Quelle forschen, aus welcher neue Bewußtseinsbeziehungen zur Natur zu schöpfen sind. Denn „der Mensch", sagt du Prel, „ist nicht nur ein Stück Natur, sondern auch eine Zusammenfassung der natürlichen Kräfte, wie das bereits die Alten wußten, indem sie dem Makrokosmus der Natur den Menschen als Mikrokosmus gegenüberstellten; alle uns bekannten irdischen Kräfte spielen auch in unserem Organismus eine Rolle; es ist also auch der Analogieschluß berechtigt, daß die uns derzeit noch unbekannten Kräfte in uns ebenfalls weben. Die biologische Reihe der Lebensformen, wie sie auf unserem Sterne aufeinander folgten — hat bisher eine beständige Erweiterung der bewußten Beziehungen der Geschöpfe zur Natur mit sich gebracht; es wäre darum sehr wunderbar, wenn während dieses biologischen Prozesses die unbewußte Psyche der Geschöpfe in ewigem Stillstand verblieben wäre. — Die Rätsel der Welt und unseres eigenen Inneren sind noch lange nicht gelöst. Wir stehen noch kaum an der Eingangspforte zur Wahrheit. So lange wir unser Inneres nicht bis in den letzten Schlupfwinkel genau kennen und alle Gesetze, welche darin walten, läßt sich offenbar darüber garnichts aussagen, welche Bewußtseinszustände möglich sind und welche nicht." Mit Schmerzen empfand Novalis, daß die innere Welt, die „so innig, so heimlich, so vaterländisch" sei, so vernachlässigt werde, daß hier „eine Unbegreiflichkeit entsteht, die selbst unbegreiflich ist." „Von ihren wunderbaren Vermischungen, Gestaltungen, Uebergängen kein Wort.

Keinem fiel es ein, noch neue ungenannte Kräfte aufzusuchen und ihren geselligen Verhältnissen nachzuspüren. Wer weiß, welche wunderbare Vereinigungen, welche wunderbare Generationen uns noch im Innern bevorstehen!" Um in uns die Ahnung zu erwecken, daß „der Lebensinhalt des Universums mit dem Menschen nicht entfernt erschöpft sei", hat auch Goethe nach allen Seiten aus den Mauern „Wartesteine genug hervorragen lassen, die für ihn oder andere aufs Fernere deuten" (An Schultz 24. September 1821). So hören wir ihn in den „Briefen aus der Schweiz" meditieren: „Daß in den Menschen so viele geistige Anlagen sind, die sie im Leben nicht entwickeln können, die auf eine bessere Zukunft, auf ein harmonisches Dasein deuten, darin sind wir einig, mein Freund, und meine andere Grille kann ich auch nicht aufgeben, ob du mich gleich schon oft für einen Schwärmer erklärt hast. Wir fühlen auch die Ahnung körperlicher Anlagen, auf deren Entwickelung wir in diesem Leben Verzicht thun müssen: so ist es ganz gewiß mit dem Fliegen. So wie mich sonst die Wolken schon reizten, mit ihnen fort in fremde Länder zu ziehen, wenn sie hoch über meinem Haupte wegzogen, so steh' ich jetzt oft in Gefahr, daß sie mich von einer Felsenspitze mitnehmen, wenn sie an mir vorbeiziehen. Welche Begierde fühl' ich, mich in den unendlichen Luftraum zu stürzen, über den schauerlichen Abgründen zu schweben und mich auf einen unzugänglichen Felsen niederzulassen! Mit welchem Verlangen hol' ich tiefer und tiefer Athem, wenn der Adler in dunkler blauer Tiefe, unter mir, über Felsen und Wäldern schwebt und in Gesellschaft eines Weibchens um den Gipfel, dem er seinen Horst und seine Jungen anvertraut hat, große Kreise in sanfter Eintracht zieht! Soll

ich denn nur immer die Höhe erkriechen, am höchsten Felsen wie am niedrigsten Boden kleben und, wenn ich mühselig mein Ziel erreicht habe, mich ängstlich anklammern, vor der Rückkehr schaudern und vor dem Falle zittern?" Aus Ostheim an der Rhön einmal an Frau von Stein schreibend, wie er und der Herzog „im noch irdischen Gewand, schon die Leichtigkeit künftiger, seeliger Befiederung durch die noch stumpfen Kiele ihrer Fittige spürten", verrät Goethe der Freundin seine Ueberzeugung, daß im Schoße des menschlichen Daseins höhere Fähigkeiten ruhen, wie im Schoße der Blume die Frucht, und in seiner Weise fragend nach den Absichten der Natur, finden wir nur eine Antwort,

„Daß in der Zeiten Schwunge
So edle Kräfte sich zum Zweck vollenden,"

daß sie uns gegeben sind, „zum höchsten Dasein immerfort zu streben." Denn „es ist der Menschheit eigen, daß sie sich über die Menschheit erheben muß." Dann ist, um mit Homunculus zu reden, „der große Zweck erreicht", denn der Zweck aller Poesie, aller Wissenschaft und Kunst, der „Zweck der Zwecke ist die Erhebung des Menschen über sich selbst." „Unsere Humanität ist nur Vorübung", sagt Herder, „die Knospe zu einer zukünftigen Blume", wie denn alle großen Geister jener unvergleichlichen Zeit beseelt waren von dem Glauben an Möglichkeiten einer höheren Gestaltung der Menschheit, an eine neue Schönheit des Lebens, welche den Willen der göttlichen Natur mit uns verwirkliche. Dieser Traum lebte auch in Goethes Seele, im Dichter wie im Forscher, und konnte er, wie er an Schiller schrieb, im „Faust" „die höchsten Forderungen nur mehr berühren, als erfüllen", so „berührte" er in der Tat mit dem vielseitigen, seltsamen Werk eine „Forderung" der Zeit im Sinne aller Edlen, im Sinne Herders, im Sinne Schleiermachers, der uns auch „auf die Zinnen des Tempels" führen möchte, auf daß wir „das ganze Heiligtum überschauen und seine innersten Geheimnisse entdecken." Der „Faust" ist, noch fand ich es nirgends ausgesprochen, eine Apologie der Humanität, der ganzen vollen Menschheit gegen die Philosophie. Damit aber der „Forderung" die „Erfüllung" folge, müssen, wie Goethe am 3. Mai 1827 an v. Buttel schreibt, „schauen, wissen, ahnen, glauben und wie die Fühlhörner alle heißen, mit denen der Mensch ins Universum tastet, denn doch eigentlich zusammen wirken." Denn nachdem im Zeitenstrudel „Glück auf Glück gescheitert", ist es „unsere Schuldigkeit, nicht immer wie der Advokat des bösen Geistes nur auf die Blößen und Schwächen unserer Natur zu sehen, sondern eher alle Vollkommenheiten aufzusuchen, wodurch wir die Ansprüche unserer Gottähnlichkeit bestätigen können" (Bekenntnisse einer schönen Seele). „Und so laßt uns denn," ruft Friedrich Schlegel den Zeitgenossen zu, „beim Licht und Leben! nicht länger zögern, sondern jeder nach seinem Sinn die große Entwicklung beschleunigen, zu der wir berufen sind. Seid der Größe des Zeitalters würdig, und der Nebel wird von Euren Augen sinken; es wird helle vor Euch werden. Alles Denken ist ein Diviniren, aber der Mensch fängt erst eben an, sich seiner divinatorischen Kraft bewußt zu werden. Welche unermeßliche Erweiterungen wird sie noch erfahren, und eben jetzt. Mich däucht, wer das Zeitalter, das heißt jenen großen Vorgang allgemeiner Verjüngung, jene Grundsätze der ewigen Wiedergeburt verstünde, dem müßte es gelingen können, die Pole der Menschheit zu ergreifen und das Tun der ersten Menschen, wie den

Charakter der goldenen Zeit die noch kommen wird, zu erkennen und zu wissen. Dann würde das leere, abstrakte Reden aufhören", oder wie Goethe sagt:

„Der Worte sind genug gewechselt,
Laßt mich auch endlich Thaten sehn" —

„und der Mensch würde inne werden, was er ist, und sein soll auf der Erde und im Angesichte der Sonne; als König der erschaffenen Natur, in deren Mitte und auf deren Gipfel ihn der schaffende Geist gestellt hat." Unter des Altmeisters zahllosen Kundgebungen fand ich als eine der inhaltsschwersten, was er gelegentlich der Weimarer Kunstausstellung von 1801 geäußert: „Mag der Eine sich mehr gegen die Naturlehre, der Andere mehr gegen die Ideale neigen, bedenke man doch, daß Natur und Ideal nicht miteinander im Streit liegen, daß sie vielmehr beide in der großen lebendigen Einheit innig verbunden sind, nach der wir so wunderbar streben, indem wir sie vielleicht schon besitzen." Der ernste Weckruf im „Faust": „Vom Lager auf, ihr Knechte, Mann für Mann," er bedeutet ein Aufrütteln aus geistiger Lethargie; er will besagen, daß auch Goethe die Seinen schlafend gefunden, gleichwie Hamann, der in seinen „Sibyllinischen Blättern" klagt: „In unserm erleuchteten Jahrhunderte, nun ruhen alle Wälder — Vieh — Menschen — Städte — Felder; — es schläft die ganze Welt", um den „Virtuosen des gegenwärtigen Aeons, auf welchen Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen lassen", zuzurufen: „Ihr wenigen Edlen! macht euch diesen Schlaf zu Nutz, und baut aus einer Ribbe dieses Endymions die neueste Ausgabe der menschlichen Seele, die der Barde mitternächtlicher Gesänge (Young) in seinem Morgentraume sah, — — aber nicht von nahe. Der nächste Aeon wird wie ein Riese vom Rausch erwachen, eure

Muse zu umarmen, und ihr das Zeugniß zuzujauchzen: Das ist doch Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch." Wie weitschauende Geister uns in Plotin und Plato große Romantiker des Altertums gezeigt haben, so war es auch für mich ein Aufstieg mit immer schöner werdender Aussicht, als ich von dem kümmerlichen Schulbegriff der Romantik mich durchgerungen zu dem Begriff von etwas Ewigem, Unvergänglichen, das nach periodischer Verdunkelung nur um so sieghafter hervortritt und auch die Geschichte der Freimaurerei wie ein roter Faden durchzieht, und es war nur wie „das letzte Wort", das sich herzugesellte, als ich im Programm der Romantiker des vorigen Säkulums auch das „Project" des Meisters fand, den schlummernden Magier im Menschen zu erwecken und „die unbewußte Zauberkraft bewußt und dadurch sich erst zu eigen zu machen." „Wir werden die Welt verstehn, wenn wir uns selbst verstehn, weil wir und sie integrante Hälften sind", sagt Novalis. „Gotteskinder, göttliche Keime sind wir. Einst werden wir sein, was unser Vater ist." Im Menschen als dem Ebenbilde Gottes liegen die Keime aller Wahrheit und aller Tugend, und die erste und wichtigste Forderung aller wahren Erziehung ist das Entwickeln von innen heraus, das Entwickeln der noch unbewußten Reichtümer des inneren Lebens, jener göttlichen Kräfte, die in den abgründlichen Tiefen jedes menschlichen Gemütes schlummern, der Urquell, aus dem alle göttlichen Offenbarungen geflossen sind. Darum „Versäume nicht das Heil der edlen Quelle!" Der „Faust" bedeutet einen „Aufruf an mein Volk" im allerhöchsten Sinne. „Greift nur hinein ins volle Menschenleben!" Und wie von selber wölbt sich nun die Brücke zu den so oft zitierten Worten:

„Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da!“

Es ist das „Glück der Alten, von dem Schiller in seinen „Göttern Griechenlands“ singt:

„Finstrer Ernst und trauriges Entsagen
War aus eurem heitern Dienst verbannt:
Glücklich sollten alle Herzen schlagen,
Denn euch war der Glückliche verwandt.“

„Zu dem gepriesenen Glück der Griechen“, sagt Goethe in der „Farbenlehre“, „muß vorzüglich gerechnet werden, daß sie durch keine äußere Einwirkung irre gemacht wurden: ein günstiges Geschick, das in der neuern Zeit den Individuen selten, den Nationen nie zu Theil wird.“ Wäre es Zufall, daß Faust dieselben Worte gebraucht in seinem ahnungsvollen Ruf: „Ein günstiges Geschick, soll es mich schon erreichen?“ Auch in „Winckelmann und sein Jahrhundert“ ertappen wir einen „alten Hoffer“ sehnsuchtsvoll „südöstlich segelnd“: „Der Mensch vermag gar manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leistet er nur, wenn sich die sämtlichen Eigenschaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das letzte war das glückliche Loos der Alten, besonders der Griechen in ihrer besten Zeit; auf die beiden ersten sind wir Neuern vom Schicksal angewiesen. Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werthen Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt, dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, an sein Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und

Wesens bewundern. Denn wozu dient all der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?“ Sollten wir hier nicht ergänzen dürfen:

„In goldnen Frühlings-Sonnenstunden
Lag ich gebunden
An dies Gesicht
In holder Dunckelheit der Sinnen
Konnt ich wohl diesen Traum beginnen
Vollenden nicht —“

Dieser „Traum“, den zu „vollenden“ der Eine berufen ist, „den unter der Menge selber die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt“, er war leuchtend genug, eines „Entsagenden“ ganzes Leben zu verklären.

„Es spricht sich aus der stumme Schmerz
Der Äther klärt sich blau und bläuer,
Da schwebt sie ja die goldne Leyer,
Komm alte Freude, komm ins Herz!“

Von der „alten Freude“, dem „alten Glück“ singen gleich des großen Rätsels erste Verse:

„Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang.“

Noch ist aus „halb erstorb'nem Mund“ eine „alte, halbverklung'ne Sage“ zu erlauschen, wonach sich Eingeweihten auf einer gewissen Stufe der Entwicklung die Welt in Tönen offenbart, und der „Eremit“ in „Erwin und Elmire“, von dem es heißt:

„Sein ungetrübtes, freies Auge schaut
Die Ferne klar, die uns im Nebel liegt.
Die Melodie des Schicksals, die um uns

In tausend Kreisen klingend sich bewegt,
Vernimmt sein Ohr, und wir erhaschen kaum
Nur abgebrochne Töne hier und da" —

erwidert dankbar langersehnten „Liebesblick." Diese höheren und feineren Sinne, das „Glück" der Alten, denen wir ihre entzückende Mythologie, denen wir den köstlichen Schatz von Sagen und Märchen verdanken, sie waren auch Wolfgang Goethes „Glück", schon früh erkannt als „die Fähigkeiten, sich auszudehnen, sich gegen die Gottheit zu bewegen." Nur als ein im wahren Sinne der Natur Tätiger vermochte er dieselbe als eine Melodie zu empfinden, „in der eine tiefe Harmonie verborgen ist." Ihm war vergönnt, wie Kepler, „den Zusammenklang der Welten" zu vernehmen, und wie er mit Prophetenstimme verkündet:

„Tönend wird für Geistes-Ohren
Schon der neue Tag geboren" —

so hat er auch mit „Geistes-Augen" in der bis dahin wenig beachteten Lichtwelt der Farben manches wahrgenommen, was andern verborgen war. Darum

„Ihr glücklichen Augen
Was je ihr gesehn,
Es sei wie es wolle,
Es war doch so schön!"

Bekennt er doch selber von seiner „Farbenlehre", daß er dadurch zu einer Kultur gelangt, die er sich von andrer Seite schwerlich verschafft hätte, und daß ihm dieses Werk wie eine „unabtragbare Schuld" auflag.

„Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz."

Verkannt wie alle Märtyrer des Lichts, mußte er die Ernte seiner heißen Arbeit einem Andern überlassen, und sah des Sehers Geist „den rechten Mann zu rechter Stunde schreiten", und hat er mit grenzenloser Liebe ihm selber den Weg bereitet, so ist unter den Winken und Weisen, zahllos wie der Sterne Heer, der wichtigsten einer:

„Wenn man für's Künftige was erbaut,
Schief wird's von Vielen angeschaut.
Thust du was für den Augenblick,
Vor allem opfere du dem Glück."

Ganz leise hat der Meister uns damit an die Hand genommen, um uns wieder in seinen lieben, alten Garten zu führen zu dem „Altar", wo er selber „dem Glück geopfert", zu der Stätte, von wo, nach Jahren stillseligen priesterlichen Waltens, „Faustus der Glückliche" scheiden mußte, nicht ohne dem Stein zu vertrauen, was er vor der Welt „sorgfältig verbergen" zu müssen mit Schmerzen erfahren hatte:

„Jedem Felsen der Flur, die mich, den Glücklichen nährt,
Jedem Baume des Walds, um den ich wandernd mich schlinge,
Ruf' ich weihend und froh: Bleibe mir Denkmal des Glücks!
Dir allein verleih' ich die Stimme, wie unter der Menge
Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt."

Und noch stehen sie in ungebrochener Kraft, die ehrwürdigen Zeugen, die einst des „Liebenden" Flüstern gehört:

„Lebet wohl, geliebte Bäume!
Wachset in der Himmelsluft.
Tausend liebevolle Träume
Schlingen sich durch euren Duft.

Doch was steh' ich und verweile?
Wie so schwer, so bang ist's mir?
Ja, ich gehe! Ja, ich eile!
Aber, ach! mein Herz bleibt hier."

Dies „Herz" aber hat, wie „alle Herzen unter dem himmlischen Tage", seine eigene Sprache:

„Nenn' es dann wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth."

Wer, in Ehrfurcht die Schuhe von den Füßen streifend, an heiliger Stätte die Weihen empfangen, wird nun auch die Stimme vernehmen, die zur Tat ermuntert:
„Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!
Laßt glücklich schauen was ich kühn ersann."

„Wer ist Lehrling? Jedermann. Wer ist Geselle? Wer was kann. Wer ist Meister? Der was ersann." Indem Goethe diesen alten Handwerksspruch in die „Maximen und Reflexionen" einschwärzte, beseelte ihn der Wunsch, daß diese „Spiegelung" dem „Freund" zu einer Leuchte werde. Und wirklich bestärkte sie mich in der aufkeimenden Ahnung, daß derjenige, dem heilige Ehrfurcht vor dem Meisterwerk der Natur in sich selber die Lippen schloß, „kindliche Schauer fromm in der Brust", sich seiner großen Dankesschuld nicht anders entledigen konnte, als durch „des Menschengeistes Meisterstück", wie er selber seine „That" benannt hat. Das „große Magisterium" — er hat es — gelebt, aber es hat es auch — geschrieben; der uns die Lehr- und Wanderjahre schenkte, er konnte uns die „Meisterjahre" nicht schuldig bleiben. Das „Hauptgeschäft", das „Project", auf dem „Reißbrett" entworfen — es sind — „Wilhelm Meisters Meisterjahre." Braucht es noch Zeugniß? „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen." „Ich begreife wohl", hat Goethe sich mit Bezug auf den Roman zum Kanzler von Müller geäußert, „daß den Lesern vieles räthselhaft blieb, daß sie sich nach einem zweiten Theil sehnten, aber da ja Wilhelm so Vieles schon in seinen Lehrjahren gelernt, so muß er auf der Wanderschaft desto mehr Fremdes an sich vorübergehen lassen. Die Meisterjahre sind ja ohnehin noch schwieriger und das Schlimmste in der Trilogie. Alles ist ja nur symbolisch zu nehmen, und überall steckt noch etwas anderes dahinter. Jede Lösung eines Problems ist ein neues Problem." Und in der „Farbenlehre" heißt es: „Das Leben jedes bedeutenden Menschen, das nicht durch einen frühen Tod abgebrochen wird, läßt sich in drei Epochen theilen, in die der ersten Bildung, in die des eigenthümlichen Strebens und in die des Gelangens zum Ziele, zur Vollendung. Meistens kann man nur von der ersten sagen, daß die Zeit Ehre von ihr habe: denn erstlich deutet der Werth eines Menschen auf die Natur und Kraft der in seiner Geburtsepoche Zeugenden; das Geschlecht, aus dem er stammt, manifestirt sich in ihm öfters mehr als durch sich selbst, und das Jahr der Geburt eines jeden enthält in diesem Sinne eigentlich das wahre Nativitätsprognostikon mehr in dem Zusammentreffen irdischer Dinge, als im Aufeinanderwirken himmlischer Gestirne. Sodann wird das Kind gewöhnlich mit Freundlichkeit aufgenommen, gepflegt, und jeder-

mann erfreut sich dessen, was es verspricht. Jeder Vater, jeder Lehrer sucht die Anlagen nach seinen Einsichten und Fähigkeiten bestens zu entwickeln, und wenigstens ist es der gute Wille, der alle die Umgebungen des Knaben belebt. Sein Fleiß wird gepriesen, seine Fortschritte werden belohnt, der größte Eifer wird in ihm erregt und ihm zugleich die thörichte Hoffnung vorgespiegelt, daß das immer stufenweise so fortgehen werde. Allein er wird den Irrthum nur allzu bald gewahr: denn sobald die Welt den einzeln Strebenden erblickt, so erschallt ein allgemeiner Aufruf, sich ihm zu widersetzen. Alle Vor- und Mitbewerber sind höchlich bemüht, ihn mit Schranken und Gränzen zu umbauen, ihn auf jede Weise zu retardiren, ihn ungeduldig, verdrießlich zu machen und ihn nicht allein von außen, sondern auch von innen zum Stocken zu bringen. Diese Epoche ist also gewöhnlich die des Conflicts, und man kann niemals sagen, daß diese Zeit Ehre von einem Manne habe. Die Ehre gehört ihm selbst an, und zwar ihm allein und den wenigen, die ihn begünstigen und mit ihm halten. Sind nun diese Widerstände überwunden, ist dieses Streben gelungen, das Angefangene vollbracht, so läßt sich's denn die Welt zuletzt wohl auch gefallen; aber auch dieses gereicht ihr keineswegs zur Ehre. Die Vorwerber sind abgetreten, den Mitwerbern ist es nicht besser gegangen, und sie haben vielleicht doch auch ihre Zwecke erreicht und sind beruhigt; die Nachwerber sind nun an ihrer Reihe der Lehre, des Raths, der Hülfe bedürftig, und so schließt sich der Kreis, oder vielmehr, so dreht sich das Rad abermals, um seine immer erneuerte wunderliche Linie zu beschreiben." Wenn Goethe auch bis zuletzt an den „Wanderjahren" schrieb, so hatte er sie innerlich doch längst hinter sich, und wir dürfen die Epoche seiner

Vollendung verhältnismäßig früh datieren. Es ist die Epoche, von der er selber sagt:

„Was gibt uns wohl den schönsten Frieden
Als frei am eignen Glück zu schmieden."

Denn „ich dachte", berichtet Eckermann aus einem Gespräch von 1830, „jeder müsse bei sich selber anfangen und zunächst sein eigenes Glück machen, woraus denn zuletzt das Glück des Ganzen unfehlbar entstehen wird........ Aus diesem Tone wollte ich Euch noch ganz andere Lieder pfeifen", und wer will mich hindern, zu glauben, daß diese „Lieder" ganz in der Stille „gepfiffen" wurden, und zwar auf einer „Zauberflöte"? Vor der Welt dauerten allerdings die „Wanderjahre" bis zuletzt, denn eben in der „Entsagung" schuf der Meister sein „Meisterstück", „ersteigend hier des Lehramts hohe Stufen." Auch die Trilogie war einmal Gegenstand seiner Unterhaltung mit Eckermann: „Diese Form", sagte er, „ist bei den Modernen überall selten. Es kommt darauf an, daß man einen Stoff finde, der sich naturgemäß in drei Partien behandeln lasse, so daß in der ersten eine Art Exposition, in der zweiten eine Art Katastrophe, und in der dritten eine versöhnende Ausgleichung stattfinde." In der Tat enden die „Wanderjahre" mit einer „Katastrophe", mit Felix' Sturz in die Tiefe und seiner glücklichen Operation durch Wilhelm, durch das Besteck, das dieser „als eine Art von Fetisch" bei sich trug, „in dem Aberglauben, sein Schicksal hange gewissermaßen von dessen Besitz ab." Also auch hier Heilung durch Goethe selber. Sollte das „aparte Kistchen", in welchem der Meister sein „Bestes" verbarg, nicht identisch sein mit dem geheimnisvollen Wunderkästchen der „Wanderjahre", da er uns sogar die

Abbildung des Schlüssels dazu hinterlassen hat, begleitet von den seltsamen Worten: „Hier aber mein Freund nun zu dieser Abbildung des Räthsels, was sagen Sie?“



„Wartet nur, alles wird sich schicken“, und „es bringt wohl der Tag Räthsel und Lösung zugleich.“ Dürfen wir also mit dem „Hauptgeschäft“ die „Meisterjahre“ erhoffen, und ist der „Faust“ der „Herold“ desselben, so warten auch die „Lehr- und Wanderjahre“, die nach Goethes eigener Aussage „nur symbolisch zu nehmen“ sind, auf einen „Doppelblick“ und müssen auf gleiche Weise enträtselt werden können, wie der „Faust.“ Des Dichters eigenhändige „Verzahnung“ mit diesem Werke:

„Ich habe schon, in meinen Wanderjahren,
Krystallisirtes Menschenvolk gesehn“ —

ist ein deutlicher Wink. So sehr es mich oft lockt und reizt, mich mehr mit dem geheimnisvollen Roman zu beschäftigen, so läßt doch der „Faust“ mir dazu nicht Zeit. Nur eine Gestalt umschwebt mich unaufhörlich — Mignon, das „heilige Kind“, das Philine mit den Worten einführt: „Hier ist das Räthsel.“ Denn eine unvergeßliche Stunde brachte mir, schier blendend in himmlichem Licht, die Offenbarung, daß Mignon — Goethe selber ist, daß er das Rätsel seines eigenen Lebens in diese holde Gestalt gebannt.

„So laßt mich scheinen bis ich werde,
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!“

„Wissen Sie wohl, daß das Herz Geheimnisse hat, von denen der Verstand nichts weiß?“ Auch Mignon bewahrt ein Geheimnis und — schweigt.

„Heiß mich nicht reden, heiß' mich schweigen,
Denn mein Geheimniß ist mir Pflicht,
Ich möchte dir mein ganzes Innere zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht.“

Ihr drückt ein Schwur die Lippen zu, „und nur ein Gott vermag sie aufzuschließen.“ „In des Herzens heilig stillen Räumen“ die wundersame Ahnung hegend und pflegend, bis sie mit den Augen beseligender Gewißheit mich anschaute, wurde ich zu Weihnachten 1912 mit einem Buche bekannt: „Mignon, Goethes Herz“, von A. Matthes, damit zum vierten Mal in demselben Jahre die „Duplizität der Fälle“ erlebend. Hätte es auch dieser Beweise nicht bedurft, um mich auf meinem einsamen Wege zu stärken, so bedeuteten sie mir doch eine große Freude, ein sicheres Zeichen, daß es endlich anfängt, zu „wetterleuchten“. Mit Entzücken vertiefte ich mich in Matthes' feinsinnige Definition des Harfners, dem ich nicht tief genug in das gramdurchfurchte Antlitz geblickt hatte. In dem zu meinem Erstaunen schon 1904 erschienenen und noch so wenig bekannten Buche glaube ich den ersten Schritt sehen zu dürfen zur Entlarvung aller Gestalten des großen Lebensromans, denn unmöglich können Mignon und der Harfner verurteilt sein, sich allein als bleiche Allegorien zwischen Menschen von Fleisch und Bein zu bewegen. „Wilhelm Meister“ und der „Faust“ sind Paralleldichtungen, was schon Bielschowsky betont, aber nicht nur zeitlich, sondern auch inhaltlich; sie entstanden in demselben „Laboratorium.“ Auch das „Werk-

zeug" zu beiden war das gleiche, und dort wie hier ließ der Meister den Stoff „krystallisiren." Der Doppelrolle des „Erzbischof-Erzkanzlers" entsprechen auch die beiden „Sendungen", „Hans Sachsens poetische Sendung":

„Schreib das dem Menschenvolk auf Erden,
Ob's ihm mög' eine Witzung werden" —

als „Erklärung eines alten Holzschnittes" in den „holzschnittartigen Späßen" des „Faust" unschwer zu erkennen, und „Wilhelm Meisters theatralische Sendung", die sich aber nicht abspielen wird auf „den Brettern, die die Welt bedeuten", sondern auf dem Theatrum mundi, auf dem „was zu tragiren" Wolfgang Goethe sich schon früh berufen fühlte als „Direktor", als „Dichter" und als „Lustige Person." Es hieße vom Wege abirren, wollte ich hier noch mehr darüber sagen; ich bescheide mich damit, einen Pfeil abgesandt zu haben und denke, „er hat wohl irgendwo getroffen." Daß Goethe aber die „Meisterjahre" geschrieben hat, obwohl oder vielmehr gerade weil sich auch nicht das geringste Bruchstück von Vorarbeiten in seinem Nachlaß gefunden hat, das hören wir aus seinem eigenen Munde:

„Ich sah's in meisterlichen Händen,
Wie denk' ich gern der schönen Zeit!
Sich erst entwickeln, dann vollenden
Zu nie gesehner Herrlichkeit.
Zwar ich besitz' es gegenwärtig,
Doch soll ich mir nur selbst gestehn:
Ich wollt', es wäre noch nicht fertig,
Das Machen war doch gar zu schön!"

Gelebt war es schon, aber es mußte noch „gemacht" werden, und keine „Annalen" berichten, wie früh der Alternde sich vom einsamen Lager erhob, um das „Hauptgeschäft" zu vollenden. So erst wird das Bekenntnis

verständlich, daß Goethe „nur in den frühen Morgenstunden" arbeiten konnte, wenn „die Fratzen des täglichen Lebens ihn noch nicht verwirrt" hatten. „Menschen, die in die Tätigkeit der Seele tiefe Einsichten gewonnen haben, sagen, daß es in unsrer Macht stehe — und zwar im Verhältnis zu unsrer Erkenntnis der Gesetze — im Schlaf hinzugehen, wo wir wollen, und alle Erfahrungen in das bewußte wache Leben mit herüber zu nehmen", und ich zweifle keinen Augenblick daran, daß der „Wundermann" auch dieses vermochte, denn:

„Nachts, wann gute Geister schweifen,
Schlaf dir von der Stirne streifen,
Mondenlicht und Sternenflimmern,
Dich mit ewigem All umschimmern,
Scheinst du dir entkörpert schon,
Wagest dich an Gottes Thron.
Aber wenn der Tag die Welt
Wieder auf die Füße stellt,
Schwerlich möcht' er dir's erfüllen
Mit der Frühe bestem Willen;
Zu Mittag schon wandelt sich
Morgentraum gar wunderlich."

Schon in Italien schlief Goethe angekleidet und wußte „nichts Hübscheres, als vor Tag aufgeweckt zu werden, sich schnell in den Wagen zu setzen und zwischen Schlaf und Wachen dem Tag entgegen zu fahren und dabei die ersten besten Phantasiebilder nach Belieben walten zu lassen." Und die Stimme, die in dem Fragment „Nausikaa" nur wie im Flüstertone das Geständnis wagt:

„Bedeutend fand ich stets
Die sanften Träume, die der Morgen uns
Ums Haupt bewegt" —

erhebt sich in der „Pandora“ zu dem jubelnden Hymnus:

„Tag vor dem Tage! Göttlich werde du verehrt,
Denn aller Fleiß, der männlich schätzenswertheste,
Ist morgendlich.“

Es ist eines der bedeutendsten „Bruchstücke seiner großen Confession“, wenn Goethe sein „getreues Spiegelbild“ mit Saul vergleicht, „dem Sohne Kis', der auszog, seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand.“ Er hat in der Tat ein „Königreich“ gefunden und möchte nun alle „Guten“ nach sich ziehen, denn

„Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?“

Die „Wissenden“ kennen es, es ist das sanctum regnum, das heilige Königreich oder das regnum Dei, das Königreich Gottes, das nur für Könige und Priester existiert. Sie allein verstehen den feinen Wink, den neben dem „Königlichen Gebet“ Paralip. 153 uns aufbewahrt:

„Schon lange fühlt ich schon
So was an mir von einem Königssohn.“

Auch uns zu Königen und Priestern zu machen ist die Mission des „Faust“, in welchem die Hand eines großen Eingeweihten uns den Pfad der „Vorbereitung“ führt bis zur „Erleuchtung“; die „Einweihung“ dem „Folger“ überlassend, wenn es „an der Zeit“ sein würde.

„Wenn was irgend ist geschehen,
Hört man's noch in späten Tagen;
Immer klingend wird es wehen,
Wenn die Glock' ist angeschlagen.
Und so laßt von diesem Schalle
Euch erheitern, viele, viele!
Denn am Ende sind wir alle
Pilgernd Könige zum Ziele.“

Von diesem Gedicht, geschrieben „Im Wandersinne zu einem alten Manuscript der heiligen drei Königs-Legende“, weben wunderfeine Fäden, aus „feinstem Flachs“ gesponnen, hinüber zu den „Wanderjahren“ und zu dem „Sohne Kis'“, der „ein Königreich fand“. Und „der kluge Finger schlichtet“, und „der Weber nimmt den Strang“.

Scheint mein Buch den Vorwurf herauszufordern, immer wieder neue Probleme dargeboten und „die höchsten Forderungen mehr berührt als erfüllt“ zu haben, so bin ich mir dessen wohl bewußt. Aber, wird der glückliche Entdecker eines neuen, unbewohnten Landes gleich an der Grenze ein Bergwerk anlegen oder Eisenbahnen bauen, wird er nicht vielmehr, Wunder über Wunder erlebend, entzückt das jungfräuliche Gelände durchstreifen, mit allen Sinnen den ersten Zauber genießend, damit er den Zurückgebliebenen frohe Botschaft bringe? Solche verkündet zu haben, ist mir himmlischer Lohn, und der unschätzbare Wert des „Was“ möge für alle Mängel des „Wie“ entschädigen, wie ich denn vor den Meister nur mit den Worten treten kann:

„Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.“

Aber dennoch möchte ich es sein, die, nachdem Louvier mir den Weg gewiesen, Faust-Goethe endlich auch aus der zweifelhaften Rolle eines Wasserbauinspektors erlöst. Nicht länger soll der Wahn sich behaupten, daß eines „immer strebend sich Bemühenden“ erlösende Tat darin bestehe, Gräben und Kanäle anzulegen, um dem Meere einen Streifen Landes abzuringen. Wie groß müßte er auch sein, um „vielen Millionen“ ein „thätig-freies“ Leben zu gewähren! Die Welt soll endlich auch „vom Wunder wissen“, soll staunend erfahren, „was dahinter steckt —

und was denn weiter — ein Project“ — nämlich die „That“ des Weltbeglückers, des Befreiers aus „luziferischen Schranken.“

„Sorgend bewacht der Verstand des Wissens dürftigen Vorrath;
Nur zu erhalten ist er, nicht zu erobern geschickt.
Darum haßt er dich ewig, Genie! An die neue Erwerbung
Wagst du den alten, du wagst kühnlich den ganzen Besitz.“

Die „neue Erwerbung“ —

„Eröffn' ich Räume vielen Millionen
Nicht sicher zwar, doch thätig-frei zu wohnen —“

es ist geistiges Neuland, Neuland der Seele, die „andere Seite“, das „wahre innere Afrika“, zu dem der „Faust“ die Brücke schlagen soll. Es ist unser göttliches Erbteil, das Reich des Unbewußten, das verlorene Paradies unserer „herrlichen Altväter“, von dem die Mutter der Menschen prophezeit hat:

„Den einen Trost empfind' ich sicher doch,
Daß, ob auch jetzt das Glück verloren ist,
Ich doch gewürdigt bin, durch eignen Samen
Einst das Verlorne wieder zu gewinnen.“

Wer mit „Geistesohren“ dem „neuen Tag“ entgegenhorcht, wird in Vergangenheit und Gegenwart wieder und wieder der Weissagung begegnen, daß der Mensch einst „mit allen Errungenschaften, die er sich durch den Abstieg in die Materie erwarb, zum bewußten Bürger jener Reiche werden wird, aus denen er vor undenklichen Zeiten unbewußt hervorgegangen ist.“ Ist es da nicht bedeutsam, daß Goethe seinen „Werther“ mit dem Auftrag eröffnet: „Du bist so gut, meiner Mutter zu sagen, daß ich ihr Geschäft bestens betreiben und ihr ehestens Nachricht davon geben werde. Ich habe meine

Tante gesprochen und habe bei weitem das böse Weib nicht gefunden, das man bei uns aus ihr macht. Sie ist eine muntere, heftige Frau von dem besten Herzen. Ich erklärte ihr meiner Mutter Beschwerden über den zurückgehaltenen Erbschaftsantheil; sie sagte mir ihre Gründe, Ursachen und die Bedingungen, unter welchen sie bereit wäre alles heraus zu geben, und mehr als wir verlangten — (!) Kurz, ich mag jetzt nichts davon schreiben, sage meiner Mutter, es werde alles gut gehen. Und ich habe, mein Lieber, wieder bei diesem kleinen Geschäft gefunden: daß Mißverständnisse und Trägheit vielleicht mehr Irrungen in der Welt machen, als List und Bosheit. Wenigstens sind die beiden letzteren gewiß seltener.“ Der Schelm, wie hat er doch so Recht, den Mangel an „guter Laune“ bei seinen lieben Deutschen zu beklagen, denn trotz seines freimütigen Geständnisses, „von jeher Versteckens gespielt“ zu haben, ist doch Niemand bereit, ihm suchend nachzuschleichen. Darf man ihm zutrauen, ein Werk, das er selber als „lauter Brandraketen“ bezeichnet, mit Familienangelegenheiten eröffnet zu haben? Der „zurückgehaltene Erbschaftsantheil“ ist verlorenes Menschheitsgut, das in erhöhter Schönheit uns wieder zu erobern dem Gottbegnadeten als höchstes Ziel vorschwebte.

„Ihr Gläubigen! rühmt nur nicht euren Glauben
Als einzigen: wir glauben auch wie ihr;
Der Forscher läßt sich keineswegs berauben
Des Erbtheils, aller Welt gegönnt — und mir.“

„Zu Wort und Zeichen sich berufen fühlend, war er auch „verwegen“ genug, „Unmögliches zu begehren“ —

„Und hättet ihr mir nicht vom Kriegen abgerathen,
Jetzt glänzt' ich schon in lichten Heldenthaten.“

Titanenflug streift ans „Hochgewölb.“ „Mein Auge war auf's hohe Meer gezogen.“ Das „hohe Meer“ ist der Schauplatz der großen, geistigen Kämpfe der Menschheit, auf welchem „die Fluth der Leidenschaft“ immer wieder einreißt, was die Helden und Märtyrer des Lichts erobert haben. „Die Stunde kommt, sie wiederholt das Spiel.“ Nie werden wir sie ganz ermessen können, die Leiden des edlen Dulders, dem bei der Wiederaufnahme der Arbeit am „Faust“ in schmerzvollem Rückblick auf die Zeiten, da er „noch selbst im Werden war“, die Klage entquoll:

„Ach! was in tiefer Brust uns da entsprungen,
Was sich die Lippe schüchtern vorgelallt,
Mißrathen jetzt und jetzt vielleicht gelungen,
Verschlingt des wilden Augenblicks Gewalt.“

Ob von den „Treusten“, denen der Meister sein „Project“ „ins Ohr geraunt“, ihn keiner überlebte?

„Steure, muthiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand.
Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer!
Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluten empor,
Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde;
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.“

Schiller.

„Betrachten wir nun,“ heißt es am Schluß von Friedrich Schlegels Vorlesungen über alte und neue Literatur, „den gesammten Baum der Kunst und Erkenntnis und wissenschaftlichen Ueberlieferung, wie er sich in seiner

ersten Abstammung und nach seiner ganzen Verzweigung, durch alle Zeiten und Sprachen, durch alle Stufen der Bildung und der Religion ausbreitet, so haben wir die mannigfachsten Äste und Zweige desselben vorzüglich bei zehn Nationen verfolgen und nachweisen können. Wir führten den betrachtenden Blick zuerst auf die grünenden Fluren und reichbewachsenen Gefilde der griechischen Sage und Kunst, als den klaren Anfang aller geistigen Bildung. Die Erforschung des tiefern Ursprungs aber führte uns weiter zurück in den Orient, wo wir zuerst die erstaunenswerthen indischen Erzeugnisse erblicken, die noch wie Riesentrümmer und Felsenstücke der Urwelt aus den Schöpfungsfluten hervorragen. Im Mittelpunkt dieser untergegangenen, ältesten Vorzeit aber legte Moses auf dem festesten jener Urfelsen den Grund zu dem Tempel der hebräischen Weissagung, dessen Lichtgebäude die älteste persische, dichterische und heilige Sage, mit einem noch verwandten Schimmer und Abglanz umstrahlt, so weit sich diese noch aus dem falschen arabischen Glauben rein ausscheiden läßt. Beide Elemente der Geistesbildung, sowohl das griechische als das orientalische, nehmen ihren Durchgang durch die ernste Römerwelt hindurch in die christlichen Zeiten, wo auf die altnordische Wurzel ein neuer Stamm veredelter Geistesbildung lebendig eingepflanzt wird, der sich bei den vier gebildetsten Nationen des Abendlandes, bei den Italienern und Franzosen, den Spaniern und Engländern, in der Poesie und Kritik, und in mancherlei Kunst und echter oder unechter Geisteskultur und Philosophie auf das mannigfaltigste und glücklichste entfaltet hat. Den gemeinsamen und alles verknüpfenden Träger für die intellektuelle Bildung dieser vier Nationen romanischer Abstammung aber, bildet der deutsche Geist, dem es,

so wie er die eine germanische Wurzel zu der ganzen Entwicklung des neuen christlichen Lebens hergegeben, und wie der große intellektuelle Bruch über Europa von ihm ausgegangen, nun auch sichtbar vorbehalten ist, den letzten Schlußstein des Ganzen zuerst zu Tage zu fördern; damit wie einst der Zwiespalt so auch jetzt das neue Licht von hier aus sich über die anderen Nationen verbreiten könne. Die Geisteskultur jener Nationen beruht noch auf den mehrmals erwähnten, und charakterisierten vier Elementarkräften des gewöhnlichen äußerlichen Bewußtseins; je nachdem Kunstsinn und Phantasie wie bei den Italienern, Vernunft und Rhetorik, wie bei den Franzosen, der kritische Verstand und historische Darstellung wie bei den Engländern oder ein mächtiges Nationalgefühl und lebendige Poesie, wie bei den Spaniern, den vorherrschenden Mittelpunkt des Ganzen bilden; der deutsche Geist aber strebt tiefer in die verborgenen Prinzipien des inneren Lebens, wo jene Elementarkräfte nicht mehr getrennt erscheinen, sondern aus der gemeinsamen Wurzel die vollständige Kraft des lebendigen Bewußtseins im Denken und Bilden hervorgeht. Zwar standen auch hier noch in der vorletzten Epoche jene Höhen und Tiefen der Vernunft und der Phantasie, bei denen wir die Betrachtung früherhin verließen, isoliert und getrennt gegen einander; aber schon ist in der psychischen Erkenntnis der große Wendepunkt erkennbar, in welchem beide Elemente zur Durchdringung gelangen, und von wo aus sich ein faktisch begründeter und geschichtlich klarer Spiritualismus über alle Regionen des intellektuellen Lebens verbreiten muß, und darum wird diese neue Bahn in der Erkenntnis des Unsichtbaren wichtiger in ihren geistigen Folgen sein,

als es vor drei Jahrhunderten die Entdeckung des neuen Erdteils, oder des wahren Weltsystems, oder irgend eine andre jemals gewesen."

Wie war's doch so nötig, daß der Meister vor seinem Scheiden den „Guten" zurief:

„Laßt euch einen Gott begeisten,
Euch beschränket nur mein Sagen."

„Mußt du nicht längst colonisiren?" fragt Mephisto. Von jeher war es Freimaurerarbeit, geistiges Neuland zu gewinnen und die Finsternis durch das Licht zu besiegen. Doch heute sind sie es nicht mehr allein, die die delphische Inschrift auf ihre Tore schreiben und an der Erziehung des Menschengeschlechtes arbeiten. Was in opfervoller Tätigkeit in kleinem Kreise keimte und wuchs, das ist nun reif, seine große geschichtliche Aufgabe zu erfüllen. Schon raunt und rauscht es in dem Blätterwald der Literatur; mit einem Schrei hat das Bedürfnis und der Wille zum Reichtum des Lebens, zu einer Renaissance sich losgerungen. Lange genug hat die Erkenntnis der derben Außenseite der Dinge die Geister beschäftigt, lange genug ist die Mystik das Aschenbrödel der Philologen gewesen. Der Wendepunkt ist da, und schon haben die Besten sich zurück besonnen auf „das Heil der edlen Quelle", die allein der Zeit die verlorene innere Kraft wieder geben kann. Nachdem lange genug der Verstand allein sich vergebens gemüht hat um das Erfassen des Waltens der Weltgesetze, müssen endlich auch unsere schlecht erzogenen Sinne geschärft und geschult werden, um hinein zu horchen in die geheimnisvollen und zarten Reiche des menschlichen Inneren. Denn nur ein harmonisches Zusammenwirken aller Kräfte fördert die Schätze zu Tage, die der Schleier des Unbewußtseins deckt, nur „herrliche Accorde" in den „sieben alten

Tönen“ sind die rechte Begleitung, wenn es „inwendig singt“.

Ob das alles, was wir erschauernd zu empfangen uns bereiten dürfen, in einem einzigen Werk enthalten sein wird, ob es ihrer mehrere sind? In „Wiederholter Spiegelung“ spricht der Meister wie scherzend von seinen „Siebensachen“; auch „das letzte Stück von sieben“ wird uns einmal vorgeführt mit der auf eine gewisse Tradition verweisenden Bemerkung, „so viel zu geben sei allhier der Brauch.“ Doch

„Wüßtest du dich drein zu finden,
Müßtest glauben, wie verblinden.“

Darum: „Wer Wunder hofft, der stärke seinen Glauben!“ Und noch einmal

„Laßt euch einen Gott begeisten,
Euch beschränket nur mein Sagen.“

Während Schiller die Leier schlug, „allen übermächtig“, ihr Töne entlockend, wie

„Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt“ —

so blieb das Herz des Faustdichters, obwohl „für Liebe fast gestorben“, unerkannt. Und doch breitet auch er die Arme aus:

„So sprich, daß hier, hier vom Palast
Dein Arm die ganze Welt umfaßt.“

Denn sein Herz war getroffen worden von der Stimme der Suchenden unter den Menschen:

„Brüder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit!“
„Und so trägt er seine Brüder,

Seine Schätze, seine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.“

„Meine Tendenz ist die Verkörperung der Ideen,“ schrieb Goethe am 24. April 1815 an Willemer und „kaum augenblickliches Vergessen zulassend“ schaute er seine Idee wie eine mit Augen erblickte Traumgestalt. „In der Idee leben heißt das Unmögliche behandeln, als wenn es möglich wäre. Mit dem Character hat es dieselbe Bewandtnis; treffen beide zusammen, so entstehen Dinge, über welche die Welt sich vor Erstaunen Jahrtausende nicht erholen kann.“ „Nun füge zu dem Wissen auch die Tat,“ sagt der Dichter des „Verlorenen Paradieses“, und der „Wissende“, der von Urweisheit Erleuchtete, der „Reiche“, der „Glückliche“, der „Liebende“, der, in dem sich alle Weissagungen jener Zeit erfüllen, er hat die Tat „vollbracht.“

Den Männern zu zeigen.

1. Samuelis 16. Cap. 11. Vers.

Und Samuel sprach zu Isai: Sind das die Knaben alle?

„Ach ich war auch in diesem Falle:
Als ich die Weisen hört' und las,
Da jeder diese Welten alle
Mit seiner Menschenspanne maß;
Da fragt' ich: aber — sind sie das,
Sind das die Knaben alle?“

An das „Einzige, was Noth ist“, hatte sich noch keiner gewagt, erst Wolfgang Goethe ward gewahr, was dem Genie zu tun verblieben.

„Mit nichten! dieser Erdenkreis
Gewährt noch Raum zu großen Thaten.
Erstaunenswürdiges soll gerathen,
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß.“

Ein Brief an Lavater vom 2. November 1779 beschenkte mich mit dem Funde des entzückenden Geständnisses: „Große Gedanken füllen jetzt meine Seele, beschäftigen sie in einem neuen Reiche, und so kann ich nicht als nur geborgt nieder ins Thal des Thaues und der Morgenbegattung lieblicher Turteltauben.“ Die Erschließung dieses „neuen Reiches“ bedeutet „Frieden auf Erden“, denn es wird damit der erbittertste aller Kämpfe enden, der Kampf zwischen Wissen und Glauben, der Kampf zwischen Wissenschaft und Religion, den der Osten nicht kennt, weil in der Geheimlehre schon vor Jahrtausenden eine Vereinigung beider erreicht war. Das „Project“ ist im letzten Sinne eine Tat, welche endlich die Religion von dem schweren „Vorwurf“ befreit, der Summe der wissenschaftlichen Urteile und der Naturerkenntnis zu widersprechen. Was der Denker zu erkennen sucht, was der Künstler ahnt und fühlt, das religiöse Gemüt macht es zur Tat, und wie die „Grüne Schlange“ im „Märchen“, so will der „Faust“ die Brücke schlagen zwischen zwei Reichen, auf daß „Geister- und Sinnenwelt, Idee und Wirklichkeit in den gemeinsamen Schöpfergrund zurück kehren, aus dem sie einst in der Stunde der Geburt der Welt hervorgingen“. Darum

„Einmal noch mit Kraft geschoben,
Mit den Schultern brav gehoben,
So gelangen wir nach oben,
Wo uns alles weichen muß.“

„Platz gemacht! Mich schaudert's!“ „Das Glück des Genies ist, wenn es zu Zeiten des Ernstes geboren wird“ (M. u. R.), und wenn Goethe vom Geist seiner Jugendzeit berichtet, daß man zu fordern wagte, „was noch kein Mensch geleistet“, so kommt in „Wiederholter Spiegelung“ auch hier ein Wort, „dem andern liebzukosen“:

„Der Erste, der sich jener That erdreistet,
Sie ist gethan und du hast es geleistet.“

„Es ist gethan und alle Welt erstaunt,“ und in dem erhebenden Bewußtsein, sich in Wahrheit „schöpferisch in die Fluth der Schicksale“ gemischt und etwas für die Ewigkeit getan zu haben, sprach Goethe-Faust im „Vorgefühl“ des uns Bereiteten das stolze Wort, das stolzeste, das je eines Sterblichen Mund entflohen:

„Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn.“

„Auch mich bratet ihr noch als Huß vielleicht; aber wahrhaftig!
Lange bleibet der Schwan, der es vollendet, nicht aus.“

„Ein Traum“

Kommt ein wandernder Fürst auf kalter Schwelle
zu schlafen,
Schlinge Ceres den Kranz, stille verflechtend, um ihn.
Dann verstummen die Hunde. Es wird ein Geier
ihn wecken,
Und ein thätiges Volk freut sich des neuen Geschicks.“

„Was nützt die glühende Natur
Vor deinen Augen dir,
Was nützt dir das Gebildete
Der Kunst rings um dich her,
Wenn liebevolle Schöpferkraft
Nicht deine Seele füllt
Und in den Fingerspitzen dir
Nicht wieder bildend wird?"

Ich bin so glücklich, den Leser nun wieder ins Ilmtal führen zu können, und zwar zu einer Scene, welche sich durch die besonders freundliche Überschrift empfiehlt: „Lustgarten, Morgensonne", wobei ich des Wegweisers glaube entraten zu können.

„Wer die Terrassen einsam abspaziert,
Gewahrt die Schönste, herrlich aufgeziert,
Ein Aug' verdeckt vom stolzen Pfauenwedel,
Sie schmunzelt uns und blickt nach solcher Schedel."

Als ich gelegentlich der „Offenbarung" des „Testamentes" den „Zettel hier, der tausend Kronen werth", in „Schedel, schedula" übersetzte, wurde es mir nicht leicht, diese bedeutsamen Verse als verfrühte Bestätigung zurückzulassen. Nun aber an der Hand des Meisters „die Terrassen abspazierend", die früher durch eine bis auf kümmerliche Reste jetzt verschwundene Steinsetzung kräftiger markiert waren, wandeln wir glücklich auf „Ariels leichter Spur", denn wenn in seinem Garten, zwischen „Felsen und Bäumen" eine „Schönste" stand

und „schmunzelnd“ sogar im „Faust“ verewigt wurde, so hatte sie der Nachwelt sicher etwas auszurichten.

„Denn bei den alten lieben Todten
Braucht man Erklärung, will man Noten.
Die Neuen glaubt man blank zu verstehn,
Doch ohne Dolmetsch wird's auch nicht gehn.“

Einen lieblicheren Dolmetsch konnte Goethe allerdings nicht bestellen; mit welch heimlicher Schaffensfreude mag hier der „Künstler“ gewaltet haben. „Die Schönste“? Das Attribut des Pfauenwedels scheint auf eine Juno hinzudeuten, die „Schönste“ dagegen läßt an eine Venus denken. Aber, o Schmerz, wir suchen sie vergebens; sie ist längst verschwunden und zu Staub geworden. Achtzig Jahre — das war gegen die Verabredung, und der freundlichen Botin mag die Zeit lang genug gedauert haben. Unermüdliche Nachforschungen über ihren einstigen Standpunkt und Verbleib event. Reste hatten geringen Erfolg, doch bestätigten sie wenigstens das frühere Vorhandensein von Statuen in Goethes Garten, was auch auf alten Plänen noch angedeutet erscheint. Das gänzliche Fehlen schöner Gestalten in des Meisters Tuskulum hat bei seiner großen Liebe zur plastischen Kunst entschieden etwas Befremdendes, und gegenüber diesem unersetzlichen Verlust kann es nicht genug beklagt werden, daß das bedeutungsvolle Fleckchen Erde, dem der Greis bis zuletzt seine ganze Liebe zugewandt, jahrzehntelang so ganz vernachlässigt wurde. Hochbetagte haben verschiedentlich erzählt, in ihren Knabenjahren dort nach Figuren mit Pfeilen geschossen zu haben, in der Sorglosigkeit der Jugend nicht ahnend, daß sie einem Zerstörungswerk Vorschub leisteten, das die Stürme des Thüringer Waldes ohnehin früh genug begonnen hatten. Das bemerkenswerteste Zeugnis wurde mir indes von einem Sohn des Pfarrers Steinacker, eines Freundes der Goetheschen Enkel, der in den fünfziger Jahren mit seiner Familie im Goethe-Gartenhäuschen wohnte. Derselbe kann sich noch besinnen, auf einem von Bäumen umstandenen Platz mit Trümmern einer Statue gespielt zu haben, sowie des Reizes, das Zerbrochene immer wieder zusammenzusetzen. So bald also war schon der Vernichtung anheim gefallen, was des „Meisters Andacht tausend Enkeln zeigen sollte“ und ihnen so viel zu sagen hatte. Auch Reste einer Spruchtafel tauchten in Herrn Steinackers Erinnerung auf, die ich geneigt bin mit ihren in Schlachtordnung aufmarschierten Versreihen als „Phalanx“ auf „der Mittelwiese flache Räumlichkeiten“ zu verlegen, damit auch dieser Weiser seinen Zweck erfülle.

„Die Piken blinken flimmernd in der Luft,
Im Sonnenglanz, durch Morgennebelduft.“

Ich hoffe, im Bilde zu bleiben, wenn ich dabei an dem Meister besonders wichtige Schlagwörter denke, wie sie auch der „Erwählte Fels“ aufweist, wobei vielleicht auch ein „Hier“ nicht gefehlt hat. Schon hatte ich die Hoffnung aufgegeben, je nähere Kunde von der „Schönsten“ zu erhalten, als ich in den „Lesarten“ zu Faust II entdeckte:

„Ein schönes Kind mit seinem Pfauenwedel
Es schmunzt uns an —“

In solcher Sprache pflegt man von einer Venus oder Juno eigentlich nicht zu sprechen; andrerseits war ich trotzdem fest überzeugt, daß der Dichterkünstler nur einer Antike den Platz in seinem Garten und vor allem die Überlieferung durch seinen „Faust“ gönnen konnte, daß also dies „schöne Kind“ unter allen Umständen so hoher Ehren würdig sein müsse. Nach einer

„Spiegelung“ suchend, fand ich sie, wo wäre sie auch sonst zu finden, auf dem Boden von Hellas, das die „Schönste“ gezeugt:

„Im Farbenspiel von Venus Muschelwagen
Kommt Galatee, die Schönste, nun getragen,
Die, seit sich Kypris von uns abgekehrt,
In Paphos wird als Göttin selbst verehrt.
Und so besitzt die Holde, lange schon,
Als Erbin, Tempelstadt und Wagenthron.“

Demnach treibt die „Schönste“ mit dem „Pfauenwedel“ nur ein neckisches Versteckspiel, um uns irre zu führen.

„Mache der Schwärmer sich Schüler, wie Sand am Meer
— der Sand ist
„Sand; die Perle sei mein, du, o, vernünftiger Freund!“

Von dem „vernünftigen Freund“ erwartet Goethe, daß er sich „die Übergänge supplire“. Wir dürfen also das „Farbenspiel von Venus Muschelwagen“ auch an andrer Stelle walten lassen, und die „Schönste“ hat diesen Augenblick längst ersehnt, um sich auch da alsbald als Galatee zu erkennen zu geben. Überdies hat der Meister nicht versäumt, in reizender Schelmerei zu gestehen, daß „Kypris sich abgekehrt“, das heißt, daß er Venus entthronte, um Galatee an ihre Stelle zu setzen. Auch Chiron scheint dies andeuten zu sollen:

„Was!... Frauen-Schönheit will nichts heißen,
Ist gar zu oft ein starres Bild;
Nur solch ein Wesen kann ich preisen
Das froh und lebenslustig quillt.“

Die „Tempelstadt“, die Tempelstätte, allwo der Meister der Holden „schon lange“ huldigt, ist sein lieber, alter Garten — der von Tauben begleiteten „Muschelfahrt“ der Meergeborenen entsprechend wird die Figur auf einer Muschel gestanden haben. Der „Pfauenwedel“

muß zunächst ein Rätsel bleiben. Es scheint also dem Einsamen, der in „schärferen Qualen, als Rhadamanth sie ersinnt“, sein Geheimnis vor aller Welt verschließen mußte, Bedürfnis gewesen zu sein, in dem holden Kind gleichsam eine verschwiegene Vertraute zu haben, die, schon vom Fenster aus „zu schönstem Raub“ seinem „Liebesblick“ immer erreichbar war. Wie oft mag er in Dichterweise mit ihr Zwiesprach gehalten, wie oft mit ihr geträumt haben von dem „großen Fest“, das sie statt seiner mit erleben sollte! Wir haben wahrlich alle Ursache, ihr Verschwinden zu beweinen, denn wenn Homunculus in der „Classischen Walpurgisnacht“ an Galateas Muschelthron „zerschellen“ soll, sollte ihr holdes Schwesterlein in des Dichters Garten nicht auch auf diesen Moment gewartet haben? Das kleine, chemische Männlein, dem es bei mancherlei Auslegungen an Spott nicht gefehlt hat, wurde von Louvier philosophisch als „Naturforschung“ erklärt, was natürlich im weitesten Sinne genommen werden will, und es wirkt fast komisch, wie offen Goethe selber dies ausspricht:

„Zwei Philosophen bin ich auf der Spur,
Ich horchte zu, es hieß Natur! Natur!“

In der „Classischen Walpurgisnacht“, die das glorreiche Zeitalter des Neuhumanismus zur Anschauung bringt, durfte auch das Freiwerden der Naturforschung, ihre abermalige Erlösung von der Zwangsherrschaft der Scholastik nicht fehlen. Sie ging, wie einst zur Zeit der Renaissance mit dem Wiederaufleben der klassischen Schönheit Hand in Hand. Wie einige hundert Jahre früher die wissenschaftliche Naturforschung, endlich befreit von dem Barbarismus der bisherigen Form, gründlich aufräumte mit alten Vorurteilen und Irrtümern und die Menschheit aus der Dumpfheit und Dämmerung mittelalterlicher Ro-

mantik hinausführte in den hellen Frühling einer neuen Zeit, so war, wie schon das vorige Kapitel zeigte, gerade Goethe derjenige, der einer inzwischen eingetretenen Erstarrung, dem Scheintode der Präformationslehre die Metamorphosenlehre, den Begriff der Entwicklung als lebendiges Leben entgegensetzte und als einer der ersten die gesamte organische Natur wieder wie Heraklit als unablässig fließend erlebte. „Es geht vorüber, ehe ich's gewahr werde und verwandelt sich, ehe ich's merke." Oder wie Thales sagt:

„Nie war Natur und ihr lebendiges Fließen
Auf Tag und Nacht und Stunden angewiesen,
Sie bildet regelnd jegliche Gestalt,
Und selbst im Großen ist es nicht Gewalt."

So erklärt sich nach Louvier in philosophischem Sinne die Katastrophe der „Classischen Walpurgisnacht", nämlich Homunculus' „Zerschellen" im „Ägäischen Meer", im Griechentum, wie er zu aller Heil die „Elemente" durchleuchtet. Es ist charakteristisch, daß Wagner im Laboratorium dem Homunculus allsogleich dieselben Probleme stellt, die schon das Altertum an die Naturforschung richtete:

„Nur noch ein Wort! Bisher mußt' ich mich schämen,
Denn alt und jung bestürmt mich mit Problemen.
Zum Beispiel nur: noch Niemand konnt' es fassen
Wie Seel' und Leib so schön zusammenpassen,
So fest sich halten als um nie zu scheiden,
Und doch den Tag sich immerfort verleiden."

Mephistopheles:

„Halt ein! ich wollte lieber fragen,
Warum sich Mann und Frau so schlecht vertragen?
Du kommst, mein Freund hierüber nie ins Reine.
Hier gibt's zu thun, das eben will der Kleine."

Dem Werke gegenüber, also im kabbalistischen Sinne, ist Homunculus indes die Faustforschung, die einstweilen dasselbe Schicksal hat, wie die Naturforschung. „Sie ist die erste nicht", und wird, es müßte denn ein Wunder geschehen, auch nicht die letzte sein. Diese beiden Begriffe verschmelzen sozusagen von selber miteinander, denn das Endergebnis der Faustforschung ist die Enthüllung des Resultates von Goethes fünfzigjähriger Naturforschung, die Enthüllung des Geheimnisses der Sphinx, der Natur des Menschen. Wie der Meister von Nazareth nicht allen verständlich war, als er sagte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben", so mag es manchem Leser schwer fallen, auch hier den Weg und das Ziel in einer Gestalt verkörpert zu sehen. Und doch kann es nicht anders sein, und man wolle verzeihen, wenn ich mich angesichts des großen Ziels mit der Rubrizierung der vermehrten Begriffe „nicht allzu ängstlich quäle". Goethe hat prophezeit, daß „gelegentlich drei mal drei Einheiten eine angenehme Wirkung thun" würden. Die Forschung sieht also noch große Aufgaben vor sich, wobei Homunculus sich zugleich als Faustgeheimnis und als das Geheimnis von Goethes Leben entpuppen muß.

„Mit unsern Gunsten sei's, mit unserm Willen,
Wer schauen will, was wir verhüllen."

Sind schon alle Verkörperungen des Geistes Wunder, indem der Künstler nur bilden, nur „auf ein populäres Medium denken kann, um den heiligen, zarten, flüchtigen, luftigen, duftigen, gleichsam imponderablen Gedanken chemisch zu binden", so waren hier Schicksalsmächte tätig und schlugen Homunculus in Banden. „Gesetz ist mächtig, mächtiger ist die Noth." Das Genie mußte zu eigner Qual einmal Sophisterei und Scholastik walten

lassen und „statt der lebendigen Natur“ ein „inneres, lebendiges Knochengerippe“, ein Gedankenkunststück schaffen. So entstand im „Laboratorium im Sinne des Mittelalters mit weitläufigen unbehilflichen Apparaten zu phantastischen Zwecken“ die so gar seltsame Form, die hier als „Glas“ erscheint, und die notwendig „zerschellen“ muß, wenn das Faustgeheimnis offenbar werden soll. Zuvor aber muß sie erfaßt werden, denn wer die Form nicht erfaßt, gelangt nicht zur Harmonie, denn „die Harmonie liegt beim Kunstwerk in der Form“. „Den Stoff sieht jedermann vor sich, den Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu thun hat, und die Form ist ein Geheimniß den meisten.“ „Was künstlich ist, verlangt geschloss'nen Raum.“ So heißt es offenbar mit Bezug auf die „Königl. Kunst“, die das Geheimnis verlangte, und Homunculus ist sogar hermetisch verschlossen:

„Es leuchtet! seht! — Nun läßt sich wirklich hoffen,
Daß, wenn wir aus viel hundert Stoffen
Durch Mischung, denn auf Mischung kommt es an,
Den Menschenstoff gemächlich componiren,
In einen Kolben verlutiren
Und ihn gehörig cohobiren,
So ist das Werk im Stillen abgethan!“

Ohne auf die Satire, die hier durchschimmert, weiter einzugehen, sollte Goethe die Zahl der „hermetischen Bücher“ vermehrt, sollte Hermes Trismegistus mit seiner „hohen Kunst“ hier gewaltet haben? Nachdem der Weimarer Meister sich als Magus entlarvt, ist dies sogar bestimmt zu erwarten.

„Euch, o Grazien, legt die wenigen Blätter ein Dichter
Auf den reinen Altar, Knospen der Rose dazu.
Und er thut es getrost. Der Künstler freuet sich seiner
Werkstatt, wenn sie um ihn immer ein Pantheon scheint.

Jupiter senket die göttliche Stirn, und Juno erhebt sie;
Phöbus schreitet hervor, schüttelt das lockige Haupt;
Trocken schauet Minerva herab, und Hermes, der Leichte,
Wendet zur Seite den Blick, schalkisch und zärtlich zugleich.“

Unter Winken, welche Goethe selber „Grillen des Augenblicks über verschiedene Kunst“ benennt, die er „in harmloser Zutraulichkeit nur denen reicht, die einen Sprung über die Gräben, wodurch Kunst von Kunst gesondert wird, als salto mortale nicht fürchten“, fand ich den folgenden: „Das Haften an eben der Gestalt, unter einer Lichtart muß nothwendig den, der Augen hat, endlich in alle Geheimnisse leiten, wodurch sich das Ding ihm darstellt, wie es ist. Nimm jetzo das Haften an einer Form unter allen Lichtern, so wird dieses Ding immer lebendiger, wahrer, runder, es wird endlich du selbst werden.“ Die Form ist „ein für allemal das Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der verbreiteten Natur an das Herz der Menschen zum Feuerblick sammeln, aber das Glas? Wem's nicht gegeben ist, wird's nicht erjagen; es ist, wie der geheimnißvolle Stein der Alchymisten, Gefäß und Materie, Feuer und Kühlbad. So einfach, daß es vor allen Thüren liegt, und so ein wunderbares Ding, daß just die Leute, die es besitzen, meist keinen Gebrauch davon machen können“ (Verschiedenes über Kunst). „Gefäß und Materie, Feuer und Kühlbad“, das ist das Geheimnis des Homunculus, oder wie Goethe sich notierte: „Gehalt bringt die Form mit.“ So ist denn niemand als Homunculus im Stande, die Träume des „schlafenden Faust“ zu deuten, indem die „Phiole“ einmal „Wagners Händen entschlüpft“. Daß der Held zu Beginn des zweiten Teiles

„schlafend" erscheint, wird nicht länger mißverstanden werden, denn „Schlaf ist Schale, wirf sie fort!" Und die Zeit ist nicht mehr fern, da Faust sich ihr „entrafft" und

„aus aetherischem Gewande
Hervortritt erste Jugendkraft."

Die ermutigenden Worte:

„Säume nicht, dich zu erdreisten,
Wenn die Menge zaudernd schweift;
Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift —"

gelten dem „rechten Mann", der berufen ist, den „Schlafenden" „dem heiligen Licht" zurückzugeben. Zunächst aber möchte der „Kleingeselle" sich als geistvoller Traumdeuter bewähren:

„Bedeutend! —
(Die Phiole entschlüpft aus Wagners Händen, schwebt über Faust und beleuchtet ihn.)
Schön umgeben! — Klar Gewässer
Im dichten Haine, Fraun, die sich entkleiden;
Die allerliebsten! — Das wird immer besser.
Doch eine läßt sich glänzend unterscheiden,
Aus höchstem Helden-, wohl aus Götterstamme,
Sie setzt den Fuß in das durchsichtige Helle;
Des edlen Körpers holde Lebensflamme
Kühlt sich im schmiegsamen Krystall der Welle." —

Ist es nicht seltsam, daß die Schilderung des Traumes mit dem Wort „Bedeutend" beginnt? Es hat bei Goethe eine ganz besondere Färbung, und es ist kein Zufall, wenn es in dem Brief an Boisserée heißt: „Ich reiste durch eine Landstadt in Thüringen und fragte, ob nicht

im Vorbeigehen etwas Bedeutendes zu sehen sei." So mußte der „Ewige Tempel" „bedeutend nah" erscheinen, so ist auch Fausts Traum „bedeutend".

„Der Dichter schaut in Weltgewühle,
Sieht jeden Menschen mit sich selbst befangen,
Bald heitern Sinns, bald bänglicher Gefühle;
Doch hat er Zwecke. Daß er die erlange,
Sucht er den eignen Weg zum eignen Ziele.
Was das bedeute, merkt er sich und allen,
Und was bedeutet, läßt er sich gefallen."

„Schön umgeben!" Wie lange hat es doch gedauert, bis man ihn erkannte, den „lichten Flor", den reinsten Schleier aus der Hand der Wahrheit, „gewebt aus Morgenduft und Sonnenklarheit!" Hat Goethe seine tiefen Gedanken nicht immer „schön umgeben", sie überall in wundervolle Bilder zu hüllen verstanden? Die „allerliebsten Fraun, die sich entkleiden", sind nichts anderes, als die Allegorien, die sich dem „Reinen", dem „Liebenden, Wissenden" willig entschleiern. Denn „man lernt nichts kennen, als was man liebt, und je tiefer und vollständiger die Kenntniß werden soll, desto stärker, kräftiger und lebendiger muß Liebe, ja Leidenschaft sein" (An Jakobi 10. Mai 1812). So kann es Mephisto freilich nicht glücken, heißt es doch von ihm:

„Sprich nicht vom Herzen! das ist eitel;
Ein lederner verschrumpfter Beutel
Das paßt dir eher zu Gesicht."

In der „Mummenschanz" der „Classischen Walpurgisnacht" tragen auch die „allerliebsten Mädchen" eine Maske, doch da Mephisto nicht wie Homunculus „durchs Augenglas der Liebe" schaut, so zeigen sich ihm nur häßliche „Lamien". Seinen Annäherungsversuchen wissen sie mit derben Neckereien zu begegnen, wobei er

nach ihrer Meinung aber immer „noch zu wohlfeil davon kommt“. Wie ein Pudel „sich schüttelnd“ gesteht er denn auch selber:

„Viel klüger, scheint es, bin ich nicht geworden;
Absurd ist's hier, absurd im Norden,
Gespenster hier wie dort vertrackt,
Volk und Poeten abgeschmackt.
Ist eben hier eine Mummenschanz,
Wie überall ein Sinnentanz.“

In der Sphäre der Scholastik, die immer unter gotischem Bilde im Werke erscheint, darf der „schlafende Faust“ nicht erwachen, das empfindet Homunculus nur zu deutlich —

„Er wär' gleich auf der Stelle todt.
Verbräunt Gestein, bemodert, widrig,
Spitzbögig, schnörkelhaftest, niedrig!“ —

Hier ist kein weiter Blick, hier ist Aufklärung unmöglich, daher der Rat:

„Befiehl den Krieger in die Schlacht,
Das Mädchen führe du zum Reihen,
So ist gleich alles abgemacht.
Jetzt eben, wie ich schnell bedacht,
Ist classische Walpurgisnacht;
Das Beste was begegnen könnte
Bringt ihn zu seinem Elemente.“

Und was ist es, das dort seiner harrt?

„Waldquellen, Schwäne, nackte Schönen,
Das war sein ahnungsvoller Traum;
Wie wollt' er sich hierher gewöhnen!
Ich, der Bequemste, duld' es kaum.
Nun fort mit ihm.“

„Sein ahnungsvoller Traum?“ Einer Ahnung wird man sich doch erst im Moment der Erfüllung bewußt; der

Erfüllung dieses Traumes aber hat bislang niemand nachgefragt. Goethe sprach aus Erfahrung, wenn er sagte:

„Wenn du was recht verborgen halten willst,
So mußt du's nur vernünftig sagen.“

Die erste Scene der „Class. Walpurgisnacht“ bringt freilich des Wunderbaren so viel, daß der flüchtige Traum darüber zurücktritt. So kam es wohl, daß der Peneios seit achtzig Jahren von einem Geheimnis flüstert, ohne daß man ihn verstand, und doch ist es die Ilm, die viel besungene, die hier erzählen möchte, was sie in großer Zeit geschaut:

„Rege dich du Schilfgeflüster!
Hauche leise Rohrgeschwister,
Säuselt leichte Weidensträuche,
Lispelt Pappelzitterzweige,
Unterbrochnen Träumen zu!“...

Fausts Traum, denn kein andrer kann hier in Frage kommen, soll sich also weiter spinnen, und als der Genesung Suchende an den Fluß tritt, wird's in Schilf und Busch lebendig:

„Hör ich recht, so muß ich glauben:
Hinter den verschränkten Lauben
Dieser Zweige, dieser Stauden
Tönt ein menschenähnlichs Lauten.
Scheint die Welle doch ein Schwätzen,
Lüftlein wie — ein Scherzergetzen.“

Nymphen (zu Faust):

„Am besten geschäh dir,
Du legtest dich nieder,
Erholtest im Kühlen
Ermüdete Glieder,

Genössest der immer
Dich meidenden Ruh;
Wir säuseln, wir rieseln,
Wir flüstern dir zu."

Warum Faust sich niederlegen soll zu erquickender Ruhe? Hölderlin sagt: „Ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt." Und hatte der Meister nicht in der Natur allerlei freundliche Boten und Wegweiser bestellt?

„Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen,
Gebet jeglichem gern, was er im Stillen begehrt!
Schaffet dem Traurigen Trost, dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne sein Glück!
Denn euch gaben die Götter, was sie den Menschen versagten,
Jeglichem, der euch vertraut, tröstlich und hülflich zu sein."

Schon über ein Jahrhundert geht die Menschheit an Goethes „Felsen und Bäumen" vorüber und hört nicht ihres Dichters Stimme, die auch hier zu flüstern scheint: „Versäume nicht das Heil der edlen Quelle!" Denn sind nicht die Nymphen den Musen verwandt, wurden sie nicht bei den Alten vielfach als begeisternde Quellnymphen gedacht?

Wenn zu den Reihen der Nymphen, versammelt in heiliger Mondnacht,
Sich die Grazien heimlich herab vom Olympus gesellen:
Hier belauscht sie der Dichter und hört die schönsten Gesänge,
Sieht verschwiegener Tänze geheimnißvolle Bewegung.

Was der Himmel nur Herrliches hat, was glücklich die Erde
Reizendes immer gebar, das erscheint dem wachenden Träumer.
Alles erzählt er den Musen, und daß die Götter nicht zürnen,
Lehren die Musen ihn gleich bescheiden Geheimnisse sprechen."

Der Dichter, selbst ein „νυμφόληπτος", ein „von den Nymphen Ergriffener", läßt auch seinen Faust am Peneios träumen, ahnend, daß ein „Liebender", „dieselben Pfade wandernd schleichend" diesen Traum „erleben" würde. Auch Bakis, in dessen Mantel Goethe sich zu hüllen liebt, war ein von den Nymphen Ergriffener, wie die Alten sich ausdrückten, ein Prophet der Ekstase, also ein „nächster Anverwandter" der Sibylle. So lausche auch du den „Geistern des Hains"; o Leser, wie ich es getan im Morgen- und Abendschein, oder um die Mittagsstille, wenn wundersame Stille über dem Ilmtal lagert, wenn „der Pan schläft und sich nicht ein Blatt am Zweige regt", wie Faust es tut, um beseligt zu erkennen, daß er — im Ilmtal weilt.

‚Ich fühlte gleich den Boden wo ich stand;
Wie mich, den Schläfer, frisch ein Geist durchglühte,
So steh' ich, ein Antäus an Gemüthe."

Faust hat die „Mutter Erde" berührt, seine Ahnung hat ihn nicht betrogen. Indem der Fried- und Ruhelose sich endlich einmal Ruhe gönnt, der Stimme der Natur zu lauschen, dringt das Säuseln und Rieseln, das Flüstern der Nymphen zu seinem Ohr. Mit wachsendem Entzücken erlebt er, was er im Traumschlaf geschaut, als Homunculus „leuchtend" über ihm schwebte, und sicher

war es zu „Wiederholter Spiegelung“, daß des Meisters verschwiegener Feder die Verse entflossen:

„Was mir in Kopf und Herzen stritt
Seit manchen lieben Jahren!
Was ich da träumend jauchzt' und litt,
Muß wachend nun erfahren.“

Denn —

„Mährchen noch so wunderbar,
Dichterkünste machen's wahr.“

„Waldquellen, Schwäne, nackte Schönen—“ werden sie wirklich dem Hoffenden begegnen?

„Ich wache ja! O laßt sie walten
Die unvergleichlichen Gestalten,
Wie sie dorthin mein Auge schickt.
So wunderbar bin ich durchdrungen!
Sind's Träume? Sind's Erinnerungen?
Schon einmal warst Du so beglückt.
Gewässer schleichen durch die Frische
Der dichten, sanftbewegten Büsche,
Nicht rauschen sie, sie rieseln kaum;
Von allen Seiten hundert Quellen
Vereinen sich im reinlich hellen,
Zum Bade flach vertieften Raum.
Gesunde junge Frauenglieder
Vom feuchten Spiegel doppelt wieder
Ergetztem Auge zugebracht!
Gesellig dann und fröhlich badend,
Erdreistet schwimmend, furchtsam watend;
Geschrei zuletzt und Wasserschlacht.“

Diese Verse, dem Leser vertraut, gewinnen nun doppeltes Leben. Der wachende Träumer erschaut indes noch mehr:

„Begnügen sollt' ich mich an diesen,
Mein Auge sollte hier genießen,
Doch immer weiter strebt mein Sinn.
Der Blick dringt scharf nach jener Hülle,
Das reiche Laub der grünen Fülle
Verbirgt die hohe Königin.“

Schon hat die „Waldquelle“, die kleine „Läuterquelle“ ihre heilende Wirkung an Faust geübt; sie gab sich zu erkennen, ob auch die muntern Wäscherinnen heute dort nicht mehr ihr Wesen treiben. Die hohe Königin aber ist — Galatee, die nackte Schöne auf dem Rosenberge, zu weit entfernt, um von der Sphynx, von der Sprudelquelle aus gesehen zu werden, im Werke selbst zu tief versteckt im „reichen Laub der grünen Fülle“, als daß sie leicht wäre zu finden gewesen. Unsere vielstimmige Zeit übertönte das Flüstern der Peneios-Nymphen, und doch läßt Goethe die Ilm als solche öfter zu Worte kommen, z. B. im Maskenzug von 1818:

„Da bin ich wieder, lasse mir nicht nehmen,
Den anzukünd'gen, der nun folgen soll.
Er muß sich jetzt zur Einsamkeit bequemen;
Doch ist sein Herz Euch treu und liebevoll.
Er dankt mir viel, ich weiß, daß er nicht wanket,
Ich will ihm wohl, weil er mir's treu verdanket.
Die Bäume sämmtlich, die mich hoch umschatten,
Die Felsen, rauh und seltsam angegraut,
Der Hügel Grün, das Grünere der Matten,
Sie haben ihm ein Paradies gebaut:
Doch heute ließ' er gern den Kreis der Erden,
Nur um das Glück, vor Euch genannt zu werden.
Doch seid ihm gnädig, wohlgestimmt erduldet,
Wenn Seltsames vielleicht vor Euch erscheint.
Als Dichter hat er manches zwar verschuldet,

Im höhern Sinne war es gut gemeint.
Ich sehe mich allein, die andern fehlen!
Da nehm' ich mir ein Herz und will's erzählen." —
Und im Epilog heißt es:
„Wenn der Ilme Bach bescheiden,
Schlängelnd still im Thale fließt,
Ueberdeckt von Zweig und Weiden,
Halbversteckt sich weiter gießt,
Hört er öftermal die Flöte
Seiner Dichter treu und gut,
Wenn der Glanz der Morgenröthe
Auf der sanften Woge ruht.
Vieles ist an mir entsprungen,
Manches ward Euch dargebracht,
Und so ist es mir gelungen,
Daß man mich zum Flusse macht. (Peneios)
Will ein Reisender mich sehen,
Wie die Donau, wie den Rhein,
Ich verstecke mich, laß ihn gehen;
Denn ich bin doch gar zu klein.
Heute doch von tausend Flammen
Glänzt die Fläche bis zum Grund,
Heute nehm ich mich zusammen,
Oeffne den verschämten Mund,
Sonne mich im Jubelsaale,
Spiegle Bilder Blick für Blick,
Und als Fluß zum erstenmale
Geb' ich mich dem Thal zurück."

Indes, Homunculus wird ungeduldig, ihn drängt's, „sein Glas entzwei zu schlagen." Thales führt ihn deshalb mit großen Hoffnungen zum alten Nereus, den er den „Weisen" nennt, dessen klassische Mantelfalten uns nicht mehr täuschen können. Vor uns steht in

der Tat der beste Nothelfer für den gefesselten Homunculus, Goethe selber als Faustorakel, und nur zu verständlich ist seine grollende Rede:
„Sind's Menschenstimmen die mein Ohr vernimmt?
Wie es mir gleich im tiefsten Herzen grimmt!
Gebilde, strebsam Götter zu erreichen,
Und doch verdammt, sich immer selbst zu gleichen.
Seit alten Jahren konnt' ich göttlich ruhn,
Doch trieb mich's an den Besten wohlzuthun;
Und schaut' ich dann zuletzt vollbrachte Thaten,
So war es ganz als hätt' ich nicht gerathen."
Thales:
„Und doch, o Greis des Meers, vertraut man dir;
Du bist der Weise, treib' uns nicht von hier!
Schau diese Flamme, menschenähnlich zwar,
Sie deinem Rath ergibt sich ganz und gar."
Nereus:
„Was Rath! Hat Rath bei Menschen je gegolten?
Ein kluges Wort erstarrt im harten Ohr.
So oft auch That sich grimmig selbst gescholten,
Bleibt doch das Volk selbstwillig wie zuvor." —
Mit all seiner Liebe und Weisheit doch „als Mentor nicht zu Ehren" kommend, konnte Goethe auch böse werden:
„Der Teufel hol' das Menschengeschlecht!
Man möchte rasend werden!
Da nehm' ich mir so eifrig vor:
Will niemand weiter sehen,
Will all das Volk Gott und sich selbst
Und dem Teufel überlassen!
Und kaum seh' ich ein Menschengesicht,
So hab' ich's wieder lieb."

„O, ihr Athenienser!" Doch sein liebevolles Herz vermochte nicht lange zu zürnen, selbst wenn es noch so

tief verwundet war. So fleht auch Thales nicht vergebens:

„Dem weisen Mann gibt solch Betragen Qual,
Der gute doch versucht es noch einmal.
Ein Quentchen Danks wird, hoch ihn zu vergnügen,
Die Centner Undanks völlig überwiegen.
Denn nichts Geringes haben wir zu flehn:
Der Knabe da wünscht weislich zu entstehn."
Nereus: „Verderbt mir nicht den seltensten Humor!
Ganz andres steht mir heute noch bevor."

Flüchtige Leser sollten hier offenbar die Richtung verlieren, doch wollen wir nicht auch zu den Harthörigen gezählt sein, so heißt es nun gerade aufpassen und beherzigen, „was der Weise spricht":

„Im Farbenspiel von Venus Muschelwagen
Kommt Galatee, die schönste, nun getragen,
Die, seit sich Kypris von uns abgekehrt
In Paphos wird als Göttin selbst verehrt.
Und so besitzt die Holde, lange schon,
Als Erbin Tempelstadt und Wagenthron."

Wohl haben schon Viele hier den Dichter in die Villa Farnesina zu Rom begleitet zu Rafaels sinnvollem Wandgemälde, doch wohl selten lohnte den Künstler ein so verständnisinniges Leuchten aus großen Augen, als da Goethe „die Idee wie durch einen Flor durchscheinen" sah. Denn „der geistreiche Mensch", heißt es in den „Noten und Abhandlungen" zum „Divan", „nicht zufrieden mit dem, was man ihm darstellt, betrachtet alles, was sich den Sinnen darbietet, als eine Vermummung, wohinter ein höheres geistiges Leben sich schalkhaft-eigensinnig versteckt, um uns anzuziehen und in edlere Regionen aufzulocken." Wenn Homunculus aber an Galateas „Muschelthron zerschellt", so bedeutet

das nicht Tod, sondern Leben, ob der „Kleine" als solcher auch danach im „Faust" verschwindet, denn „Der Knabe da wünscht weislich zu entstehn." Indes wir dürfen der Handlung nicht vorauseilen:

„Hinweg! Es ziemt, in Vaterfreudenstunde,
Nicht Haß dem Herzen, Scheltwort nicht dem Munde.
Hinweg zu Proteus! Fragt den Wundermann:
Wie man entstehn und sich verwandlen kann."

So stehen wir denn endlich dem „Wundermann" gegenüber, der berufen ist, an dem „Unglücksmann" die „Wundercur" zu vollführen. Seltsames Wesen, von dem es heißt:

„Und wo er auch gestaltet stockt
Durch Flammen wird er hergelockt."

Wo „stockt" er nur? Da er als Schelm uns schon bekannt ist, wie er Versteck spielend „hier" ruft, „bald nah, bald fern", so dürfen wir also mit Thales sagen:

„Den alten Scherz verzeih' ich dir,
Doch einem Freund nicht eitle Worte!
Ich weiß, du sprichst vom falschen Orte."

Darauf Proteus „als aus der Ferne": „Leb' wohl!" Aber er entfernt sich ja gar nicht; dürfen wir übersetzen? „Leb' wohl" ist ein Gruß, und wartet nicht Persephoneia auf einen solchen, noch dazu auf einen „geheim verbotnen", oder, wie wir kabbalistisch lesen, auf einen „falsch entbotenen"? Wir stehen also vor einer „Spiegelung". Der Gruß heißt salus, salus ist das Heil = heilig = hieros = hier — da ist der „kluge Finger" wieder und zeigt uns abermals das Zauberwort, das hieros logos, dem wir schon so viel verdanken. Daß Thales den Proteus neckt: „Gestalt zu wechseln bleibt noch deine Lust" — ist fürder nicht verwunderlich, denn die „Lust am Trug" hat Goethe bis zuletzt nicht verlassen. Wenn Proteus aber zur Ant-

wort gibt: „Weltweise Kniffe sind dir noch bewußt“, so wollte es mir immer nicht einleuchten, daß die beiden hier nur ein paar freundliche Komplimente miteinander tauschen sollten. „Leere Worte“ kann ich dem Meister nun einmal nicht zutrauen, und „weltweise Kniffe“ zu erlauschen lohnt gewiß der Mühe, um so mehr, als die beiden sich auf ihre Art, gleichsam mit den Augen blinzelnd, oder wie die „Schönste“ „schmunzelnd“ miteinander zu verständigen scheinen. Es heißt auch im vierten Akt einmal: „Geduld und Pfiff zum letzten Knoten“, und an die bekannten kabbalistischen „Kniffe“ erinnernd, scheint Proteus einem Mißverständnis vorbeugen zu wollen. Thales hat denn auch den Wink verstanden und beherzigt, denn:

„Es fragt um Rath und möchte gern entstehn;
Er ist, wie ich von ihm vernommen,
Gar wundersam nur halb zur Welt gekommen.“

Das um Rat fragende ist das kleine chemische Männlein, die folgenden Verse aber haben nun lange genug Verwirrung hervorgerufen und müssen endlich auf den fragmentarischen „Faust“ bezogen werden. Indes hängt sein Geschick durchaus von der „Entstehung“ des Kleinen ab, der im „Laboratorium“ zu Mephisto sagt:

„Hier fragt sich's nur, wie dieser kann genesen?
Hast du ein Mittel so erprob' es hier,
Vermagst du's nicht, so überlaß es mir.“

In der „Classischen Walpurgisnacht“ bei zwei Naturphilosophen „zuhorchend“ finden wir den Kleinen auf richtigem Wege. Proteus aber, dessen Bild auch Herder mit Bezug auf die Sprache gebraucht, wartet zugleich auf Einen, der „besser lesen“ kann; er ist kabbalistisch die Lectio, die „andere Lesart“, in die der „Faust“ in des Meisters Sinn „übersetzt“ werden muß.

„Viel Wundercuren gibt's jetzunder,
Bedenkliche, gesteh' ich's frei,
Natur und Kunst thun große Wunder,
Und es gibt Schelme nebenbei.“

Doch wie sollen wir ihn finden?

„Und wo er auch gestaltet stockt,
Durch Flammen wird er hergelockt.“

Meldet sich da nicht der —

Skeptiker: „Sie gehn den Flämmchen auf der Spur,
Und glaub'n sich nah dem Schatze.
Auf Teufel reimt der Zweifel nur;
Da bin ich recht am Platze —“

Wir werden ja sehen, wer Recht behält — am Ende. „Flämmchen“ spendet auch der „Knabe Lenker“, „erwartend, wo es zünden kann“, und „jeder möge durch die Feuer versuchen sich sein eigen Abenteuer“. So gehe ich denn ein auf das „lustige Spiel“ und rufe einmal wie Thales: „Wo bist du, Proteus?“ Die Antwort erfolgt, doch woher? Aus einer Scene, in der wohl niemand dergleichen vermutet, nämlich bedeutsam genug: aus der Logosscene: „Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?“ Auch das „spitzeste Griffelchen“ wird nicht bestreiten, daß wir hier vor einer „andern Lesart“ stehen, und ich meine, wir haben das „Abenteuer“ bestanden und dürfen einmal zeigen, daß wir das Lachen noch nicht verlernten. Und „wer zuletzt lacht, lacht am besten.“ Trotzdem wollen die neckischen Metamorphosen durchaus ernst genommen sein, und Mephisto, die Gestalten im Werke „allesamt verdächtig“ findend, wird endlich zur Erkenntnis kommen:

„Doch hinter solcher Wänglein Rosen
Fürcht' ich doch auch Metamorphosen.“

Heil uns, die wir erleben, daß der Schalk, „edel gestaltet“, sich herbei läßt, nachdem wir, so lange sein Wesen uns fremd war, nur erfuhren, „was staunen macht und in Verwirrung setzt“:

„Ein leuchtend Zwerglein! Niemals noch gesehn!“
Thales: „Es fragt um Rath und möchte gern entstehn.
Er ist, wie ich von ihm vernommen,
Gar wundersam nur halb zur Welt gekommen.
Ihm fehlt es nicht an geistigen Eigenschaften,
Doch gar zu sehr am greiflich Tüchtighaften.
Bis jetzt gibt ihm das Glas allein Gewicht,
Doch wär' er gern zunächst verkörperlicht.“

Bei allen „geistigen Eigenschaften“ zeigen beide, Homunculus wie Faust einen empfindlichen Mangel am „greiflich Tüchtighaften“, was so lange währen wird, bis der „rechte Mann“ den „rechten Augenblick“ ergreift. Nur die trotzdem künstlerische und geheimnisvolle Hülle, also das „Glas“ verleiht dem Werk inzwischen Wert und Anerkennung, denn der Meister sorgte, daß „die Theile anmuthig und unterhaltend“ wurden. Von dem „Kleingesellen“ heißt es dann weiter:

Proteus: „Du bist ein wahrer Jungfern-Sohn,
Eh' du sein solltest, bist du schon!“
Thales: „Auch scheint es mir von andrer Seite kritisch,
Er ist, mich dünkt, hermaphroditisch.“

Er erscheint allerdings, obwohl er die Faustidee verkörpert, als Knabe, doch glaube ich hier das Mysterium durchblicken zu sehen von der unendlichen Menschheit, die da war, ehe sie die Hülle der Männlichkeit und der Weiblichkeit annahm. Und wenn Wagner „leise“ verrät: „Es wird ein Mensch gemacht“, so darf dabei vor allem die „Materia prima“ nicht fehlen, und Kundige werden

in dem „Jungfernsohn“ „Gefäß und Materie“ ahnen, „Feuer und Kühlbad“, Stoff und Form, denn der Mensch der Zukunft soll vor allem ein ganzer Mensch sein, ein klassischer Mensch, ein Genie. Proteus schaut daher mit Seheraugen in die Ferne:

„Da muß es desto eher glücken,
So wie er anlangt, wird sich's schicken.“

Er? Unmöglich kann Homunculus damit gemeint sein, war er es doch, der durch Flammen erst den Proteus herlockte. Dieser aber setzt das von Thales begonnene Spiel fort und zeigt, daß auch er „weltweiser Kniffe“ Meister ist. „Er“ ist niemand anders, als der „Freund“, der ersehnte, der das alles genial „zu Tage schafft“. Alsdann „wird sich's schicken“, sagt Goethe, der es doch wissen muß, und der darauf seine Hoffnung gründet:

„Und wenn es uns glückt,
Und wenn es sich schickt,
So sind es Gedanken.“

Und

„Wartet nur! Alles wird sich schicken,
Was man von mir auch denken mag;
Mein Buch bringt es einmal zu Tag
In Usum Delphini mit Lücken.“

Und Homunculus ahnt schon seine Erlösung:

„Hier weht gar eine weiche Luft,
Es grunelt so und mir behagt der Duft.“

Und als er Galatee erschaut, da ist's um ihn geschehen.

Nereus:
„Welch neues Geheimniß in Mitte der Schaaren
Will unsern Augen sich offengebahren?
Was flammt um die Muschel, um Galatee's Füße?
Bald lodert es mächtig, bald lieblich, bald süße,
Als wär' es von Pulsen der Liebe gerührt.“

Thales:

„Homunculus ist es, von Proteus verführt...
Es sind die Symptome des herrischen Sehnens,
Mir ahnet das Ächzen beängsteten Dröhnens;
Er wird sich zerschellen am glänzenden Thron;
Jetzt flammt es, nun blitzt es, ergießet sich schon."

„Verführen" bedeutet im philosophischen Sinne „übersetzen". „Den Proteus-Delphin besteigend", „von Proteus verführt", das will sagen in die „andre Lesart" übersetzt, also erkannt, enthüllt zu voller Schönheit. „Herrisches Sehnen" wird auch den Leser an die Verse erinnern, denen „ein Reicher" schon früh sein „Glück" eingehaucht: „Ha, ich bin der Herr der Welt!" usw. Doch auch sonst werden seine „Symptome" immer vernehmlicher. Ein seltsames Ahnen geht durch die Welt, als ob große Dinge sich vorbereiten. In dem „Dröhnen" kündet in der Tat ein gewaltiges Ereignis sich an, das endliche Hörbarwerden der Faustidee. Homunculus hat ja versprochen: „So soll es blitzen, soll es klingen" (Das Glas dröhnt und leuchtet gewaltig). Daß dieser Moment bislang nicht als hochbedeutungsvoll erkannt wurde, liegt wohl mit daran, daß der Dichter mit allem Fleiß im Leser die Meinung nährte, als ob Homunculus wie Faust auf hellenischer Erde die „Helena" suche, während doch Mephisto deutlich sagt:

„Jeder möge durch die Feuer
Versuchen sich sein eigen Abenteuer.
Dann, um uns wieder zu vereinen,
Laß deine Leuchte, Kleiner, tönend scheinen."

Der Held Faust ist, befremdlich genug, sehr schnell aus der „Classischen Walpurgisnacht" verschwunden, obwohl ihm allda so viel verheißen; unbemerkt aber hat inzwischen der „Kleine" seine Stelle eingenommen. Alles

gipfelt in seiner „Entstehung", und der jubelnde Allgesang, von Goethe noch obendrein „All Alle" überschrieben, gilt der lebendig gewordenen Faustidee. Homunculus zerschellt im „Ägäischen Meer", auch das „grüne Meer" genannt, das Faustgeheimnis aber kann nur zum Durchbruch kommen in Goethes Garten. Auch verfehlt der Dichter nicht, ganz leise anzudeuten, daß der Schauplatz sich verändert. Homunculus sagt nicht ohne Schelmerei:

„Hier weht gar eine weiche Luft,
Es grunelt so und mir behagt der Duft."

Darauf Proteus:

„Das glaub' ich, allerliebster Junge!
Und weiter hin wird's viel behäglicher,
Auf dieser schmalen Strandeszunge
Der Dunstkreis noch unsäglicher;
Da vorne sehen wir den Zug,
Der eben herschwebt, nah genug.
Kommt mit dahin!"

Thales: „Ich gehe mit."

Homunculus:

„Dreifach merkwürd'ger Geisterschritt!"

Wird es uns glücken, es der seltsamen Dreiheit nachzutun?

„Das euch grimmig mißgehandelt,
Wog' auf Woge, schäumend wild,
Seht als Garten ihr behandelt,
Seht ein paradiesisch Bild."

So wird der „Wanderer" auf der „Düne" von Philemon belehrt, wobei er ihm vermutlich die fünf Punkte der „Tempelstadt", des „himmlischen Jerusalems" zeigt, denn: „Sei ein Bild der Garten hier," gesellt sich „spiegelnd" die ursprüngliche Fassung des dem „Guten Glück"

geweihten Gebetes herzu. Homunculus spürt also wirklich die Nähe der „Schönsten"; der erste „Schritt" ist geglückt.

Es folgt der wohlgemeinte Rat des weisen Thales:

„Gib nach dem löblichen Verlangen
Von vorn die Schöpfung anzufangen!"

Den „Faust" aufschlagend, also die dichterische „Schöpfung" „von vorn" beginnend, finden wir im „Vorspiel auf dem Theater" den Vers:

„So schreitet in dem engen Breterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus."

Also Anfang und Ende, Alpha und Omega. Wo „das erste Breterhaus" gestanden, wo das Werk begonnen, da wird es sich auch vollenden, der Grundstein muß zum Schlußstein werden. Es führt also auch dieser, so ganz anders gefärbte Weiser zum „rechten Fleck".

„Sei du im Leben wie im Wissen
Durchaus der reinen Fahrt beflissen;
Wenn Sturm und Strömung stoßen, zerr'n,
Sie werden doch nicht deine Herrn;
Compaß und Pol-Stern, Zeitenmesser,
Und Sonn' und Mond verstehst du besser,
Vollendest so nach deiner Art
Mit stillen Freuden deine Fahrt."

Ein, wenn auch verständlicher Irrtum war es, das Dokument bei den Akazien als den letztgepflanzten Bäumen zu suchen, denn „Compaß und Pol-Stern" weisen nach Norden, und es ist unsagbar beglückend, sich Schritt für Schritt vom Meister begleitet zu fühlen, wenn er in obigem Gedicht fortfährt:

„Besonders wenn dich's nicht verdrießt,
Wo sich der Weg im Kreise schließt."

Zu seiner Zeit schloß sich „der Weg im Kreise" beim Altar des „Guten Glückes"; der jetzt nach oben führende Aufstieg entstammt einer späteren Periode. Wir sind im Hafen.

„Der Weltumsegler freudig trifft
Den Hafen, wo er ausgeschifft."

Doch wir müssen noch einmal zu Proteus zurückkehren, der inzwischen eines Delphins Gestalt angenommen, um Homunculus auf seinem Rücken zu tragen. Wir haben die Wasserfahrt schon gewagt, mit „Geisterschritt", oder wie er selber sagt:

„Komm geistig mit in feuchte Weite,
Da lebst du gleich in Läng' und Breite,
Beliebig regest du dich hier;
Nur strebe nicht nach höhern Orden,
Denn bist du erst ein Mensch geworden,
Dann ist es völlig aus mit dir."

Damit die Faustidee offenbar werde, muß Homunculus „zerschellen", er muß „sterben" um zu „werden"; an den „höheren Orden" aber, die seine Menschwerdung beeinflussen, dürfen wir nicht länger achtlos vorüber gehen. Ist nicht kurz vorher vom „Goldenen Vließ" die Rede gewesen? Wie es so ganz in den klassischen Rahmen hineinpaßt, ist es dennoch doppelsinnig, denn auch in der Freimaurerei gibt es, oder gab es wenigstens zu Goethes Zeit einen sogen. „Hochgrad", der diesen Ordensnamen führte. Überdies trägt Faust nicht zufällig einen „Rittermantel".

„Setz' ihn nieder,
Deinen Ritter, und sogleich
Kehret ihm das Leben wieder,
Denn er sucht's im Fabelreich."

Und „ein rother Mantel, goldgesäumt“, „durch zweier Zeugen Mund“ empfohlen, möchte nicht übersehen werden:

„In rothem goldverbrämtem Kleide,
Das Mäntelchen von starrer Seide,
Die Hahnenfeder auf dem Hut,
Mit einem langen, spitzen Degen,
Bin ich als edler Junker hier,“ sagt Mephisto,
„Und rathe nun dir, kurz und gut,
Dergleichen gleichfalls anzulegen;
Damit du, losgebunden, frei,
Erfahrest was das Leben sei.“

„Was das Leben sei“, das lehrt die „Lebenskunst“; es ist also von einem Ordenskleid die Rede. Mir ist, wo ich fragte, der Bescheid geworden, Goethe sei zu keinem Rittergrad befördert gewesen, da sonst sein Rittermantel erhalten wäre. Indes, „selig sind, die da nicht sehen und doch glauben.“ Der Meister hat oft genug betont, keine Zeile gedichtet zu haben, die nicht „erlebt“ sei. So halte ich mich an sein Gebot:

„Am besten ist's auch hier, wenn ihr nur Einen hört
Und auf des Meisters Worte schwört.“

Da das „goldene Vließ“ verflochten ist in den „Allgesang“ der „Classischen Walpurgisnacht“, so muß der ursprünglich geplante „Ritterschlag“ Fausts damit zusammenhängen. Was aber Faust widerfährt, hat auch Goethe erlebt; ich suche ihn also an der Tafelrunde der Ritter vom „Goldenen Vließ“, und die „Mantelfalten“, die er seinem „Faust“ umgeschlagen, dürfen in diesem Sinne aufgefaßt werden.

„Den Mantel her
Und um den Ritter umgeschlagen,
Der Lappen wird euch, wie bisher,
Den einen mit dem andern tragen.“

Wenn indes der Rittermantel nicht auf uns gekommen ist — kann der Meister ihn nicht absichtlich mit dem „Hauptgeschäft“ sekretiert haben, da er doch alles, was hierzu gehört, in einem „aparten Kistchen“ verwahrte, auf daß es, „wenn's glückt“, dereinst ans Licht komme?

„Ihr guten Kinder,
Ihr armen Sünder,
Zupft mir am Mantel;
Laßt nur den Handel.
Ich werde wallen
Und lass' ihn fallen,
Wer ihn erwischet,
Der ist erfrischet.“

Überall macht Goethes „realistischer Tic“ sich bemerkbar, vor dem er, „der Not gehorchend“ und „dem eignen Trieb“, nämlich seiner „Lust am Trug“, Hohes und Höchstes unter einfachsten Worten verbarg mit obendrein oft recht seltsamem Schein. So auch hier, denn wer das Glück hat, den „Mantel“ zu „erwischen“, den er scheidend „fallen ließ“, der ist im höchsten Sinne „erfrischt“ und wird nichts Geringeres herbeiführen, als eine Renaissance, wie unsere damaligen Geisteshelden sie ersehnten. Wozu wären die „Argonauten“ in den „Faust“ verflochten, wenn nicht das „goldene Vließ“ zu gewinnen wäre? Allen Mythen liegt der gleiche Kern zu Grunde. So möchte es am Ende das Ideal der Ritter des „Goldenen Vließes“ gewesen sein, ein „verlorenes Paradies“ wieder zu gewinnen, oder, wie andere es nannten, den „Stein der Weisen“.

„Wartet nur! alles wird sich schicken,
Was man von mir auch denken mag;
Mein Buch bringt es einmal zu Tag,
In Usum Delphini mit Lücken.“

Die Phantasie wagt hier etwas mehr heraus zu hören, als was im Konversationslexikon steht. Denn

„Die reitenden Helden vom festen Land
Haben jetzt gar viel zu bedeuten;
Doch stünd' es ganz in meiner Hand,
Ein Meerpferd möcht' ich reiten."

War es nicht Arions, also Orpheus Leyer, die die Delphine herbeilockte, — war es nicht ein Delphin, der den Dichter aus den Wogen und zugleich aus den Händen der Barbaren rettete? Ein Delphin muß erst geschwommen kommen, uns zu dem Wunderland zu tragen, und ein edleres „Vehikel", eine poetischere „Uebersetzung" war nicht zu ersinnen. Seltsam, wie alle Fäden jetzt zusammenlaufen; im „grünen Meer" muß Homunculus „zerschellen", und da wir die „Dünen", den „Canal", und den „Hafen" gefunden, da wir dem „Glück" „geopfert", so wird es uns auch „grüßen", wenn es „an der Zeit" ist. Klingt nicht Thales' Stimme ganz vertraut, wenn er, den Kleinen „verhüllend", seine Erlösung verheißt:

„Mit unsern Gunsten sei's, mit unserm Willen,
Wer schauen will, was wir verhüllen" —

Am Tage der „Enthüllung" aber wird noch eine andere vernehmlich werden:

„Mit meinem Willen mag's geschehn,
Die Thräne wird mir in dem Auge stehn."

„So laßt mich scheinen, bis ich werde!" Selbst Mignons süße Stimme wird mit dreinreden, ist mir's doch, als ob Homunculus' Leuchten sich auch über ihr „weißes Kleid" ergießen müsse, wie bei dem Wunder am Ostermorgen im Garten Arimathia. Doch

„Dieß Wunder wirkt auf so verschiedne Leute
Der Dichter nur. Mein Freund, o thu' es heute!"

Wie aber mag es zugehen, daß die „kalte Schwelle", die „Wartesteine", daß die „Thürpfosten", wo immer sie auch gestanden haben, nicht gleich den beiden andern Toren durch ein Mosaikpflaster gekennzeichnet wurden, daß der bedeutsamste Platz im Garten nicht die „heil'ge Signatur" erhielt, die selbst nach Galateas Zusammensturz zum untrüglichen Wegweiser hätte werden können? Denn

„Vom Estrich zwar ist es nicht aufzuraffen,
Doch Weisheit weiß das Tiefste herzuschaffen."

Und dann — hat das „schöne Mädchen" Heimatrecht auf dem heiligen Boden? Im Zusammenhang mit dem in der „Classischen Walpurgisnacht" geschilderten Wiedererwachen der Humaniora und dem Freiwerden der Naturforschung erkannte schon Louvier in ihr die „Gracität", die „Schönheit-Natur", und ich kann auf diesem Fundament nur dankbar weiter bauen. Ob die Statue auch aus des fleißigen Klauers Werkstatt hervorgegangen, habe ich leider nicht erkunden können, doch warum der Meister sie mit einem „Pfauenwedel" ausstattete, den man in der Überlieferung vergebens sucht, und hinter dem sie sich, an Juno gemahnend, so lange versteckte, das glaube ich ihm abgelauscht zu haben:

Offenbar Geheimniß.

„Sie haben dich, heiliger Hafis,
Die mystische Zunge genannt
Und haben, die Wortgelehrten,
Den Werth des Worts nicht erkannt.
Mystisch heißest du ihnen,
Weil sie Närrisches bei dir denken
Und ihren unlautern Wein
In deinem Namen verschenken.
Du aber bist mystisch rein,

Weil sie dich nicht verstehn,
Der du, ohne fromm zu sein, selig bist!
Das wollen sie dir nicht zugestehn."

Wink.

Und doch haben sie Recht, die ich schelte:
Denn daß ein Wort nicht einfach gelte,
Das müßte sich wohl von selbst verstehn.
Das Wort ist ein Fächer! Zwischen den Stäben
Blicken ein Paar schöne Augen hervor.
Der Fächer ist nur ein lieblicher Flor,
Er verdeckt mir zwar das Gesicht;
Aber das Mädchen verbirgt er nicht,
Weil das Schönste, was sie besitzt,
Das Auge, mir ins Auge blitzt."

Ist nicht der „Pfauenwedel" auch ein „Fächer"? „Der ideale Hintergrund der Wirklichkeit, das Durchscheinen der Idee, das ist's, was wir als Schönheit der Natur empfinden", und „Natur und Idee läßt sich nicht trennen, ohne daß die Kunst sowie das Leben zerstört werde" (M. u. R.). Des Greises holden Liebling, der schönen Griechin recht tief in die Augen schauend, war es eine wonnesame Stunde, als ich in ihr das Ideal der damaligen Edlen, die „Humanität" erkannte, die „schöne Menschlichkeit", die das „Glück" der Griechen ausmachte, und die sie in ihrer glücklichen Weltauffassung der Verwandtschaft von Natur, Menschen, Heroen und Göttern uns gelehrt. Das ist die „hohe Königin", der im Tempel am Rosenberge allerdings die erste Stelle gebührt, und das „Schönste" ist auch das „Heiligste".

„Mit Botanik gibst du dich ab? mit Optik? Was thust du?
Ist es nicht schönrer Gewinn, rühren ein zärtliches Herz?

Ach, die zärtlichen Herzen! Ein Pfuscher vermag sie zu rühren;
Sei es mein einziges Glück, dich zu berühren, Natur!"

Die Freimaurer aller Länder und aller Systeme pflegen den Inhalt ihrer Gedankenwelt, wo sie ihn auf einen kurzen Ausdruck bringen wollen, in dem Wort und Begriff der Humanität zusammenzufassen. Ist doch die Freimaurerei von jeher die Kulturstätte edlen Menschentums gewesen, die sich, allen Verfolgungen und Verdächtigungen trotzend, durch Jahrhunderte erhielt. Herder, der große Apostel der Humanität, sagt von der Freimaurerei: „Steht die Gesellschaft auf dem Gipfel, auf welchem wir sie wünschen, ist sie das, wonach zu allen Zeiten alle Guten streben, jeder Religion und Standesverfassung unbeschadet, gleichsam das Auge und das Herz der Menschheit, so bringt sie, über allen Unterschied der Stände, über jeden Sektengeist erhaben, den freien Seelen, die zu ihr gehören, die goldne Zeit zurück, die in unser aller Herzen lebt."

Sollte dem Gemälde von Rafael, dem „Triumphzug der Galater", nicht dieselbe humanistische Idee zugrunde liegen, und mußte dies nicht den „Künstler" in Goethe begeistern und entzücken? In den „Ideen" äußert sich Herder: „Ich wünschte, daß ich in das Wort Humanität alles fassen könnte, was ich bisher über des Menschen edle Bildung zur Vernunft und Freiheit, zu feineren Sinnen und Trieben, zur zartesten und stärksten Gesundheit, zur Erfüllung und Beherrschung der Erde gesagt habe; denn der Mensch hat kein edleres Wort für seine Bestimmung, als er selbst ist, in dem das Bild des Schöpfers unserer Erde, wie es hier sichtbar werden konnte, abgedruckt lebt." Philo von Alexandrien († 42

n. Chr.) nennt die Humanität die nächste Verwandte und Schwester, ja die Zwillingsschwester der Religion und Frömmigkeit, und setzt hinzu, daß der, der ihr als Liebhaber angehört, ein Prophet der Gesetze ist. „Seht mich an als Propheten", sagt Meister Goethe, und:

„Was willst du daß von deiner Gesinnung
Man dir nach ins Ewige sende
Er gehörte zu keiner Innung
Blieb Liebhaber bis an's Ende."

„Und so besitzt die Holde, lange schon
Als Erbin Tempelstadt und Wagenthron."

Die „Tempelstadt" hat sich erschlossen, und der „Wagenthron" ist die Faustdichtung, die in der „hohen Königin" erst ihre edelste Zierde und Krone erhält. Dies überraschende Geständnis in seiner ergreifenden Schlichtheit, und daß „Kypris sich abgekehrt" bedeutet aber nichts Geringeres, als einen Menschheits-Hymnus; es ist nichts anderes, als wenn Friedr. Hölderlin sagt: „Ich hange nicht mehr so warm an einzelnen Menschen; meine Liebe ist das Menschengeschlecht." Die „Schönste" beherrschte also nicht nur „Tempelstadt und Wagenthron", auch in seinem Herzen hatte der hohe Meister ihr einen Altar gebaut; gesteht er doch selbst, daß er „sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und in Nachbildung ihrer geheimnißvollen Gestalten zugebracht." (An Jakobi 10. Mai 1812.) Sollte, in seiner bekannten Schelmerei, die „Schönste" nicht irgendwo in seinen Gedichten hinter dem „Fächer" hervorlugen?

„Leichte Silberwolken schweben
Durch die erst erwärmten Lüfte,
Mild, von Schimmer sanft umgeben,
Blickt die Sonne durch die Düfte;

Leise wallt und drängt die Welle
Sich am reichen Ufer hin,
Und wie reingewaschen helle,
Schwankend hin und her und hin,
Spiegelt sich das junge Grün.
Still ist Luft und Lüftchen stille;
Was bewegt mir das Gezweige?
Schwüle Liebe dieser Fülle,
Von den Bäumen durchs Gesträuche.
Nun der Blick auf einmal helle,
Sieh! der Bübchen Flatterschaar,
Das bewegt und regt so schnelle,
Wie der Morgen sie gebar,
Flügelhaft sich Paar und Paar.
Fangen an das Dach zu flechten; —
Wer bedürfte dieser Hütte?
Und wie Zimmrer, die gerechten,
Bank und Tischchen in der Mitte!
Und so bin ich noch verwundert,
Sonne sinkt, ich fühl' es kaum;
Und nun führen aber hundert
Mir das Liebchen in den Raum,
Tag und Abend, welch ein Traum!"

Nun erst flutet Liebe, Licht und Leben durch den „Ewigen Tempel", und wie wohl mußte es dem Meister darin sein; wie gern mag er aus der lauten Welt geflüchtet sein zu der „lieblichsten Herrin", die den „Liebenden" immer hold lächelnd empfing. Nun erst wird verständlich, warum das Nahen Galateas den Gipfelpunkt bildet in der „Classischen Walpurgisnacht"; es bedeutet die Rückkehr zur Natur, zur Wahrheit, das Wiedererwachen des Humanitätsgedankens in der glorreichen Periode, die wir heute die zweite Blütezeit der

Renaissance nennen. Besteige auch du den Proteus-Delphin, o Leser, und alsbald wird das ganze wunderbare Bild der Lösung dir erscheinen,

„Erhoben zu den Mittellüften,
Gespiegelt in besondern Düften" —

wie eine Fata Morgana — „Nova Atlantis" im Morgenrot.

Bevor jedoch die „lieblichste Herrin" selber sich zeigt, werden „holde Knaben" hergeführt, die die „Doriden" „gerettet"

„Aus der Brandung grimmem Zahn,
Sie, auf Schilf und Moos gebettet,
Aufgewärmt (!) zum Licht heran."

Die „Grazien des Meeres", die Doriden, sämtlich auf Delphinen erscheinend, sind die griechischen (übersetzten) Schriften, die uns das schönste Vermächtnis der Antike, die „Platonischen Ideen" überliefert haben. Sie möchten sie für sich behalten, „unsterblich an ewiger Jugendbrust", aber Goethe-Nereus heißt sie, dieselben ans Land setzen. In dem gesegneten Zeitalter werden die hohen Ideen bald heimisch, so daß die „Knaben" dankbar bekennen

„Wir haben's nie so gut gehabt
Und wollen's nicht besser haben."

Platon, der Interpret der griechischen Menschheit, er durfte hier wahrlich nicht fehlen, denn in der „Classischen Walpurgisnacht" erlebte auch sein ewig vorbildliches Kulturideal der Menschheit eine Renaissance. Er ist es, der im Altertum als Mensch das Höchste erreicht hat, indem sein Lebenswerk sich dadurch zum höchsten Gipfel erhebt, daß er nach den Idealen suchte, um sie in die Tat umzusetzen. Seine formvollendeten Dichtungen überlieferten uns die politisch-religiösen Ideale, die noch heute das Endziel aller humanistischen, also auch der freimaurerischen Bestrebungen sind. So bereiten überaus sinnig im „Faust" die Platonischen Ideen, „wie der Morgen sie gebar", gewissermaßen den Boden. Sie „fangen an, das Dach zu flechten" zum Tempel der Humanität, an dem all unsere Großen bauten. Erst nachdem die „holden Knaben" gelandet, „nähert sich Galatee auf dem Muschelwagen". Was die Doriden hergeführt, war nur „der Mutter Bild", das Humanitätsideal der griechischen Welt, dessen sie sich nicht bewußt war. Die „Psyllen und Marsen" dagegen, die so bescheiden nur einmal hier zu Wort kommen, sie sind es, die fast unbemerkt die „Holde" selbst heranbringen, die wiedererwachte, bewußte und dadurch erst wirklich fruchtbare „Humanität"!

„In Cyperns rauhen Höhle-Grüften,
Vom Meergott nicht verschüttet,
Vom Seismos nicht zerrüttet,
Umweht von ewigen Lüften,
Und, wie in den ältesten Tagen,
In still-bewußtem Behagen,
Bewahren wir Cypriens Wagen
Und führen, beim Säuseln der Nächte,
Durch liebliches Wellengeflechte,
Unsichtbar dem neuen Geschlechte,
Die lieblichste Tochter heran.
Wir leise Geschäftigen scheuen
Weder Adler noch geflügelten Leuen,
Weder Kreuz noch Mond,
Wie es oben wohnt und thront,
Sich wechselnd wegt und regt,
Sich vertreibt und todtschlägt,
Saaten und Städte niederlegt.
Wir, so fortan,
Bringen die lieblichste Herrin heran."

Die „leise Geschäftigen“ enthüllen sich als — Freimaurer, und Meister Goethe konnte ihre stille, jahrhundertelange Tätigkeit mit wenig Worten nicht schöner schildern. Ihnen scheint daher auch sein Hoffen zu gelten, wenigstens insofern, als sie mit „uralter Weisheit“ vertraut sind:

„Leb' alles wohl, was wir hiemit bestatten,
Nach Osten sei der sichre Blick gewandt.
Begünstige die Muse jedes Streben,
Und Lieb' und Freundschaft würdige das Leben.“

Nun aber will namenloses Weh mich überfallen, daß die „Schönste“ von den „Terrassen“ verschwunden ist. Wer soll uns nun des Meisters letzten Gruß ausrichten, und was wird aus Homunculus? Von Galatea steht geschrieben: „Sie setzt den Fuß in das durchsichtige Helle.“ Worauf kann das zielen sollen? War der „rechten Stelle“ dennoch ein Mosaikschmuck zugedacht, der durch des Meisters unerwarteten Tod unterblieb?

Tatsächlich scheint der Greis für's kommende Jahr noch etwas geplant zu haben, denn am 10. November 1831 ersuchte er den Wegebauinspektor Götze in Jena nochmal „um etwa eines Tragkorbs Maaß schwarzer Steine; sind kleine, hübsche, weiße zu finden, auch die sind mir angenehm; sende sie wie die vorigen herüber, lasse sie an meinem Garten am Stern abladen, und gib dem Fuhrmann ein Zettelchen mit, auf daß er gleich seinen Lohn empfange.“ Die Sendung erfolgte sogleich, denn das Tagebuch meldet am 16. November: „Der Kutscher ward auf den Holzmarkt geschickt und brachte nachher Jenaische Kieselschiefer aus dem Garten herauf.“ Goethe wollte offenbar zur Auffindung seines hohen Vermächtnisses, das er zu Galatee's Füßen geborgen, noch ein „musivisches Pflaster“ legen lassen; aber warum

tat er das nicht gleich, wo doch sein hohes Alter sich ernstlich mahnend bemerklich machte? Es kann nur weise Vorsicht gewesen sein, indem wohl der Winter die Spuren seiner eigenen Tätigkeit an diesem Platze erst verwischen sollte. Hätte er geahnt, daß es sein letzter war! Er hielt sich aus Gesundheitsrücksichten still daheim; am 3. Februar 1832 schrieb er ins Tagebuch: „Um 12 Uhr zum ersten Mal seit langer Zeit spazieren gefahren.“ Da es ihm gut bekam, wagte er es am fünften wieder, und am folgenden Tage trieb es ihn offenbar zum „untern Garten“. Aber der Erdboden war, wenn nicht mehr gefroren, so doch gewiß zu naß, um die Pflasterung vornehmen zu lassen, und es wird des Meisters Wunsch gewesen sein, sie persönlich zu leiten. Der 13. u. 14. Februar meldet von abermaligen Spazierfahrten, aber in keinem vorhergehenden Jahre stieg Goethe so früh im Ilmtal ab. Der 16. findet den Ungeduldigen wiederum mit Wölfchen „im untern Garten“, wo er das Terrain als noch immer nicht für seine stillen Wünsche geeignet gefunden haben wird. Vom 20. Februar meldet das Tagebuch: „Zu bemerken hoher Barometerstand, beynahe 28. Vom frühen Morgen an Westwind und sehr dunstiger Himmel. Der Morgenwind trat erst nach 12 Uhr ein. In den untern Garten gefahren. Einige Stunden daselbst geblieben.“ Ein milder Vorfrühlingstag scheint dem Greis diesen letzten, auffallend ausgedehnten Besuch an geweihter Stätte ermöglicht zu haben. Mit welchen Gefühlen wird er die Grenzen des „Palastes“ abgeschritten, nochmal von einem bedeutsamen Punkt zum andern gewandert sein! Hielt er noch einmal Zwiesprach mit der Holden, die er zur Hüterin seines Schatzes bestellt, bis das Schicksal ihm den „Folger“ erwecken würde? Raunte er ihr noch eine

letzte Verheißung ins Ohr von Einem, der da kommen würde? Arme, kleine Galatee! Vater Goethe kam nicht wieder, deinem zierlichen Fuß den Schemel zu bereiten. „Auf zum Darnawend schlug er die Flügel.“ Als in seinem stillen Garten die Schneeglöckchen blühten, läuteten auch seine Todesglocken. Du aber bliebst zurück, einsam und verlassen in einer Welt, die deinen stummen Schmerz nicht sah. Der Frühling wob seinen blumigen Teppich, das „kleine Alpenfeld“ prangte im Hochzeitskleide — kein Pförtchen klang, kein wohlbekannter Schritt stieg die „Terrassen“ hinauf. Die Rosen blühten und umrankten die verschlossenen Fenster, die Vögel sangen ihre alten Weisen — Galatee harrte umsonst, und „die schönen Thränen des Himmels rollten an ihr herunter.“ Verwundert schauten die flinken Eichhörnchen auf die stillen Wege, all die goldnen Sommertage schwanden dahin — der Meister blieb fern. Wie auch die Liebliche rosig erglühte im Morgen- und Abendschein, der „Liebende“ sah es nicht mehr. Wenn aber der Mond über den Rosenberg heraufkam und das Ilmtal mit silbernem Schleier umwob, dann besuchte er auch die einsame Schöne, deren bleiches Gesicht unverwandt nach derselben Stelle blickte. Als dann auch die Malven umsonst geglüht, da fielen die Blätter von den Bäumen, und der Sturmwind sauste über die Höhen. Der Winter aber hüllte die Verwaiste mitleidsvoll in seinen kalten Mantel, setzte ihr ein weißes Hütlein auf, und so träumte sie hinter ihrem Fächer von entschwundenem Glück. Wie hatte der Meister sie oft so liebevoll angeschaut mit seinen großen, wunderbaren Augen; sanft hatten seine Hände ihren Scheitel berührt, der Hauch seines Mundes ihre Wange gestreift. Was schon der alte Logau gewußt, das hatte auch Goethe längst erkannt —

„Küß eine weiße Galatee —
Sie wird erröthend lachen.“

Wenn er, „des Treibens müde“, sich hinüber rettete in die stille Welt seines Gartens und einsam niedersaß an trauter Stelle, der Sonne sich freuend, dann lugte Galatee, von ihm beseelt, schelmisch hervor hinter ihrem „Pfauenwedel“ und belauschte eines Gottbegeisterten „morgenröthliche Träume“.

„Einen langen Tag über lebt' ich schön,
Eine kurze Nacht;
Die Sonne war eben im Aufgehn,
Als ich zu neuem Tag erwacht.“

Aber das Morgenrot verglühte, die „Sonne“ ist nicht heraufgekommen.

„Du hast an schönen Tagen
Dich manchmal abgequält!“
Ich habe mich nie verrechnet,
Aber oft verzählt.“

Und der Meister hatte sich diesmal gründlich verzählt. Harrend stand Galatee im Wechsel der Zeiten; die Wenigen, die in den Garten kamen, erkannten sie nicht und gingen vorüber. Die Knospen jedes neuen Lenzes brachten neues Hoffen, und bräutlich schmückte sich der „Saal“ zum Empfang des heiß Ersehnten; der Herbst aber zerriß den Kranz, und höhnend jagte der Sturm ihr welke Blätter ins Antlitz. Sie wartete vergeblich, des „Folgers“ Stern war noch nicht aufgegangen. Und als in den fünfziger Jahren die Familie Steinacker mit den Goethe'schen Enkeln, Meister Liszt und anderen Freunden Goethes Geburtstag in dem alten Garten feierlich beging mit hübschen Gesängen, wie der Dichter sie so gern gehabt, da lag die „Schönste“ in Trümmern, und ahnungslose Kinder vergnügten sich damit. Und auch

diese letzten Reste schwanden; nicht die leiseste Spur ist von der Holden zurückgeblieben. Wer doch ahnen könnte, was ihr zu Füßen geplant war! Es steht geschrieben: „Sie setzt den Fuß in das durchsichtige Helle." Abschied nehmend und sorglich sein Haus bestellend, trifft der „Kaiser" u. a. die Bestimmung:

„Nun aber, was das Reich in seinem Ganzen hegt,
Sei mit Gewicht und Kraft der Fünfzahl auferlegt."

Was liegt näher, als hierbei auch an die „fünfte Wissenschaft" zu denken, an die Geometrie, die „Meßkunst", der die Symbole der Freimaurerei entlehnt sind. „Wir stehn am Thor", sollte sie nicht der Schlüssel sein?

„Tief unten fühl' ich das ersehnte Gute,
Erfahrung bleibt die beste Wünschelruthe."

„Wer sich mit reiner Erfahrung begnügt", belehrt uns Goethe, „und darnach handelt, der hat Wahres genug. Das heranwachsende Kind ist weise in diesem Sinne." Aber er sagt an andrer Stelle: „In allen Künsten gibt es einen gewissen Grad, den man mit den natürlichen Anlagen so zu sagen allein erreichen kann. Zugleich aber ist es unmöglich, denselben zu überschreiten, wenn nicht die Kunst zu Hülfe kommt."

Im „Allgem. Handbuch" der Freimaurerei heißt es: „Dem alttestamentlichen Propheten ist die Geometrie das Grundgesetz des heiligen Tempels, in dem Jahwe wohnen will immerdar. Ezechiel schaut in einem Gesicht (Kap. 40 bis 48) den Tempel der Zukunft, der sich vor ihm ausbreitet. Ein Engel, mit Meßrute und Meßschnur in der Hand, führt ihn in den Gottesbau ein; er mißt vor seinen Augen dessen einzelne Teile, die sich nach den vier Weltgegenden erstrecken." „Auch in der Offenb. Johannis zeigt ein Engel mit goldnem Meßstab in der Hand dem prophetisch begeisterten Verfasser des Buchs

(Kap. 21, 15 u. fg.) das neue Jerusalem, die heilige Stadt, die vom Himmel herniederstieg, und mißt sie vor seinen Augen aus; ihre Länge, Breite und Höhe sind gleich. — Wenn demnach im Weltall, in dem Tempel und der Stadt Gottes die Wissenschaft der Geometrie Tatsache ist, so hat sie für den Freimaurer den Wert einer praktischen Wissenschaft und die Bedeutung einer Kunst der geordneten, inneren Arbeit. Denn in ihren Elementen, in den einfachsten und unscheinbarsten Figuren führt sie eine Fülle von Grundsätzen und unabänderlichen Normen vor Augen, deren Kenntnis und Verwirklichung auf sittlichem Gebiet zur Vervollkommnung führen muß." Auch Novalis sagt: „Wer ein mathematisches Buch nicht mit Andacht ergreift und es wie Gottes-Wort liest, der versteht es nicht." Doch nicht der Philosoph, sondern nur der Poet erkennt den magischen Gehalt der „fünften Wissenschaft" und faßt sie als „Kunst" auf, sie „religiös als Offenbarung der magischen, über uns im Transzendenten thronenden Gottheit begreifend." „Wenn man den Leuten nur begreiflich machen könnte, daß es mit der Sprache wie mit den mathematischen Formeln sei — sie machen eine Welt für sich aus — sie spielen nur mit sich selbst, drücken nichts als ihre wunderbare Natur aus, und eben darum sind sie so ausdrucksvoll." So sah auch Goethe in den Sinnbildern der „Königl. Kunst" eine ganze Welt, ein „Symbol des freien rhythmischen Spieles alles Welterfassens", und was könnte die „heilige Signatur" anders sein, als ein nur den „Brüdern" bekanntes Symbol? So dürfen wir wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß zu Galatee's Füßen ein, wenn auch nicht auffallender, aber doch hochbedeutsamer Schmuck entstanden wäre, ein Zeichen, das alsbald zur sichern Auffindung des Geheim-

nisses hätte führen müssen, wenn nicht die Parze plötzlich Goethes Lebensfaden durchschnitten hätte. Welch grenzenlose Tragik, daß die Hand erlahmte, ehe sie dem Testament das letzte Siegel aufgedrückt! Doch sollte es nicht, wie alles, was die hohe Idee wie mit leuchtendem Kranze umgibt, in Goethe's Dichtung sich spiegeln?

„Ein Siegelring ist schwer zu zeichnen,
Den höchsten Sinn im engsten Raum;
Doch weißt du hier ein Ächtes anzueignen,
Gegraben steht das Wort, du denkst es kaum."

Und in diesem feierlichen Moment fehlt es nicht an einem zweiten Zeugen, denn:

„In Winkeln bleibt noch vieles zu entdecken,
So viel Erschrecklichstes im engsten Raum!"

Der „Winkel" als solcher erscheint auch in Paralip. 18:

„Mit pathetischem Dünkel
Quadrirt den Zirkel
Bissecirt den Winkel
Und wo die Klügsten selbst sich wunderlich gebärden,
Das kann hier Schüler Arbeit werden."

Denn „der ächte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert sich dem Meister."

„Lehrling, du schwankest und zauderst und scheuest die glättere Fläche,
Nur gelassen, du wirst einst noch die Freude der Bahn."

Nur ein „Lehrling" des Meisters kann das große Wunder entschleiern. Bin ich auch in der „fünften Wissenschaft" nicht erfahren und mit „Zirkel und Winkelmaß" nicht vertraut, so glaube ich doch die „ewigen Normen" zu erkennen, nach denen Homunculus „sich regen" soll.

„Gib nach dem löblichen Verlangen
Von vorn die Schöpfung anzufangen!

Zu raschem Wirken sei bereit!
Da regst du dich nach ewigen Normen,
Durch tausend, abertausend Formen,
Und bis zum Menschen hast du Zeit."

„Ewige Normen" gibt es nur in der Natur. Mit ihren „tausend, abertausend Formen" sind sie des Forschers Welt, aber auch des Künstlers, des Weisen Entzücken, denn er belauscht in ihnen die Musik der Sphären, wie sie schon Pythagoras begeistert. Auf „ewigen Normen" beruhen auch die Symbole der Königl. Kunst, und damit sind wir endlich „hinabgestiegen" zu den „Müttern." Oder geht es aufwärts?

„Versinke denn! Ich könnt' auch sagen: steige!
's ist einerlei."

Daß Goethe diesen geheimnisvollen, von ihm mit so seltsam komischem Pathos eingeführten Gestalten eine hohe Mission bei der Auflösung seines Werkes eingehaucht, war mir schon lange klar, aber die bislang veröffentlichten Deutungen hatten mir die scheinbar Unerreichbaren noch nicht nahe genug gebracht, als daß ich sie zu meiner „Sibyllengilde" hätte zählen dürfen. Und doch landete auch Louvier schon damit „in jenen heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen."

„Die Mütter! Mütter! 's klingt so wunderlich!"

Welch heillose Schelmerei mag aus Goethes Augen geblitzt haben, als er dies zu Eckermann sagte! Der gute Johann Peter aber merkte nicht, wie sein großer Meister ihn neckte, schrieb vielmehr treuherzig wie immer das Erlebnis nieder: „10. Januar 1830. Heute zum Nachtisch bereitete Goethe mir einen hohen Genuß, indem er mir die Scene vorlas, wo Faust zu den Müttern geht. Das Neue, Ungeahndete des Gegenstandes, so wie die Art und Weise, wie Goethe mir die Scene vortrug, ergriff

mich wundersam, so daß ich mich ganz in die Lage von Faust versetzt fühlte, den bei der Mittheilung des Mephistopheles gleichfalls ein Schauer überläuft. Ich hatte das Dargestellte wohl gehört und wohl empfunden, aber es blieb mir so vieles räthselhaft, daß ich mich gedrungen fühlte, Goethe um einigen Aufschluß zu bitten. Er aber, in seiner gewöhnlichen Art, hüllte sich in Geheimnisse, indem er mich mit großen Augen anblickte und mir die Worte wiederholte: „Die Mütter! Mütter! 's klingt so wunderlich! Ich kann Ihnen weiter nichts verrathen", sagte er darauf, „als daß ich beim Plutarch gefunden, daß im griechischen Alterthum von Müttern, als Gottheiten, die Rede gewesen. Dieß ist alles, was ich der Ueberlieferung verdanke, das Uebrige ist meine eigene Erfindung. Ich gebe Ihnen das Manuskript mit nach Hause, studiren Sie alles wohl und sehen Sie zu, wie Sie zurecht kommen." Eckermann wird über diesen Gestalten ohne Zeit und Raum ebenso erfolglos gebrütet haben, wie nach ihm viele andere, denn Niemand beachtete des Dichters Wink in Mephistos Worten:

„Was ziehst du mich in diese düstern Gänge?
Ist nicht da drinnen Lust genug,
Im dichten, bunten Hofgedränge
Gelegenheit zu Spaß und Trug?"

Zu Beginn der Scene aber heißt es:

„Ungern entdeck' ich höheres Geheimniß."

Vernimm daher mit Ehrfurcht, o Leser, was dem hohen Meister so heilig war; heiliges Urwesen birgt sich hinter den „Müttern" — es sind in dem für den Augenblick erforderlichen Sinne die Symbole der „Königl. Kunst", wie ich deren schon mehrere im „Tempel" zu entdecken das Glück hatte. „Ungern entdeck' ich höheres Geheimniß."

„Mit meinem Willen mag's geschehn,
Die Thräne wird mir in dem Auge stehn."

Um dem Leser die „Mütter" näher zu bringen, schalte ich die Deutung Louvier's ein. Nach ihm sind die „Mütter":

1. poetisch die Göttinnen Plutarchs (griech. μητέρες Meteres),

2. philosophisch die Formen der Anschauung nach Kant (spätlatein. Matrices),

3. historisch die „Dinge" in Wagners Mathem. Philosophie, die er die „Mütter" nennt,

4. kabbalistisch die hebräischen Anfangsbuchstaben A M S, die Jmoth des Buches Jezirah, ebenfalls „Mütter" genannt.

Ermutigt durch die „drei mal drei Einheiten" möchte ich hier zunächst eine weitere Rubrik für die Symbole der Freimaurerei anreihen, sodann aber den vor allen unentbehrlichen „letzten Sinn" heranziehen, der ungeheure Perspektiven eröffnet, den kosmischen. Wie Goethes „Farbenlehre" die Wiedereroberung einer Welt bedeutet, die sich den Alten auf dem Wege innerer Anschauung und Erfahrung erschlossen hatte, so muß der für die feineren Strömungen des Aethers Empfindliche auch zu den Urbildern durchgedrungen sein, den „Müttern" im Sinne von Platons „Ideen", zu den Gedankenformen, und schon sind die „besten Köpfe" eines Jahrhunderts, in welchem Physik und Psychologie eine magische Vertiefung erfahren, im Begriff, ihm auf dem Gang zu den „Müttern" zu folgen. „Die Magie wird wissenschaftlich und die Wissenschaft wird magisch werden." Ueberdies sind auch Symbole Gedankenformen, und hinter der mehrfachen Bedeutung sich wie in einem

sichern Versteck verschanzend, macht es dem Meister offenbar großes Vergnügen, den Leser zu necken:

„O Mütter! Mütter! laßt nur Fausten los!“

Oder

„Ihr Mütter! Mütter! müßt's gewähren!“

Und

„Die Mütter! Mütter! 's klingt so wunderlich!“

Erst der mehrfache Sinn erschließt das Verständnis von Stellen wie „Du selbst bist schuld, daß ihrer wir bedürfen“, und „In deinem Nichts hoff' ich das All zu finden.“ Was Goethe die „Wohnung der Mütter“ nennt, ist die geistige Welt „das Drüben“, philosophisch das betr. Kapitel bei Kant, das Kapitel vom Nichts, und die „Mütter“ selber sind ein „Nichts“, so daß Homunculus kühn behaupten kann:

„Wer zu den Müttern sich gewagt,
Hat weiter nichts zu überstehen.“

Und die „Mütter“ hätten in der Tat den weltbewegenden Moment der Lösung herbeiführen helfen, wenn — das Mosaikpflaster an der „rechten Stelle“ zu Stande gekommen wäre. Doch glücklicherweise sind dem Meister Winke genug darüber entschlüpft, um es nachträglich construieren zu können. Am Grabe Fausts, und nirgends anders wird sich auch die Auferstehung vollziehen, fallen die Worte:

„Wie man's für unsre Väter that,
Vertieft ein längliches Quadrat!“

Den unerhörten lapsus eines „länglichen Quadrates“ zu begehen, konnte nur die Not den Meister zwingen, und die „Wissenden“ werden längst darin das uralte, noch heute gebräuchliche Symbol der „Sonnenarche“ erkannt haben, den „Heiligenschrein“, den „engsten Raum“, die „Arca“ ▭, womit sich abermals eine von

den ehrwürdigen „Müttern“ enthüllt. Vermutlich war ein derartiges Zeichen zu Galateas Füßen geplant; im Rahmen desselben vielleicht ein Dreieck als Sinnbild der Gottheit, des Unendlichen, des Alls, ein sogen. Gottesauge.

„Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es gibt sich selber Licht und Glanz.
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz,
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein;
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.
Und kannst du den Krystall mir nennen:
Ihm gleicht an Wert kein Edelstein;
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfing.“

Es konnte kein Zufall sein, der mir während des Schaffens das Rätsel von Schiller ins Gedächtnis rief. In Chamberlains „Kant“ fand ich das schöne Wort: „Freilich, was sollte das Auge, die Brücke, wenn nicht da drinnen im dunklen Burgsaal ein König auf Gäste wartete, ein zaubermächtiger König, der alles nach seinem Willen umformt, der die unübersehbare Mannigfaltigkeit der Natur nach menschlichem Maß übersichtlich ordnet und zugleich aus der Welt des Gesetzes und der Unempfindlichkeit die Welt der Freiheit und des Gemütes gestaltet?“ Darum:

„Im eigenen Auge schaue mit Lust,
Was Plato von Anbeginn gewußt:
Denn das ist der Natur Gehalt,
Daß außen gilt, was innen galt."

Wie ein freundlicher Engel, vom Meister gesandt, kommt uns noch ein Gedicht zu Hilfe:

„Töne Lied aus weiter Ferne,
Säusle heimlich nächster Nähe,
So der Freude, so dem Wehe!
Blinken doch auch so die Sterne.
Alles Gute wirkt geschwinder;
Alte Kinder, junge Kinder
Hören's immer gerne."

„Wahrlich ich sage euch, so ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder" — — doch hier das „Lied":

„Was dem Auge dar sich stellet,
Sicher glauben wir's zu schaun,
Was dem Ohr sich zugesellet,
Gibt uns nicht ein gleich Vertraun;
Darum deine lieben Worte
Haben oft mir wohlgethan,
Doch ein Blick am rechten Orte,
Übrig läßt er keinen Wahn."

Indes nur Kinderblick versteht den Blick des Genies. „Kinderblick ist ein Blick, in dem alles ist, Liebe und Klarheit, Vernunft und Gemüt — ein Urblick, der die zerstreuten Teile der Schöpfung wieder in Eins zusammenfaßt und ins krystallklare Enge bringt" (Lienhard). Darum:

„Blick auf! hier steht bedeutend nah
Im Mondenschein der ewige Tempel da!"

Wenn aber uralte ehrwürdige Tradition auf den „Dünen" waltet, so müssen Philemon und Baucis, die

beiden Alten, „alt schon jener Tage", um das Geheimnis wissen. Daß doch bislang Niemand zu fragen kam, welches „grausen Abenteuers Lösung" ihnen „anvertraut" war. „Das Glöckchen läutet auf der Düne." Kündet es die „höchste Zeit"? „Im Wandersinne" „pochend", „rufend" und „grüßend" nähern wir uns nun dem „Hüttchen" und, o Freude, die beiden Alten sind noch da. In Eiche und Linde verwandelt (s. Lactantius narrat. fabul. VIII), halten sie, eng aneinander geschmiegt, an heiliger Stätte die Wacht. In ihrem „Gärtchen. Am Tische" stehen wir also am „aetherischen Tische heiliger Sagen", an dem die raschlebige Gegenwart so leicht vorüber geht. Und wie das „alte Mütterchen" erzählen kann vom „Wunder", das sie miterlebt! Hat sie „mit dem Gatten" doch all die Jahre auf den „Fremdling" gewartet.

„Laß ihn rennen, ihn erschrecken,
Denn er glaubt nicht was er sieht."

Was ihn so erregen sollte, kann nichts anderes sein, als „das Erschrecklichste im engsten Raum", die „heil'ge Signatur", die er als Eingeweihter hätte entziffern können.

„Eile nur, den Tisch zu decken,
Wo's im Gärtchen munter blüht."

Ihr „Tisch" ist der „Altar", und einst blühte es dort in allen Farben. Der greise Gärtner selber hatte alles bereitet zu einem

„Frühling über's Jahr.
Das Beet schon lockert
Sich's in die Höh,
Da wanken Glöckchen
So weiß wie Schnee;
Safran entfaltet
Gewalt'ge Gluth,
Smaragden keimt es

Und keimt wie Blut,
Primeln stolziren
So naseweis,
Schalkhafte Veilchen
Versteckt mit Fleiß“ u. s. w.

Wer liebend weiterspürt, wird sogar finden, daß es „gefüllte Veilchen“ waren. Denn ganz anders sah es damals in dem grünen Winkel aus; „um Kirch' und Rasen“ wehte noch des „Heiligen“ letzter Segen, und mit froher Botschaft harrte alles auf den Einen, für den es bereitet war. Ob auch eine „Cypresse“? Denn

„Ach Cypresse, hoch zu schauen,
Mögest du dich zu mir neigen;
Habe dir was zu vertrauen
Und dann will ich ewig schweigen.“

Hier, in Galatee's Tempel, sollten auch „Neugriechische Liebe-Skolien“ lebendig werden.

„Hebe selbst die Hindernisse,
Neige dich herab, Cypresse!
Daß ich deinen Gipfel küsse
Und das Leben dran vergesse.“

Was hatte sie uns zu sagen? Doch eine Kiefer rauscht uns zu Häupten — wir sind ja im Norden, und den Weiden und Zitterpappeln des Ilmtals darf wohl eine „nordische Cypresse“ sich gesellen. Denn

„Im Vatican bedient man sich
Palmsonntags echter Palmen,
Die Cardinäle beugen sich,
Und singen alte Psalmen.
Dieselben Psalmen singt man auch
Ölzweiglein in den Händen,
Muß im Gebirg' zu diesem Brauch
Stechpalmen gar verwenden;

Zuletzt, man will ein grünes Reis,
So nimmt man Weidenzweige,
Damit der Fromme Lob und Preis
Auch im Geringsten zeige.
Und habt ihr euch das wohl gemerkt
Gönnt man euch das Bequeme,
Wenn ihr im Glauben euch bestärkt;
Das sind Mythologeme.“

Die Kiefer ist etwa 80 Jahre alt, war also noch jung und biegsam, als der „Liebende“ ihren „Gipfel küßte“. Oder war es eine andere? Denn als er im Herbst 1831 sinnend dort stand, „die letzten Erdarbeiten betrachtend“, da waren es ihrer drei, im „Winkel“ angeordnet, also so **:.**; die linke beschattet noch heute das „Gute Glück“, die rechte grünte — vermutlich — neben der „Schönsten“. Von den beiden zu früh Verwelkten durfte ich wenigstens noch die abgesägten Wurzeln berühren, die, im Wege stehend, störend empfunden und nun auch entfernt wurden, leider eben, bevor ich die „heil'ge Signatur“ erkannte, die „es“ „bekräftigen“ sollte.

Zweiundachtzig Jahre sind es jetzt, indem ich dieses niederschreibe, daß Goethe voll nur zu verständlicher Sehnsucht dem Frühling entgegen harrte, um das „Tüpfchen aufs I“ zu setzen — da machte der Tod seinem Schaffen ein Ende, und kam, trotz seines hohen Alters, dennoch zu früh. Sein Nahen soll der Weise mit den Worten begrüßt haben: „Nun kommt die Wandlung zu höheren Wandlungen.“ Und als ihm schon die Sprache nicht mehr gehorchte, so wird von Augenzeugen erzählt, habe er sich bemüht, mit dem Finger etwas auf die Bettdecke oder in die Luft zu schreiben. Quälte es ihn, daß sein Vermächtnis unentdeckt bleiben könnte, trotz der zahllosen Fingerzeige? Galten seine letzten Gedan-

ken der Holden, von der er im voraus gesagt: „Sie setzt den Fuß in das durchsichtige Helle“ — Buchstäblich dies Wort wahr zu machen, war dem „Liebenden“ nicht mehr vergönnt; er starb, bevor er dem wunderbar harmonischen Ganzen, wie eben nur ein „Meister“ es „ersinnen“ konnte, die letzten Steine eingefügt. Als er schied, da muß es wie ein schmerzlicher Riß durch die Welt gegangen sein. Verwaist war Weimar, verwaist war sein Garten, sein Häuschen, das rosenumrankte. Die Jahre rollten vorüber. Neue Sterne gingen auf und unter, und des Schemels entbehrend, schwand auch Galatee dahin, da Niemand ahnte, welch hohe Mission ihr ein Liebling der Götter vertraut. „Waldquellen, Schwäne, nackte Schönen“ — dieser sinnige Traum kann nun niemals Wirklichkeit werden. Schmerzlich blicken wir auf die leere Stelle, ach, und ahnen noch garnicht, wie viel Ursache wir haben, zu klagen. Denn bislang haben wir des Meisters Traum nur zum Teil erlauscht; kehren wir also noch einmal zum Peneios zurück:

„Wundersam! auch Schwäne kommen
Aus den Buchten hergeschwommen,
Majestätisch rein bewegt.
Ruhig schwebend, zart gesellig,
Aber stolz und selbstgefällig
Wie sich Haupt und Schnabel regt...
Einer aber scheint vor allen
Brüstend kühn sich zu gefallen,
Segelnd rasch durch alle fort;
Sein Gefieder bläht sich schwellend,
Welle selbst, auf Wogen wellend
Dringt er zu dem heiligen Ort...
Die andern schwimmen hin und wieder
Mit ruhig glänzendem Gefieder,

Bald auch in regem prächtigen Streit,
Die scheuen Mädchen abzulenken,
Daß sie an ihren Dienst nicht denken,
Nur an die eigne Sicherheit.“

Die Schwäne, die „Goethe-Faust“ im Geist auf dem Strom der Literatur daherkommen sieht, sind die Faustdeuter, — „sie schweben (leider nur) ruhig“ auf der Oberfläche; „stolz und selbstgefällig“ lassen sie sich an der äußeren Form des Werkes, so absurd sie auch ist, genügen, keinen Geheimsinn dahinter ahnend. Ihr „reger prächtiger Streit“ um die dunkeln Stellen desselben hat nur zur Folge, daß die „scheuen Mädchen“, die Allegorien, „an ihren Dienst nicht denkend“, sich noch mehr verhüllen. Einer aber naht mit Glück; ist er ein „Dichter?“ Denn „nur der Dichter kann es leisten.“ Und „Welle selbst, auf Wogen wellend“, also den Doppelsinn in den Versen erkennend und selber künstlerisch gestaltend, „dringt er zu dem heiligen Ort....“ Es kann kein andrer sein, als der im Traum Geschaute; der Traum aber hatte noch einen Schluß:

„Doch welch Getöse raschbewegter Flügel,
Welch Sausen, Plätschern wühlt im glatten Spiegel?
Die Mädchen fliehn verschüchtert; doch allein
Die Königin sie blickt gelassen drein,
Und sieht, mit stolzem weiblichem Vergnügen
Der Schwäne Fürsten ihrem Knie sich schmiegen,
Zudringlich zahm. Er scheint sich zu gewöhnen. —
Auf einmal aber steigt ein Dunst empor
Und deckt mit dichtgewebtem Flor
Die lieblichste von allen Scenen.“

Könnte ich meinen Worten doch nur einen Funken jener Stimmung einhauchen, die des Dichters Seele bewegte, als er diese Verse schrieb! Sie ahnen heißt

heute — das Angesicht verhüllen und weinen. — Ich weiß nicht, was ich an diesen „Silberwellen" mehr bewundern soll, die göttliche Schelmerei oder die tiefe Schönheit. Goethe, der bildende Künstler, er hat die alten Meister verstanden und „classisch im echten Sinn" ihre Winke benutzt:

„Um niemand zu schelten, um niemand zu preisen
Darf ich euch nur auf's Alte verweisen:
Denn das ist classisch im echten Sinn
Was ihr jetzt seid und ich jetzt bin."

Bevor der „Glückliche" sie in die Welt hinaussandte, umhüllte er seine Wahrheit liebevoll mit dem Schleier der Schönheit, den er mit Wonne und Weh ihr selber gewoben, und Niemand wagte bislang, ihn zu heben. Aber wenn das Evangelium unserer Großen sich erfüllen soll, so muß die Schönheit Wahrheit werden, und wer sie erkannt, darf nicht sein Glück „nur mit sich selbst genießen." Wenn ich daher den „dichten Flor" durchdringe, der bislang nur die reizende Griechische Göttersage von Leda und dem Schwan durchblicken ließ, wie sie uns Zug für Zug an Corregio's tiefsinniges Gemälde erinnert, so tue ich, was Goethe vom Künstler fordert, auf daß sein „Traum" sich „vollende." So erschloß sich mir der Himmel, der im „Spiegel" der Dichtung sich so verlockend malt. Wie ich voll Entzücken tauchte in des Kunstwerks geheimnisvolle Tiefen, da „entflohen die Mädchen", die Allegorien schwanden. Nur Einer war bestimmt, „gelassen" zu „verharren", da sie mehr als bloße Allegorie, da sie, ein greifbares Symbol, verkörpert in der holden Galatee, in des „Ewigen Tempels" „besonnter Laube" stand, ihren „Schwan" erwartend.

„Zweierlei Arten gibt es, die treffende Wahrheit zu sagen,
Öffentlich immer dem Volk, immer dem Fürsten geheim."

„Gleich und gleich, so ist's recht," sagt die „schöne Müllerin", und wer anders könnte auch des „Kaisers" „Folger" werden, als ein „Fürst"? Es ist der „Fürst der Schwäne", der „wandernde Fürst", für den Ceres, „die große Mutter" den „Kranz" bereit hat. Warum er nur nicht gekommen ist? Alle Pfade waren ihm geebnet, und wie auch die Zeiten sich wandelten, noch immer ists wonnig, am „Peneios" zu ruhen und „heilsamer Nymphen" Flüstern zu lauschen. Wie oft habe ich dem „Genius loci" gedankt, wenn sie auf sein Geheiß einer „Traurigen Trost", einer „Zweifelhaften Belehrung gönnten"! Und was ich dort sonst noch erlebte — ich beichtete treulich und kann nur noch sagen, im Ilmtal zu träumen und „hinzubeten in Sonn' und Mond — es lohnt."

„Nur wenn das Herz erschlossen
Dann ist die Erde schön.
Du standest so verschlossen
Und wußtest nicht zu sehn."

Siehst du ihn nun, o Leser, den „Liebenden", den Gottbegnadeten mit dem weißen Haar und dem ewig jungen Herzen, wie er kurz vor seinem letzten Geburtstage der „Liebsten" seines Lebens Opfer darreicht, wie er zu ihren Füßen kniet, flehend, daß sie seinen „Schatz" bewahre? Welch eine Stunde! —

„Die Sonne sank, und Hand in Hand verpflichtet,
Begrüßten wir den letzten Segensblick,
Und Auge sprach, ins Auge klar gerichtet:
Von Osten, hoffe nur, sie kommt zurück!
Um Mitternacht der Sterne Glanz geleitet
Im holden Traum zur Schwelle, wo sie ruht.
O sei auch mir dort auszuruhn bereitet,
Wie es auch sei, das Leben, es ist gut!"

Und nun noch einmal zum Thüringerwalde, denn weiter reichten die Kräfte nicht mehr, noch einmal hinauf zum Gickelhahn, die Enkel an der Hand. In „heiliger Morgenfrühe“ stiegen sie auf; ach, wie wenig ahnten die Kinder, was in des Großvaters Seele vorging!

„Der Einsamkeiten tiefste schauend unter meinem Fuß,
Betret' ich wohlbedächtig dieser Gipfel Saum,
Entlassend meiner Wolke Tragewerk, die mich sanft
An klaren Tagen über Land und Meer geführt.
Sie löst sich langsam, nicht zerstiebend, von mir ab.
Nach Osten strebt die Masse mit geballtem Zug,
Ihr strebt das Auge staunend in Bewundrung nach.
Sie theilt sich wandelnd, wogenhaft, veränderlich.
Doch will sich's modeln. — Ja! das Auge trügt mich nicht! —
Auf sonnbeglänzten Pfühlen herrlich hingestreckt,
Zwar riesenhaft, ein göttergleiches Fraungebild,
Ich seh's! Junonen ähnlich, Ledan, Helenen,
Wie majestätisch lieblich mir's im Auge schwankt.
Ach! schon verrückt sich's! Formlos breit und aufgethürmt,
Ruht es in Osten, fernen Eisgebirgen gleich,
Und spiegelt blendend flücht'ger Tage großen Sinn.
Nun steigt es leicht und zaudernd hoch und höher auf,
Fügt sich zusammen. — Täuscht mich ein entzückend Bild,
Als jugenderstes, längst entbehrtes höchstes Gut?
Des tiefsten Herzens frühste Schätze quellen auf,
Aurorens Liebe, leichten Schwung bezeichnet's mir,
Den schnellempfundnen, ersten, kaum verstandnen Blick,
Der, festgehalten, überglänzte jeden Schatz.
Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form,
Löst sich nicht auf, erhebt sich in den Äther hin
Und zieht das Beste meines Innern mit sich fort.“

Waldesrauschen, Gottesnähe! Jugendträume, wie mit Dämonen einst der Titane gerungen und gebetet: „Herr, mache Raum in meiner engen Brust!“ Ein Leben dann voll rastloser Arbeit, denn „Wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert werden.“ Und nun — Moses auf dem Berge Nebo! Es war „vollbracht“. „Warte nur, balde, ruhest du auch!“ — — —

„Es ist keine Kleinigkeit das, was man im zwanzigsten Jahre concipirt hat, im zweiundachtzigsten „außer sich“ darzustellen.“ „Außer sich“ sein — das ist's. Drum horcht, ihr „Guten“, was Goethe scheidend euch zurief:

„Laßt euch einen Gott begeisten,
Euch beschränket nur mein Sagen.“

„Die lieblichste von allen Scenen“, sie ist „erlebt“, erlebt in leidvoller Wonne. Das Erlebte aber wurde zum Traum gewandelt, auf daß ein Träumer vom „Glück gegrüßt“ „das starre Bild“ beseele.

Indes, daß alles sich so begebe, wie der Meister es im Geist geschaut, ist es leider, leider zu spät geworden. Sah er doch im Geist den Einen, in dem all sein Hoffen und Sehnen sich erfüllen sollte, wiederum knieend zu Füßen der Holden, um „den Schatz, das Schöne“ aus der Hand der Mutter Erde zu empfangen — —

„Auf einmal aber steigt ein Dunst empor
Und deckt mit dichtgewebtem Flor
Die lieblichste von allen Scenen.“

Leda und der Schwan! Pygmalion und Galatee! „Am Tische. Zu Drei. Im Gärtchen.“ Und die Nähe des Dritten — wer fühlte sie nicht!

„Ja ich gehe, ja ich eile,
Aber ach! mein Herz bleibt hier!“

„Wenn sich der Hals des Schwans verkürzt und mit
Menschengesichte
Sich der prophetische Gast über den Spiegel bestrebt,
Läßt den silbernen Schleier die Schöne dem Nachen entfallen,
Ziehen dem Schwimmenden gleich goldene Ströme sich
nach.“

Verzeichnis der Citate

Die Verszählung und ähnliches ist die der Weimarer Goethe-Ausgabe M. und R. = Maximen und Reflexionen. Z. X. = Zahme Xenien.

Erster Teil

Von des Meisters „Sagen“.

Zweiter Teil.

Ein Verkannter.

Dritter Teil.

„Ein Project“.

Vierter Teil.

Intermezzo.

Fünfter Teil.

„Ein Reicher“, „Ein Glücklicher“.

Sechster Teil.

Ein Traum.

